8°
Paed. Pr.
786-1
[Dodsley]

<36614795700018

<36614795700018

Bayer. Staatsbibliothek

m̄

~~Pædagog. 45.~~
~~N°. 211.~~

R

Hayman inv. et del. *Bernigeroth Sculps. 1762.*

Der Jüngling nur, der an der Weisheit Hand.
Der Tugend Tempel sucht, und ihr Gesetz verehret,
Er, er allein, thront einst im Sitz des Ruhms,
Mit reichen Lohn gekrönt, hoch über seine Freunde.
Sein Name wird Jahrbüchern anvertraut;
Und ewger Nachruhm preißt die Gröſse seiner Tugend.

Der
Lehrmeiſter
oder
ein allgemeines Syſtem der Erziehung
worinn
die erſten Grundſätze
einer feinen
Gelehrſamkeit
ſo vorgetragen werden
daß man dadurch das Genie der Jugend
am glücklichſten prüfen und ihren Unterricht
befördern kann.

In zwölf Abtheilungen.
mit nützlichen Kupfern erläutert.

I. Von dem Leſen, der Declamation und Schreibart der Briefe.
II. Von der Mathematik überhaupt, Arithmetik und Geometrie.
III. Von der Architectur, Mechanik, Erdbeſchreibung und Sternkunſt.
IV. Von der Zeitrechnung und Geſchichte.
V. Von der Rhetorik und Dichtkunſt.
VI. Von der Zeichnungskunſt.
VII. Von der Vernunftlehre.
VIII. Von der natürlichen Geſchichte.
IX. Von der Sittenlehre.
X. Vom Handel und Gewerbe.
XI. Von den Geſetzen und der Regierung.
XII. Von dem menſchlichen Leben und den Sitten.

In zween Bänden.
Aus dem Engliſchen überſetzt.
Zweyte durchgängig vermehrte Auflage.

Bayerische Staatsbibliothek München

Mit allergnädigſten Freyheiten.

Leipzig,
in der Heinſiußiſchen Buchhandlung, 1765.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigſten

Fürſten und Herrn,

HERRN

Friedrich Auguſto,

Königlichen Prinzen von Polen und Litthauen,

Herzogen zu Sachſen, Jülich, Cleve, Berg, Engern und Weſtphalen, Landgrafen in Thüringen, Markgrafen zu Meißen auch Ober- und Nieder-Lauſitz, Burggrafen zu Magdeburg, gefürſteten Grafen zu Henneberg, Grafen zu der Mark, Ravensberg, Barby und Hanau, Herrn zu Ravenſtein ꝛc. ꝛc.

Meinem gnädigſten Herrn.

Durchlauchtigſter,
Gnädigſter Fürſt und Herr,

Bey allen Bekümmerniſſen unſers Vaterlandes, kann man ſich doch nicht das Vergnügen verſagen, die glückliche Erziehung **Eur. Königl. Hoheit** zu betrachten, **Ihre** hervorſchimmernden großen Eigenſchaften zu bewundern, und ſeiner Nachwelt alle Vortheile der Regierung eines Fürſten

zu verſprechen, welcher Weisheit und Tugend lieben und ausbreiten wird.

Könnte ich wohl einen glücklichern Zeitpunkt erwarten, **Durchlauchtigſter Prinz**, um Eur. Königl. Hoheit ein Buch zu überreichen, welches ſchon in ſeiner erſten Anlage beſtimmt war, einem jungen Fürſten die Grundſätze einer edlen und ſchönen Erkenntniß einzuflößen, der einmal ſeinen Unterthanen die Geſetze ihrer Glückſeligkeit vorlegen ſollte.

Dürfte ich hoffen, daß meine Arbeit, die nur auf das einzige Verdienſt einer edlen Abſicht Anſpruch macht,

Eur.

Eur. Königl. Hoheit wenigſtens die Wiederholung gewiſſer Studien erleichtern könnte; ſo würde ich mich über den Kummer, daß ich vieleicht nicht mehr ein Zeuge Ihrer beglückten Regierung ſeyn werde, durch die ſchmeichelnde Hofnung beruhigen, im voraus für Sie, mein Prinz, für mein Vaterland, für die Welt etwas nützliches gethan zu haben.

Bey den feurigſten Wünſchen, daß die Vorſicht dem Beſten der Könige, unſerm Fürſten, endlich die vollkommenſte Ruhe, Ihrem Königl. Hauſe die dauerhafteſte Glückſeligkeit, und

Eur. Hoheit alle die Belohnungen, deren Ihr Fleiß und Ihre Tugenden würdig ſind, ſchenken wolle, verbleibe ich unaufhörlich mit der tiefſten Ehrerbietung, und mit dem lebhafteſten Verlangen, ſie durch die treueſten Dienſte zu beweiſen,

Eur. Königl. Hoheit

Meines gnädigen Fürſten und Herrn,

unterthänigſter,

Im Jahre 1762. H. E. v. T.

Vorrede
des Engliſchen Herausgebers.

Jedermann erkennt und geſtehet ſo leicht, wie wichtig die Erziehung ſey, daß es ſehr überflüßig ſeyn würde, wenn man ihre Nothwendigkeit und ihre Vortheile auf eine neue Art zu beweiſen oder zu erläutern ſuchte.

Zu einer Zeit, da man ſo viele Entwürfe zu der Erziehung gemacht, ſo viele Vorſchläge dem Publico gethan, ſo viele Schulen zu dem allgemeinen Unterrichte eröffnet, und ſo viele Vorleſungen in einzelnen Wiſſenſchaften angehört hat; zu einer Zeit, da die Menſchen mehr bemüht zu ſeyn ſcheinen, eine jede Kunſt gemeinnütziger zu machen, als ſie zu erweitern; da Perſonen von jedem Alter und Geſchlechte und Stande eingeladen werden, ſich mit denenjenigen Wiſſenſchaften bekannt zu machen, zu welchen vormals nur die den Zutritt zu haben ſchienen, die ſich der gelehrten Muße ganz gewidmet, und ihre Gemüthskräfte auf philoſophiſche Unterſuchungen gerichtet hatten; zu der Zeit, ſcheint viel-

mehr ſo oft eine Vertheidigung nöthig zu ſeyn, als man es wieder von neuem wagt, einen ſo oft betretenen Pfad noch ebener zu machen, oder Vorzüge zu empfehlen, die alle ſo eifrig ſuchen, und ſo ſorgfältig zu ſuchen angewieſen werden.

Wenn dieſes allgemeine Verlangen nicht fruchtloß ſeyn ſoll, ſo ſcheinen unſere Schulen noch ein Buch zu brauchen, welches durch ſeine Mannigfaltigkeit die Neugierde errege, durch ſeine Leichtigkeit den Fleiß aufmuntere, und durch ſeine Nutzbarkeit die Emſigkeit belohne. Man darf nur die Bücher, die der Jugend in unſerer Nation bisher vorgeleget worden, unterſuchen, ſo wird man ſehen, daß ihnen insgeſammt eine oder die andere von dieſen weſentlichen Eigenſchaften fehlet; daß ſie alle, entweder unangenehm, oder dunkel, oder mit einer Gelehrſamkeit beſchwert ſind, die ſich ſelten auf die Vorfälle des gemeinen Lebens anwenden läßt.

Alle diejenigen, welche das Amt eines Lehrers verwaltet haben, wiſſen wohl, wie viel Mühe es koſtet, junge Gemüther in den Schranken eines genauen und fortdauernden Fleißes zu erhalten, und wie geſchwind ſie lieber nach allen Seiten zu davon ausweichen, als auf dasjenige aufmerkſam ſind, was ihnen als eine beſtimmte Arbeit aufgegeben wird. Man wird leicht einräumen, daß man dieſe Neigung, wenn ſie ſich mit der Art der Erziehung nicht verträgt, zurückhalten muß. Aber, weil man ſie doch niemals ganz unterdrücken, ſondern ihr nur einigermaßen zuvorkommen kann; ſo iſt es wohl vernünftig, daß man vielmehr die Neigung zum Vortheil der Jugend zu lenken wiſſe, und immer

beſorgt

beſorgt ſey, dem Gemüthe ſolche Gegenſtände vorzulegen, bey denen es ſeine Fähigkeiten mit Nutzen beſchäftigen kann. Es iſt möglich, daß eben dieſes unermüdete Verlangen nach allem, was neu iſt, welches dem Lehrer ſo viel Unruhe verurſacht, ſehr oft ein heftiges Beſtreben des Verſtandes ſeyn kann, der vor allem zurück weicht, wozu er von Natur nicht geſchickt iſt, und nur immer forteilt, um etwas aufzuſuchen, wobey er ſich mit größrer Beruhigung verweilen könne. Denn wenn man auch nicht vorausſetzt, daß ein jeder Menſch nach ſeinem Genie zu gewiſſen Arbeiten beſonders auserſehen iſt; ſo läßt ſich doch leicht begreifen, daß, wenn man eine zahlreiche Claſſe von Knaben ohne Unterſchied zu einerley Art der Ausarbeitung, zu der Wiederholung von einerley Worten, oder zu der Erklärung von einerley Gedanken anhält, dieſe Beſchäftigung entweder von Natur, oder von ungefehr für die einen weniger nützlich ſeyn wird, als für die andern; daß die zu betrachtenden Begriffe für die Einſicht des einen zu ſchwer, und des andern zu leicht ſeyn können; daß ſie der Verſtand bey dieſem nicht erreichen wird, obgleich die andern auf ſie herab ſehen, als wenn ſie ihrer Aufmerkſamkeit unwerth wären. Jedes Genie muß während ſeinem Fortgange, durch die veſchiedenen Scenen der Schulgelehrſamkeit, ſich in einem von dieſen Umſtänden befinden; es muß entweder unter der Arbeit ermüden, oder über die Leichtigkeit des aufgegebenen Geſchäfts, allzu munter werden; und in beyden Fällen ſchweift es von der vorgezeichneten Bahn aus. Der Abgemattete ſehnt ſich nach Erquickung, und der Müſſige nach Beſchäftigung,

und

und es iſt billig, beyden in ihren Ausſchweifungen einige Nachſicht zu gönnen. Denn wer ſo viele Fähigkeiten beſitzt, daß das Geſchäfte des Tages nur eine allzu kleine Laſt für ihn iſt, der kann nach einem beſondern Vorrechte ſie durch andere Unterſuchungen noch vergrößern; und derjenige, der ſich durch die angegebene Arbeit, die er vielleicht mit allen ſeinen Bemühungen nicht vollenden kann, zu ſehr ermüdet fühlt, verdient ohne Zweifel Entſchuldigung, wenn er ſich vielmehr den leichtern Studien widmet, und dasjenige, was er nicht erreichen kann, für jenes zu verlaſſen ſtrebt, was er von Natur geſchickt iſt, mit glücklichem Erfolge zu ſuchen.

Damit alſo dieſe umherſchweifende Neugierde nicht unbefriediget bleibe, ſo muß man nothwendig auf ihrem Wege ihr ſolche Reitzungen geben, wodurch ſie von einer unnützen und gränzenloſen Zerſtreuung zurück gehalten werde; wodurch man ſie in Ordnung bringe, ohne ihr Gewalt anzuthun, und ſie leiten könne, ohne ſie zu zwingen; ſolche Reitzungen, die jeder Neigung gefallen, und für jede Fähigkeit der Seele ſich ſchicken; die den Geiſt mit den Arbeiten des Verſtandes beſchäftigen, und das ſchwächere Genie ſo gewinnen mögen, daß man es mit einer leichten Wiſſenſchaft verſorgt, und der Kleinmüthigkeit zuvorkömmt, wovon es ſehr bald eingenommen wird, wenn es nichts als eine Folge von Schwierigkeiten, und die eine Arbeit nur aufhören ſieht, damit ihm eine andere auferlegt werde.

Ein Buch von der Art, das ſeiner Beſtimmung nach, nach allen Neigungen eingerichtet und zu einer

Un=

Unterhaltung für Gemüther von verſchiedenen Fähigkeiten, dienen ſoll, muß nothwendig auch Abhandlungen von verſchiedenen Materien enthalten. Da es für die Schulen, obgleich für die höhern Claſſen, beſtimmt iſt, ſo wird es ſich überhaupt nur auf ſolche Theile der Wiſſenſchaften erſtrecken, welche junge Gemüther verſtehen können, und weil es für Leſer aufgeſetzt iſt, die noch unerfahren im gemeinen Leben, und ungeſchickt ſind, die nützlichſten Theile einer Wiſſenſchaft, von den prahleriſchen und nicht nothwendigen Theilen, zu unterſcheiden; ſo wird erfordert, daß man eine genaue Wahl dabey treffe, und nirgend etwas unnützes, bloß um der Annehmlichkeit willen, darein bringe, aber auch keine von den Künſten, die Gemüther zu reitzen, vernachläßige, wodurch die Aufmerkſamkeit auf die wichtigern Wiſſenſchaften gerichtet werden kann.

Aus dieſen Betrachtungen iſt das Buch entſtanden, welches man hier dem Publico vorlegt, und welches mehr als irgend eines, das bisher in unſern Pflanzſtätten der Wiſſenſchaften aufgenommen worden, nach jener großen Abſicht zu vergnügen, indem man unterrichtet, entworfen ſeyn muß. Es iſt wahr, es fehlt in der Welt nicht an Lehrbüchern der Wiſſenſchaften; aber viele ſind zu einer Zeit geſchrieben, da die Weltweisheit noch unvollkommen war, wie das Werk des G. Valla. Viele enthalten nur bloße Lehrgebäude oder Synoptiſche Tafeln, wie die vom Stierius; und noch andere ſind zu weitläuftig und in ganzen Bänden, wie die vom Alſted. Ja, ſie ſind, was man vornehmlich darwider einwenden muß, überhaupt in einer Spra-

che geſchrieben, die für Knaben weit mehr Schwierigkeiten hat, als die Materie ſelbſt; und gewiß, es iſt nur eine allzu beſchwerliche Arbeit, wenn man gezwungen wird, eine neue Wiſſenſchaft in einer unbekannten Sprache zu lernen. Es iſt im Studiren, wie im gemeinen Leben, nur allzu gefährlich, mehr als eine Sache zu einer Zeit zu thun; und man muß das Gemüth nicht mit unnöthigen Hinderniſſen ermüden, wenn es ſich auf einem Wege befindet, der an ſich ſo unvermeidlich rauh iſt, daß es nur gar zu oft darüber in Verzweiflung geräth.

Doch wenn man keinen andern Einwurf wider eine von dieſen Schriften, die ſchon davon vorhanden ſind, als in Abſicht auf die Sprache machen könnte; ſo hätte man den Schulen mit wenig Koſten, durch eine Ueberſetzung, zu Hülfe kommen können. Aber alle dieſe Schriften waren entweder ſo mangelhaft oder ſo überhäuft, oder ſo voll Irrthümer, daß ſie mehr Schaden als Nutzen verſchaffen konnten. Man mußte ſich alſo nothwendig umſehen, ob man nicht über jede einzelne Wiſſenſchaft ein Buch, das zum Gebrauche der Schüler geſchrieben wäre, finden, daſſelbe zu unſerm Vorhaben anwenden, und eine Sammlung aus verſchiedenen Schriftſtellern machen könnte, ohne neue Lehrgebäude ſchreiben zu dürfen. Man war in dieſer Nachforſchung nicht ganz unglücklich. Man fand zween Schriftſteller, deren Werke mit wenig Veränderungen eingerücket werden konnten. Aber der gegenwärtige Plan iſt ſo ſehr von allen andern unterſchieden, der Zuſtand von verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit iſt ſo ſehr verändert, oder ſie ſind bisher

mit ſo wenig Erfolg bearbeitet worden, daß wir keine von den andern Materien auf ſo eine Art ausgearbeitet fanden, wie wir es hier erforderten; und deswegen hat man weder Sorgfalt noch Koſten geſparet, um neue Nachrichten zu erlangen, und dieſem Buche das Verdienſt eines Originals zu verſchaffen.

Die Gelehrten mögen nunmehr beſtimmen, mit welcher Klugheit man dieſen Entwurf gemacht, und mit welcher Klugheit man ihn ausgeführet habe. Doch wir müſſen, ehe noch das Urtheil geſprochen wird, die Abſicht, die wir gehabt haben, ausführlicher erklären, damit man uns nicht wegen Auslaſſung derjenigen Materien tadeln möge, die eigentlich in unſerm Plane nicht begriffen worden. Wir müſſen diejenigen genauer anzeigen, deren Unterricht wir dieſe Abhandlungen ſchuldig ſind, damit wir den Vorwurf des Stolzes und der Vermeſſenheit ablehnen mögen. Wir müſſen die Urſachen beſtimmen, nach denen wir unſre Wahl bey den verſchiedenen Materien getroffen haben, und umſtändlicher erklären, wie man jeden beſondern Abſchnitt in dieſem Buche brauchen ſoll.

Schon die Ueberſchrift hat gezeigt, daß dieſes Buch beſonders zu dem Gebrauche der Schulen beſtimmt iſt. Die Verfaſſer haben ſich alſo angelegen ſeyn laſſen, jede Wiſſenſchaft, die ſie abgehandelt, auf die leichteſte Weiſe zu erklären. Denn das Gemüth, das nur an die bekannteſten Redensarten, und an unbeſtimmte Begriffe gewöhnt iſt, bequemt ſich nicht ſo leicht zu den Schlußregeln der Schule; und es faßt die genauen Eintheilungen einer ſcharfſinni-

gen Weltweisheit nicht auf einmal. Man kann es füglich mit den Geheimniſſen der ſpeculativen Wiſſenſchaften durch ſo eine Einleitung, wie dieſe iſt, bekannt machen, weil man in derſelben die groben Begriffe des gemeinen Haufens vermieden hat, ohne die ſtrengſte Metaphyſiſche Genauigkeit zu beobachten. Man hat angemerkt, daß in dem Lauffe der Natur, keine Veränderung augenblicklich entſteht; ſondern alle ihre Verwandlungen geſchehen gradweiſe und langſam. Die Bewegungen des Verſtandes gehen auf eine eben ſo unmerkbare Weiſe fort, und deswegen muß man auch bey dem Uebergange von einer gelehrten Bemühung zu der andern, die gehörigen Stuffen beobachten. Allein man muß von den Verfaſſern dieſes Buchs nicht verlangen, daß ſie mehr als nur die Dämmrung der menſchlichen Erkenntniß hätten zeigen, oder in dem Gemüthe des Schülers, eine wichtigere Schönheit als nur die Blüthen der Wiſſenſchaft hervorbringen wollen, die durch eine noch ſtärkere Unterweiſung bis zum Früchten empor reifen müſſen.

Deswegen darf man nicht erwarten, daß man in den folgenden Blättern einen vollkommenen Inbegriff der Wiſſenſchaften finden werde, oder daß man einen von denen Schriftſtellern, die man itzt mit Recht hochſchätzt, verwerfen ſollte, um demjenigen Platz zu machen, was wir hier vorbringen wollen. Unſere Abſicht war, durch dieſe Grundſätze das Gemüth nicht mit Zierrathen zu ſchmücken, ſondern nur für die Blöße zu verwahren; nicht mit Ueberfluß zu bereichern, ſondern mit den Nothwendigkeiten zu verſorgen.

Unſre

Unſre Unterſuchung gieng alſo nicht dahin, welche Grade von Erkenntniß am meiſten unſere Wünſche verdienen, ſondern welche von ihnen in den meiſten Scenen des Lebens unentbehrlich erfordert werden; und wir beſtimmten unſere Wahl nicht nach dem Glanze der verſchiedenen Theile der Litteratur, ſondern nach dem Umfange ihres Nutzens, und nach dem Schaden, der aus der Vernachläßigung derſelben ohnfehlbar entſtehen muß.

I. Wie viel dieſe Betrachtung bey uns gegolten habe, dieß wird man in dem erſten Abſchnitte bemerken, welcher dem beſcheidenen Vorhaben gewidmet iſt, das **Leſen**, die **Declamation** und die **Schreibart der Briefe** zu lehren; ein Verſuch, der wenig glänzendes hat, auf den niemand erröthen darf einige Zeit verwendet zu haben, wenn er die Ehre nach dem Nutzen ſchätzen will. Denn die Wichtigkeit dieſer Grundſätze erſtreckt ſich, auch bey aller Vernachläßigung, dennoch ſo weit, als Menſchen gefunden werden, die einander ihre Gedanken mittheilen. Sie ſind für den Hohen, wie für den Niedrigen von gleicher Brauchbarkeit; ſie können oft dienen, die Unwiſſenheit weniger unangenehm zu machen; und muß man nicht bemerken, daß ſie ſehr oft zu der Verſchönerung der Gelehrſamkeit noch fehlen?

Damit wir den eigentlichen Gebrauch dieſes Abſchnitts zeigen, welche in der mannichfaltigen Ausführung von Beyſpielen aus dieſen verſchiedenen Gattungen der Schreibart beſtehet, die eine gleichmäßige verſchiedene Ausſprache erfordern; ſo müſſen wir hier dem Schüler ſagen, daß es überhaupt drey

Gattungen der Schreibart giebt, deren jede ihre beſondere Art der Ausſprache erfordert: die Vertrauliche, die Feyerliche, und die Erhabene Schreibart. Daß bey der Vertraulichen, der, welcher lieſt, gleichſam nur mit einem Blatte in der Hand ſpricht, und ſich alle die kleinen Freyheiten der Stimme erlauben darf, mit denen er die gemeinſten Artikel aus einem Zeitungsblatte, oder einem flüchtigen Brief, der Nachrichten und Angelegenheiten enthält, leſen würde. Die feyerliche Schreibart, ſo wie ſie in einer ernſthaften Erzählung iſt, erfordert eine einförmige Fertigkeit der Stimme, die immer gleich, rein und ſanft ſeyn muß. Bey der erhabenen Schreibart, worinn eine feurige Rede abgefaßt iſt, muß die Stimme vom Verſtande geleitet, mit den Leidenſchaften ſich verändern und ſteigen. Man kann unter dieſe Vorſchriften, welche nur die allgemeinſten ſind, noch eine Menge von Anmerkungen bringen, die für jeden Schüler insbeſondere eingerichtet ſeyn müſſen. Denn obgleich ſehr wenige gut leſen; ſo fehlt doch ein jeder, wie man ſieht, auf eine verſchiedene Art. Aber Eine Anmerkung muß man nie vergeſſen: warnet ja jeden Schüler für die Gefahr, die Stimme eines andern nachzuahmen. Man hat dieſen Verſuch ſchon oft wiederholt, und allezeit iſt er vergebens geweſen.

Die Wichtigkeit der Kunſt, Briefe geſchickt zu ſchreiben, verdient mit Recht, ſorgfältig betrachtet zu werden; weil ein jeder außer der Fähigkeit, in ſeinem Umgange zu gefallen, noch diejenige zu beſitzen wünſcht, auch entfernt ſich angenehm zu machen. Dieſe große Kunſt ſollte um ſo vielmehr mit Sorgfalt

falt gelehret werden, je weniger Beyſpiele man von ſolchen Briefen findet, die den meiſten Nutzen verſchaffen, und wodurch die allgemeinen Angelegenheiten des Lebens abgehandelt werden. Es ſcheint ein allgemeiner Fehler bey denen zu ſeyn, die dieſen Theil der Erziehung übernehmen, daß ſie ihren Schülern zu ihrer Uebung, ſolche Gelegenheiten vorſchlagen, welche ſelten vorkommen, als z. B. Glückwünſchungen und Condolenzen. Hingegen vernachläßigen ſie diejenigen, ohne welche das Leben nicht beſtehen kann. Man kann vielleicht viele Jahre leben, ohne ſich genöthiget zu ſehen, **Lobreden** zu ſchreiben, oder zu einer Verbindung Glück zu wünſchen; aber ein jeder hat ſehr oft Gelegenheit, einen Vergleich zu ſchließen, oder eine Schuld einzufordern, oder eine Erzählung von gewiſſen kleinen Vorfällen aus dem gemeinen Leben, zu machen. Deswegen ſollte man junge Leute lehren, über dieſe Materie richtig zu denken, und deutlich, fein, und kurz zu ſchreiben, damit ſie nicht aus der Schule in die Welt ohne einige Bekanntſchaft mit den gemeinſten Geſchäften kommen, und als müßige Zuſchauer der Menſchen, erwarten mögen, bis etwan ein wichtiger Zufall ihnen Gelegenheit gebe, ihre Rhetoric auszuüben.

II. Die zweyte Stelle iſt der **Geometrie** eingeräumt; über deren Brauchbarkeit wir uns wohl nicht zu einer Zeit ausbreiten dürfen, da die Mathematiſchen Wiſſenſchaften die Aufmerkſamkeit aller Gattungen von Menſchen ſo ſehr an ſich gezogen haben. Dieſe Abhandlung iſt eine von denen, die wir entlehnt haben. Sie iſt aus dem Werke des Herrn Le

Clerc überſetzt, und nicht weiter als zu dem erſten Unterrichte beſtimmt. Wenn man die erſten Grundſätze der Meßkunſt vorträgt, ſo muß man mit langſamen Schritten fortgehen, damit der Schüler jeden Satz vollkommen verſtehen möge, ehe man einen andern anfängt. In dieſer Abſicht iſt es nicht genug, daß der Schüler, wenn man eine Frage an ihn, nach den Worten des Buchs, gethan hat, auch wieder, nach den Worten des Buchs, die gehörige Antwort geben könne; denn dieß kann vielleicht nur eine Wirkung des Gedächtniſſes und nicht des Verſtandes ſeyn. Man muß vielmehr allzeit die Worte der Frage verändern, den Satz von verſchiedenen Seiten betrachten, und von dem Schüler fordern, daß er uns eine Erklärung nach ſeiner eigenen Art ſich auszudrücken gebe; doch ſo, daß man ihn unterrichtet, wenn er nicht die eigentlichen Wörter brauchet. Durch dieſe Lehrart, wird der Schüler behutſam und aufmerkſam werden; und der Lehrer wird mit Gewisheit erfahren, in wie fern der Schüler weit gekommen ſey. Doch, ſo gegründet auch dieſe Vorſchrift überhaupt iſt; ſo muß ich doch den Rath des **Pardie** hier empfehlen, daß man, wenn der Schüler eine gewiſſe Stelle nicht verſtehen kann, ſie alsdann ſo lange bey Seite ſetze, bis er aus der darauf folgenden Betrachtung ein neues Licht erlanget.

Wenn der Schüler dieſes Lehrbuch vollkommen verſteht, ſo kann er weiter gehen, und den **Tacquet**, hernach den **Euklides** ſelbſt, und dann die neuern Verbeſſerer der Meßkunſt, einen **Barrow**, **Keil**, **Iſaac Newton** und **Wolf** leſen.

III. Man

III. Man wird nicht in Zweifel ziehen, wie nothwendig es ſey, mit der Erdbeſchreibung und Sternkunde einigermaßen bekannt zu ſeyn. Hat der Schüler durch ſeine Geburt den Vorzug eines großen Vermögens erlangt; ſo iſt kein Theil der Gelehrſamkeit für ihn nothwendiger, als die Kenntniß von der Lage der Nationen, von welcher insgemein ihr Intereſſe abhängt. Iſt er zu einem gelehrten Amte beſtimmt, ſo iſt er faſt unumgänglich verbunden, ſeinen Fleiß und einen Theil ſeiner Zeit auf dieſe Wiſſenſchaft zu wenden; weil kein anderer Theil der Litteratur, ohne ſie, vollkommen verſtanden werden kann. Soll er ſich den Künſten der Handlung, oder des Landbaues widmen, ſo wird ihm eine allgemeine Bekanntſchaft mit dieſen Wiſſenſchaften außerordentlich nützlich ſeyn. Kurz, keine Wiſſenſchaft zeigt ſolche Scenen, die weitläuftiger, wunderbarer und reitzender wären; und deswegen kann man dem Gemüthe keine Begriffe beybringen, die mehr zu ſeiner künftigen Ergötzung dienen könnten.

Man wird, wenn man in dieſen Wiſſenſchaften weiter gehen will, eben den ſtuffenweiſen Fortgang und dieſelbe Behutſamkeit, wie bey der Meßkunſt, beobachten müſſen. Es iſt auch allzeit nützlich, wenn man, um eine Wiſſenſchaft, die von allem Schmuck entblößt iſt, zu verſchönern, ſolche Anmerkungen und Erzählungen einſtreut, die das Gemüth vergnügen und die Neugierde erwecken können. So wird man füglich bey Erklärung der Beſchaffenheit der Länder unter dem Pol, die kleine Geſchichte von den Engländern vorleſen können, die einen Winter

in Grönland zugebracht haben. Dadurch werden junge Gemüther neugierig genug werden, die Urſache einer ſolchen Länge der Nacht, und Heftigkeit der Kälte zu wiſſen; und ſo kann man viele Kunſtgriffe anwenden, damit alle Theile ihrer Studien, für ſie reitzend und wichtig werden mögen; und man wird ihre Leidenſchaften erregen, um ſie zu ihren Unterſuchungen zu ermuntern. Wenn ſie dieſe Abhandlung geleſen haben, ſo kann man ihnen die Erdbeſchreibung des **Varenius**, und die Sternkunſt des **Gregorius** mit Nutzen empfehlen.

IV. Die Erlernung der **Zeitrechnung** und **Geſchichte**, ſcheint eine der natürlichſten Vergnügungen für die menſchliche Seele zu ſeyn. Man kann nicht leicht leben, ohne zu unterſuchen, durch welche Mittel alles in denjenigen Zuſtand gebracht worden, worinn wir es itzt erblicken, oder ohne bey ſich ein gewiſſes Verlangen zu fühlen, von denen Geſchlechtern der Menſchen, die vor uns die Welt beſeſſen haben, unterrichtet zu ſeyn, ob ſie beſſer oder ſchlimmer als wir geweſen, oder ob durch ihre Entwürfe, Gewohnheiten und Einrichtungen, einiger Vortheil oder Schaden bis auf uns gebracht worden. Dieß ſind Unterſuchungen, denen die **Geſchichte** allein Genüge leiſten kann. Aber die **Geſchichte** kann allein durch einige Kenntniß der **Zeitrechnung** verſtändlich gemacht werden, dieſer Wiſſenſchaft, wodurch die Begebenheiten in **ihre** Ordnung gebracht und die Zeitpuncte der Berechnung feſtgeſetzt werden; und die alſo dem Gedächtniſſe durch die Methode zu ſtatten kömmt, und die Beurtheilungskraft dadurch aufklärt, daß ſie ihr zeigt, wie eine

 große

große Begebenheit von der andern abgehangen habe. Deswegen ſollte man den Schüler fleißig daran erinnern, daß wenn er ſich nicht den Begriff von derjenigen Zeit, in welcher jeder große Mann gelebt hat, oder jede Begebenheit geſchehen iſt, zugleich mit einem Theile von der Geſchichte der übrigen Zeitverwandten in der Welt, tief ins Gedächtniß einprägt, er ſein Leben mit unnützem Leſen verſchwenden, und ſein Gemüth durch eine Menge unzuſammenhangender Begebenheiten verwirren werde. Sein Gedächtniß wird durch entfernte Begebenheiten, die einander gleichen, in Unordnung gerathen, und ſeine Gedanken werden, wie die Träume bey dem Fieber, geſchäftig und unruhig, aber verwirrt und undeutlich ſeyn.

Die Theorie der Zeitrechnung, oder die Kunſt die Zeit zu berechnen und zu ordnen, iſt nicht ſchlechterdings nothwendig, ſo wie ſie ſehr ſchwer iſt. Aber doch ſollte ſie vorgetragen werden, in ſo weit man ſie, ohne Verluſt derjenigen Stunden, erlernen kann, die zu der Erlangung ſolcher Kenntniſſe erfordert werden, die uns näher angehen. Der Schüler kann mit dieſer Abhandlung, des **Le Clercs Lehrbuch der Geſchichte** verbinden, und hernach ſich zu dem hiſtoriſchen Theil der **Zeitrechnung**, des **Helvicus** und **Iſaacſons** Tafeln anſchaffen. Will er die Theorie derſelben erlernen, ſo kann er zuerſt, **Holders Berechnung der Zeit**, **Hearne** *Ductor Hiſtoricus*, **Strauchens Werk**, den erſten Theil von **Petavs** *Rationarium Temporis*, und endlich **Scaligern** *de Emendatione Temporum*, leſen. Zum Unterricht in der Methode ſeiner hiſtoriſchen

Studien kann er Hearne *Ductor Hiſtoricus*, Whea=
rens Vorleſungen, Rawlinſons Anweiſungen
zu der Erlernung der Geſchichte; und zu der
Kirchen=Geſchichte, den Cave und Dupin; Ba=
ronius und Fleury nachſchlagen.

V. Die Rhetorik und Dichtkunſt unterhalten das Gemüth, mit den erhabenſten Vergnügungen des Verſtandes, und in den Händen der Tugend ſind ſie außerordentlich geſchickt, uns edle Empfindungen einzuflößen und glänzende Beyſpiele zu empfehlen. Bey der Ausübung dieſer großen Künſte, iſt die Gabe der Natur um ſo viel ſtärker, als die Wirkung der Erziehung, daß man hier nichts weiter thun darf, als dem Gemüthe gewiſſe allgemeine geſammelte Anmerkungen bekannt machen, worunter insgemein die ſchönen Stellen der beſten Scribenten können gebracht werden. Wenn der Lehrer hiervon Gebrauch machen will; ſo iſt es nicht genug, daß er ſich auf die Beyſpiele, die er vor ſich hat, einſchränket. Auf dieſe Art, würde er ſeine Schüler niemals in Stand ſetzen, die gehörige Anwendungen von den Regeln zu machen. Er muß vielmehr, wenn er ihnen die Bedeutung jeder Figur begreiflich gemacht hat, von ihnen verlangen, daß ſie die Beyſpiele dazu, nach ihren eigenen Bemerkungen aufſuchen ſollen. Wenn er ihnen das Gedicht, oder bey größern Werken, das Buch, oder den Geſang, worinn man ein Beyſpiel finden kann, angezeigt hat, ſo muß er ſich ſelbſt, die einzelne Stelle, mit Hülfe derjenigen Regeln aufſuchen laſſen, die ſie kurz vorher erlernt hatten.

Wenn ſie in dieſen Studien noch weiter gehen wollen, ſo können ſie den **Quintilian** und des **Voſſius Rhetorik** leſen. Die Dichtkunſt werden ſie am beſten vom **Batteux** und **Bouhours** im Franzöſiſchen, nebſt den **Verſuchen** und **Vorreden** des **Dryden**, den Critiſchen Stücken des **Addiſon**, und vom **Spence** über **Popens Odyßee**, wie auch aus **Trapps Vorleſungen über die Dichtkunſt**, erlernen können. Aber eine genauere und mehr philoſophiſche Erörterung erwarten wir noch in einem Commentar über des **Ariſtoteles Dichtkunſt**, womit man die **Litteratur** unſerer Nation eheſtens bereichern wird.

VI. Es iſt nicht nöthig, einige Anleitung in Abſicht auf die Ausübung der **Zeichnungskunſt** zu geben, weil dieſer Abſchnitt nur beſtimmt iſt, die eigentliche Methode zu lehren, wie man die dabey angehängten Figuren nachahmen ſoll. Man wird aber den Schülern, um ſie zum Fleiß zu ermuntern, die Brauchbarkeit dieſer Kunſt aus andern Büchern zeigen, und ſie lehren müſſen, wie ſehr dieſelbe dem Verſtande zu Hülfe kommt, und das Gedächtniß erleichtert. Sollten ſie einmal genöthiget ſeyn, Beſchreibungen von Inſtrumenten, Werkzeugen, oder einigen zuſammengeſetzten Stücken eines Handwerks, aufzuſetzen; ſo werden ſie die Nothwendigkeit eines ſolchen Hülfsmittels noch deutlicher einſehen, wodurch die Mängel der Sprache ſo glücklich erſetzt, und das Auge geſchickt gemacht wird, das zu faſſen, was man auf keine andere Art dem Verſtande beybringen kann. Wenn ſie unſere Abhandlung geleſen, und ſich nach dieſen Figuren geübt haben; ſo kön-

nen ſie ihre Theorie durch Jeſnit's Perſpective, und ihre Arbeiten mit der Hand durch andere Figuren, die man leicht bekommen kann, noch vollkommner machen.

VII. Die Logic, oder die Kunſt, Begriffe zu ordnen und zu verbinden, und Schlüſſe zu machen und zu unterſuchen, wird überall für eine Geſchicklichkeit erkannt, die der höchſten Nacheiferung desjenigen Weſens vollkommen würdig iſt, deſſen erhabenſter Ruhm darinn beſteht, mit Vernunft begabt zu ſeyn. Aber dieß iſt nur ungewiß, ob dieſe Nacheiferung ſchon völlig befriediget ſey, und ob das Vermögen Schlüſſe zu machen, durch eines von den Lehrgebäuden der Kunſt oder durch die methodiſchen Einleitungen ſehr verbeſſert worden. Die Logic, die ſich ſeit ſo vielen Jahren im Beſitze der Schulen erhalten hatte, iſt endlich als eine bloße Kunſt zu ſtreiten, verworfen worden, die uns in der Erforſchung der Wahrheit wenig Nutzen ſchaffe; und neuere Scribenten haben ſich begnügt, von den Wirkungen der Seele Nachricht zu geben, die verſchiedenen Stufen anzuzeigen, zu denen ſie ſich erhebt, und einige allgemeine Regeln zu ihrer Richtung vorzuſchreiben. Man iſt hier der Methode dieſer Scribenten gefolgt, aber nicht mit dem Zwange, nur dem einen ſclaviſch nachzugehen, ſondern mit der Bemühung, bey allen Verbeſſerungen anzubringen. So mühſam auch dieſe Arbeit geweſen, ſo wird ſie doch vergebens ſeyn, wenn die Anmerkung wahr iſt, die man ſehr oft macht, daß die Logiker aus der Schule, nicht vernünftiger urtheilen, als diejenigen, denen die Einſichten mangeln, welche je-

ne von ihrer Wiſſenſchaft erhalten ſollen. Es iſt nicht zu läugnen, daß auch die Logiker bisweilen von ihren Leidenſchaften können hingeriſſen, und von ihren Vorurtheilen verblendet werden, ja daß ein Menſch unverſtändig urtheilen kann, ſo wie er unverſtändig handelt, nicht, weil er nicht weiß, was recht iſt, ſondern weil er nicht darauf Achtung giebt. Allein es iſt eben ſo wenig der Fehler ſeiner Kunſt, die ihn nicht leitet, wenn er ihr ſeine Aufmerkſamkeit entzieht, als es der Mangel ſeines Geſichts verurſacht, daß er ſeinen Weg verfehlt, wenn er ſeine Augen zuſchließt. Wider dieſe Urſache unſerer Irrthümer kann man den Schüler nicht beſſer verwahren, als wenn man ihn an den Werth der Tugend und an die Nothwendigkeit, die Leidenſchaften zu bezwingen, fleißig erinnert. Aber die Logic kann auch um deswillen ihre Kraft bey gemeinen Gelegenheiten nicht zeigen, weil wir ſie nicht ſo oft und auf bekannte Dinge ſo angewendet haben, daß das Gemüth durch ihre Grundſätze unvermerkt geleitet werde, wie die Finger eines Muſikers durch ſeine Kenntniß der Töne. Dieſe Fertigkeit, ſeinen Geiſt zu ſammlen, kann allein durch einen öftern Eindruck erlangt werden; und deswegen wird es nöthig ſeyn, daß der Lehrer, ſobald der Schüler die Logic gefaßt hat, öfters Gelegenheit nehme, in dem ungezwungenſten und vertrauteſten Umgange zu bemerken, wenn die Regeln der Logic beobachtet, oder übertreten worden, und hernach keinen Schriftſteller leſe, ohne von ſeinem Schüler zu fordern, daß er jedes merkwürdige Beyſpiel der Beobachtung oder

Ueber-

Uebertretung der Geſetze zu ſchließen, anmerken ſolle.

Wenn man dieſes Lehrgebäude genug ſtudirt hat, ſo wird man, wenn es nöthig iſt, in der Erlernung der Methode weiter zu gehen, den **Crouſatz, Watts, le Clerc, Wolf,** und **Locke** Verſuch vom menſchlichen Verſtande, empfehlen müſſen. Glaubt man, daß es nothwendig ſey, noch die Logic der Peripatetiker hinzuzuſetzen, welche vielleicht ohne eine aufrichtige Prüfung verworfen worden, ſo wird man ſich zum **Sanderſon, Wallis, Crackanthorp** und **Ariſtoteles** wenden müſſen.

VIII. Die vornehmſte Abſicht des kleinen Verſuchs einer **Natürlichen** Geſchichte, den wir in dieſer Sammlung eingerückt haben, iſt die, daß wir die Neugierde nach den Werken Gottes erwecken mögen. Doch wird er hinlänglich ſeyn, das Gemüth in Bewegung zu ſetzen und einigermaßen ſeine Schritte zu leiten. Aber ein Lehrer, der ein Weltweiſer iſt, wird den Nutzen deſſelben leicht vollkommen machen können, da er jeden Tag tauſend Gelegenheiten finden wird, die Aufmerkſamkeit ſeiner Schüler auf die Betrachtung der Gegenſtände zu richten, die ſie umgeben, und die wundervolle Kunſt, mit welcher jeder Theil der Welt gebildet iſt, und die Vorſicht ihnen zu entdecken, die das Reich der Pflanzen und Thiere beherrſchet. Er kann ihnen, den Gottesfürchtigen Weltweiſen, **Ray, Derhams Phyſico-Theologie,** nebſt dem **Schauplatze der Natur** vorlegen, und ihnen bey Zeiten, den **Rondoletius** und **Aldrovandus** zum Leſen empfehlen.

IX.

IX. Doch ſo ſehr auch die Vernunft, durch die Logic eine größere Stärke empfängt, oder die Begriffe der Seele durch das Studium der Natur erweitert werden, ſo darf der Menſch doch nicht ſo lange ſich bey denſelben verweilen, daß er ſich ſelbſt zu ſtudiren unterlaſſe, und die Kenntniß desjenigen Ranges, den er in der Reihe der Weſen behauptet, oder ſeiner verſchiedenen Verbindungen mit den unzählbaren Mengen vernachläßige, die ihn umgeben, und mit denen ſein Schöpfer, zu der Erlangung und Mittheilung der Glückſeligkeit, ihn hat verbinden wollen. Dieſe Betrachtung dieſer Verbindungen iſt für ihn außerordentlich wichtig; weil daher diejenigen Pflichten entſtehen, die er nicht verabſäumen kann. Die **Ethik** oder **Sittenlehre** iſt deswegen eins von denjenigen Studien, die wir bey dem erſten Schimmer vom Verſtande anfangen, und nicht eher als mit dem Leben ſelbſt, beſchließen ſollten. Die andern Kenntniſſe, die wir erlangen, ſind nur zeitliche Reichthümer, wenn ſie nicht unſere Einſichten aufklären, und die Ausübung der Sittlichkeit und Frömmigkeit befördern helfen, die ihren Einfluß jenſeits des Grabes erſtrecken, und unſere Glückſeligkeit durch eine unendliche Fortdauer vergrößern.

Dieſe große Wiſſenſchaft muß deswegen, mit aller der Sorgfalt, und demjenigen Fleiße vorgetragen werden, den ihre Wichtigkeit in vernünftigen Gemüthern erwecken muß; und dieſe Abſicht zu erreichen, laſſen ſich immer gute Gelegenheiten finden. So wie man die Wichtigkeit der Logic dadurch zeigt, daß man mit ihrer Hülfe falſche Schlüſſe ent-

deckt,

deckt; ſo kann man die Vortreflichkeit der Sittenlehre darthun, wenn man beweißt, wie häßlich, wie ſtrafbar und unglücklich alle Abweichungen von derſelben ſind. Doch man muß nicht vergeſſen, daß die bloßen Geſetze der Sittenlehre nicht die Macht haben, die Menſchen zu zwingen; und daß, ſo ſehr ſie auch durch die Ueberzeugung ihrer Vortreflichkeit, dem Weltweiſen im Verborgnen gefallen, wenn die ungereizten Leidenſchaften ſchweigen, und die Begierden von ihren Gegenſtänden getrennt ſind; ſie doch nur wenig Widerſtand wider die Hitze der Begierden oder die Heftigkeit der Wuth, mitten unter den Freuden, und dem Geräuſche der Welt, leiſten könne. Wenn man der Macht der Verſuchungen widerſtreben will, ſo muß man die Hoffnung, durch die Ausſicht auf die Belohnungen, und die Furcht, durch die Erwartung der Strafen erregen. Die Tugend wird zwar ihre Lobſprüche von der Sittenlehre, aber ihr Anſehen von der Religion erhalten.

Wenn man alſo die Verbindlichkeiten aus der Moral lehren will, ſo laſſet uns doch nie die Vorſchriften des Chriſtenthums vergeſſen. Dadurch wird man zeigen, daß ſie allen andern Geſetzen, Stärke und Schönheit ertheilen; daß die Religion die Stimme der Vernunft, und die Sittenlehre der Wille Gottes ſey. Zu dieſem Abſchnitte muß man den **Cicero von den Pflichten**, den **Grotius**, **Puffendorf**, **Cumberlands Geſetze der Natur**, und die vortreflichen **Verſuche** über die **Moral** und **Religion**, vom **Addiſon**, empfehlen.

X. Bis

X. Bis hieher haben wir unſer Werk zum Nutzen der Schüler, nur in ſo fern ſie Menſchen ſind, beſtimmt. Aber man fand für nöthig, noch etwas hinzuzufügen, das beſonders für dasjenige Land gehörte, für welches dies Werk geſchrieben iſt; und deswegen haben wir eine Abhandlung über die **Handlung** und das **Gewerbe** hinzugefügt. Es geziemt jedem von unſerer Nation, wenigſtens die allgemeinen Grundſätze davon zu verſtehen, weil gewiß niemand von einem zu hohen oder zu niedrigen Stande ſeyn kann, der nicht durch ihren Verfall, oder durch ihren blühenden Zuſtand einigermaßen gerührt werden ſollte. Deßwegen ſollten wir alle nothwendig wiſſen, welche Verändrungen unſerer Beſitzthümer vortheilhaft ſind, oder wenn die Waage des Handels auf unſerer Seite ſich neiget; welches die Producte und Manufacturen von andern Ländern ſind, und in wie fern eine Nation in irgend einer Art des Gewerbes, einen Vorzug vor der andern erlangen oder behaupten kann. Die Theorie des Handels verſtehen wir nur unvollkommen, und deßwegen iſt oft die Ausübung für das Publicum ohne wirklichen Nutzen. Aber er könnte mit weit allgemeinern Vortheile getrieben werden, wenn man ſeine Grundſätze beſſer überlegte. Dieſe Aufmerkſamkeit zu erwecken, iſt unſere vornehmſte Abſicht. Wenn man unſer Buch geleſen hat, ſo kann man darauf das Werk des **Mun vom ausländiſchen Handel**, den **Joſiah Child**, **Locke von der Münze**, **Davenants Abhandlungen**, den **Brittiſchen Kaufmann**, das **Handels-Lexicon**, und ſtatt eines Auszugs oder Lehrbuchs, den **Gee** und eine Verbeſſerung, die

man hernach zu ſeinem Plane noch hinzuſetzen kann, folgen laſſen.

XI. Hierauf müſſen die Gründe der Geſetze und Regierung betrachtet werden. Durch ſie werden die Menſchen gelehrt, wem ſie Gehorſam ſchuldig ſind, warum derſelbe geleiſtet werde, und in wie fern er mit Recht gefordert wird. Dieſe Wiſſenſchaft macht einen ſehr nothwendigen Theil bey der Erziehung eines Engländers aus, welcher ſich rühmt ſeinem Fürſten nach den Geſetzen zu gehorchen; und welcher ſelbſt ein untergeordneter Geſetzgeber iſt, weil er ſeine Einwilligung durch ſeinen Repräſentanten, zu allen den Geſetzen giebt, die ihn ſelbſt verbinden; und weil er das Recht hat, die große Rathsverſammlung der Nation anzugehen, ſo oft er glaubt, daß ſie über eine Acte ſich berathſchlage, die dem Intereſſe der Gemeinden nachtheilig ſeyn könnte. Dies iſt alſo eine Materie, worauf ein junger Menſch ſeine Gedancken richten muß. Und damit er diejenige Kenntniß erlangen möge, wodurch er geſchickt werde, als ein Glied eines freyen Volks zu handeln und zu urtheilen; ſo muß man ihn anführen, daß er außer unſerer Einleitung, **Forteſcue Abhandlungen, N. Bacons hiſtoriſche Betrachtung über die Geſetze und die Regierung von England, Temple Einleitung, Locke über die Regierung, Zouchs** *Elementa Iuris Civilis*, *Plato Redivivus*, **Gurdons Geſchichte der Parlamente** und **Hockers Kirchen Policey**, leſen möge.

XII. Da wir alſo den jungen Schüler mit Wiſſenſchaften bereichert haben, ſo iſt nur noch übrig, daß er ihre Anwendung lerne; und nachdem er ge-

ſchickt

ſchickt gemacht worden, ſeine Rolle zu ſpielen, ſo muß er lernen, ſich eine zu erwählen. In dieſer Abſicht haben wir noch einen Abſchnitt über das menſchliche Leben und über die Sitten hinzugeſetzt; worinn derſelbe wider die Gefahr gewarnet wird, ſeinen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, ſeine Sitten zu verderben. Wir haben ihn von dieſen Wahrheiten durch drey Erzählungen unterrichten wollen, wovon zwo bey der alten heydniſchen Welt ganz beſonders berühmt waren. Aber dabey muß er nicht ſtehen bleiben. Hoft er weiſe und glücklich zu werden, ſo muß er fleißig die Schriften Gottes ſtudiren.

So iſt das Buch beſchaffen, welches wir hier, als die erſte Einleitung in die Kenntniß der Dinge bekannt machen, die man nach vieler Meinung bey der gegenwärtigen Methode der Erziehung nur allzulange erwartet hat. Ob dieſe Klagen nicht oft ungegründet ſind, dieß kann man vielleicht noch in Zweifel ziehen. Aber dieß kann man wenigſtens mit Recht behaupten, daß man oft viel weiter in den Studien kommen könnte; daß die wahre Wiſſenſchaft weit früher könnte beygebracht werden, und daß man den Kindern, ohne ihre Geſundheit zu ſchwächen, verſtatten könnte, viele von denen Stunden auf nützliche Beſchäftigungen zu wenden, die insgemein im Müßiggang und Spiele verlohren werden. Deswegen wird das Publicum gewiß einen Verſuch unterſtützen helfen, der, wenn er auch nicht ganz gelingt, doch niemand ſchädlich iſt; und wenn er gelingen ſollte, allen zukünftigen Zeitaltern der Welt nützlich werden kann; einen Verſuch, der das Laſter

ausrotten oder zurückhalten wird; indem dadurch diejenigen Augenblicke, worinn man das Laſter annimmt, oder unterhält, zu einem beſſern Gebrauche beſtimmt werden, einen Verſuch, der in einem gewiſſen Verſtande das Leben verlängert, indem die Nachkommen dadurch unterrichtet werden, diejenigen Jahre zu genießen, die bisher verlohren gegangen ſind. Der glückliche Erfolg, und ſogar die Probe dieſes Verſuchs, wird von denen abhängen, denen die Sorge für unſre Jugend aufgetragen iſt; und die gehörige Empfindung von der Wichtigkeit des ihnen anvertrauten Pfandes, wird ſie leicht vermögen, ein Werk empor zu bringen, welches die Abſicht, die Erziehung zu verbeſſern, befördert. Sollte man bey dem Verſuche ſelbſt an der folgenden Ausarbeitung etwas auszubeſſern finden, ſollte man irgend etwas noch hinzuſetzen oder verändern, wodurch man noch leichter zum Beſitz der Wiſſenſchaft gelangen könnte; ſo wird der Herausgeber einem jeden, beſonders aber denen, welche das Geſchäfte zu unterrichten auf ſich haben, für ſolche Nachrichten oder Anmerkungen, die etwas zur Verbeſſerung beytragen, unendlich Dank wiſſen, und weder Unkoſten noch Bemühung ſparen, um von ihrem Unterrichte den beſten Gebrauch zu machen.

Vor-

Vorbericht
zur zweyten deutſchen Auflage.

Da bey der gegenwärtigen Auflage ſehr wichtige Veränderungen und Verbeſſerungen vorgenommen worden ſind, ſo wird es nicht überflüßig ſeyn, die vornehmſten davon kürzlich anzuführen, damit das Publicum daraus erſehen möge, daß ſowohl der Herr Verleger, als auch die Verfaſſer keine Mühe geſparet, dieſes Lehrbuch noch brauchbarer und nützlicher zu machen. Man hat ſich zum Theil die freundſchaftlichen und gegründeten Erinnerungen der Herren Verfaſſer der Göttingiſchen gelehrten Zeitungen zu Nutze gemacht, und man wird ferner in den folgenden Artikeln zeigen, wie geneigt man ſey, dem Rathe gelehrter und einſichtsvoller Männer zu folgen. Was nun die Veränderungen und Verbeſſerungen dieſer neuen Auflage ſelbſt betrift, ſo beſtehen dieſelben in folgenden Stücken. Gleich in dem erſten Artikel von dem Leſen und der Declamation iſt eine ganz neue Abhandlung, von der Art gute Bücher mit Geſchmack und Nutzen zu leſen, hinzugekommen; es ſind die nöthigſten Regeln von der Declamation gegeben, einige andre und beßre Beyſpiele gewählt, auch ſonſt einige Verbeſſerungen angebracht worden. Den Abſchnitt von der Schreibart der Briefe, der meiſtentheils nur aus Beyſpielen beſtund, hat man mit einer kurzen Anweiſung vermehrt.

Die Arithmetik iſt ganz umgearbeitet, und ausführlicher als in der erſten Auflage vorgetragen worden. Eine gleiche Veränderung iſt mit der Geometrie vorgegangen, wo man jeden Satz mit einem richtigen Beweiſe verſehen hat, da dieſelbe in der erſten Auflage nur bloße Aufgaben ohne den mindeſten Beweiß enthielt. Die Mechanik, die man zur Erſparung des Raums nicht erweitern wollte, iſt deutlicher gemacht und ſo vorgetragen worden, daß ſie ein junger Menſch aus den vorhergehenden arithmetiſchen und geometriſchen Sätzen völlig verſtehen kann. In der Zeitrechnung hat man einige Verkürzungen angebracht, und das unnöthige weggelaſſen. Die Geſchichte hat einen wichtigen Zuſatz erhalten, indem man dieſelbe bis auf die neuern Zeiten fortgeſetzt hat. Die übrigen Veränderungen und Verbeſſerungen, welche in Kleinigkeiten beſtehen, wollen wir zur Vermeidung der Weitläuftigkeit nicht anführen. Leipzig in der Oſtermeſſe 1765.

Der Lehrmeiſter.

Erſter Band.

I. Von dem Leſen, der Declamation und der Schreibart der Briefe.
II. Von der Mathematik überhaupt, Arithmetik und Geometrie.
III. Von der Architectur, Mechanik, Erdbeſchreibung und Sternkunſt.
IV. Von der Zeitrechnung und Geſchichte.
V. Von der Rhetorik und Dichtkunſt.
VI. Von der Zeichnungskunſt.

Der Lehrmeiſter.

Erſter Band.

I. Von dem Leſen, der Declamation und der Schreibart der Briefe.
II. Von der Mathematik überhaupt, Arithmetik und Geometrie.
III. Von der Architectur, Mechanik, Erdbeſchreibung und Sternkunſt.
IV. Von der Zeitrechnung und Geſchichte.
V. Von der Rhetorik und Dichtkunſt.
VI. Von der Zeichnungskunſt.

Erſte Abtheilung.

Wie man
leſen, declamiren und Briefe
ſchreiben ſoll.

Erſte Abtheilung.

Einleitung. *

Die Elocution iſt ein Zweig der Redekunſt, und ihre Kraft und Wichtigkeit iſt größer, als man insgemein glaubt: ſo, daß die Beredſamkeit ſelbſt, bey den Römern, ihren Namen von derſelben entlehnt hat. **

A 2 Die

* Dieſe Einleitung enthält das vornehmſte aus einem vortreflichen Verſuche über die Elocution, den Herr Maſon von Cheſhunt in Herdfordſhire, nach der erſtern Ausgabe des Lehrmeiſters, neulich bekannt gemacht hat. Verſchiedene angeſehene Schullehrer haben mich überredet, dieſen Auszug als eine Einleitung, denen Aufgaben zum Leſen und zu der Declamation, vorzuſetzen.

** Der Verfaſſer nimmt das Wort Elocutio in einem ungewöhnlicherm Verſtande. Eigentlich und bey den Alten bedeutet es den Ausdruck in der Rede, das iſt die Redensarten, ſonderlich die Tropos und Figuren. Er aber verſteht darunter die Ausſprache und die Action des Vorleſers und Redners. Ich habe ſeinen Aufſatz hin und wieder abgekürzt, welches derſelbe gar wohl verträgt; und dagegen habe ich eine kurze Anweiſung, wie man mit Geſchmack und Nutzen leſen müſſe, beygefügt.

J. M. S.

Die vornehmſte Abſicht bey einer guten Ausſprache iſt dieſe, daß die Gedanken dadurch aus dem Herzen zu kommen ſcheinen. Geſchieht dieß; ſo werden ſie unfehlbar die Aufmerkſamkeit und Leidenſchaften unſrer Zuhörer erregen.

Bey dem gegenwärtigen Verſuche haben wir die Abſicht

Erſtlich, zu zeigen, was eine ſchlechte Ausſprache ſey, und wie man ſie vermeiden könne;

Zweytens, welches die gute Ausſprache ſey, und wie man ſie erlangen müſſe.

Die vornehmſten Fehler der Ausſprache ſind die folgenden:

1. Wenn die Stimme allzu laut iſt.

Dieß iſt für den Zuhörer ſehr unangenehm, und ſehr unbequem für den Redner.

Für die Zuhörer, wenn es Leute von feinem Geſchmacke ſind, wird dieß ſehr unangenehm ſeyn, weil ſie es allezeit als eine Wirkung der **Unwiſſenheit** oder eines **gezwungenen Weſens** anſehen werden.

Aber eine Stimme, die zu ſehr angeſtrengt wird, iſt auch für den Redner unbequem. Sie erſchöpft ſeine Kräfte vergebens, und er verliert dadurch das Vermögen, ſeine Stimme nach dem Sinne ſeiner Materie geſchickt einzurichten und abzuändern. Und was das ſchlimmſte iſt, er verfällt dadurch natürlicher Weiſe in einen einförmigen Ton.

Es iſt wahr, ein jeder ſollte mit ſeiner Stimme denjenigen Ort ausfüllen, wo er redet. Aber wenn dieſe Stimme ihren natürlichen Schlüſſel überſteigt, ſo wird ſie weder ſanft, noch ſüß und angenehm ſeyn, weil der Redner nicht mehr fähig iſt, einem jeden Worte ſeinen eigenen und unterſcheidenden Ton zu geben.

2. Ein anderer Fehler der Ausſprache iſt der, wenn die Stimme allzu leiſe iſt.

Dieß iſt eben ſo unangenehm für den Zuhörer, als der erſtere Fehler. Es iſt allezeit für die Geſellſchaft beleidigend, wenn ſie auch nur einigermaßen an dem Leſer oder Redner eine Trägheit und Unachtſamkeit gewahr wird. Der Zuhörer wird nie gerührt werden, ſo lange er den Redner gleichgültig ſieht.

Die Kunſt, die Stimme recht zu brauchen, beſteht vornehmlich in einer geſchickten Vermeidung dieſer beyden Ausſchweifungen; wenigſtens muß man zuerſt darauf Achtung geben. Verlangt man aber eine allgemeine Vorſchrift, um derſelben hierinn zu folgen; ſo weiß ich keine beßre, als dieſe: Man behalte ſorgfältig den Schlüſſel ſeiner Stimme; und zugleich ſuche man die Erhebung und Stärke derſelben, nach der Beſchaffenheit und Anzahl der Perſonen, zu denen man redet, und nach den Umſtänden des Orts, wo man ſpricht, gemäß einzurichten.

3. Noch ein anderer Fehler in der Ausſprache iſt der, wenn die Stimme grob, ſchnell und lermend iſt.

Wenn eine Perſon murmelt, oder, wie man ſagt, ihre Worte verbeißt und verſchluckt, das heißt, wenn ſie einige Sylben in den langen Wörtern ausläßt, und in den kurzen einige niemals ausſpricht, ſondern geſchwind forteilt, ohne daran zu denken, daß ſie deutlich verſtanden werde, oder daß ſie ihren Worten den vollen Klang geben, und ihren Zuhörern den völligen Verſtand derſelben zeigen möge.

Dieſer Fehler entſteht oft aus einem Gebrechen in den Werkzeugen der Sprache, oder aus einer allzugroßen Flüchtigkeit der Lebensgeiſter; noch öfter aber, aus einer übeln unverbeſſerten Gewohnheit.

Demoſthenes, der größte Redner, den Griechenland jemals hervorbrachte, hatte, wie man erzählt, drey natürliche Hinderniſſe in der Ausſprache; und doch überwand er ſie alle durch eine unermüdete und anhaltende Bemühung. Der eine war die Schwäche der Sprache; und dieſem wußte er dadurch abzuhelfen, daß er oft an dem Ufer des Meers, mitten unter dem Geräuſche der Wellen, eine Rede herſagte. Der kurze Athem war der andre Fehler, den er aber verbeſſerte, indem er einen Berg hinauf gieng, und im Gehen ſeine Reden wiederholte. Noch ein andrer Fehler war der, von dem ich rede; eine undeutliche murmelnde Art zu reden, die er ſich aber abgewöhnte, indem er Kieſelſteine in den Mund nahm, und ſo declamirte.

4. Ferner iſt es ein Fehler in der Ausſprache, wenn man zu geſchwind redet.

Dieſe Art zu leſen, kann ganz wohl erlaubt ſeyn, wenn man etwa Pachtbriefe unterſucht, Contracte durchſieht, oder ſonſt etwas herlieſt, wo eine Menge Worte überflüſſig iſt; oder wenn man ein Zeitungsblatt lieſt, worinn nur wenig Materien unſre Aufmerkſamkeit verdienen. Aber dann ſchickt ſich dieſe Art zu leſen gar nicht, wenn man Bücher, die zur Andacht und zum Unterrichte geſchrieben ſind, beſonders wenu man die heilige Schrift lieſt, wo die Würde der Materie und die Wichtigkeit der Gedanken, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit erfordern. Durch eine ſolche Ausſprache verliert der Zuhörer mehr, als die Hälfte der nützlichen Dinge, die er hört, und kann ſich nicht wieder an dieſelben erinnern.

5. Auch dieß iſt ein Fehler, wenn man zu langſam redet. Einige ſind gewohnt, auf eine ſchwerfällige, träge, ſchläfrige Weiſe zu leſen; und aus bloßer Sorgloſigkeit

machen

machen ſie da Pauſen, wohin ſie nicht gehören. Dieß iſt ſehr unangenehm. Aber zwiſchen den Perioden, gähnen, huſten, u.d.g. dieß iſt noch unangenehmer.

Eine allzulangſame Ausſprache iſt beſonders ein Fehler, wenn man Kleinigkeiten lieſt, die keine Aufmerkſamkeit erfordern; ſie wird dann unerträglich. Wenn man dieſe langſame Art zu reden angenommen hat, ſo ſollte man allzeit beſorgt ſeyn, die Gedult ſeiner Zuhörer durch große und ſchöne Stellen zu belohnen, und den Mangel der Worte durch die Wichtigkeit der Gedanken zu erſetzen.

Doch man findet dieſen Fehler nur ſelten, ausgenommen bey denen, die ſchon bey Jahren ſind, oder von Natur im gemeinen Umgange ſo reden. Und bey dieſen kann man es ſehr leicht entſchuldigen, wenn nur ſonſt die Stimme in allen andern Abſichten richtig, anſtändig, und angemeſſen; und beſonders, wenn die Materie wichtig oder dunkel iſt.

6. Eine unordentliche und ungleiche Stimme iſt ein großer Fehler im Leſen.

Nämlich, wenn die Stimme bald hier bald dort auf einmal ſteigt, und wieder fällt; oder wenn man ſie unnatürlich und zur unrechten Zeit erhebt oder ſinken läßt, ohne Rückſicht auf den Verſtand und auf die Pauſen; wenn man einen Perioden allzeit in einem hohen Tone anfängt, und in einem tiefen beſchließt, oder umgekehrt; endlich, wenn man ihn ſtets nach einerley Schlüſſel anfängt und endiget. Von dieſem Tone iſt

7. Ein platter, ungeſchickter, einförmiger Ton der Stimme unterſchieden, darinn weder Nachdruck noch Numerus iſt, und da man auf den Sinn und die Materie, von der man lieſt, nicht Acht hat.

Dieß iſt eine Gewohnheit, welche Kinder, die ihre Lectionen wie eine beſtimmte Arbeit herzuleſen gewöhnet worden, am leichteſten annehmen, und auch, wenn ſie größer werden, behalten. Es iſt ſo eine Monotonie, wie die, womit die Schreiber der Anwälde leſen, wenn ſie einen ins reine geſchriebenen Contract wieder durchgehen. Es iſt ein groß Unglück, wenn dieſer Fehler zur Gewohnheit wird. Denn dadurch wird der Zuhörer des meiſten Nutzens beraubt, den er durch eine genaue Aufmerkſamkeit, auf die wichtigen und rührenden Theile der Materie, erhalten könnte, welche allezeit in der Ausſprache unterſchieden und angezeigt werden ſollten. Denn eine richtige Ausſprache iſt ein guter Commentarius. Und deßwegen ſollte niemand ein Hauptſtück oder einen Pſalm öffentlich vorleſen, wenn er ihn nicht zuvor vor ſich, in geheim, ein oder zweymal ſorgfältig überleſen hätte. Doch

Der größte und gemeinſte Fehler iſt endlich der, wenn man immer in einem Tone lieſt.

Keine Gewohnheit läßt ſich leichter annehmen als dieſe, und keine iſt ſchwerer zu überwinden. Dieſer unnatürliche Ton im Leſen und Reden iſt ſehr verſchieden; aber allzeit iſt er auch in ſeinen Abänderungen den Perſonen von feinem Geſchmacke und Verſtande, widerwärtig.

Einige haben einen weibiſchen, ſchreyenden Ton; und in dieſen fallen diejenigen leicht, die eine durchdringende, oder eine ſchwache und allzuſehr angeſtrengte Stimme haben.

Einige haben einen ſingenden Ton; andere hingegen nehmen einen hohen, ſteigenden, theatraliſchen Ton an. Weil ſie nach dem Ruhm geſchickter Redner begierig ſind; ſo legen ſie auf jeglichen Perioden einen zu ſtarken Nachdruck,

druck, und übertreten dadurch die Regeln der wahren Redekunſt.

Einige zwingen ſich einen ehrwürdigen und beweglichen Ton anzunehmen, und begleiten ihn mit feyerlichen gezierten Geberden, als wenn ſie uns mit einem jeden Worte rühren wollten, es mag nun die Wichtigkeit der Materie den Ton rechtfertigen oder nicht. In dieſen Fehler verfallen meiſt Perſonen von einer finſtern und melancholiſchen Gemüthsart.

Dieß ſind die gemeinſten Fehler der Ausſprache. Nunmehro wollen wir unterſuchen, wie man ſie vermeiden könne. In dieſer Abſicht, können folgende Regeln nützlich ſeyn.

1. Wenn ihr nicht mit einer allzu lauten oder zu leiſen Stimme leſen wollt; ſo müßt ihr ſehen, ob eure Stimme von Natur zu leiſe oder zu laut iſt, und darnach müßt ihr ſie in dem gemeinen Umgange verbeſſern; dadurch werdet ihr geſchickter werden, ſie auch im Leſen zu verbeſſern. Iſt ſie allzu leiſe, ſo ſuchet mit denjenigen umzugehen, die nicht gut hören; und iſt ſie zu laut, mit denen, die eine leiſe Stimme haben. Man fange ſeine Perioden mit einer gleichen, gemäßigten Stimme an, damit man ſie in der Gewalt habe, ſie zu erheben oder ſinken zu laſſen, nachdem es die Materie erfordert.

2. Um eine undeutliche, verwirrte, lärmende Stimme zu verbeſſern, gewöhne man ſich, ſowohl im Umgange als im Leſen, jedes Wort deutlich und rein auszuſprechen. Man bemerke nur, mit welcher Ueberlegung gewiſſe Leute reden und leſen, und wie ſie jedem Worte ſeinen vollen Ton geben; und dieſe Leute ſuche man nachzuahmen. Man gewöhne ſich nicht, ſeine Worte zuſammenzuziehen, wie einige thun, oder aus zweyen eins zu machen. Dieß kann

wohl im Umgange erlaubt ſeyn, oder wenn man vertrauliche Geſpräche lieſt; aber bey ernſthaften und feyerlichen Materien, beſonders wenn man die heilige Schrift lieſt, iſt es unanſtändig.

3. Will man die Gewohnheit, allzugeſchwind zu leſen, ablegen, ſo muß man fleißig auf den Verſtand, auf die Wichtigkeit und auf das Eigenthümliche in jedem Satze, den man lieſt, ja auf jedes nachdrückliche Wort in demſelben, Achtung geben. Dieß wird nicht nur für uns ſelbſt ein Vortheil; ſondern für unſre Zuhörer wird er es gedoppelt ſeyn. Denn dadurch werden ſie Zeit gewinnen, eben dieß zu thun, und zugleich wird auch ihre Aufmerkſamkeit erregt werden, wenn ſie ſehen, daß die unſrige darauf gerichtet iſt. Eine feyerliche Pauſe, nach einem erhabnen Gedanken, iſt ausnehmend ſchön und rührend. — Ein Ruhepunkt, zur rechten Zeit geſetzt, giebt der Sprache eben ſo viel Anmuth, als der Muſik. — Bildet euch ein, ihr läſet vor Perſonen, die einen langſamen Verſtand beſitzen: und beurtheilet nicht die Einſicht eurer Zuhörer, nach der eurigen. Thut ihr dieß, ſo werdet ihr leicht dieſelben übereilen. Und weil ihr im Leſen nicht die Freyheit habt, eure Worte und Sätze zu wiederholen; ſo muß euch dieß antreiben, daß ihr ſie mit aller Behutſamkeit ausſprecht, damit der Verſtand derſelben nicht verlohren gehe. Es iſt unglaublich, wie vortheilhaft und wie bequem eine ſolche ungezwungene, volle und überdachte Ausſprache, ſowohl für den Leſer als für den Zuhörer ſeyn muß.

4. Wenn man eine ungleiche, hüpfende Sprache verbeſſern will, ſo muß man ſich hüten, daß man ſeine Perioden nicht in einem allzu hohen oder zu niedrigen Schlüſſel anfange. Denn dadurch wird man nothwendig

zu

zu einer unnatürlichen und unrichtigen Veränderung der Stimme verleitet werden. Man gebe nur ſorgfältig auf die Natur, auf die Anzahl der Ruhepunkte, und auf die Länge ſeiner Perioden Achtung; und man richte ſeine Gedanken genau auf den Sinn, auf die Materie, und den Geiſt ſeines Autors.

Eben dieſe Anweiſung iſt nöthig, wenn man die **Monotonie** in der Ausſprache, oder einen plumpen, einförmigen, angenommenen Ton der Stimme, vermeiden will. Denn wenn man nur mit ſeinen Gedanken auf den Inhalt ſeiner Materie aufmerkſam iſt, ſo wird man ganz ungezwungen ſeine Stimme nach der Natur und Wichtigkeit derſelben einrichten und verändern.

Endlich, wenn man alle Arten von unnatürlichen und unangenehmen Tönen vermeiden will; ſo iſt dieß die einzige Regel: daß man ſich bemühe, mit eben der Gelaſſenheit und Freyheit zu leſen, mit der man über eben dieſe Materie in einem vertraulichen Geſpräche reden würde. Im Umgange hört ihr niemand in Einem Tone reden, wenn er nicht etwan eine falſche ausländiſche Ausſprache, oder wie einige, die Gewohnheit angenommen hat, den natürlichen Schlüſſel ſeiner Stimme zu verändern, wenn er von einer ernſthaften Materie aus der Religion redet. Aber ich kann die Urſache nicht finden, warum wir im gemeinen Umgange in einer natürlichen Sprache mit dem gehörigen Accent und Nachdrucke reden; ſobald wir aber anfangen etwas von der Religion zu leſen, oder zu ſagen, oder öffentlich aufzutreten, ſogleich einen ſteifen, verkehrten, und unnatürlichen Ton annehmen müſſen. Sind wir in der That von der Materie, von der wir leſen oder reden, *tief gerührt*; ſo wird ſich auch die Stimme, nach-

dem

dem verſchiedene Leidenſchaften erregt werden, ganz natürlich abändern. Verändern wir ſie aber widernatürlich, und nur um gerührt zu ſcheinen, oder um andere zu rühren; ſo verfällt ſie ſogleich in einen einförmigen Ton, und wird beleidigend.

Wenn ihr alſo leſet, ſo merket auf eure Materie, und tragt ſie auf eben die Art vor, mit welcher ihr davon ſprechen würdet. Dieß iſt die große, allgemeine und wichtigſte Vorſchrift unter allen. Wenn ihr ſie ſorgfältig beobachtet, ſo werdet ihr dadurch nicht nur dieſe Fehler einer falſchen Ausſprache, ſondern auch faſt alle andre verbeſſern, und eine leichte, anſtändige und gefällige Art des Vortrags erlangen, die mit allen Regeln einer richtigen Ausſprache übereinſtimmt. Denn ſo geneigt wir ſind, dieſelben im Leſen zu übertreten; ſo folgen wir ihnen doch im Umgange natürlich und leicht genung. Und ein Kind wird eben die Geſchichte mit allen natürlichen Reitzungen und Schönheiten der Ausſprache erzälen, die es ganz ungeſchickt aus einem Buche herleſen wird.

Zweytens wollen wir unterſuchen, welches die gute Ausſprache ſey, und wie man ſie erlangen könne.

I. Eine gute Ausſprache im Leſen, iſt die Kunſt, die Stimme ſo zu brauchen und zu ordnen, daß man den völligen Sinn und den Geiſt ſeines Autors, mit der richtigen, anſtändigen und angenehmen Art ausdrücke, wodurch die Zuhörer nicht nur unterrichtet, ſondern auch bewegt werden; wodurch in ihnen nicht nur eben dieſelben Begriffe, die er ihnen beybringen wollte, ſondern auch dieſelben Leidenſchaften erweckt werden, die er würklich empfand.

Und daraus können wir lernen, worinne eine gute Ausſprache im Reden beſtehe. Sie iſt eigentlich eine natürliche, leichte, und angenehme Abänderung der Stimme, die der Beſchaffenheit und Wichtigkeit der Gedanken, die wir vortragen, gemäß iſt.

In beyden Abſichten können einige weit leichter eine gute Ausſprache erlangen, als andre; weil einige weit ſchneller, in den Verſtand und in die Empfindungen eines Autors eindringen, und ihre eignen weit leichter entdecken können. Zugleich aber beſitzen einige eine weit glücklichere Fähigkeit, alle die gehörigen Abänderungen und Melodien der Stimme auszudrücken, als andre. So haben Perſonen von einem muntern Verſtande und einem ſchnellen Zufluß von Lebensgeiſtern, (wenn man die Hinderniſſe der Organen bey Seite ſetzt) überhaupt eine lebhaftere, richtigere und natürlichere Ausſprache, als Perſonen von langſamen Verſtande, und einem phlegmatiſchen Temperamente. Nichts deſtoweniger wird ein jeder dieſelbe in einem ziemlichen Grade erlangen können, wenn er nur diejenigen Regeln ſorgfältig beobachtet, und ausübt, wodurch man geſchickt wird, ſie zu erlangen. Es ſind folgende.

1. Gebt genau auf eure Pauſen, auf den Nachdruck, und auf den Schlußfall Achtung.

I. Auf eure Pauſen.

Und in Anſehung dieſer, werden euch die Unterſcheidungszeichen eine hinlängliche, doch nicht vollkommene Anweiſung geben. Denn man findet nur wenig Bücher, wo die Unterſcheidungszeichen mit Genauigkeit geſetzt ſind.

Die gemeinen Zeichen und Ruhepuncte ſind dieſe: Ein Comma [,], halbes Colon [;], Colon [:], Periode [.], Fragezeichen [?], und Verwunderungszeichen [!].

Doch

Doch überdieß giebt es noch vier andre Zeichen, oder Unterſcheidungen der Pauſe, nämlich: ein Einſchiebſel [()]; das nach ſich, wenigſtens die Pauſe von einem Comma, bisweilen von einem halben Colon, erfordert. 2) Ein doppelter Periode, oder eine bloße Linie [—]; welche die Pauſe von zwey Perioden, oder einem halben Paragraphen anzeigt. 3) Ein Paragraph oder Spatium, wenn die Zeile abgebrochen oder unvollkommen gelaſſen iſt, und die nächſte Zeile unter dem zweyten oder dritten Buchſtaben der vorhergehenden Zeile anfängt; ſie zeigt die Pauſe von zween doppelten Perioden an. 4) Ein doppelter Paragraph iſt der, wo die nächſte Zeile nicht nur ſich kürzer anfängt als die vorhergehende, ſondern auch der Raum von einer ganzen Zeile leer dazwiſchen gelaſſen iſt; dieſer zeigt an, daß die Stimme ſo lange als zwey Paragraphen dauern, ruhen ſolle.

Dieſe Zeichen nützen zweyerley. 1. Den Sinn des Autors zu unterſcheiden. 2. Die Ausſprache des Leſers zu beſtimmen.

Ihr müßt nicht eher Athem ſchöpfen, (wenn ihr es vermeiden könnt) als bis ihr zu den Perioden oder zum völligen Ruhepunkte kommet. Aber bey jedem ſolchen Punkte müßt ihr eine merkliche Pauſe machen, nachdem es ihre gehörige Größe oder Dauer erfordert.

Ein Comma hält die Stimme ſo lange auf, als wir heimlich zu uns ſagen können: eins; ein halbes Colon, zwey; ein Colon, drey; und ein Punkt, viere.

Sind die Perioden ſehr lang, ſo könnt ihr bey einem Colon oder halben Colon einmal Athem holen; zuweilen auch bey einem Comma, aber niemals da, wo gar kein Unterſcheidungszeichen iſt. Ihr müßt daher die Länge der Sätze im voraus mit den Augen abmeſſen.

Wenn

Wenn ihr die Gewohnheit, allzuoft beym Leſen Athem zu holen, verlieren wollt, ſo gewöhnt euch nur, lange Perioden zu leſen, wie, zum Beyſpiel, die ſechzehen erſten Zeilen in Miltons verlohrnem Paradieſe ſind.

2. Das andere, was wir beym Leſen beobachten müſſen, iſt der Nachdruck.

Wenn wir eine beſondre Sylbe in einem Worte mit einer ſtarken Stimme unterſcheiden, ſo heißt dieß ein Accent; und wenn wir ein beſonderes Wort in einem Satze unterſcheiden, ſo wird dieß eine Emphaſis (ein Nachdruck) genennt; und dasjenige Wort, das man ſo unterſcheidet, ein emphatiſches Wort.

Die emphatiſchen oder nachdrücklichen Wörter in einem Satze, (denn oft ſind ihrer mehr als eins) ſind diejenigen, welche eine beſondere Wichtigkeit und Würde in ſich haben, oder die, von welchen der Verſtand der übrigen abhängt. Dieſe müſſen allzeit durch einen völligern und ſtärkern Ton der Stimme unterſchieden werden, ſie mögen am Anfang, in der Mitten, oder am Ende des Perioden ſtehen. Nehmt zum Beyſpiel dieſe Worte aus einer Satire des Horaz:

Rem, facias Rem,
Recte, ſi poſſis, ſi non, quocunque modo Rem.*

Und

*) Für gewiſſe Leſer muß ich die ähnliche Stelle aus dem Pope, die hier im Originale ſtehet, herſetzen:

Get Place and Wealth, if poſſible with Grace,
If not, by any Means, get Wealth and Place.

Sey reich und groß; und glückts, gerecht zugleich,
Wo nicht; ſo eil' und ſey nur groß und reich.
Ueb.

Und aus einem unſrer beſten Dichter, die Stelle:

Des Witzes Fürſt, Homer, ſingt ſeiner Gottheit Rechte.

Wer iſt ſein Zevs? ein Gott, der ich nicht werden möchte.

In dieſen Zeilen ſind die emphatiſchen Worte mit Accenten bezeichnet. Welches aber eigentlich dieſelben ſind, dieß wird der Verſtand allzeit anzeigen.

Ich will hier einige Anmerkungen machen.

1. Daß gewiſſe Gedanken ſo viel bedeutend ſind, daß faſt jedes Wort emphatiſch iſt. * Ein Beyſpiel iſt jene rührende Beſchwerde bey dem Propheten Heſekiel.

Warum wollt ihr ſterben?

Auf welches dieſer Worte man auch den Nachdruck legt, ſo zeigt er immer einen verſchiedenen Verſtand, und giebt immer eine neue Gelegenheit zu einer beweglichen Klage.

2. Einige Gedanken ſind zweydeutig, ſowohl als einige Worte; das heißt, ſie enthalten mehr als einen Verſtand, und man kann nur dann erkennen, welches der eigentliche ſey, wenn man bemerkt, auf welches Wort der Nachdruck gelegt iſt. Zum Beyſpiel — **Und Sie glauben nicht, daß Gott ein Geiſt von unendlichen Eigenſchaften ſey?** Dieſe Frage kann in verſchiedenem Verſtande angenommen werden, nachdem ihr den Nachdruck auf die verſchiedenen Worte leget. Leget ihr ihn auf das Wort **glauben**, ſo kann die Antwort heiſſen: **Ich glaube**

* Eigentlich zu reden, iſt kein Wort an ſich emphatiſch; ſondern ſie werden es erſt durch ihren Gebrauch, ihre Stellung und Ausſprache. J. W. S.

es wohl, aber ich wünſchte, überzeugt zu ſeyn. Wenn ihr den Nachdruck aber auf das Wort Geiſt vornehmlich legt; ſo iſt die Frage wieder verändert; das Wort Geiſt iſt alsdann das Hauptwort in der Frage, und die Wörter von unendlichen Eigenſchaften ſind wie ein Zuſatz, und die Antwort wird nothwendig dieſe ſeyn: Man hat mich überhaupt gelehrt, daß er ein Geiſt ſey. Endlich, wenn man den vornehmſten Nachdruck auf die Worte von unendlichen Eigenſchaften, legt, ſo ſind dieß die emphatiſchen Worte im Satze, und die Antwort wird dadurch wieder geändert. Sie wird nämlich ſo lauten: Allerdings; in Gott muß ja alles unendlich ſeyn.

3. Die Stimme muß, ſo genau als möglich, den wahren Sinn, oder den Gedanken, der durch das emphatiſche Wort erregt werden ſoll, durch einen ſtarken, rauhen und heftigen, oder durch einen gelinden, ſanften und zärtlichen Ton ausdrücken.

So müſſen auch die verſchiednen Gemüthsbewegungen durch einen verſchiednen Klang oder Ton der Stimme ausgedrückt werden. Die Liebe, durch eine ſanfte, gelinde, ſchmachtende Stimme; der Zorn, durch eine ſtarke, heftige, erhabene Stimme; die Freude durch eine muntre, ſüſſe, und helle Stimme; der Kummer, durch eine leiſe, biegſame, und unterbrochene Stimme; die Furcht, durch eine niedergeſchlagene, zitternde, ſtockende Stimme. Der Muth hat eine volle, kühne und laute Sprache, und die Beſtürzung eine bedachtſame, geſetzte und ernſthafte. Kurz die Stimme muß im Eingange gemäßigt; bey der Erzählung, deutlich; bey der Abhandlung langſam, bey der Ueberredung ſtark ſeyn. Sie muß im Zorne donnern; bey der Bekümmerniß ſanfter werden; bey der Furcht zittern, und in der Liebe ſchmelzen.

4. Durch die Abänderung der Emphaſis müſſen nicht nur die verſchiedenen Leidenſchaften, wie wir ſie beſchrieben haben, unterſchieden werden, ſondern auch die verſchiedenen Formen und Figuren der Sprache, in der man ſie ausdruckt, z. B.

In der Proſopopöie müſſen wir die Stimme eben ſo verändern, wie die eingeführte Perſon gethan hätte.

In der Antitheſe, oder im Gegenſatze, muß ein Gegenſatz lauter ausgeſprochen werden als der andre.

Im Climax oder in der Steigerung, muß die Stimme allzeit mit ihr ſteigen.

Bey den Geſprächen muß ſie ſich nach den Perſonen verändern.

Bey Wiederholungen muß ſie in der zwoten Stelle am ſtärkſten ſeyn.

Wörter, die einen Stand und Vorzug, Lob oder Tadel anzeigen, müſſen mit einem ſtarken Nachdruck ausgeſprochen werden.

5. Es iſt beſſer, gar keine Emphaſin zu ſetzen, als ſie falſch oder am unrechten Orte anzubringen. Denn im erſtern Fall wird der Verſtand der Zuhörer nur etwas verwirret; im letztern aber allzeit fehl geführt.

3. Unſere nächſte Betrachtung betrift die Cadence, oder den Schlußfall *.

Dieſe iſt der Emphaſi oder dem Nachdrucke gerade entgegen geſetzt. Die Emphaſis erhebt die Stimme, die Cadence läßt ſie ſinken; und wenn ſie gehörig in Acht genommen wird, ſo macht ſie eine ſchöne Harmonie.

Doch außer der Cadence der Stimme giebt es auch eine Cadence, einen Numerus der Schreibart. Man nennt

* S. das Lehrbuch des Batteux von Ramlern. IV. 131.

nennt dieß ſo, wenn der Verſtand ſchon faſt ganz ausgedrückt, und von dem Leſer vollkommen eingeſehen worden, und dann die noch übrigen Worte (die nur nöthig ſind um den Perioden zu vollenden) von ſich ſelbſt auf eine angenehme Art ausgehen, ohne daß ein emphatiſches Wort darunter ſey. Und wenn nur die Sprache euers Autors rein und gewählt iſt; ſo wird ſich eure Cadence der Stimme ganz natürlich nach der Cadence ſeiner Schreibart richten können.

Jede **Parentheſe**, oder das Einſchiebſel muß wie eine Cadence ausgeſprochen werden, nämlich, mit einer ſchwächern Stimme, und hurtiger, als gewöhnlich; damit dadurch die Aufmerkſamkeit nicht allzu lange von dem Sinne des Perioden, den ſie unterbricht, abgehalten werde. Aber alle **Apoſtrophen** und **Proſopopöien** müſſen mit einer **Emphaſi** ausgeſprochen werden.

II. Wenn ihr eine richtige Ausſprache im Leſen erlangen wollt, ſo müßt ihr nicht nur den völligen Sinn euers Autors einſehen, ſondern bis in den Geiſt deſſelben eindringen. Denn ihr werdet nie ſeine Gedanken, in ihrer Stärke und in ihrem Umfange, einem andern wieder mittheilen können, bis ihr ſie nicht ſelbſt empfindet.

Man hat einerley Vorſchriften zu beobachten, man mag Poeſie oder Proſe leſen. Weder der Reim, noch der Numerus, darf eure Aufmerkſamkeit von dem Sinne und dem Geiſte euers Autors abziehen. Dieſer allein iſt es, dem ihr, in der Poeſie ſowohl als in der Proſe, mit eurer Ausſprache folgen müßt. Wenn ihr Verſe leſet, ſo müßt ihr gar nicht dem Sylbenmaße oder dem Reime nachhängen; dieß verdunkelt oft den Verſtand, und verdirbt die Ausſprache. Denn der große Endzweck der Ausſprache iſt der, daß der Verſtand aufgeklärt und hervorragend werde; daß

man ihn nicht nur in einem hellen, ſondern auch ſtarken Lichte zeige. Alles alſo, was dieß verhindert, muß bey den Verſen, wie in der Proſe, ſorgfältig vermieden werden. Ja man ſollte dieß noch ſorgfältiger beobachten, wenn man Verſe lieſt, als bey der Proſe. Denn ſehr oft macht der Autor ſeinen Sinn dunkel, weil er beſtändig nur auf ſein Sylbenmaß, auf den Reim, und auf die Erhebung ſeiner Sprache aufmerkſam iſt. Um deſto mehr muß der Leſer alle Sorgfalt anwenden, den Sinn deſſelben durch die Ausſprache zu entdecken, und zu entſcheiden. Wenn ihr aber die Verſe mit gehöriger Pauſe, Emphaſi, und Cadence, und mit einer Ausſprache leſet, die nach dem Verſtande abgeändert, und geordnet iſt; und dann dieſe Verſe doch nicht harmoniſch und ſchön ſind, ſo liegt die Schuld nicht an dem Leſer, ſondern an dem Verfaſſer. Sind die Verſe aber ſchön, ſo werdet ihr, wenn ihr ſie ſo leſet, ihren Wohlklang noch vergrößern. Ihr werdet ihnen dadurch den einförmigen Ton und Accent benehmen, der das Ohr ermüdet, und den Numerus ſchwerfällig und unangenehm macht.

III. Eine andere wichtige Vorſchrift, die man bey der Ausſprache beobachten muß, iſt die: **ſtudirt die Natur.** Dadurch verſtehe ich

1. Eure natürliche Fähigkeiten und Neigungen. So werdet ihr diejenigen Materien, die am meiſten mit ihnen übereinſtimmen, mit einer angenehmen Genauigkeit leicht ausſprechen. Und will man die Ausſprache noch vollkommner machen, ſo muß man dem natürlichen Feuer der Seele, nur mit der gehörigen Einſchränkung und Richtung, ſeinen Lauf laſſen.

2. Studirt die natürlichen Fähigkeiten und Neigungen der andern. Denn die einen werden weit eher auf dieſe

Art

Art gerührt und bewegt; die andern auf eine andere Art. Und ein Redner muß alle Zugänge des menſchlichen Herzens genau kennen.

3. Studirt die leichteſte und natürlichſte Art euch auszudrücken, ſowohl im Tone der Stimme, als in der Manier der Sprache. Und dieß lernt man am beſten aus Beobachtungen im gemeinen Leben. Da iſt alles frey, natürlich und leicht; da ſuchen wir bloß uns verſtändlich zu machen, und unſre Gedanken, auf eine ſtarke, deutliche und lebhafte Art, durch die natürlichſte Sprache, Ausſprache und Geberde, andern mitzutheilen. Und je mehr wir uns, wenn wir öffentlich auftreten, eben der freyen und leichten Ausſprache bedienen, mit der wir im gemeinen Umgange reden, (vorausgeſetzt, daß wir die Würde der Materie behaupten, und das Eigenthümliche des Ausdrucks beybehalten) um ſo viel natürlicher und angenehmer wird auch die Ausſprache überhaupt ſeyn.

IV. Bemüht euch euren Geiſt zu ſammeln, und ihn geſetzt zu erhalten. Hütet euch für der Flüchtigkeit und Zaghaftigkeit des Gemüths, dieſem gewöhnlichen Unglück junger Leute, beſonders wenn ſie etwas blöde ſind, und das erſtemal öffentlich zu reden oder zu leſen anfangen. Die beſte Art, wie man dem Gemüthe den gehörigen Grad von Zuverſicht und Selbſtbeherrſchung verſchaffen kann, iſt dieſe:

1. Muß man über ſeine Materie Herr ſeyn. Durch das Bewuſtſeyn, daß ihr euren Zuhörern nichts vortragt, als was wohl verdient, von ihnen angehört zu werden, könnt ihr ſchon einen großen Grad von Herzhaftigkeit erlangen.

2. Bemüht euch, ganz in eure Materie vertieft zu ſeyn. Iſt das Gemüth nur auf ſie gerichtet und von ihr

belebt; ſo wird es bald die ſchreckenvolle Achtung vergeſſen, die es vorher der Verſammlung bezeigte, und durch die es ſo leicht in Unordnung gerathen konnte.

3. Setzt euch der Anblick eurer Zuhörer oder eines unter ihnen in Unordnung; ſo wendet eure Augen von ihnen weg.

V. Gebt ja Achtung, daß in eurem Ausdrucke Leben, Geiſt und Nachdruck ſey, und verändert die Stimme auf eine natürliche Art, nachdem ſich die Schreibart und Materie verändert.

Die Materie mag noch ſo gewählt ſeyn; ſie wird nie gefallen, wenn die Schreibart niedrig und platt iſt; aber auch die Schönheit der Schreibart wird man nie gewahr werden, wenn die Ausſprache ſo iſt. Es würde z. B. lächerlich ſeyn, den feurigen Ausdruck mit einem kalten, lebloſen Tone auszuſprechen.

VI. Wenn ihr eine richtige und annehmliche Ausſprache erlangen wollt; ſo müßt ihr euch gewöhnen, diejenigen oft zu hören, die darinn vorzüglich glücklich ſind, ſowohl vor Gerichte, als in der Kirche. Hier werdet ihr alle die bisher angeführten Regeln durch Beyſpiele erläutert ſehen; und ihr werdet die Urſachen von allen den Reitzungen und Schönheiten der Ausſprache angeben können, die euch immer gefielen, ohne daß ihr die Urſache davon wußtet.

Es iſt wahr, man kann die Kunſt der Ausſprache, gleich allen andern Künſten, beſſer durch die Nachahmung als durch die Regeln erlernen. Allein man muß erſt mit den Regeln bekannt geworden ſeyn, wenn man ſich die Nachahmung erleichtern will. Und ihr werdet nach allem, was wir geſagt haben, oder was man davon ſagen kann, auch eine gewiſſe Annehmlichkeit in der Manier einiger Redner finden, die ihnen natürlich iſt, die unter keine Regel

gebracht

gebracht werden kann, und die ihr allein durch die Nachahmung erlernen müßt; ja auch nicht einmal durch die Nachahmung, wenn ſie euch nicht einigermaßen natürlich iſt.

Endlich müßt ihr euch fleißig üben, nach den vorhergehenden Regeln laut zu leſen. Es iſt unglaublich, wie viel es zur Bildung der Ausſprache beytrage, wenn man auch nur für ſich in einem vorzüglich wohlgeſchriebenen Buche laut lieſet.

Der große Vortheil einer richtigen Ausſprache iſt dieſer, daß ſie allen gefallen wird, ſie mögen entweder gar keinen Geſchmack, oder einen ſchlechten, oder endlich einen guten Geſchmack beſitzen.

Die Action oder Bewegung, um auch von dieſer einige allgemeine Regeln zu geben, muß eben ſo leicht und ſo natürlich ſeyn, als die Ausſprache, und ſo wie dieſe, nach den Leidenſchaften abgeändert und geordnet werden.

Eine gezwungene Heftigkeit der Bewegung iſt eben ſo widerwärtig als eine gezwungene Heftigkeit der Stimme; aber gar keine Bewegung, iſt eben ſo ſchlimm, als gar keine Emphaſis.

Unſre Anmerkungen über die Bewegungen des Redners betreffen, 1. das Haupt. Dieß muß überhaupt aufgerichtet ſeyn, und bisweilen auf die eine oder die andre Seite gewendet werden, damit die ganze Geſellſchaft die Stimme vernehme, und damit man einem jeden Theile derſelben ſeine Achtung bezeigen möge.

Das Haupt muß ſich allezeit mit der Bewegung der Hände und des Körpers nach einer Seite zuwenden, außer wenn wir eine Verabſcheuung ausdrücken, oder etwas abſchlagen wollen, indem wir es mit der rechten Hand verwerfen, und das Haupt nach der Linken wegwenden; als z. B.

bey dieſem Satze; Dii talem terris avertite peſtem — wo ſo eine Bewegung ſich ſehr gut dazu ſchickt, wenn man das Wort avertite ausſpricht.

2. Die Mine. In ihr iſt der Sitz der Seele, und das wahre Leben der Action. Jede Leidenſchaft muß in dem Geſichte abgemalt ſeyn, indem ſie mit der Zunge ausgedrückt wird. Es iſt oft mehr Beredſamkeit in einem Blicke, als alle Worte ausdrücken können. Durch ſie werden wir erſchreckt, bezaubert, erhitzt, beſänftigt, bekümmert, erfreut, aufgerichtet oder niedergeſchlagen, nachdem wir das Feuer der Leidenſchaft des Redners in ſeinen Augen gewahr werden. Kurz, es iſt unmöglich, die Macht und die Wirkungen dieſer ſtummen Beredſamkeit vollkommen zu erzählen; die Natur allein lehrt ſie, und die, welche nur ſchwache Leidenſchaften haben, verlieren alle Vortheile derſelben. Betrachtet nur ein gutes Gemälde genau, worinn die Leidenſchaften ſtark ausgedrückt ſind, ihr werdet leicht die Macht derſelben empfinden.

3. Die Augen. Dieſe müſſen von einem Theile der Zuhörer, mit einer beſcheidenen und anſtändigen Mine, auf den andern hingekehret werden. Dadurch könnt ihr ihre Aufmerkſamkeit beleben und mit erhalten; und euer Gemüth ſelbſt wird ermuntert werden, wenn ihr ihre genaue Aufmerkſamkeit bemerket. Aber wenn ihre Leidenſchaften ſehr heftig erregt worden, und die eurigen zu ſtark erweckt werden möchten, wenn ihr auf ſie Achtung gäbet; ſo iſt es nöthig, daß ihr eure Augen von ihnen wegwendet. Denn obgleich ein Redner allezeit belebt ſeyn muß, ſo ſoll er doch nie von ſeinen Leidenſchaften überwältiget werden.

Die Sprache der Augen iſt unausſprechlich. Sie ſind der Thron der Seele, auf dem ſich bisweilen das ganze Herz auf einmal zeigt, und fühlbarer ſpricht, als die feu-

rigſte

rigſte und ſtärkſte Beredſamkeit; ja ſie kömmt ſelbſt der Beredſamkeit zu Hülfe, wenn die Leidenſchaft zu ſtark iſt, als daß man ſie ausdrücken könnte.

4. Die Hände. Die linke Hand muß nie allein gebraucht werden, auſſer wenn ſie die Bewegung des Hauptes und der Augen begleitet, indem man ſich nach den Zuhörern auf der linken Seite wendet.

Die rechte Hand aber kann man oft alleine brauchen. Wenn ihr von eurer Seele oder vom Gewiſſen redet, ſo könnt ihr eure rechte Hand ſanft auf eure Bruſt legen. Oft muß ſie mit einer leichten Bewegung geöfnet werden, um eine Emphaſin recht auszudrücken; aber ſelten oder niemals darf man dieſelbe ganz ausſtrecken.

Alle ihre Bewegungen müſſen von der Linken zu der Rechten gehen.

Es würde eine allzu heftige Bewegung ſeyn, wenn man beyde Hände offen halten und die Aerme ausſtrecken wollte, und nie wird dieſe Bewegung ſchicklich oder anſtändig ſeyn, auſſer wenn die Zuhörer etwan ein Geräuſch machen; oder ein Theil von ihnen in ſo einer Entfernung von dem Redner ſteht, daß er ſich bemühen muß, von ihnen verſtanden zu werden. In dem Falle aber dürfen die Hände nie höher als das Haupt ausgeſtreckt werden, wenn man nicht über die Zuhörer hinauf, auf etwas zeigen will *.

Die Bewegung der Hand muß allezeit mit den Bewegungen des Hauptes und der Augen, ſo wie dieſe, mit den ausgedrückten Leidenſchaften, übereinſtimmen.

Wie groß der Nutzen einer geſchickten Bewegung der Hand ſey, um der Ausſprache zu helfen, und wie viele

* Siehe Raphaels Carton, der den heiligen Paulus vorſtellt, wie er zu Athen prediget.

Leidenſchaften deutlich dadurch ausgedrückt werden können, wenn ſie von der Bewegung des Hauptes und der Augen begleitet werden, dieß läßt ſich nicht ſo leicht beſchreiben, aber im gemeinen Leben läßt es ſich leicht bemerken.

Endlich, die Stellung des Körpers.

Dieſer muß gemeiniglich aufgerichtet ſeyn, nicht beſtändig verändert, aber auch nicht immer unbeweglich. Beym Ausdruck der Demüthigung muß er ſich beugen, und bey dem Ausdrucke des Lobes und der Dankſagung, ſich wieder erheben.

Er muß ſtets die Bewegung der Hände, des Hauptes und der Augen begleiten, wenn ſie auf einen Theil der Zuhörer insbeſondere gerichtet ſind; doch nie ſo weit, daß man dadurch dem andern Theile den Rücken zeige.

Doch es mag genug ſeyn, dieſe Dinge nur angezeigt zu haben. Diejenigen welche ſie weitläuftiger abgehandelt ſehen wollen, können den Quinctilian in ſeiner Anweiſung zur Beredſamkeit im 3. H. des II. Buchs nachſchlagen.

Uebrigens iſt die wichtigſte Vorſchrift in Abſicht auf die Action eben die, welche es bey der Ausſprache war: **Folgt der Natur, und vermeidet allen Zwang.** Die Bewegung des Körpers und ſeiner vornehmſten Theile muß mit der Ausſprache eben ſo übereinſtimmen, wie dieſe mit der Schreibart, und wie die Schreibart mit der Materie. Eine vollkommne Uebereinſtimmung alles deſſen macht den Redner aus *.

* Ich würde denenjenigen, die mit dieſer Materie und den verſchiedenen andern Theilen der Redekunſt genauer bekannt ſeyn wollen, den Rath geben, ſich nicht allein auf die Regeln der neuern Scribenten zu verlaſſen, ſondern zu der Quelle ſelbſt hinauf zu gehen, und mit den großen Meiſtern und Lehrern dieſer Kunſt unter den Alten vertraut zu werden, beſonders mit dem Dionys von Halicarnaß, dem Cicero, Quinctilian und Longin.

Anwei=

Anweiſung
zum nützlichen Leſen guter Bücher.

Man hat bisher die rechte Art zu leſen gelernet; aber man betrüge ſich nicht: Dieſes iſt weder die einzige, noch die wichtigſte Art. Es iſt ohne Zweifel eben ſo angenehm als nothwendig, eine gute, gefällige, bedeutungsvolle Ausſprache im Vorleſen, und in den Reden welche man öffentlich hält, in ſeiner Gewalt zu haben, auch mit derſelben die anſtändige Bewegung des Leibes zu verbinden. Allein dieſes Leſen und Reden für andere, wird weder einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen, noch uns ſelbſt einen wahren Vortheil bringen, wnnn wir nicht vorher für uns mit Einſicht und Geſchmack geleſen haben. Vergebens wird die Vorſchrift ertheilet, daß man ſich bey der öffentlichen Ausſprache nach der Beſchaffenheit der Schreibart richten, den Nachdruck auf die gehörigen Worte ſetzen, und den ganzen Sinn des Schriftſtellers ausdrücken müſſe. Wer nicht ſchon in dem beurtheilenden und fühlenden Leſen, wie ich es der Kürze wegen nennen will, geübt iſt, kann keine von dieſen oder andern Regeln beobachten. In dieſer Betrachtung hätte die Anleitung, die ich zu geben im Begriff bin, den erſten Platz dieſes Werks einnehmen ſollen. Doch da die Jugend mit dem mechaniſchen Leſen den Anfang macht, und erſt nach und nach zu dem lehrreichen und fruchtbaren geſchickt wird: ſo kommt ſie noch immer zeitig genug.

Ich werde mich über eine ſo reiche Materie nicht ſonderlich ausbreiten. Wenige Regeln, eine weiſe mündliche Anführung, eine anhaltende mannichfaltige Uebung, insonderheit aber auch gewiſſe Kenntniſſe, mit welchen der Kopf des Leſenden zum voraus angefüllt ſeyn muß, alles dieſes gehöret zuſammen, und muß wohl den Plan des Lehrers, aber es kann nicht den meinigen ausmachen. Ich werde daher nur die erſten Züge vorzeichnen: es wird keine vollſtändige Anweiſung, ſondern mehr eine Sammlung der nützlichſten Beobachtungen ſeyn. Außerdem giebt es ein Buch, welches nicht zu früh, noch zu oft, in den Händen junger Leute ſeyn kann, um ſie die beſten Schriften mit Aufmerkſamkeit und Empfindung leſen zu lehren. Dieß iſt **Rollins** Anweiſung, wie man die freyen Künſte lehren und lernen ſoll; von welcher Herr Prof. **Schwabe** erſt 1760. die dritte deutſche Ausgabe beſorgt hat. Seit meinem zwölften Jahre denke ich an dieſes Buch mit Dankbarkeit.

Faſt alle Welt lieſet Bücher; aber unzählige leſen ohne Wahl und Nutzen. Diejenigen, welche den Geiſt und Saft aus einem Buche zu ziehen wiſſen, bleiben unerſättlich im Leſen. Die andern, bey denen dieſe Beſchäftigung nur eine Frucht der langen Weile iſt, begreifen niemals, wie man ſich ihr ganz ergeben könne. **Ludwig XIV.** der die Gelehrten ſchützte, ohne die Gelehrſamkeit zu lieben, fragte einen Herrn ſeines Hofs, der ſtets mit Büchern umgeben war: Wozu dient doch das viele Leſen? Der Hofmann gab eine ſehr faßliche Antwort: Das Bücherleſen, ſagte er, thut meinem Geiſte eben die Dienſte, welche die Rebhüner, die ich an Ew. Maj. Tafel ſpeiſe, meinem Körper leiſten; beyde werden dadurch genährt und geſtärkt. — Was iſt in der That ein Verſtand, der

das Leſen verſchmähet, anders als ein finſteres Behältniß von wenigen, gemeinen und groben Begriffen? als ein ausgehungerter Körper, der gleichwohl keine Speiſe zu ſich nehmen will?

Man kann hier hauptſächlich fragen, **wenn**, **was** und **wie** man leſen ſoll?

I. **Wenn** wird der Anfang zum Leſen am füglichſten gemacht?

Ich antworte, ſobald ſich die Fähigkeiten eines Kindes zu begreifen und zu behalten, nur einigermaßen entwickelt haben; ſo bald man nicht mehr befürchten darf, ein Buch möchte für daſſelbe eine ganz fremde Welt ſeyn.

Ein Kind mag den Wiſſenſchaften beſtimmt ſeyn oder nicht, ſo wird es, wenn man es nicht dereinſt unter dem Pöbel verlieren ſoll, tauſend Dinge wiſſen, beurtheilen und fühlen müſſen, die man weder im Umgange noch unter den Geſchäften lernet. Eine Fertigkeit im Nachdenken — eine genauere Bekanntſchaft mit den allgemeinen Grundſätzen, die für jedes denkende Geſchöpſe ſo wichtig ſind, mit ſo vielen erhabenen, fruchtbaren, vergnügenden Gegenſtänden in und außer uns — Gegenwart des Geiſtes — Erhebung deſſelben über alles, was nur den Sinnen, den Trieben und Bedürfniſſen des Lebens zugehöret, auch beſonders über Vorurtheile, herrſchende Thorheiten, alle Zufälle des Lebens, u. dg. m. — die große Kunſt, ſich mit ſich ſelbſt zu unterreden, und nie einſam zu ſeyn. — kurz alle Handlungen, durch welche die Seele den ſo erwünſchten Beweis giebt, daß ſie lebt, und für ſich geſchäftig iſt, wie leicht verlieren dieſelben nicht alle ihre Würkſamkeit, ja endlich die Triebfedern ſelbſt, durch welche die Kräfte des Geiſtes in Bewegung geſetzt werden, wenn ſich dieſer nicht oft in denjenigen Gegenden aufhalt,

wo Unterhalt und Stärkung für ihn geſammlet iſt, — in den Büchern.

Die Zeit, wenn man Kinder an dieſe geiſtige Speiſe gewöhnen müſſe, können nur Eltern und Lehrer beſtimmen: denn ſie beruhet auf den Merkmalen, welche die Seele giebt, daß ſie dieſelbe vertragen könne; und dieſe müſſen gereizt werden ſich zu zeigen. Aber überhaupt muß ſich doch überall erſt eine gewiſſe Verfaſſung offenbaren; ein Grund der genugſam zubereitet iſt, um den darein zu ſtreuenden Saamen nicht vertrocknen zu laſſen. Wenn erſt gewiſſe allgemeine Begriffe beygebracht ſind; wenn man den jungen Candidaten des Leſens belehret hat, wie viel wir zu wiſſen brauchen, wie angenehm es ſey, immer mehr zu wiſſen, und wie unerſchöpflich dieſe Quelle ſey; wenn man ſeine Neubegierde gereizt, die Gabe, welche er beſitzt, etwas zu faſſen und im Gedächtniſſe zu erhalten, geprüfet hat; wenn man es inſonderheit ſo weit hat bringen können, daß er die Bücher in der Meinung fordert, nicht zu arbeiten, ſondern ſich zu vergnügen: ſo wird man nicht befürchten dürfen, ſie möchten ihm zu frühzeitig in die Hände kommen.

Dieſer erſte Geſchmack am Leſen iſt, wenn er verſtändig geleitet und unterhalten wird, auf immer entſcheidend. Aber wüßten doch auch diejenigen, welche die Aufſicht dabey führen, den ganzen Umfang ihrer Pflicht, und die Wichtigkeit deſſen, was ſie dabey zu thun im Stande ſind! Erklärungen, Fragen, Wiederholungen, Einwürfe, Lob und Ermunterung, eine vorſichtige Wahl und Empfehlung, eine lebhafte Anwendung des Geleſenen, dieß alles iſt nur ein Theil davon; und von allem, was ſie dabey leiſten, bleibt ihnen das Verdienſt allein.

Wer

Wer einen ſolchen Anfang gemacht hat, der wird gewiß in ſeinem Leben weiter niemals fragen, wenn er leſen ſoll? Er wird ſich nicht einen Augenblick bedenken, ob er dieſe Geſellſchaft der Todten einer rauſchenden, betäubenden Ergötzlichkeit vorziehen ſoll; er wird bey den beſchwerlichſten Geſchäften und Sorgen, doch Zeit dazu finden; oder vielmehr dieſe Geſchäfte und Sorgen wird er eben dadurch erträglicher machen und lindern.

II. Wann aber nun gefragt wird, was man leſen ſoll? ſo würde es zwar die natürlichſte Antwort ſeyn: alles was leſenswürdig iſt; aber zugleich wäre ſie auch ſehr unbeſtimmt. Auch von ſolchen Büchern, welche den Theil der Wiſſenſchaften betreffen, den ich nicht kenne, würde ich mich doch hüten zu urtheilen, daß ſie nicht verdienten geleſen zu werden. Der Geſchmack an Büchern, kann bey einer kleinen Anzahl Perſonen ſehr verſchieden ſeyn, ohne daß in dieſer Verſchiedenheit etwas Verwerfliches wäre. Es iſt elender Stolz mit Unwiſſenheit verbunden, zu verlangen, daß ſich jedermann nur dieſe Gattung von Büchern, die wir am höchſten ſchätzen, wählen ſolle. Sogar vortrefliche Schriften ſind nicht ohne Unterſcheid jedem Leſer aufzudringen. Sein Verſtand mag noch ſo geläutert ſeyn; auch ſein Character und die Beſchäftigungen ſeiner Lebensart haben ihre Rechte.

Im Gegentheil wäre es noch gefährlicher, den Rath zu ertheilen, daß man ſich mit allen Arten von Büchern bekannt machen möge. Er würde ſelbſt bey den meiſten von denen, die man Gelehrte nennen darf, die Folge haben, daß ihr Nachdenken zu ſehr vertheilt, und gleichſam herumgeweht, der Kopf mit halb ausgearbeiteten Begriffen angefüllt, und höchſtens nur die Gabe von vielen Dingen zu ſchwatzen, keineswegs aber der Ruhm, viel zu verſtehen,

hen, erlangt würde. Die wenigen, deren ſtarker, weit um ſich ſchauender Geiſt, in jeder Claſſe von Schriften ſich mit geſetzten Blicken verweilen, und unzähliche Kenntniſſe, die beynahe nichts mit einander zu thun haben, ohne Verwirrung auf einen Punkt, auf das Nützliche, zuſammen ziehen können, ſind nur zur Bewunderung aufgeſtellt, nicht zur Nachahmung.

Man nehme alſo die allgemeine Regel an. Alle Bücher, die unſere Begriffe von Gott, von der Natur, und von dem Menſchen erweitern und richtiger machen; alle die auf das Herz und auf die Sitten einen unmittelbaren Einfluß haben; alle die von gemeinnützigen Materien, weit mehr in der Abſicht, zu unterrichten, als zu beluſtigen, geſchrieben ſind, die uns denken und empfinden lehren, die Selbſterkenntniß befördern, den Geiſt zu ungewohnten Schönheiten erhöhen, mit einem Worte, alle die von einer ſolchen Beſchaffenheit ſind, daß wir gar bald überzeugt werden, wir dürften derſelben nicht ohne einen merklichen Nachtheil entbehren, und ihr Gebrauch gereiche eben ſo ſehr zur Belehrung und Beſſerung, als zur Zierde und Ergötzung; dieſe machen insgeſammt das reiche Vermächtniß aus, welches nicht bloß Gelehrten, ſondern der ganzen denkenden Welt hinterlaſſen iſt.

Es bedarf keiner Entſchuldigung, wenn man auch Schriftſteller, die uns bloß zu vergnügen ſuchen, lieſet. Es iſt nur dabey die Frage von den Mitteln, deren ſie ſich dazu bedienet haben. Iſt es ein geübter Verſtand, ein gründlicher Witz, ein rechtſchaffenes Herz, mit dem ſie ſchreiben; oder ſind ſie auch nur in der Kunſt zu erfinden und zu ſchildern vortreflich; ſo wird ſelbſt das Vergnügen, welches ſie uns verſchaffen, lehrreich. Aber wenn ſie bloß ein unſinniges Lachen, eine boshafte Aufwallung der

Neigung zu ſpotten, und vielleicht gar auf Koſten der Wahrheit und Tugend, zu erregen ſuchen: ſo müßte man erröthen, ſo oft man geſtünde, im Leſen nichts weiter als Beluſtigung genoſſen zu haben.

Eben ſo ſehr wünſchte ich, daß mittelmäßige Schriften, und ſolche, die noch einige Grade tiefer ſtehen, gar nicht geleſen, und eben dadurch nach und nach vertilgt werden möchten. Man ſehe ſich immer nach den beſten und vollkommenſten um. Durch dieſe, wenn ich ſo reden darf, ekle Wahl, vermeidet man einen ungeheuren Haufen von ſeichtem Gewäſche, durch welchen man ſich ſonſt durchgraben muß; man nimmt an dem feinen und richtigen Geſchmacke, an einer ausgeſuchten Wiſſenſchaft, ſehr geſchwind zu; man lieſet nichts, was man dereinſt froh ſeyn ſollte zu vergeſſen, oder wenigſtens ganz zu verbeſſern; Zeit, Mühe, Gedächtniß, Beurtheilung, alles wird erſparet und nützlicher angewandt.

Ich habe geſagt, daß ich dieſes wünſchte; aber ich glaube ſelbſt nicht, daß es ſtets geſchehen könne. Es fehlt noch viel daran, daß es in allen Arten nützlicher Kenntniß Bücher geben ſollte, welche der Vollkommenheit nahe kämen; oft muß man ſich an den erträglichen und mühſamen begnügen, in denen keine Spur eines lebhaften Geiſtes, deſto mehrere aber von einer ſchweren und fleißigen Hand, anzutreffen ſind. Zwar in den Augen der fertigen Bewunderer, die zum Schaden des Fortgangs der Gelehrſamkeit ſo häufig werden, verwandelt ſich das Mittelmäßige leicht genug in das Unvergleichliche. Aber eben dagegen müſſen Leſende auf ihrer Hut ſeyn, und wie könnte man ſie hintergehen, wenn ſie ſich bereits nach ſchätzbaren Muſtern einen Maaßſtab von der Güte und Schönheit eines Werks gebildet haben?

Soll ich auch von der Sprache, in der die Bücher, welche man leſen will, aufgeſetzt ſind, etwas hinzuſetzen? Dieſer Umſtand iſt in der That nicht gleichgültig. Ein gutes Buch bleibt zwar in jeder Sprache ſchön; aber jede Sprache hat doch ihre eigenthümliche Schönheiten; und daraus entſteht der Vorzug, den wir der Urkunde vor der Ueberſetzung, wohlgeſchriebenen Büchern von einerley Inhalt, aber von verſchiedener Sprache, vor einander geben.

Damit man im Leſen eine glücklichere Wahl treffe, muß man das Innere der Sprachen, in denen gute Bücher aufgeſetzt ſind, kennen. Jene iſt ſanft, biegſam, flüchtig, harmoniſch; dieſe hat einen langſamen aber majeſtätiſchen Gang. Die eine erzählet mit Anmuth; die andere mit Stärke und Feuer. Dort iſt es Witz und Spiel, was eine Sprache am beſten kleidet; hier Ernſt und Gründlichkeit. Eine ſolche Unterſuchung giebt uns bald zu erkennen, wie weit ſich eine Sprache wagen dürfe. Die Beſchreibung der Geſchichte ſcheint der italiäniſchen Sprache nicht zugedacht zu ſeyn. Mit allen Gratien umgeben, ſteigt die franzöſiſche deſto ſchwerer zum Erhabenen und Schrecklichen hinauf.

Doch man kann ſich in dieſem Urtheil übereilen. Man muß daher zu gleicher Zeit nachforſchen, in welcher Art Schriften ſich eine Nation beſonders hervorgethan habe. Es offenbart ſich alsdenn, daß ein Volk, welches aufgemuntert wird, aus ſeiner Sprache beynahe alles machen könne, was es will. Man ſehe nur die Griechen und Römer. Kann man wohl von irgend einer Materie, welche ſie bearbeitet haben, ſagen: dieſes klingt in einer andern Sprache beſſer?

Nur in einer einzigen Sprache Bücher leſen zu wollen, iſt ein Eigenſinn, der ſich allemal ſelbſt beſtraft. Man verliert durch denſelben nicht nur die Vorzüge, welche eine Sprache vor der andern beſitzt, ſondern auch die Gelegenheit, ſeine Landesſprache zu beſſern und zu bereichern. In einem Falle iſt es erlaubt und ſogar nützlich, ſich an eine einzige Sprache zu halten. Wenn man von Materien aus der alten Geſchichte, Sprachwiſſenſchaft und ganzen Gelehrſamkeit des Alterthums, Unterricht begehret, ſo nehme man ſich unveränderlich vor, denſelben nur aus einen lateiniſchen Buche zu ſchöpfen. Umſonſt rühmen ſich manche neuere Schriftſteller, daß ſie durch Bücher, welche in den jetzt üblichen Sprachen aufgeſetzt ſind, den ganzen Umgang jener Gelehrſamkeit ſo gemein und für jedermann faßlich zu machen wiſſen, daß man nicht mehr nöthig habe, auf die Erlernung einer todten Sprache Zeit und Mühe zu wenden. Man kann ihnen zeigen, daß es hundert tauſend Dinge gebe, von welchen ſich nur in der Sprache der Alten in einer bündigen Kürze, mit den eigentlichen Redensarten, deutlich, beſtimmt und angenehm zugleich reden laſſe. Man kann ſie fragen, warum ſie uns ſo viele und große, ſo unnachahmliche Schönheiten rauben wollen, die der gedachten Sprache unzertrennlich eigen ſind. Und wenn dieſe Vorſtellungen bey ihnen keinen Eindruck machen, ſo muß man ſie erſuchen, es wenigſtens mit Dank anzunehmen, daß es eine Sprache giebt, die man die gelehrte nennet, deren ſich alle Nationen gemeinſchaftlich bedienen können, die vollkommen dazu gemacht iſt, alles was nur Wiſſenſchaft und Kunſt heißt, auszudrücken, und die nicht wie die lebenden Sprachen, ein Buch in die Gefahr ſetzt, ſeiner Schreibart wegen zu veraltern.

Könnte ich doch laut genug reden, um von allen jungen angehenden Leſern gehöret zu werden, ich würde ihnen zurufen: Leſet die alten Schriftſteller! leſet ſie vorzüglich vor den neuern! Sie ſind unſere Lehrer im Denken, im Gefühl des Schönen, in allen Arten der Wiſſenſchaft und Schreibart geweſen; ſie werden es auch beſtändig bleiben. Diejenigen unter den Neuern, denen ihre Bücher den meiſten Ruhm gebracht haben, ſind denſelben im Grunde der glücklichen Nachahmung der Alten ſchuldig; wenn ſie hie und da weiter gekommen ſind, ſo haben ſie doch den Grundriß von jenen entlehnt, und ihre große Kunſt und Einſicht vortheilhaft zu nützen gewußt. Immerhin laßt euch von andern vorwerfen, daß ihr als Jünglinge und Männer Schulbücher zu leſen fortfahret. Dieſe Bücher, die euch deswegen als Knaben in die Hände gegeben worden ſind, um deſto früher einen Geſchmack daran zu gewinnen, werden euch euer ganzes Leben hindurch feſſeln, wenn ihr erſt im Stande ſeyn werdet, ihre Reichthümer ſowohl zu überſehen, als ihre Reitzungen zu empfinden. Wählet, wenn ihr ſonſt nicht dazu vorbereitet ſeyd, den lehrreichen, einnehmenden Rollin, deſſen ich oben gedacht habe, zu eurem Führer. Er wird euch in wenigen Wochen die Alten in einem ganz andern Lichte zeigen, als Jahre vielleicht, die ihr auf Schulen mit denſelben umgegangen ſeyd.

Aber wir verſtehen die alten Sprachen nicht, oder doch zu wenig, höre ich einige ſagen; unſere Lebensart hindert uns, nur in der Lateiniſchen einige Stärke zu erlangen. Wenn dieſes iſt, ſo bleibt immer noch vieles übrig, das euch gewiſſermaßen Schadlos halten kann. Lernet alsdenn die Alten aus ſolchen Ueberſetzungen kennen, von denen man glaubt, daß ſie ihnen am nächſten gekommen ſind;

und

und auch bey dieſen, bey dieſen ſo wenigen, könnet ihr ſtets, ohne Gefahr zu irren, denken, daß ſie tief unter den Schönheiten des Originals ſtehen bleiben. Leſet die Auszüge, welche man aus den Alten gemacht hat; Werke, in denen ihre Schriften beurtheilt, zum Beyſpiel angeführt, zergliedert, und der Character eines jeden geſchildert iſt; wie z. E. in dem vortreflichen Buche des Batteux. Endlich macht euch mit ſolchen Schriftſtellern unter den neuern bekannt, welche vor die feinſten Kenner, vor die geſchickteſten Bewunderer und Nachahmer der Alten gehalten werden. An einem Corneille, Racine und Boileau, an einem Pope und Addiſſon, und andern ihres gleichen, könnt ihr ſehen, wie groß die Alten ſeyn müſſen: denn dieſes ſind ihre großen Schüler.

Sollte man nun noch weiter fragen, welche Schriften man leſen müſſe, nicht um den Nahmen eines Gelehrten zu verdienen, ſondern um gemeinnützige Kenntniſſe zu erwerben, den Verſtand aufzuklären, und das Herz zu rühren: ſo würde ich ſehr vieles zu empfehlen finden. Ich würde diejenigen zuerſt nennen, welche der Religion und Andacht in einem feurigen Gefühlvollen Ton gewiedmet ſind. Ich würde die Sittenlehre anpreiſen, dieſe Weisheit, welche Socrates, dem Cicero zu Folge, zuerſt vom Himmel herab zog, und unter den Menſchen zu wohnen nöthigte; die Geſchichte, in welcher das menſchliche Herz geöfnet vor uns liegt, und jedes Zeitalter ein Lehrer vor das unſrige wird; die Naturlehre, welche ſo bewundernswürdig, ſo unergründlich, und von einer ſo unendlichen Mannichfaltigkeit iſt; die Dichtkunſt, welche alles verſchönert und belebt, dieſe Muſik der Seele, welche oft für keine andere Stimme einen Platz übrig läßt; die Beredſamkeit, deren rühmlichſte Siege den ſtärkſten

Geiſt treffen, und die ihrer Macht ſo gewiß iſt. Allein dieſes ſind lauter Schauplätze, auf die man nur einen Blick werfen darf, um von einer unwiderſtehlichen Begierde getrieben zu werden, ſie ſelbſt zu betreten. Man ziehe ſeine Neigung zu Rathe, und wende ſich am erſten, am fleißigſten dahin, wo dieſe ſtehen bleibt. Ich glaube aber nicht, daß man eine der vorhergedachten Arten von Schriften ganz werde vorbeygehen können.

III. Ich komme zu der Hauptfrage: Wie ſoll man gute Bücher leſen? Die Antwort könnte ſelbſt ein Buch werden; aber ich begnüge mich an einer kleinen Anzahl Regeln, aus denen man noch viele andere herleiten kann.

1. Man darf nicht ohne alle Ordnung leſen. Eine zu ſtrenge würde ein Joch ſeyn; gar keine zeugt Verwirrung. Wenn man bloß der Abwechſelung wegen von einem Buche zu dem andern abſpringt, den Zuſammenhang unterbricht, eine neue Materie vornimmt, ohne die erſte geendigt zu haben, kurz wenn man ganz ohne Plan und anhaltenden Eifer lieſet, ſo wird man am Ende ſich mehr beſinnen als fühlen, daß man geleſen hat.

2. Eine langſame, nachdenkende Unterſuchung iſt die größte Pflicht des Leſenden. Es kann Stellen oder auch Bücher geben, über welche er flüchtig wegeilen darf; aber dieſes werden nur ſolche ſeyn, die entweder bekannte Dinge vortragen, oder die er nicht aus Wahl, ſondern durch gewiſſe Abſichten gedrungen, lieſet. Ein gutes Buch hingegen muß nicht bloß geleſen, es muß ſtudiert werden. Man findet darinne bey jedem Schritte Urſachen, ſtille zu ſtehen, und ſich in der Gegend, in die man verſetzt iſt, mit Vergnügen umzuſehen. Wer ſie anders lieſet, dem ſollte man das Leſen verbieten, ſo wie man einem Kranken gewiſſe Speiſen verſagt.

Wie

Wie erleichtert man ſich aber dieſes bedachtſame Leſen? Wie überzeugt man ſich zugleich, daß man in der That auf ein nützliches und wohlgeſchriebenes Buch gerathen ſey?

Ich ſchlage dazu gewiſſe Fragen vor, die man an ſich ſelbſt richten muß. Z. E. In welcher Abſicht leſe ich dieſes Buch? Erfüllet es auch dieſelbe? Breitet es ein Licht in meinem Verſtande aus? Beſchäftigt es nur die Einbildungskraft? Dringt es bis zum Herzen? Iſt es nützlich? oder beluſtigend? oder beydes zugleich? Von der Beantwortung dieſer und ähnlicher Fragen hängt alles ab. Ich begreife nicht, ſagt Rouſſeau, was für eine Art von Güte ein Buch haben kann, das ſeine Leſer zu gar nichts Gutem geneigt macht; und Rouſſeau hat Recht.

3. Dieſe Art zu leſen wird uns von ſelbſt zur Wiederholung führen. Gar bald wird man ſich gewöhnen, eine Stelle öfters anzuſehen, ihre Schönheiten zu ergründen, ſie dergeſtalt zu faſſen, daß es unmöglich iſt ſie zu vergeſſen. Die Anmerkung, daß es Bücher oder Abſätze von Büchern gebe, die man zum hundertenmale eben ſo gerührt, als zum erſtenmale, leſen kann, wird ſich auf die angenehmſte Art beſtätigen. Und ohne den ausdrücklichen Vorſatz, das Geleſene auswendig zu lernen, wird ſich das Gedächtniß unvermerkt mit einer Menge von Stellen füllen, weil ſie ihm der Geſchmack oft vorgehalten hat. Dieß iſt zwar nicht der Weg zu einer weitläuftigen Beleſenheit; allein dagegen lieſet man nichts, was man nicht für ſich und für andere in ſeinem ganzen Leben ſollte gebrauchen können; non multa, ſed multum, nach dem Ausdrucke des Plinius.

4. Jedoch damit man ſeine Forderungen beym Leſen nicht zu hoch ſpanne, ſo muß man ſtets den eigenthümli-

chen Character einer jeden Art Schriften, den Grad der Vollkommenheit, den man darinne zu erwarten berechtiget iſt, vor Augen haben. Man verlange nicht alles überall. Der Freund der ſchönen Wiſſenſchaften kann leicht gegen den Geſchichtſchreiber, oder gegen den Sittenlehrer, ungerecht werden, und bey ihnen Eigenſchaften ſuchen, die ihrer Perſon nicht angemeſſen ſind. In einer lehrenden oder ſogenannten dogmatiſchen Schrift, darf uns die Trockenheit des Vortrags, ſo lange ſie nur aus der Genauigkeit und Gründlichkeit entſteht, ſo wenig vom Leſen abſchrecken, daß wir vielmehr unſer Aeußerſtes thun müſſen, uns an dieſelbe zu gewöhnen. Ein hiſtoriſches Buch läßt nichts zu wünſchen übrig, wenn es nächſt den weſentlichen Gaben der Geſchichtskunde, fließend und lebhaft geſchrieben iſt. Witz und eine kunſtreiche Bemühung zu gefallen, verdirbt alles in demſelben; wenigſtens muß man es als eine Seltenheit anſehen, wenn ein Schriftſteller, der dieſe Gaben darinne blicken läßt, ihren Glanz mit der gehörigen Strenge zurück hält. Der ſchöne Geiſt opfert zu gefällig die Wahrheit einem ſinnreichen Einfall auf, und Voltaire bemüht ſich vergebens, einen Geſchichtſchreiber vorzuſtellen; er kömmt nicht weiter, als daß man ihn noch einmal vor den witzigſten und anmuthigſten Schriftſteller ſeiner Zeit erkennet.

5. Dasjenige, was man zuerſt, überall und beſtändig in einem Buche ſuchen muß, iſt das **Wahre, Lehrreiche und Gründliche.** Boileau hat den Werth davon in jener bekannten Stelle ausgedrückt:

Rien n'eſt beau que le vrai, le vrai ſeul eſt aimable.

Es iſt die eigentliche Nahrung der Seele, die ſich nie daran völlig ſättigen wird. In Kleinigkeiten wie in den wichtigſten Dingen, in Erdichtungen, wie in der Geſchichte

und

und in allen Arten des offenen Vortrags, iſt das Wahre vorzüglich ſchätzbar. Welch eine Beruhigung für den Leſenden, wenn er ſtets auf ſeinem Wege denken kann: Wiederum eine Lehre, eine Nachricht gewonnen! Einige Schritte weiter in der Erkenntniß von dem unermeßlichen Reiche der Wahrheit und Weisheit gelangt! Die alte Einſicht geſtärkt und brauchbarer gemacht! Das Gemüthe zugleich ergötzt, und den Verſtand aufgeheitert!

6. Darauf folgt erſt das Schöne. Ein Leſer der die Ordnung umkehrt, und zuvörderſt nach den Schönheiten eines Buchs lüſtern iſt, der Wahrheit aber nur den zweyten Rang gönnet, oder ſie gar über jenen vergißt, verlieret den ganzen Preiß ſeiner Bemühung. Er bewundert die Farbe der Frucht, und koſtet ſie ſelbſt zu wenig. Eine jede Stelle, die ſich nicht durch einen gewiſſen Schmuck unterſcheidet, entwiſcht ihm, und er wird endlich gegen die richtigſten Gedanken fühllos, wenn ſie ſich ohne alle Kunſt vor ihm zeigen.

Alles Wahre iſt Schön, das iſt, es gefällt und muß gefallen; aber es fehlet viel, daß auch alles Schöne nothwendig Wahr ſeyn ſollte. Ein falſcher Schimmer macht oft, daß man das Fehlerhafte im Denken nicht bemerkt; man iſt eher eingenommen, als man zur Prüfung kommen kann, und man merkt zu ſpäte, daß man betrogen ſey. Es gehöret viele Aufmerkſamkeit und Uebung dazu, um ſich in dergleichen Beobachtungen nicht zu irren. Nachdem Heinrich der Vierte, König von Frankreich, durch den Meuchelmörder Chatel an den Lippen war verwundet worden, indem dieſer den tödtlichen Stich, den er dem Könige zugedacht hatte, verfehlte; ſo ſagte d'Aubigne, ſein würdiger Günſtling, kurze Zeit darauf zu ihm, indem er auf die Abſchwörung der proteſtantiſchen

Religion zielte, zu welcher ſich Heinrich ein Jahr vorher, um nur ruhig zu regieren, verſtanden hatte: Bisher haben Ew. Maj. Gott nur mit dem Munde verleugnet; und daher hat er es geſchehen laſſen, daß Sie auch nur an den Mund getroffen worden ſind. Aber wenn ihn erſt Ihr Herz verleugnen wird; ſo wird er auch dieſes ungetreue Herz durchbohren laſſen. — O! wie ſchön iſt dieſes geſagt! rief die Herzoginn von Eſtrees aus, wenn es auch nur eben ſo wahr wäre. — Es war allerdings eben ſo wahr als ſchön; aber nur nicht in den Augen der Herzoginn.

Das Schöne iſt die Kleidung des Wahren; es macht daſſelbe reitzender, ohne ſeinen innern Werth zu vermehren. Es hat wiederum verſchiedene Gattungen, deren Begriffe in den Anweiſungen zu den ſchönen Wiſſenſchaften beſtimmt werden; die man aber durch hundert Regeln nur ſchwach kennen lernet, bis der Geſchmack ſich gewöhnet hat, ſie auf den erſten Anblick zu unterſcheiden und zu prüfen. In dieſer Reihe ſteht das Natürlich-Schöne und Naive, das Witzige und Sinnreiche; das Rührende; das Erhabene; anderer Schönheiten, die man die gemeinen nennen könnte, weil ſie jedem wohlgeſchriebenen Buche eigen ſeyn müſſen, nicht zu gedenken. Ich verſtehe unter dieſen letztern die Ordnung, die Deutlichkeit, die Vollſtändigkeit, einen fruchtbaren und bündigen Vortrag; kurz, alles was die Grundlage eines nützlichen Buchs ausmacht, und was man nicht ohne Unbequemlichkeit vermiſſen würde.

7. Man hat endlich auch das Recht, ſich nach dem Neuen, welches ein Buch enthält, umzuſehen. Aber dieſes Recht iſt nicht allezeit gültig. Nur alsdenn, wenn ſich ein Schriftſteller das Anſehen giebt, daß er unbekann-

te Dinge vortragen werde, oder wenn ein Buch zum Vorſchein kommt, daß eine oft abgehandelte Materie zum Inhalte hat, alsdenn kann man Erfindungen und Entdeckungen erwarten. Andere Bücher, ſonderlich diejenigen, welche in einer beſtimmten Abſicht geſchrieben ſind, können vortreflich und gemeinnützig ſeyn, ohne daß darinne eine Spur vom Neuen vorkäme. Man kann gewiſſe Dinge nicht zu oft leſen, nicht fleißig genug von ihren verſchiedenen Seiten betrachten. Und man muß es alſo einem Schriftſteller Dank wiſſen, wenn er dergleichen Lehren und Gegenſtände der Unterſuchung von neuem bearbeitet. Die Geſchicklichkeit, ihnen die alltägliche Geſtalt benommen, und ſie unter einem neuen Lichte dargeſtellt zu haben, wird ihm allemal rühmlich genug ſeyn; ſogar wenn er nur eine zufällige Veränderung im Vortrage treffen ſollte. Wie mancher Schriftſteller iſt mit Recht bewundert worden, deſſen Kunſt nur darinne beſtand, alte und oft geſagte Dinge durch neue Bilder und Wendungen, durch weniger bekannte Anmerkungen, zu erneuern. Man übereile ſich daher auch nicht, einen Gedanken vor neu zu halten, an dem es vielleicht nur der Ausdruck iſt. Man traue den neuen Ueberſchriften der Bücher, den neugewagten Sätzen, die oft allem kühn widerſprechen, was die Welt bisher geglaubt hat, nicht zu fertig. Der Reiz der Neuigkeit iſt ſchon oft ein verführeriſcher Kunſtgriff geweſen, kurzſichtige und herumſchwärmende Leſer zu berücken.

8. Zu dieſem allen muß man noch die Beobachtung der **Fehler eines Buchs**, ſowohl im Denken als im Schreiben, ſetzen. Man ſey gegen eine zu hitzige Bewunderung, die alles unverbeſſerlich findet, ſorgfältig auf ſeiner Hut. Ohne den Vorſatz, die Flecken des Buchs aufzuſuchen, wird man ſie durch die Würkung, welche eine

Stelle auf unſern Geiſt thut; durch die Vergleichung anderer Bücher, die von eben derſelben Materie geſchrieben ſind, und durch andere critiſche Mittel, leicht entdecken. Dieſe Bemühung ſcheint zwar klein und unerheblich zu ſeyn; aber ſie führt den großen Nutzen bey ſich, daß man immer zu höhern Muſtern der Vollkommenheit hinaufſteigt, und durch eine natürliche Verbindung desjenigen was man lieſet, mit dem was man ſelbſt denkt oder redet, ſo lange nicht mit ſich ſelbſt zufrieden iſt, als noch etwas an uns zu verbeſſern und zu verſchönern übrig bleibt.

Die folgenden Aufgaben zum Leſen können nun zu beyden Arten des Leſens genützet werden, die bisher empfolen worden ſind. Einſichtsvolle Männer haben zwar gewünſcht, daß unter dieſen Aufgaben Ueberſetzungen aus den Alten, verglichen mit ihren Originalen, ſtehen möchten, und ich erkenne ſelbſt den Werth dieſer Verbeſſerung; allein gewiſſe Bedenklichkeiten hindern mich dieſelbe anzubringen, und vielleicht entſchuldiget mich die Hoffnung, welche ich hege, daß meine jungen Leſer von ſelbſt geneigt ſeyn werden, ihren Geſchmack an den Alten zu üben und zu ſtärken, und ſich mit den Werken derſelben nach den weiſen Vorſchriften eines oft gelobten Rollin bekannt zu machen.

Aufgaben

Aufgaben zum Leſen.

Erſte Aufgabe.

Von der Pflicht der Kinder gegen die Eltern.

Man ſieht die Ordnung und den Umfang der Vorſehung Gottes, und die Art, mit welcher er die Grenzen der gegenſeitigen Pflichten feſtſetzt und offenbaret, nirgends deutlicher, als bey den wechſelsweiſen Verbindlichkeiten zwiſchen Eltern und ihren Kindern. Das Kind kömmt in die Welt, entblößt, hülfloß, und an ſich der natürlichen Mittel zur Sicherheit und zum Unterhalte mehr beraubt, als faſt alle Geſchöpfe aus einer niedrigern Claſſe. In dieſer Dürftigkeit eilt die Sorgfalt und Zärtlichkeit der Eltern zu ſeiner Hülfe herbey; ſie befriedigt alle ſeine Bedürfniſſe, und erleichtert alle ſeine Mängel; ſie erduldet alle ſeine natürliche Unarten, in demjenigen Alter, da das Kind weder gebeſſert, noch belehrt werden kann; ſie verſorgt es nicht nur mit der beſten Nahrung, da es unvermögend iſt, ſich ſelbſt damit zu verſorgen, ſondern ſie reicht ihm auch dieſelbe, da es ungeſchickt iſt, ſich ſelbſt zu nähren; ſie erträgt alle ſeine verſchiedenen Thorheiten und Unbeſonnenheiten; ſie hört nicht nur ſeine ſpielenden und leeren Fragen mit Gelaſſenheit, ſondern auch mit Vergnügen an, bis ſie daſſelbe ſtuffenweiſe zu einer vollkommnen Geſundheit, Stärke und Erkenntniß gebracht hat. Aber nicht lange iſt das Kind zu dieſer Vollkommenheit ſeiner Natur gelangt; ſo fangen ſeine Eltern ſchon an, wieder nach und nach in eben die Schwachheiten zu verfallen, bey denen ſie

ihre Kinder nur noch vor kurzem unterſtützten und leiteten; und nun brauchen ſie eben den Beyſtand, welchen ſie vorhin andern leiſteten. Zuerſt fangen ſie an kränklich zu werden; und ſie bedienen ſich dann derjenigen Geſundheit ihrer Kinder zu ihrer Hülfe, die ſie unterhalten und für die ſie geſorgt hatten. Auf den Verluſt der Geſundheit folgt insgemein der Verluſt der Zufriedenheit und Freude. Die alten Eltern werden unwillig, und ärgern ſich über alles, was um ſie iſt. Dieß iſt nun der Zeitpunkt, da die Kinder alle die Zärtlichkeit und Geduld für ihre mürriſchen Eltern, ohne Unwillen und Tadel, wieder beweiſen können, die ihre Eltern ſo lange Zeit, bey allen ihren kindiſchen Unarten, in demjenigen Alter ihnen bewieſen, da ſie noch nicht gebeſſert werden konnten. Darauf werden die alten Eltern auch mit ihrer Schwatzhaftigkeit beſchwerlich, und, wie die Jugend immer glaubt, ſo gar unbeſonnen; ſie halten ſich ewig bey Anmerkungen und Begebenheiten aus ihren Zeiten und frühern Jahren auf. Aber erinnert euch nur; ihr habt ja auch eure Zeit gehabt, ſchwatzhaft und unbeſonnen zu ſeyn; und eure Eltern erduldeten dieß an euch, aber mit dieſem Unterſchiede; ihr konntet nur einfältige und kindiſche Fragen an ſie thun, und ſie erzählen euch itzt weiſe und nützliche Anmerkungen. Aber ſie werden beſchwerlich, weil ſie ihnen dieſelben zu oft erzählen. Darauf kann man ganz leicht antworten. Haben eure Eltern eure Thorheit erduldet, ſo könnt ihr wohl ihre Weisheit ertragen; und wenn ſie auch vielleicht mehr ſagen, als nöthig iſt, um euch von den gegenwärtigen Dingen zu unterrichten, ſo gehet doch meiſtens ihr Geſpräch auf vergangene Dinge, auf Dinge, die vielleicht viele Jahre, ehe ihr in die Welt kamt, geſchehen ſind, und die ſie folglich weit beſſer wiſſen müſſen als ihr. Oder, wenn ſie auch mehr reden

ſollten, als zu euerm Unterrichte nöthig iſt; ſo ſagen ſie doch vielleicht nicht mehr, als zu dem Unterrichte eurer Bedienten oder eurer Kinder erfordert wird, die nun zu den Jahren gelangt ſind, da ſie manche Fragen thun können. Und deßwegen hat es die Vorſicht ſehr wohl ſo eingerichtet, daß ihre Großeltern nun ein Vergnügen daran finden, ihnen auf alles zu antworten, und ſie mit einem Vorrathe von nützlichen Anmerkungen zu verſorgen, die ſie brauchen, ja die ſie einmal über das andere wieder hören müſſen, die man ihnen wohl hundertmal einſchärfen muß, und die ſie, ohne dieſen Beyſtand, vielleicht erſt in vielen Jahren, von ſich ſelbſt würden erlangen können. Daraus folgt, daß die Neigung zur Schwatzhaftigkeit, die uns an ältern Perſonen insgemein ſo beſchwerlich iſt, ihren Nutzen hat, und von dem Allmächtigen zu vortreflichen Endzwecken beſtimmt iſt. Aber geſetzt, dieſelben würden nicht erreicht, ſo erwiedern doch nur die Kinder, indem ſie dieß ertragen, ihren Eltern bloß dasjenige, was ſie ihnen ſchon längſt ſchuldig waren. Nach dieſem verlieren die alten Eltern ihre Stärke; und ſie können nicht ohne eine Stütze wandeln; und hier ſeyd ja beſorgt, daß ihr ihnen nicht dieſe Stütze verſaget! Wie viele Jahre trugen ſie euch nicht auf ihren Armen? Und wie viel mehrere Jahre noch führten ſie euch nicht, wohin ihr gehen wolltet, und bewahrten euch für dem Fallen und für Gefahr? Und nun wolltet ihr zugeben, daß dieſe alten Glieder ſchwanken, und zur Erde ſinken ſollen, die ſo oft die eurigen unterſtützten und erretteten, da ſie ſchwach, zärtlich und unfähig waren, ſich ſelbſt zu unterſtützen, und zu erretten? Gewiß, ihr werdet nicht, ihr könnt nicht, einer ſolchen Grauſamkeit und Undankbarkeit, euch auf einmal ſchuldig machen. Endlich fängt auch der Verſtand der alten Eltern an, ſich zu verlieren; und die

Kräfte

Kräfte ihres Gemüths dauern nicht viel länger als die Stärke ihres Körpers; ſie verfallen Stufenweiſe, bis ſie endlich wieder zu Kindern werden. Ihr Geſicht verdunkelt ſich; ihre Zunge ſtockt; ſie werden noch einmal Kinder, und ſind nun in ihre Betten eingeſchloſſen; wie ſie es erſt in ihren Wiegen waren. Dieß iſt der letzte Auftritt des Lebens; und hier verlangen ſie alle die Sorgfalt, das Mitleiden und die Zärtlichkeit, deren ihr fähig ſeyd, da ſie eben aus der Welt gehen wollen, welche ihr von ihnen fordertet, da ihr zuerſt in die Welt eintratet.

Zwote Aufgabe.

Die Thorheit des Stolzes.

Wenn irgend etwas die menſchliche Natur in den Augen der Weſen von höhern Fähigkeiten, verächtlich machen kann; ſo iſt es gewiß der Stolz. Sie kennen ſo ſehr die Eitelkeit dieſer eingebildeten Vollkommenheiten, worüber das menſchliche Herz ſich erhebt, und jener kleinen, außerordentlichen Vortheile der Geburt, des Glücks oder des Standes, die ein Menſch vor dem andern beſonders genießt, daß ſie ſich gewiß gar ſehr verwundern, oder vielleicht ſehr darüber beluſtigen müſſen, wenn ſie einen Sterblichen, aus einer von dieſen Urſachen ſich brüſten, und weit höher als ſeine Nachbarn ſchätzen ſehen, da er doch zu gleicher Zeit, allen den gemeinen Widerwärtigkeiten ſeines Geſchlechts ausgeſetzt iſt. Um dieſen Gedanken in ſein gehöriges Licht zu ſetzen, wollen wir uns einbilden, wenn es euch gefällt, daß jener Maulwurfshaufen, von vernünf-

vernünftigen Geſchöpfen bewohnt ſey, und daß jede Ameiſe, (ihre Bildung und Lebensart ausgenommen) mit menſchlichen Leidenſchaften begabt ſey. Wie würden wir lachen müſſen, wenn uns eine von ihnen, eine Erzählung der Geſchlechtsregiſter, des Unterſchieds der Titel, die unter ihnen herrſchen, machen ſollte! — Seht nur, wie der ganze Haufe ſich trennt, und einer von den Ameiſen Platz macht, die mitten durch ſie hingeht! Ihr müßt wiſſen, daß dieß eine Ameiſe von Stande iſt, und weit edler Blut in ihren Adern hat, als alle andre Ameiſen in dem Maulwurfshaufen. Seht ihr nicht, wie ſehr ſie ſelbſt dieß empfindet? wie langſam ſie fortgeht, und wie der ganze Pöbel der Ameiſen in einer Entfernung bleibt? — Hier könnt ihr eine andre ſehen, die auf einer kleinen Anhöhe ſteht, und auf eine lange Reihe von Arbeitern herab ſieht. Sie iſt das reichſte Inſect auf dieſer Seite des kleinen Hügels; ſie hat einen Spazierweg von einer halben Elle in der Länge und einem Viertelszoll in der Breite; ſie hält auf hundert Knechte im Hauſe, und hat wenigſtens funfzehn Gerſtenkörner auf ihrem Kornboden. Sie ſchilt eben itzt auf eine Ameiſe, die vor ihr ſteht, und die doch, ſo viel wir entdecken können, eben ſo gut eine Ameiſe iſt, als ſie.

Aber hier kömmt ein Inſect von Anſehen! Bemerkt ihr nicht, daß es einen kleinen weiſſen Strohhalm im Munde trägt? Dieſen Strohhalm, müßt ihr wiſſen, würde es nicht für den längſten Strich Landes auf dem Maulwurfshaufen hingeben; wenn ihr nur wiſſen ſolltet, was es ausgeſtanden hat, um ihn zu erlangen! Seht, Ameiſen von allerley Stande und Gattung ſchwärmen um daſſelbe herum. Sobald es aber dieſen Strohhalm aus ſeinem Munde fallen laſſen ſollte, ſo würdet ihr ſehen, wie dieſer ganze zahlreiche Kreiß von Begleitern, dem nächſten folgen würde,

der ihn aufgefangen hätte; ſie würden das abgedankte Inſect verlaſſen, oder über ſeinen Rücken hinlaufen, um zu ſeinem Nachfolger zu kommen. — Wollt ihr nun auch alle Frauenzimmer des Maulwurfshaufen ſehen, ſo betrachtet zuerſt die Ameiſe dort, die dem Männchen an ihrer linken Hand zuhört, ob ſie gleich ihren Kopf von ihm wegzuwenden ſcheint. Er ſagt dieſem armen Inſecte, daß ſie eine Göttin iſt, daß ihre Augen glänzender ſind als die Sonne, daß Leben und Tod ihr zu Gebote ſtehet. Sie glaubt ihm, und brüſtet ſich auf hunderterley Arten darüber. — Bemerkt die Eitelkeit der Ameiſe dort zur Linken! Sie kann vor Alter kaum mehr kriechen, aber ihr müßt wiſſen, daß ſie ſich ein groß Verdienſt aus ihrer Geburt macht, und, wenn ihr Achtung gebt, eine jede Ameiſe, die ihr zu nahe kömmt, fortſtößt. — Die kleine hurtige Coquette, die ihr zur Seite hinläuft, iſt eine witzige Schöne; ſie hat ſchon das Herz von mancher männlichen Ameiſe gewonnen; ſeht nur was für ein Gefolge von Liebhabern ihr nachläuft. — Hier wollen wir dieſe Scene der Einbildung beſchlieſſen. Aber zuerſt wollen wir, wenn es euch gefällt, um die Vergleichung noch genauer zu machen, annehmen, daß der Tod auf den Maulwurfshaufen in der Geſtalt eines Sperlings herabkömmt, und ohne Unterſcheid, die Ameiſe von Stande mit ihren Schmeichlern, die reiche Ameiſe mit ihren Tagelöhnern, den Staatsbedienten mit dem weißen Strohhalm, nebſt ſeinen Schmarotzern, und alle die Göttinnen, Witzlinge und Schönen des Maulwurfshaufens, hinwegrafft.

Müſſen wir uns nicht vorſtellen, daß Weſen von einer höhern Natur und Vollkommenheit, alle die Beyſpiele des Stolzes und der Eitelkeit unter unſerm Geſchlechte, auf eben dieſe Art anſehen, wenn ſie diejenigen, die die Erde

bewoh=

bewohnen; oder nach dem Ausdrucke eines ſcharfſinnigen franzöſiſchen Dichters, die Ameiſen betrachten, die dieſen Haufen von Staub bewohnen, welchen die menſchliche Eitelkeit in Erdſtriche und Länder eingetheilt hat?

Dritte Aufgabe.

Ueber den Umgang.

Die Geſellſchaft beſteht unter den Menſchen dadurch, daß ſie ſich einander gemeinſchaftlich ihre Gedanken mittheilen. Worte, Blicke, Geberden, und die verſchiedenen Töne der Stimme, ſind die Werkzeuge dieſer Mittheilung. Ich rede; und in einem Augenblicke werden meine Begriffe und Empfindungen demjenigen mitgetheilt, der mich hört; meine ganze Seele geht auf eine gewiſſe Art, in die ſeinige über. Dieſe Mittheilung meiner Gedanken wird wieder bey ihm die Gelegenheit zu andern Gedanken, die er mir dagegen bekannt macht. Daraus entſteht für uns eine der lebhafteſten Vergnügungen; dadurch erweitern wir auch unſre Erkenntniß, und dieſer gegenſeitige Handel iſt die vornehmſte Quelle des Reichthums unſers Verſtandes.

Die erſte Vorſchrift in Abſicht auf den Umgang, iſt die, daß man alle Geſetze der Höflichkeit darinn beobachte. Unter allen Vorſchriften, iſt dieſe die unentbehrlichſte. Es ſteht nicht in eines jeden Gewalt, ſchöne Talente zu beſitzen, witzige Dinge zu ſagen, oder eine Geſchichte auf eine angenehme Art zu erzählen; aber jedermann kann höflich ſeyn, wenn er will, wenigſtens in einem gewiſſen Grade. Durch Höflichkeit vermag eine Perſon unendlich mehr, ſich

liebenswürdig zu machen, und ein Verlangen nach ihrer Geſellſchaft zu erwecken, als durch die außerordentlichſten Talente, und durch alle Vorzüge, die ſie ſich nur geben kann. Dieſe erregen faſt allezeit den Neid, und der Neid iſt immer mit Unwillen begleitet. Wünſcht ihr, daß man euch hochſchätzen möge, ſo ſucht, daß man euch lieben müſſe. Wir ſchätzen allezeit die Perſon, die wir lieben, weit höher, als ſie es verdient; und hingegen denjenigen, den wir nicht lieben, ſo wenig, als wir nur können. Ja wir bemühen uns, ihn ſo ſehr als möglich zu verachten; und insgemein bringen wir es darinn ſehr weit.

Der, welcher große Talente zum Umgange beſitzt, muß ſie vornehmlich mit einer großen Artigkeit zu verbinden wiſſen. Der, welcher andre verdunkelt, iſt ihnen eine ganz beſondre Höflichkeit ſchuldig; und es iſt, ſo viel auch unſre betrogene Eitelkeit darwider einwendet, doch immer beſſer, im Umgange zu gefallen als zu ſchimmern.

Eine andre allgemeine Vorſchrift im Umgange iſt dieſe, daß man ſich nach dem Geſchmack, nach dem Character und der gegenwärtigen Gemüthsverfaſſung der Perſonen richte, mit denen man umgeht. Dieſe Vorſchrift iſt eine Folge von der vorhergehenden. Die Höflichkeit lehrt ſie uns, aber es gehört die gute Anlage eines glücklichen Temperaments und viel Gefälligkeit dazu, ſie zu beobachten. Deßwegen aber muß niemand unterlaſſen, ſeinem eigenen Talente im Umgange zu folgen. Man muß die Natur nicht zwingen; niemals hat man es mit glücklichem Erfolge gethan. Habt ihr kein Talent zur Munterkeit, zum Spott, oder zur Erzählung, ſo verſucht es nie, dieſe Talente anzunehmen. Schränkt euch in die Gränzen desjenigen ein, was ihr wiſſet, und ſchwatzet nie von Dingen, die ihr nicht kennt, wenn es nicht in der Abſicht geſchieht, euch zu unterrichten.

richten. Man kann unmöglich wider die Beobachtung dieſer Vorſchrift fehlen, ohne ſich ſelbſt lächerlich zu machen; und wie oft ſehen wir doch, daß man dawider fehlt! Gewiſſe Leute, die vom Kriege oder von Staatsſachen recht gut reden konnten, wollen gar nicht aufhören über Werke des Geiſtes, und über die ſchönen Wiſſenſchaften, zu declamiren. Andre, welche zum Nachdenken aufgelegt ſind, und ſich in ernſthaften Geſprächen hervorthun würden, wollen doch beſtändig ſich beſtreben, aufgeweckt und ſcherzhaft zu ſeyn, wenn es ihnen auch, ſo ſchlecht als möglich, anſteht. Daher kömmt es, daß wir bisweilen einen Mann von Verdienſten, einem Thoren ähnlich werden ſehen, und einen Mann von Genie, wie einen Narren reden hören.

Vermeidet, ſo viel als möglich, alle Streitigkeiten. Ihr könnt verſichert ſeyn, daß es weit mehr Witz und auch weit mehr Artigkeit erfordert, die Begriffe des andern zu verbeßern, als ihm darinn zu widerſprechen; wenn man im Umgange angenehm ſeyn, und Lebensart beſitzen will. Aber wenn ihr ja einmal genöthiget werdet, euch auf eine Materie einzulaſſen, ſo ſagt eure Gründe mit der allergrößten Gelaſſenheit und Beſcheidenheit. Durch dieſe zwo Eigenſchaften vermag man faſt allezeit einen Eindruck bey den Zuhörern zu machen. Ueberdieß, wenn ihr nicht ganz allein auf eurer Meinung beharret, und auch nicht durch eure Handlungen und Worte bezeigt, daß ihr nur von euch ganz eingenommen ſeyd; ſo werden ſich alle um ſo viel mehr von Herzen erfreuen, wenn ihr gewinnet. Ja, ihr könnt, wenn ihr bey eurer Materie auch in die Enge getrieben werdet, auf eine gute Art euch zurückziehen; ihr habt nie eure Meinung hartnäckig behauptet; und es iſt euch nun angenehm, beſſer unterrichtet zu ſeyn. Deßwegen haben einige die Socratiſche Art, eine gelehrte Streitigkeit zu führen,

gebilliget, bey der man ſchwerlich einer Ungereimtheit beſchuldiget werden kann, weil man ſelten etwas als ganz gewiß behauptet; und ungeachtet man den andern in ſeine Meinung, die feſtbeſtimmet iſt, zu ziehen ſucht; ſo behält man doch das Anſehen, als hätte man nur Unterricht von ihm verlanget.

Wenn ihr in dieſer Gemüthsverfaſſung bleiben wollt, worinn es ſo ſchwer, aber doch ſo nothwendig iſt, ſich zu erhalten; ſo mögt ihr nur überlegen, daß nichts unbilliger oder lächerlicher ſeyn kann, als wenn ihr deßwegen auf den andern unwillig ſeyn wollt, weil er nicht einerley Meinung mit euch hat. Das Intereſſe, die Erziehung, und die Mittel, wodurch die Menſchen ihre Einſichten erlangen, ſind ſo ſehr verſchieden, daß ſie unmöglich alle auf einerley Art denken können; und wenigſtens hat der andre eben ſo viel Urſache mit euch unzufrieden zu ſeyn, als ihr, mit ihm. Bisweilen wird es euch, um gelaſſen zu bleiben, nützlich ſeyn, wenn ihr euch ſelbſt aufrichtig fragt, was ihr wohl vor eine Meinung gehabt hättet, wenn die Vorurtheile der Erziehung und des Eigennutzes eben ſo bey euch den Ausſchlag geben würden, wie ſie ihn vielleicht bey euerm Gegner geben können. Aber wenn ihr allein um der Ehre des Siegs willen ſtreitet; ſo könnt ihr dieß als einen untrüglichen Grundſatz annehmen, daß ihr keinen falſchern Schritt thun, noch euerm Gegner mehr Vortheil über euch einräumen könnt, als wenn ihr in Hitze gerathet.

An wie viel wichtige Gründe wird man ſich nicht erinnern, wenn der gelehrte Streit zu Ende iſt, die man in der Hitze und in der Heftigkeit gänzlich vergeſſen hatte?

Es iſt aber noch widerſinniger, wenn ihr auf den andern deßwegen unwillig ſeyd, weil er die Stärke eurer Beweisgründe nicht einſehen kann, oder ſelbſt nur ſchwache

Gründe für ſich anführet. Wenn ihr nur des Ruhms wegen ſtreitet, ſo macht dieß euern Sieg deſto leichter; jener iſt gewiß, ihr mögt ihn betrachten wie ihr wollt, mehr ein Gegenſtand euers Mitleidens, als euers Unwillens, und wenn er nicht alles, ſo wie ihr, einſehen kann; ſo müßt ihr der Natur für die Güte danken, daß ſie euch einen deſto aufgeklärtern Verſtand verliehen hat.

Ihr mögt zu dieſen Betrachtungen wohl noch dieſe hinzuſetzen, daß unter Perſonen von gleichem Stande, keiner auf euern Zorn beſonders achten wird, und daß der Zornige ſich nur ſelbſt verzehret. Vielleicht werdet ihr auch finden, daß es ſich mit eurer Klugheit und Ruhe nicht wohl verträgt, wenn ihr euch bey jedem Thoren oder Nichtswürdigen, den ihr antreft, ſelbſt beſtrafen wollt.

Endlich, wenn ihr euch allezeit den wahren Endzweck bey einer gelehrten Streitigkeit, welches der Unterricht iſt, vorſetzet; ſo werdet ihr dadurch eure Leidenſchaft auf die gehörige Art maßigen können. Denn wenn ihr bloß die Wahrheit aufſuchet, ſo wird es euch beynahe gleichgültig ſeyn, wo ihr ſie findet. Und hier kann ich nicht unterlaſſen die Anmerkung hinzuzuſetzen, die ich oft gemacht habe, nämlich: daß man ſich auf keine Art, mehr Achtung und weniger Neid, bey der ganzen Geſellſchaft zuziehen kann, als wenn man nur die Perſon eines Aufſehers annimmt, ohne ſich offenbar für die eine Parthey bey einer Streitigkeit zu erklären. Dadurch wird man den Character eines unpartheyiſchen Mannes behaupten, und eine bequeme Gelegenheit bekommen, eine Materie gründlich zu unterſuchen, ſeine Beurtheilungskraft zu zeigen, und bisweilen einem jeden von den ſtreitenden Partheyen ein artiges Compliment zu machen. Ich werde dieſe Materie mit einer Lehre, die ich euch noch geben will, beſchließen; wenn ihr einen

Sieg erhalten habt, ſo treibt ihn nicht zu weit. Es iſt genug, wenn ihr der Geſellſchaft und euerm Gegner zeigt, daß ihr dieß wohl thun könntet, aber daß ihr viel zu großmüthig ſeyd, es zu thun.

Vierte Aufgabe.

Ueber eben dieſe Materie.

Die moraliſchen Schriftſteller haben allezeit das Vermögen, unſre Gedanken mit den Gedanken der andern zu verwechſeln, oder, was wir durch das Wort **Umgang** ausdrücken, als einen der edelſten Vorzüge der Vernunft vorgeſtellt, welcher das menſchliche Geſchlecht über den thieriſchen Theil der Schöpfung ganz beſonders erhebt.

Obgleich nichts die Zuneigung ſo ſehr gewinnt als diejenige unſtudirte Beredſamkeit, zu deren Ausübung wir beſtändig Gelegenheit haben, und täglich genöthiget ſind; ſo werden wir doch ſelten jemand antreffen, der eine vorzügliche Stärke darinn beſitzt.

Der **Umgang** der meiſten Menſchen iſt unangenehm, nicht ſo wohl, weil ihnen Witz und Gelehrſamkeit, ſondern weil ihnen Lebensart und Beſcheidenheit mangelt.

Wenn ihr gern gefallen wollt, ſo ſprecht nie, um eure Eitelkeit oder eine gewiſſe Leidenſchaft zu befriedigen, ſondern allezeit in der Abſicht, die Geſellſchaft entweder zu vergnügen oder zu unterrichten. Derjenige, welcher nur eine von dieſen beyden Abſichten zu erreichen ſucht, iſt allezeit in ſeiner Unterredung angenehm; er iſt nie darüber unzufrieden,

wenn

wenn man ihn unterbricht; denn er bedenkt, daß diejenigen, die ihm zuhören, am beſten beurtheilen können, ob das, was er ſagen wollte, ſie vergnügen oder unterrichten würde.

Ein beſcheidener Mann gewinnt faſt allezeit das Wohlwollen derer, mit denen er umgeht; weil niemand denjenigen beneidet, der nicht zeigt, daß er von ſich ſelbſt eingenommen ſey.

Von uns ſelbſt müſſen wir ſo wenig als möglich ſprechen. Und was können wir auch wohl ſagen? Es würde eben ſo unverſtändig ſeyn, unſere Fehler zu entdecken, als es lächerlich wäre, unſre eingebildeten Tugenden herzuerzählen. Eben ſo wenig wird es anſtändig ſeyn, wenn wir unſre geheimen und häußlichen Angelegenheiten in das Geſpräch einmiſchen wollten. Was geht es wohl der Geſellſchaft an, wie viel Pferde ihr in euerm Stalle habt? Oder ob euer Bedienter mehr boshaft als unverſtändig ſey?

Man kann die Geſellſchaft, in welcher man iſt, eben ſo ſehr beleidigen, wenn man jedes Geſpräch übertreibt, als wenn man ein verächtliches Stillſchweigen beobachtet.

Ehe ihr eine Geſchichte erzählt, wird es überhaupt nicht unrecht ſeyn, wenn ihr von den vornehmſten Perſonen, die ſie angeht, einen kurzen Character entwerft, und der Geſellſchaft eine richtige Vorſtellung macht. Die Artigkeit der meiſten Dinge beſteht nicht ſowohl darinn, daß ſie geſagt und gethan werden, ſondern daß ſie von der Perſon insbeſondere, oder bey dieſer beſondern Gelegenheit geſagt oder gethan werden.

Ungeachtet aller Vorzüge der Jugend, gefallen doch wenig junge Perſonen im Umgange. Dieß kömmt daher, weil ſie aus Mangel an Erfahrung, immer mit einer gewiſſen Zuverſicht ſprechen, und alles nur in der Abſicht ſagen, lieber ſich ſelbſt, als ſonſt jemand zu vergnügen.

Es iſt gewiß, daß bloß das Alter viele Dinge noch erträglich macht, die man verlacht haben würde, wenn man ſie aus dem Munde einer viel jüngern Perſon gehört hätte.

Aber nichts iſt für Leute von Verſtande unerträglicher, als ein leerer, methodiſcher Kopf, der nur in Sprüchwörtern ſich ausdrückt, und alle Streitigkeiten mit einer kurzen Sentenz entſcheidet. Dieſe Gattung von Albernheit, iſt darum unerträglich, weil ſie die Mine der Weisheit annimmt.

Ein kluger Mann wird ſich hüten, von derjenigen Wiſſenſchaft insbeſondere viel zu ſprechen, durch die er vorzüglich berühmt iſt. Ich glaube, man hat von dem Herrn Cowley, in ſeinem ganzen Leben nichts ſchöners geſagt, als dieß, daß niemand als ſeine vertrauten Freunde, in ſeinen Geſprächen jemals entdeckt hätten, daß er ein großer Dichter wäre. Nicht nur der Wohlſtand fordert dieſe Vorſchrift, ſondern ſie gründet ſich auch gewiß auf eine wahre Klugheit. Ein Mann der von allem ſpricht, weßwegen er bereits berühmt iſt, wird wenig dadurch gewinnen, aber ſehr viel verlieren können. Ich muß noch hinzuſetzen, daß derjenige, welcher bisweilen bey einer Materie ſchweiget, wo jedermann zur Gnüge weiß, wie richtig er davon ſprechen könnte, oft wird bey andern Materien vor eben ſo gelehrt gehalten werden, worinn er vielleicht gänzlich unwiſſend iſt.

So oft ihr einen empfehlet, ſo ſetzt die Urſachen, die euch bewegen, hinzu. Nur dadurch unterſcheidet ſich der Beyfall des verſtändigen Mannes, von der Schmeicheley der Schmarotzer, und von der Bewunderung der Narren.

Der Spott iſt nicht länger angenehm, als ſo lange die ganze Geſellſchaft ein Vergnügen daran findet. Ich verſtehe dieß aber ausdrücklich ſo, daß ich die verſpottete Perſon ſelbſt nicht davon ausnehme.

Ob man gleich durch Munterkeit, Verſtand und Beſcheidenheit, faſt allezeit ſich angenehm machen kann; ſo wird es doch bisweilen der Klugheit ſehr gemäß ſeyn, wenn ihr euch auf eine beſondere Art, zum Umgange vorbereitet, und diejenige Materie, davon itzt jedermann ſpricht, ein wenig genauer unterſucht, als eure Geſellſchaften. Wenn auswärts unſre Armeen einen Platz von Wichtigkeit belagern, oder bey uns unſer Unterhaus über eine Bill von Erheblichkeit ſich berathſchlaget; ſo wird man euch nothwendig mit Vergnügen zuhören müſſen, wenn ihr umſtändlich von der Stärke, Lage und Geſchichte des erſtern, oder von den Urſachen, für oder wider die letztern, unterrichtet ſeyd. Eben den Vortheil werdet ihr davon haben, wenn ihr, ſobald eine gewiſſe Perſon anfängt, in der Welt ein Aufſehen zu machen, einige von den kleinſten Umſtänden ihres Lebens, oder ihres Umgangs erfahren könnt, die zwar für die Einſicht des Pöbels allzufein ſind, aber Leuten vom Verſtande mehr Vergnügen geben, (da ſie den wahren Character am beſten entdecken,) als die Erzählung von ihren glänzendſten Handlungen. Ich weiß nur Eine üble Folge, die man bey dieſer Methode befürchten kann. Ihr werdet nämlich in die Geſellſchaft, ganz erfüllt von eurer Wiſſenſchaft kommen, und euch bemühen ſie auszuſchütten, es mag ſich nun eine glückliche Gelegenheit dazu finden, oder nicht.

Ob man gleich die Gewohnheit, verſchiedene Fragen zu thun, mit dem ſcheinbaren Namen der Beſcheidenheit, und mit dem Verlangen unterrichtet zu werden, rechtfertigen kann; ſo verſchaft ſie doch der übrigen Geſellſchaft, die nicht von eben dieſen Zweifeln beunruhiget wird, wenig Vergnügen. Ueberdieß ſollte auch der, welcher eine Frage thut, billig überlegen, daß er ganz der Gütigkeit des andern überlaſſen iſt, ehe er eine Antwort bekömmt.

Nichts

Nichts iſt unverſtändiger, als wenn gewiſſe Leute ein Vergnügen daran finden, nach ihrem Ausdrucke ſo zu reden, wie ſie es meinen. Ein Mann von dieſer Denkungsart wird auch eine Grobheit ſagen, bloß um des Vergnügens willen ſie geſagt zu haben; da er ſich doch durch das entgegengeſetzte Betragen, das eben ſo unſchuldig iſt, ſeine Freunde würde erhalten, oder ſein Glück gemacht haben.

Es iſt möglich, daß man eben ſowohl ein ausnehmendes Vergnügen darinn ſinden kann, ſich nach der Gemüthsart und nach den Geſinnungen der andern zu richten, als die andern auf ſeine Meinung zu bringen; weil es das gewiſſe Kennzeichen eines erhabenen Genies iſt, welches alle Geſtalten nach Gefallen annehmen, und ſich darein verwandeln kann.

Ich will nur noch hinzuſetzen, daß es außer dem, was ich hier geſagt habe, noch eine Wiſſenſchaft giebt, die man nirgends als in der Geſellſchaft artiger Leute erlernen kann. Wir können die Tugenden der andern eben ſo leicht annehmen, als ihre Laſter; und wenn ihr zu dieſen Beobachtungen noch eure eigenen hinzuſetzet; ſo werdet ihr bald einſehen, warum der eine unſere Aufmerkſamkeit an ſich zieht, und der andere uns mit ſeinem Geſpräch ermüdet und mißfällt.

Fünfte Aufgabe.

Ueber die Dichtkunſt.

Obgleich die Erfindung die Mutter der Dichtkunſt iſt, ſo wird doch dieſes Kind, wie alle andre nackend gebohren, und es muß mit Sorgfalt genähret, mit Genauigkeit

keit und Zierlichkeit gekleidet, mit Fleiß erzogen, mit Kunſt, die die Emſigkeit noch erhöht hat, unterrichtet, mit Strenge gebeſſert, und mit Arbeit und Zeit ausgebildet werden, ehe es zu einer anſehnlichen Vollkommenheit und Höhe gelangen kann. Es iſt gewiß, keine Ausarbeitung erfordert ſo viel beſondere Beſtandtheile, und von ſo verſchiedener Gattung, als dieſe; ja man braucht zu allen andern Geſchicklichkeiten, um vortreflich zu werden, nicht ſo vielerley Gaben der Natur, und ſo viele Hülfsmittel der Gelehrſamkeit und der Kunſt. Denn hier iſt ein allgemeines Genie von großem Umfange ſowohl, als von hohen Schwunge nöthig. Hier wird eine lebhafte Einbildungskraft erfordert, die an hundert Erfindungen fruchtbar ſey, die über ein grenzenloſes Gebieth herrſche, in jede verborgene Seite deſſelben eindringe, und durch das Licht jenes wahren poetiſchen Feuers, hundert kleine Geſtalten oder Bilder in der Welt erblicke, und die Aehnlichkeiten unter ihnen, die für gemeine Augen unſichtbar ſind, und ohne den Strahl dieſer Sonne nicht entdeckt werden konnten. Außer dem Feuer der Erfindung und der Lebhaftigkeit des Witzes, wird noch ein geſetzter richtiger Verſtand, und eine ſcharfe Beurtheilungskraft erfordert, um Dinge und Begriffe zu unterſcheiden, die dem erſten flüchtigen Anblicke nach, einerley zu ſeyn ſcheinen; und um bey einer Menge von Geburten des Witzes oder der Einbildungskraft, eine Wahl zu treffen, welche von ihnen aufbehalten und ausgebeſſert zu werden verdienen, und welche man lieber in der Geburt erſticken, oder nach derſelben verwerfen muß, weil ſie der Erhaltung unwerth ſind.

Ohne die Stärke des Witzes iſt die Dichtkunſt allezeit niedrig und kraftloß; ohne die Hülfe des Verſtandes iſt ſie wild und ausſchweifend. Dieß macht eigentlich das Wunderbare der Dichtkunſt aus, daß ſie in der Verbindung ſol-

cher entgegengeſetzten Dinge beſteht; eines Genies, das ſowohl ſcharfſinnig als gründlich, eines Ausdrucks, der fein und doch ſtark iſt; und die Form oder Einrichtung eines wahren Gedichts, muß zugleich etwas erhabenes und richtiges, etwas erſtaunendes und angenehmes in ſich haben. Zu der Erfindung wird eine große Anſtrengung der Seele; aber zur Beurtheilung und Ausbeſſerung eine große Gelaſſenheit erfordert. Auf Einem Baume müſſen zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte erſcheinen. Und um aus dieſem Metalle eine auserleſene Figur hervorzubringen, muß man ſowohl das Feuer, als den Meiſſel und die Feile gebrauchen. Es wird dazu eine allgemeine Kenntniß der Natur ſowohl als der Künſte erfordert, und um nur das wenigſte zu ſagen, es wird Genie, Verſtand und Fleiß dazu erfordert. Denn ohne dieſe letztern Eigenſchaften wird alles übrige uns wenig nützen; und unter allen großen Dichtern hat keiner ſonſt auf etwas anders ſehr ſtudirt.

Sechſte Aufgabe.

Obidah

eine Morgenländiſche Erzählung.

Obidah, der Sohn des Abenſina, verließ zeitig des Morgens die Caravane, und ſetzte ſeine Reiſe durch die Fluren von Indoſtan fort. Durch die Ruhe erquickt und geſtärkt, von Hoffnung belebt, und vom Verlangen entzündet; wanderte er ſchnell über die Thäler fort, und ſah, wie die Hügel ſich ſtufenweiſe vor ihm erhoben. Indem er weiter gieng, ergötzte der Morgengeſang der Paradiesvögel

ſeine Ohren; das letzte Säuſeln des ſich legenden Windes kühlte ihn ab; und er fühlte ſich mit Thau von Specereyenwäldern benetzt. Bald betrachtete er die emporragende hohe Eiche, den Monarchen der Berge; bald genoß er den ſüſſen Duft der Maßliebe, der älteſten Tochter des Frühlings; alle ſeine Sinnen wurden befriediget, und alle Sorgen aus ſeinem Herzen verbannt.

So gieng er fort, bis die Sonne im Mittag herauf kam, und die zunehmende Hitze ſeine Kräfte verzehrte; er ſah nunmehr um ſich her nach einem bequemern Wege. Zu ſeiner Rechten ward er einen Wald gewahr, der ihn mit ſeinem wankenden Schatten einzuladen ſchien; er gieng hinein, und fand ihn ſo kühl und grün, daß er ſich von dieſem Vergnügen nicht loßreiſſen konnte. Indeß vergaß er doch nicht wohin er reiſete, ſondern, weil er einen ſchmalen mit Blumen eingefaßten Weg fand, welcher eben dahin zu führen ſchien, wohin die hohe Straße führte; ſo freute er ſich, durch dieſen glücklichen Verſuch ein Mittel gefunden zu haben, wie er das Vergnügen mit der Arbeit verknüpfen, und den Lohn ſeines Fleißes erlangen könnte, ohne die Beſchwerlichkeiten deſſelben zu erdulden. Er ſetzte alſo ſeinen Weg einige Zeitlang fort, ohne daß ſich ſein Eifer im geringſten verlohr; außer daß er bisweilen gereizt wurde, bey der Muſik der Vögel zu verweilen, die ſich vor der Hitze im Schatten verſammelten; bisweilen vergnügte er ſich auch, wenn er die Blumen, die zu beyden Seiten die Ufer bedeckten, abpflücken, oder die Früchte brechen konnte, die an den Zweigen hiengen. Endlich fieng der grüne Weg an, von ſeiner erſten Richtung abzuweichen, und ſich zwiſchen Hügeln und Gebüſchen zu ſchlängeln, wo Brunnquellen ihn erfriſchten, und Waſſerfalle rauſchten. Hier ſtand Obidah einige Zeitlang ſtill, und fieng an zu überlegen, ob

er

er wohl thäte, wenn er länger den bekannten und allgemeinen Fußſteg verließ; aber weil er bedachte, daß die Hitze nun am allerheftigſten wäre, und daß es im Freyen ſtaubigt und uneben ſey; ſo entſchloß er ſich auf ſeinem neuen Wege fortzugehen, welcher, wie er vermuthete, wegen des verſchiedenen Bodens, ſich nur in wenige Krümmungen verlöhre, und zuletzt in der allgemeinen Straße endigen würde.

Nachdem er ſich über ſeine Bekümmerniß ſo beruhigt hatte, ſo fieng er ſeine Reiſe wieder an, ob er gleich immer beſorgte, daß er nicht viel weiter käme. Dieſe Unzufriedenheit des Gemüths bewog ihn, ſich bey jedem neuen Gegenſtande aufzuhalten, und einer jeden Empfindung zu überlaſſen, die ihm ſchmeicheln oder Vergnügen geben konnte. Er horchte jedem Echo zu; er ſtieg auf jeden Berg um eine neue Ausſicht zu haben; er wendete ſich zu jedem Waſſerfalle, und vergnügte ſich, dem Laufe eines artigen Strohms nachzuforſchen, der unter den Bäumen hinfloß, und eine breite Gegend, in unzähligen Krümmungen bewäſſerte. Unter dieſen Vergnügungen giengen die Stunden ungezählt vorbey; er konnte wegen ſeiner Entfernungen vom Wege ſich nicht mehr zurück beſinnen, und er wußte nicht, nach welcher Gegend er zureiſen ſollte. Er blieb gedankenvoll, und ganz verirrt ſtehen; er fürchtete ſich weiter fort zu gehen, um ſich nicht zu verirren, und doch ſah er ein, daß die Zeit ſich zu verweilen nun verfloſſen ſey. Indem ihn noch die Ungewisheit ſo quälte, ward der Himmel mit Wolken überdecket; der Tag verlohr ſich vor ſeinen Augen, und auf einmal zog ſich ein Ungewitter über ihn zuſammen. Nunmehr nöthigte ihn ſeine Gefahr zu einer ſchnellen und traurigen Erinnerung an ſeine Thorheit; er ſah nun ein, wie ſehr man die Glückſeligkeit verliert, wenn man der Bequemlichkeit

Gehör giebt; er beweinte die weichliche Ungeduld, die ihn antrieb, im Walde eine Bedeckung zu ſuchen; und er haßte die unendliche Neugierde, die ihn von einer kleinen Vergnügung zur andern geführet hatte. Als er noch ſo nachdachte, verfinſterte ſich die Luft, und ein Donnerſchlag unterbrach ſeine Betrachtungen.

Nunmehr entſchloß er ſich das zu thun, was noch in ſeinem Vermögen ſtand, und auf dem Wege, da er fortgegangen war, zurück zu gehen, um zu ſuchen, ob er in dem Walde einen Ausgang nach der Ebene finden könnte. Er warf ſich auf die Erde nieder, und befahl dem Herrn der Natur ſein Leben. Voll Zufriedenheit und Ruhe ſtand er auf, und nahm den Säbel in die Hand; denn die wilden Thiere in der Wüſte waren in Bewegung, und man hörte von allen Seiten das vermiſchte Geheule der Wuth und der Furcht, der Verwüſtung und des Sterbens; alle Schrecken der Finſterniß und Einſamkeit umgaben ihn; die Winde brüllten in den Wäldern, und die Ströhme ſtürzten von den Bergen herab.

— Χείμαῤῥοι ποταμοὶ κατ᾽ ὄρεσφι ῥέοντες
Ἐς μισγάγκειαν συμβάλλετον ὄβριμον ὕδωρ,
Τῶν δέ τε τηλόσε δοῦπον ἐν οὔρεσιν ἔκλυε ποιμήν.

— Winterſtröhme fielen herab vom Gebürge;
Und vergoſſen vereint im Thal ihr brauſend Gewäſſer;
Und es hörte das ferne Geräuſch der Hirt auf den Bergen.

So verlaſſen und beſtürzt wanderte er in der Wildniß fort, ohne zu wiſſen wohin er gieng, und ob er mit jedem Augenblicke der Errettung oder dem Verderben näher käme. Endlich fieng nicht die Furcht, ſondern die Arbeit an, ihn zu überwältigen; ſein Athem ward ſchwächer; ſeine Knie

zitterten, und er war im Begriffe ſich nieder zu legen, und ſeinem Schickſale ganz zu überlaſſen, als er durch die Brombeergeſträuche den Schimmer einer Kerze gewahr ward. Er gieng nach dem Lichte zu, und ſah, daß es aus der Hütte eines Einſiedlers ſchimmerte; er rufte demüthig vor der Thüre, und ward hereingelaſſen. Der Alte ſetzte ihm diejenigen Speiſen vor, welche er für ſich geſammelt hatte, und Obidah genoß ſie geſchwind, und dankte dem Alten.

„Sage mir, ſprach der Einſiedler, als die Mahlzeit „vorbey war, durch welchen Zufall biſt du hieher geführt „worden? Ich bewohne nun zwanzig Jahr dieſe Wildniß, „und nie habe ich ſeitdem einen Menſchen darinn geſehen.„ Obidah erzählte darauf die Vorfälle ſeiner Reiſe, ohne etwas zu verbergen oder zu beſchönigen.

„Sohn, ſprach der Einſiedler, möchten doch die Irrthü„mer und Thorheiten, die Gefahren und die Erretung die„ſes Tages, einen tiefen Eindruck auf dein Herz machen. „Bedenke, mein Sohn, daß das menſchliche Leben eine „Tagereiſe iſt. In dem Morgen der Jugend ſtehen wir „mit neuer Stärke und voll Erwartung auf. Mit Lebhaf„tigkeit und Hoffnung, mit Freudigkeit und Fleiße reiſen „wir aus, und wandern eine Zeitlang, auf dem engen „Pfade der Frömmigkeit, nach den Wohnungen der Ruhe. „Bald darauf laſſen wir in unſerm Eifer nach, und bemü„hen uns eine Erleichterung unſrer Pflichten, und einige be„quemere Mittel zu finden, um eben den Endzweck zu erhal„ten. Dann geben wir in unſrer Wachſamkeit nach, und „beſchließen, nicht länger über die Laſter, die ſich in einer ge„wiſſen Entfernung zeigen, zu erſchrecken; wir verlaſſen „uns vielmehr auf unſre Standhaftigkeit, und wagen es, „uns demjenigen zu nähern, was wir nie zu berühren ent„ſchloſſen ſind. Wir treten alſo in die Laube der Gemäch-

„lichkeit, und ruhen in dem Schatten der Sicherheit. Hier „wird das Herz erweicht und die Wachſamkeit entſchlum„mert. Darauf ſind wir begierig zu unterſuchen, ob wir „nicht noch einen Schritt weiter thun könnten, ob wir nicht „wenigſtens unſre Blicke auf den Garten des Vergnü„gens richten dürften. Wir nähern uns demſelben ohne „Bekümmerniß und Anſtand; wir gehen hinein, aber „furchtſam und zitternd gehen wir hinein, und hoffen nim„mer durch denſelben hindurch zu gehen, ohne den Pfad der „Tugend zu verlaſſen, da wir ihn einige Zeitlang im „Geſichte behalten, und gewiß zu ihm zurückkehren wollen. „Aber eine Verſuchung folgt auf die andre, und durch eine „Willfährigkeit bereiten wir uns zu der andern; mit der „Zeit verlieren wir die Glückſeligkeit der Unſchuld, und ſtil„len unſre Unruhe mit ſinnlichen Vergnügungen. Allmäh„lich hören wir freywillig auf, an unſre erſte Entſchlieſſung „uns zu erinnern, und wir verlaſſen den einzigen angemeſſe„nen Gegenſtand einer vernünftigen Begierde. Wir ver„wickeln uns in Geſchäfte; wir ſtürzen uns in die Wolluſt, „und ſchweifen in den Labyrinthen der Unbeſtändigkeit um„her, bis die Nacht des Alters anfängt uns zu überfallen, „und Krankheit und Beängſtigung uns den Fortgang ver„ſperren. Dann ſehen wir mit Abſcheu, mit Bekümmer„niß und Reue, auf unſer Leben zurück; wir wünſchen, aber „nur zu oft wünſchen wir vergebens, daß wir nie die Wege „der Tugend verlaſſen hätten. Glücklich ſind diejenigen, „mein Sohn, die aus deinem Beyſpiele lernen, nicht zu „verzweifeln, ſondern die bedenken, daß, obgleich der Tag „verfloſſen, und ihre Kräfte verzehrt ſind, doch ein Ver„ſuch noch übrig bleibt, den ſie wagen müſſen; daß man „bey der Bekehrung nie verzweifeln darf, und daß aufrich„tige Bemühungen nicht ohne Beyſtand bleiben; daß der

„Wanderer endlich nach allen ſeinen Irrthümern wieder
„zurückkehren kann, und daß der, welcher ſich Stärke und
„Muth von oben erbittet, ſeinen Weg durch Gefahr und
„Schwierigkeit hindurch eröfnen wird. Gehe nun hin, mein
„Sohn, zu deiner Ruhe; übergieb dich der Sorgfalt der
„Allmacht; und wenn der Morgen wieder zur Arbeit ruft,
„ſo fange deine Reiſe und dein Leben von neuem an.

Siebente Aufgabe.

Das Bild eines rechtſchaffenen Mannes.

Er ſieht den Vortheil der Welt, faſt für ſeinen eigenen an, und er hegt eine zärtliche und liebreiche Sorgfalt für ihre Wohlfahrt. Er kann ſich unmöglich glücklich ſchätzen, wenn er auch noch ſo viel beſitzt und genießt, ſo lange er andere unglücklich ſieht. Sein Reichthum und Ueberfluß ergötzt ihn vornehmlich darum, weil der Arme und der Dürftige einigen Nutzen dadurch erhält; und die größte Annehmlichkeit ſeines Wohlſtandes iſt dieſe, daß er dadurch eine erwünſchte Gelegenheit bekömmt, ſeinen Nebengeſchöpfen beyzuſtehen, und in einem größern Umfange nützlich zu werden. Er glaubt, nur den geringſten Theil ſeiner Pflicht erfüllt zu haben, wenn er gegen alle die ſtrengſte Gerechtigkeit bewieſen hat; und deßwegen iſt das ſeine beſtändige Bemühung und ſeine angenehmſte Beſchäftigung, daß er allen denen, mit welchen er umgehet, Rath und Troſt, Beyſtand und Hülfe, nach ihren verſchiedenen Bedürfniſſen, ertheilet. Er iſt, nach der ſtarken und reizenden Sprache des Hiobs, der Blinden Auge, und der Lahmen Fuß; er befreyet den Armen, welcher ſchreyet, und den

den Waiſen, und den, der keinen Helfer hat; der Seegen deß, der umkommen will, kömmt über ihn, und er macht, daß der Wittwen Herz vor Freude ſinget. Und damit er ſeine Menſchenliebe noch auf eine reichere und großmüthigere Art ausüben könne; ſo ſchränkt er alle unnütze Pracht und Ausſchweiffung ein; und durch eine regelmäßige und kluge Wirthſchaft, ſorgt er beſtändig für die Erquickung des Dürftigen, dieß achtet er für eine weit erhabnere und edlere Ergötzung, als die leeren Zeitvertreibe und Höflichkeitsbezeigungen einer eiteln und üppigen Welt.

Er ergreift nicht nur alle Gelegenheiten Gutes zu thun, wenn ſie ſich zeigen, ſondern er ſucht die bequeme Zeit, wo er nützlich ſeyn kann; dieß iſt ein Theil der feſtgeſetzten Anwendung und der Geſchäfte ſeines Lebens. Er überlegt ſorgfältig, auf welche Art er ſeinen Nebengeſchöpfen die meiſten Dienſte erzeigen könne; und welches die eigenthümliche Gabe ſey, die ihm zum Beſten des menſchlichen Geſchlechts anvertrauet worden. Iſt es die **Macht**; ſo beſchützt und ermuntert er die Tugend durch ſein Anſehen und durch ſeinen Einfluß; er wird der Schutzgott der Freyheit, und vertheidigt die Sache der unterdrückten Unſchuld. Sind es **Reichthümer**; ſo iſt er reich an guten Werken, ſtets bereit, auszutheilen, und willig, andern davon zu geben. Iſt es **Wiſſenſchaft**; ſo ſchätzt er dieß für ſeine höchſte Freude, wenn er den Unwiſſenden unterrichten, und bey verwirrenden und ſchweren Umſtänden, die gehörige Anleitung und Troſt ertheilen, oder die Sache der Religion vertheidigen, und ſie in ihrem eigentlichen und liebenswürdigen Glanze darſtellen kann. Und zu keiner von dieſen Handlungen braucht er erſt **gedrungen** zu werden; nein, ſein großmüthiges Herz iſt zu wohlthätigen Entſchlüſſen und

Handlungen allezeit bereit, und eifrig geneigt. Ihr könnt ihm keine größere Verbindlichkeit auferlegen, als wenn ihr ihm Mittel vorſchlagt, wie er nützlich werden, oder den Umfang ſeiner Brauchbarkeit noch erweitern kann. Denn dieß iſt der Punkt, worinn alle ſeine Abſichten, alle ſeine Vergnügungen ſich vereinigen.

Hierzu kömmt noch, das er geneigt iſt, von ſeinen Rechten nachzulaſſen, ſobald er bey einer allzuſtrengen Beobachtung derſelben, den Schein der Bitterkeit und Härte annehmen müßte; und er hat ſo ein ſtarkes Gefühl des Wohlwollens; er iſt vom Geiſte der Menſchlichkeit und des Mitleidens ſo ſehr belebt, daß keine Betrachtung eines Privatnutzens, kein Unterſchied der Völker oder der Religion ihn zurückhalten; und auch die größten Beleidigungen, ihn nicht unterdrücken oder vernichten können. Seine Abſicht iſt, daß ſeine Güte ſich ſo weit als nur möglich erſtrecken, und eben ſo ſehr der Güte jenes allgemeinen Vaters, der ewigen Quelle des Guten, ähnlich werden möge, der die ganze Schöpfung unterhält, belebt, und erquicket. Deßwegen iſt er in allen ſeinen Abſichten edelmüthig, und darum ausnehmend behutſam, daß er nicht jemand durch Worte oder Handlungen beleidige. In ſeiner ganzen Aufführung bemüht er ſich, für alle ſowohl angenehm als nützlich zu ſeyn; er iſt unverſtellt bey ſeinem Tadel; er beweiſt gegen ſeine Untergebenen die verbindlichſte Nachſicht, und er vermeidet ſorgfältig ein mürriſches Weſen, und alles was den Schein der Unhöflichkeit oder der Verachtung haben könnte. Endlich, damit wir den Entwurf des ſchönſten und verehrungswürdigſten Characters beſchließen, wird der rechtſchaffene Mann niemals in ſeinen Bemühungen, die Glückſeligkeit der andern zu befördern, ermüden; das Feuer ſeines Wohlwollens wird nie

erkalten, wenn er ſich auch mit Undank belohnt ſehen ſollte; die Beunruhigung und der Aufwand des Dienſtes wird ihn nicht abſchrecken; ja, er iſt bereit, alle Privatabſichten zum Beſten der allgemeinen Wohlfarth aufzugeben, und ſogar ſein Leben ſelbſt aufzuopfern, wenn es der Vortheil der Welt verlangen ſollte.

Achte Aufgabe.

Eine Ausſicht in die verſchiedenen Himmelsſtriche und Gegenden der Erde.

Wie ſchief und matt blickt nicht die Sonne auf jene Erdſtriche, die weit von ihr entfernt ſind! Wie langweilig iſt dort der Winter! Wie dunkel ſind die Schrecken der Nacht, und wie wenig erquickt ſelbſt das Licht des Tages! Die Winde, vom Froſte befolgt, verſchwenden ihren ungeſtümſten Hauch, und werden doch nicht verzehret. Die See, die an andern Orten kaum in ihre Gränzen eingeſchloſſen wird, liegt hier in Wänden von Cryſtall eingemauert. Der Schnee bedeckt die Berge, und füllt faſt die niedrigſten Thäler. Wie weit und hoch liegt er nicht! Ausgebreitet über die Ebene, verbirgt er die trägen Ströme, die Pflanzen und Bäume, die Höhlen der Thiere, und die Wohnungen unglücklicher und ſchwacher Menſchen! — Seht! wo ſie eingeſchloſſen liegen, kaum wider den wütenden Froſt, oder die Anfälle wilder Thiere geſichert, die nun Herren der weiten Wüſte ſind, und vom Hunger aus den entblößten Wäldern getrieben werden. — Aber doch nicht verzagt, (ſo groß iſt die Stärke des menſchlichen Herzens) ſondern durch Kunſt und Klugheit, dieſen reitzenden,

erſetzenden Geſchenken des Himmels verſorgt, können die Menſchen und ihre Heerden auf eine Befreyung warten. Denn endlich ſchmelzt die nahende Sonne den Schnee, ſetzt die verlangenden Menſchen in Freyheit, und verſchaft ihnen Mittel und Zeit, ſich wider die künftig zurückkehrende Kälte, mit Vorrath zu verſorgen. Sie bricht die Bande von Eiß, welche die See verſchloſſen, wo die großen Seewunder zwiſchen den ſchwimmenden Inſeln mit Waffen hervorbrechen, welche den cryſtallnen Felſen widerſtehen können; indem andre, die an ſich ſo groß wie ganze Inſeln ſcheinen, durch ihre Maße allein wider alles, außer wider den Menſchen bewafnet ſind, den ſeine Oberherrſchaft über Geſchöpfe, von ſo einer erſtaunenden Größe und Stärke, an den Vorzug ſeiner Vernunft erinnern, und ihn nöthigen ſollte, den großen Schöpfer dieſer wunderbaren Geſtalten, und den Urheber ſeiner eignen erhabneren Weisheit demüthig anbeten.

Doch wenn wir dieſe traurigen Erdſtriche, die von der Sonne ſo wenig begünſtiget werden, gegen jene glücklichern Gegenden verlaſſen, auf die ſie am gefälligſten herabſiehet, und einen immerwährenden Sommer verurſacht; welche große Veränderung ſehen wir da! Ihr reineres Licht verwirrt das ſchwache Geſicht der Sterblichen; kaum können ſie den glühenden Boden, den ihre ſengenden Strahlen durchdringen, betreten. Die Luft, die ſie athmen, kann das Feuer nicht genung dämpfen, das tief in ihrer ſchnaubenden Bruſt brennet. Ihre Körper ſchmelzen; abgemattet und faſt ohnmächtig ſuchen ſie den Schatten, und erwarten die kühlen Erquickungen der Nacht. Aber oft gewährt ihnen der Schöpfer andere Erfriſchungen; er ziehet einen Schleyer von Wolken vor ihnen her, und erregt ſanfte Winde, bey deren Anmuth Menſchen und Thiere ihre

Arbeiten fortſetzen; und die Pflanzen, vom Thau und ſanften Regen erfriſcht, können nun die heiſſeſten Strahlen der Sonne munter aushalten.

Und hier öfnet ſich die abändernde Scene zu neuen Wundern. Wir ſehen ein Land, an Edelgeſteinen reich, aber noch reicher an düftenden Specereyen, die es trägt. Wie anſehnlich bewegen ſich die gröſſeſten der Geſchöpfe des Landes an den Ufern dieſes ſchönen Stroms! Wie ſchwerfällig ſind ihre Glieder, wie groß iſt ihre Stärke, mit einem Muthe und Geiſte vereint, der ſich über die andern Thiere erhebt! Und doch werden ſie von den Menſchen gebändiget und ſogar gelehrt, in ihren Schlachten mehr wie Bundesgenoſſen, als wie Sclaven für ſie zu kämpfen. Aber laßt uns die Augen, auf dieſe kleinern und noch ſonderbarern Gegenſtände richten, auf die zahlreichen und gefräßigen Inſecten der Bäume in dieſen weiten Ebenen. Wie glänzend, ſtark und dauerhaft ſind nicht die feinen Faden, die von ihrem künſtlichen Munde geſponnen werden! Wer anders, als der Allweiſe, hat ſie gelehrt, wie ſie die ſchönen weichen Gehäuſe verfertigen ſollen, worinn ſie verſchloſſen und vergraben, aber doch immer lebendig, eine ſo erſtaunliche Veränderung leiden; wenn ſie nicht von den Menſchen zerſtöret werden, die ſich mit der Arbeit und dem Leben dieſer ſchwachen Geſchöpfe kleiden und ſchmücken, und ſtolz ſind, einen ſo unrühmlichen Raub zu tragen. Wie prächtig gekleidet, munter und glänzend, ſind alle die verſchiednen Inſecten, die ſich von den andern Pflanzen dieſer heiſſen Gegend nähren! Wie ſchön ſind nicht die Pflanzen ſelbſt, in allen ihren verſchiednen Größen, von den triumphirenden Palmbaum herab bis zum niedrigen Moß!

Nun laßt uns dasjenige glückliche Land anſehen, wo köſtliche Knoſpen und Balſamme von Bäumen fließen, und

die Natur ihre ſüſſeſten Früchte darreicht. Wie zahm und folgſam, wie geduldig bey Arbeit und Durſt, ſind nicht jene großen Geſchöpfe, die ihre hohen Häupter emporrichten, und geleitet und beladen, durch dieſe dürren und kahlen Wüſten hingehen! Ihre Geſtalt und Gemüthsart ſcheint von der Natur dazu gebildet zu ſeyn, daß ſie ſich dem Menſchen unterwerfen, und zu ſeinem Dienſte geſchickt ſeyn mögen. Dieſer ſollte deßwegen fleißiger ſeine Mängel, und zugleich die göttliche Güte erkennen, die ihnen ſo abhilft.

Aber ſeht, nicht fern von uns, das allerfruchtbarſte Land, von einem gefälligen, wohlthätigen Strohme bewäſſert, und genährt, der, ehe er in die See fällt, ſich in verſchiedene Aerme zertrennet, um ſeine reiche und ſalpetervolle Nahrung mit mehrerer Gleichheit auszutheilen, die er ſo vortheilhaft und ſo zur gehörigen Zeit denen nahegelegenen Ebenen zuführet. — Ein ſchönes Bild der fruchtbaren und überfließenden Natur, die mit einem Strohme von Güte alle Dinge beglücket, und gleich einer Mutter, aus ihrer Bruſt, den nahrhaften Saft in mannichfaltigen Strömen ihren erfreuten Kindern zuſtrömet! — Unzählig ſind die ungewiſſen Geſtalten und unbekannten Gattungen, welche den dicken Strom trinken; es mögen nun ſolche ſeyn, die die dürre Wüſte verlaſſen, um hier ihren heißen Durſt zu löſchen, und aus einer unordentlichen Begattung, ein Geſchlecht von Ungeheuern erzeugen; oder es mögen, wie man ſagt, von der befruchtenden Hitze der Sonne, die auf den jährenden Sumpf wirkt, neue Geſtalten erzeugt werden, und aus dem fruchtbaren Bette des Stroms entſpringen. — Seht dort den bekannten Tyrannen des Stroms, das Schrecken ſeines Ufers! Wenn auf einmal das räuberiſche Amphibion ſeine gräßliche Geſtalt zeigt, das Land überfällt,

ſeine Waſſerhöle verläßt, aus dem Meere hervorragt, und mit häßlichem Einſturz die zitternde Ebene durchſtreichet. Die Einwohner ſehen von fern mit Erſtaunen die entſetzliche Maße, die aus einem ſo kleinen Eye entſprungen iſt. Mit Schrecken erzählen ſie die grauſame und betrügeriſche Natur dieſes Ungeheuers; wie es mit grauſamer Verſtellung und falſchen Thränen den Einfältigen betrügt; und ihm Zärtlichkeit und gefälliges Mitleiden einflößt, um ihn mit frommer Tücke umzubringen. — Ein trauriges Gleichniß jener geiſtlichen Plage, des grauſamen Aberglaubens! Ein Abkömmling dieſes Landes, wo zuerſt die Religion unerträglich ward, und unter den verſchiedenen Verehrern, ein gegenſeitiger Haß und eine Verabſcheuung der fremden Tempel entſtand. Das anſteckende Uebel breitete ſich aus, und die Nationen, davon nun eine die andere für unheilig achtet, führen noch heftigere Kriege, und vergeſſen die Menſchlichkeit in ihrem Streite um die Religion; indeß daß ein wilder Eifer, unter dem Scheine der Sanftmuth und Frömmigkeit, ein gräßliches Blutbad anrichtet, und um des Himmels willen (abſcheulicher Vorwand!) die Erde verwüſtet.

Hier wollen wir dieſe Ungeheuer verlaſſen, (wie froh wären wir, wenn wir ſie hierher verbannen könnten!) und mit Abſcheu von dieſem Boden, der, zum Unglück, ſo fruchtbar iſt, zu den weiten Wüſteneyen in dieſen Gegenden fliehen. So ſchrecklich und widerwärtig ſie auch ſcheinen, ſo fehlen ihnen doch nicht eigenthümliche Schönheiten. Die Wildniß gefällt; wir ſcheinen mit der Natur allein zu ſeyn; wir ſehen ſie in ihren geheimſten Entfernungen, und betrachten ſie mit größerm Vergnügen in dieſen Original-Einöden, als in den künſtlichſten Irrgängen und nachgeahmten Wildniſſen des Pallaſts. Die Gegenſtände des

Orts, die ſchuppichten Schlangen, die wilden Thiere und giftigen Inſecten, ſo ſchrecklich und widerwärtig ſie auch der menſchlichen Natur ſind, ſind doch an ſich ſchön, und können in unſerer Seele eine Bewunderung der göttlichen Weisheit erregen, die ſo weit über unſre kurzen Einſichten erhaben iſt. So wenig wir fähig ſind, den Nutzen und den Endzweck aller Dinge in dieſem Erdkreiſe zu erklären; ſo ſind wir doch von der Vollkommenheit des Ganzen und von der Richtigkeit derjenigen Oekonomie überzeugt, welcher alle Dinge untergeordnet ſind, und in deren Rückſicht die ſcheinbarlich ungeſtalten Dinge gefällig, die Unordnung regelmäßig, das Verderbniß erſprießlich, und alle Arten des Gifts (wie die, welche wir geſehen haben) heilſam, und nutzbar werden.

Aber ſehet! in einem weiten Raume des Himmels hebt vor uns der mächtige Atlas ſein ſtolzes Haupt empor, über den Wolken mit Schnee bedeckt. Unter dem Fuße des Berges, erhebt ſich die felſigte Gegend in Hügeln; die gehörige Grundlage der obern ſchweren Maße. Da liegen große zuſammengewachſene Felſen auf einander gethürmt, und ſcheinen das hohe Gewölbe des Himmels zu ſtützen. — Seht! mit welchen zitternden Schritten wandern die armen Sterblichen auf dem Rande der tiefen Abgründe! Von da ſehen ſie mit ſchwindelndem Entſetzen hinab, und trauen nun dem Boden nicht worauf ſie ſtehen; ſie hören unter ſich das hohle Rauſchen der Ströme, und ſehen die Trümmern des darüber hangenden Felſen, mit ſtürzenden Baumen, die mit aufwärts gekehrten Wurzeln hängen, und noch mehr Trümmern nach ſich zu ziehen ſcheinen. Hier werden gedankenloſe Menſchen über die Seltenheit ſolcher Gegenſtände erſtaunt; ſie denken nach, und verlieren ſich gern in Betrachtungen über den unaufhörlichen Wechſel

in der Oberfläche der Erde. Sie ſehen gleichſam in einem Augenblicke die Veränderungen der vergangenen Jahrhunderte, die ſchimmernden Geſtalten der Dinge, und ſelbſt den Verfall unſrer Erdkugel; ſie betrachten ihre Jugend und erſte Bildung; und die ſichtbare Verkleinerung und unerſetzlichen Oefnungen des verwüſteten Berges ſtellen ihnen die Welt ſelbſt nur als eine ſchöne Trümmer vor, und erinnern ſie an ihr nahendes Ende. — Doch hier, auf der Mitten des Berges, finden unſere müden Reiſenden eine geraume Einfaſſung eines dicken Waldes, zu ihrem Ruheplatze; ſie ſind nun unter die immer grünen und hohen Fichten, unter Tannen und edle Cedern gekommen, deren aufgethürmte Häupter in der Luft ohne Ende zu ſeyn ſcheinen, und gegen denen die übrigen Bäume ihnen nur wie Pflanzen vorkommen. Und hier ergreift ein anders Schrecken unſre bedeckten Wanderer, wenn ſie den Tag in dem dicken Schatten des weiten Waldes abnehmen ſehen, der oben ſich dicht zuſchließt, und unten Finſterniß und ewige Nacht verbreitet. Das matte und dunkle Licht, ſcheint ſo ſchrecklich, als der Schatten ſelbſt; und die tiefe Stille dieſer Oerter gebietet den Menſchen zu ſchweigen, wenn ſie über den rauhen Wiederhall eines jeden Geräuſches in den geräumlichen Hölen des Waldes erſchrocken ſind. Hier ſchreckt ſelbſt der weite Raum; auch die Stille ſcheint Gedanken zu erzeugen, indem eine unbekannte Kraft auf das Gemüth wirket, und ungewiſſe Gegenſtände den wachſamen Sinn rühren. Man hört geheimnißvolle Stimmen, oder glaubt ſie zu hören; verſchiedene Geſtalten der Gottheit ſcheinen ſich zu zeigen, und werden in dieſen heiligen Scenen des Waldes noch ſichtbarer, worinn vor Alters die Tempel errichtet wurden, um die Religion der alten Welt beſſer abzuwarten. Ja wir ſelbſt, die wir die Gottheit in deutlichen

lichen Zeichen, an ſo vielen glänzenden Theilen der Erde erkennen müſſen, wählen lieber dieſe dunkleren Plätze, um dieß geheimnißvolle Weſen zu erforſchen, welches vor unſern ſchwachen Augen höchſtens nur unter einem Schleyer von Wolken erſcheinet.

Neunte Aufgabe.

Die Glückſeligkeit. *

Es iſt das wahre Glück an keinen Stand gebunden;
Das Mittel zum Genuß der ſchnellen Lebensſtunden,
Das, was allein, mit Recht beneidenswürdig heißt,
Iſt die Zufriedenheit und ein geſetzter Geiſt.
Der iſt des Weiſen Theil. Die Nerven und die Stärke
Des männlichen Gemüths, ſind nicht des Zufalls Werke.

Nicht Erbrecht noch Geburt, das Herz macht groß und klein;
Ein Kaiſer könnte Sklav, ein Skave Kaiſer ſeyn;
Und nur ein Ungefehr giebt, zu der Zeiten Schande,
Dem Nero Cäſars Thron, dem Epictet die Bande. —

Nur Tugend, die allein die Seelen wehrhaft macht,
Wird durch Gefahr und Noth nie um den Sieg gebracht.
Eilt Verres, nach dem Bann, aus ſeinem Vaterlande,
So ſchwärzt ſein Afterglück das Laſter und die Schande;

Doch

* S. Hagedorns moral. Gedichte. Weil dieſe Stücke zu der Uebung des jungen Schülers, jede Schrift nach ihrem Character zu leſen, dienen ſollen, und die Aufgaben im Originale ſchon meiſt überſetzt ſind, oder auch in der Ueberſetzung zu viel von ihrem ſanften, gefälligen Tone verlieren würden; ſo habe ich lieber aus unſern Scribenten einige Stücke zu dieſer Abſicht wählen, und nur einige noch fremde Ueberſetzungen darunter miſchen wollen.

Ueb.

Doch iſt der ſtarke Held, vor dem Carthago floh,
Im Feld, im Capitol, im Elend Scipio.
Der Weiſe hat ein Loos, das ſeinen Werth entſcheidet;
Verdienſte, wo er gilt, und Unſchuld, wo er leidet,
Zu ſeinem Weſen wird vom Zufall nichts entliehn:
Recht, Wahrheit, Menſchenhuld und Tugend bilden ihn,
Er iſt, o ſeltnes Glück! durch eigne Treflichkeiten
Von Vorurtheilen frey, getroſt zu allen Zeiten,
Im Purpur nicht zu groß, durch Kittel nicht entehrt,
Stets edler als ſein Stand, und ſtets bewundernswerth.
Er folget der Natur, in deren ſchönen Werken
Wir weder Mangel ſehn, noch Ueberfluß bemerken.
Er kennt, belacht und flieht mit rühmlichem Entſchluß
Den geitzigen Beſitz, den üppigen Genuß,
Den irdiſchen Geſchmack. Der Vorzug weiſer Sitten
Macht alles herrlicher, und adelt auch die Hütten.
Geſundheit, innre Ruh, und äußre Sicherheit,
Und heiterer Verſtand, das iſts was ihn erfreut.
Die Weisheit wählet oft, um dieſen nachzugehen,
Den niedern Aufenthalt, und nicht umwölkte Höhen.

Zehnte Aufgabe.

Die Nachtigall und der Gukguk.

Eine Fabel vom Herrn Gellert.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten.
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort und hörten nicht.
Indem ließ ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig — Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.

Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr.
Ich denk, es wird mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem Deinen vor.

Drauf kam Damöt und ſeine Schöne,
Der Kukuk ſchrie ſein Lied. Sie giengen ſtolz vorbey.
Nun ſang die Meiſterinn der zauberiſchen Töne,
Vor dem Damöt und ſeiner Schöne,
In einer ſanften Melodey.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt ſteht ſtill, und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen,
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt.
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

Eilfte Aufgabe.

Wenn für der Ewigkeiten Freuden
Im Schoos des Trübſals und der Leiden
Gott einen Chriſten auferzieht;
Wenn er ſchon hier, dem Staub entriſſen,
Sich aufſchwingt, und zu ſeinen Füſſen,
Die Erde, die vergehn wird, ſieht;
Wenn er nur Gott liebt, wenn ſein Wille
Ganz ſein zu werden ſich beſtimmt,
Ganz ſein iſt, und aus ſeiner Fülle
Geduld und Kraft zu leiden nimmt;

Wenn

Wenn der durchſeufzten Mitternächte
Genug iſt, welche ſeine Rechte
Zum Himmel ausgeſtrecket ſahn;
Wenn er mit ſich genug geſtritten,
Und nun ganz werth iſt, ſich den Hütten,
In denen Unſchuld wohnt, zu nahn;
Wenn der, der ihn bewährt erfunden,
Nun gütig ſeinen Lohn beſchließt;
Wie heilig ſeyd ihr, Todesſtunden!
Wo Gott des Chriſten Lohn beſchließt!

Gott läßt ihn ſeinen Tod nicht ſchmecken,
Er nimmt ihm alle ſeine Schrecken;
Denn er ſtarb ſchon viel Jahre lang.
Er ward der Erde früh entwöhnet,
Früh reif zum Himmel. Schon ertönet,
Ihn zu empfangen, ſein Geſang.
Dem neuen Bürger zu begegnen,
Stehn die im Himmel wohnen, auf,
Heil! Heil ihm! rufen ſie, und ſegnen;
Denn er vollendet ſeinen Lauf! ꝛc.

Zwölfte Aufgabe.

Das Landleben.

nach dem Thomſon.*

O, kennt' er nur, der glücklichſte der Menſchen,
Sein ganzes Glück! der fern vom Lerm des Staats,
Mit wenigen Geliebten, tief im Thale
Verſteckt, der Landluſt reine Freuden trinkt.
Fehlt ihm auch der Pallaſt, wo jeden Morgen,

Vom

* im Herbſte, v. 1146. B. an.

Vom ſtolzen Thor, ein kriechendes Gedränge
Von falſchen doch dafür betrognen Schmeichlern,
Hervorſtrömt; (Niederträchtiges Geſchäfte!)
Wenn auch kein ſchimmernd Kleid von allen Farben,
Die das gebrochne Licht drauf mahlen kann,
Nachläßig flatternd, oder ſteif von Golde,
(Der Narren Stolz und Staunen!) ihn beſchwert;
Wenn auch für ihn, vom fernſten Land und See
Mit Müh geſucht, kein ſeltnes zinsbar Thier
Stets blutet; nicht mit Schwelgerey und Tod
Dem Unerſättlichen die Tafel häuft;
Glüht auch ſein Becher nicht vom koſtbarn Saft;
Und wirft er ſich auch nicht, ins Bett verſunken,
Die Nacht hindurch bey wacher Sorg' umher;
Sucht er auch die gedankenloſen Stunden
Nicht nur im Müßiggange zu vernichten;
Kennt er auch nicht die eiteln Freuden, die
Stets Lüſterne beſchäft'gen, ſtets betrügen;
Freud' auf dem Antlitz, und im Herzen, Pein;
Nur leere, unverſüßte Augenblicke;
So iſt doch ſich'rer Friede ſein; ſo lebt er
Ein wahres Leben; ſo verfehlt er nie
Des Wunſches Zweck, und traut nie falſcher Hofnung.
Reich an Zufriedenheit; reich an der Güte
Des Schöpfers iſt er; reich an Frucht und Kräntern.
Was nur im Frühling grünt, ſo oft der Himmel
Herab im Regen ſteigt; was den Zweig beuget,
So oft der Sommer glüht, und der Herbſt ſchimmert;
Und was der Winter in der Erden Schoos
Verbirget, was da mit dem beſten Safte
Sich nähret; dieß, dieß alles fehlt ihm nicht.
Auch nicht die Heerde, reich an Milch, die weit
Im Thale hin verbreitet, frölich brüllt;
Nicht blökende Gebirge; nicht des Bachs
Gemurmel, und der Biene ſummend Lied,
Die unter Schatten, oder wenn er ſich
Auf düftend Heu gemächlich hingeſtreckt,

Ins laſterfreye Herz den Schlummer locken.
Ihm fehlt nicht Ausſicht, Wälder und Geſang,
Nicht dunkle Grotten, blanke Teich und Quellen.
Auch wohnt hier reine Unſchuld; fromme Einfalt;
Sittſame Schönheit; ungeſchwächte Jugend,
Bey Arbeit froh; mit wenigem vergnügt;
Beſcheidner Fleiß; ſtets blühende Geſundheit:
Stille Betrachtung und poetſche Muße.

Dreyzehnte Aufgabe.

Die Rede des Sokrates aus der Meſſiade.

Sokrates . . . immer hab ich den Weiſen bewundert! ſein Bildniß
Unaufhörlich betrachtet, ihn ſah ich im Traume. Da nannt er
Seinen unſterblichen Namen. Ich Sokrates, den du bewunderſt,
Komm aus den Gegenden über den Gräbern hinüber. Verlerne,
Mich zu bewundern! Die Gottheit iſt nicht, wofür wir ſie hielten,
Ich im Schatten der ſtrengeren Weisheit; ihr an den Altären.
Ganz die Gottheit dir zu enthüllen iſt mir nicht geboten.
Sieh, ich führe dich nur den erſten Schritt in den Vorhof
Ihres Tempels. Vielleicht, daß in dieſen Tagen der Wunder,
Da die erhabenſte That der Erde geſchieht, daß ein beſſrer,
Höhrer Geiſt kömmt, und dich ins Heiligthum tiefer hinein führt.
So viel darf ich nur ſagen, und dieß verdiente dein Herz dir;
Sokrates leidet nicht mehr von den Böſen! Elyſium iſt nicht,
Noch die Richter am nächtlichen Fluſſe. Das waren nur Bilder
Schwacher und irrender Züge. Dort richtet ein anderer Richter,
Leuchten andre Sonnen, als die in Elyſiums Thale!
Zahl und Maaß und Wagſchal, ſie zählen, und meſſen, und wägen,

Alle Thaten! Wie krümmen alsdann der Tugenden höchſte
Sich ins Kleine! Wie fliegt ihr Weſen verſtaubt in die Luft aus!
Einige werden belohnt, die meiſten werden vergeben!
Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben,
Portia, drüben über den Urnen, wie ſehr iſt es anders,
Als wir dachten! Dein ſchreckendes Rom iſt ein höherer Haufen
Voll Ameiſen; und Eine mitleidige, redliche Thräne
Einer Welt gleich! Verdien du, ſie weinen zu lernen... Was dieſe
Heilige Welt der Geiſter vor allen itzt feyert, und was mir
Selbſt nicht aufgedeckt ward, was ich von fern nur bewundre,
Iſt: Der Größte der Menſchen, wofern er ein Menſch iſt, er leidet,
Leidet mehr, als ein Sterblicher litt, wird am tiefſten gehorſam
Gegen die Gottheit! vollendet dadurch der Tugenden größte!
Und dieß alles geſchieht um der Menſchen willen, und itzo!
Sieh, ihn ſahe dein Auge! Pilatus richtet den Thäter
Dieſer Thaten! Und, fließt ſein Blut, ſo hatte noch niemals
Lauter das Blut der Unſchuld gerufen!

Zweyter

Zweyter Abſchnitt.*

Von der Declamation.

Nach demjenigen, was in dem erſten Abſchnitte von der Ausſprache und von der Bewegung des Leibes beym Leſen geſagt worden, iſt wenig mehr von der Declamation zu erinnern übrig. Denn was iſt dieſe anders, als eben die Action, wie ſie die Alten nannten, die Beredſamkeit des Körpers, welche einer Rede durch die Stimme und Geberden erſt ihr wahres Leben zu ertheilen weiß? Das geſchickte Leſen iſt eine ſehr gute Vorbereitung zum Declamiren; es iſt ſogar der erſte Schritt, den man in demſelben thut, und alles übrige, was der angehende Redner zu wiſſen braucht, beſteht nicht ſowohl in ſchriftlichen Regeln, als in der Aufmerkſamkeit auf lebendige Muſter, und in der Bildung derjenigen Fähigkeiten die er ſelbſt beſitzt, nach allen Graden und Abwechſelungen des Ausdrucks. Es werden alſo nur einige Anmerkungen ſeyn, die ich über die Declamation machen werde.

Da einige Zweige der Beredſamkeit in unſern Zeiten faſt ganz ausgetrocknet ſind, ſo haben wir auch weit weni-

* In dieſem Abſchnitte habe ich an Statt des leeren Vorberichts, die nothwendigſten Anmerkungen über die Declamation geſetzt. Von den proſaiſchen Aufgaben aber, die der Verfaſſer aus Hookes römiſcher Geſchichte genommen hatte, habe ich nur einige wenige beybehalten, und die Stelle der übrigen, durch Beyſpiele aus dem Cicero und Chryſoſtomus erſetzt.

J. M. S.

ger Arten der Declamation als die Alten. Man muß ſich begnügen, den Demoſthenes, den größten Redner aller Zeiten, der den Werth der Declamation am beſten kannte, und ſie aufs höchſte getrieben hat, zu bewundern; aber man redet nicht mehr, wie er, zu den verſammleten Bürgern, von den wichtigſten Angelegenheiten des Staats. Die Reden der Engländer im Parlement ſind die einzigen dieſer Art, die noch übrig geblieben ſind, die uns aber zu wenig bekannt werden. Auch die Declamation vor Gerichte iſt eine wenigſtens für Deutſchland fremde Kunſt. Aber wenn uns gleich zu beyden Arten die Gelegenheit fehlet; ſo ſind ſie doch ſo geſchickt, die Sprache und die ganze Bewegung des Redners auf einen ſtarken und rührenden Ton zu ſtimmen, daß man die Muſter der Alten, welche davon vorhanden ſind, keinesweges ungebraucht laſſen darf; nicht zu gedenken, wie viel das Weſen der Beredſamkeit ſelbſt durch dieſelben gewinnet.

Man lernet frühzeitig declamiren, oder man ſollte es vielmehr frühzeitig lernen; wenn nur die **Redeübungen auf Schulen** ihren Endzweck erreichten. Die Gaben des feurigen Alters, in welchem man dieſelben zu halten pflegt, könnten vortreflich genützt, und für das ganze Leben in Bewegung geſetzt werden. Es wird aber dazu erfordert, daß dem jungen Redner Materien in den Mund gelegt werden, die er völlig faßt und empfindet, damit er ſelbſt in ihnen den wahren äußerlichen Ausdruck finden könne. Käme noch eine vernünftige Anleitung des Lehrers hinzu, die ſich etwas weiter erſtreckte, als auf den Befehl zu ſchreyen, und die Luft mit der Hand zu zertheilen; ſo würde man bald ſehen, mit welcher Richtigkeit der Declamation eine Rede ſelbſt von demjenigen würde gehalten werden, der ſie noch nicht zu verfertigen gelernet hat.

Auf

Auf den **hohen Schulen** höret man in der Folge gleichfalls declamiren? Aber darf ich mich dieſes Worts bedienen? Sind nicht die meiſten ſogenannten Reden, welche man daſelbſt anhöret, mehr gelehrte Abhandlungen, die kaum einige Lebhaftigkeit im Vorleſen verſtatten, und in denen uns nur der gewöhnliche Schluß erinnert, daß ein Redner aufgetreten ſey? Freylich wäre es an dieſen Orten, wo man die Declamation ausbilden ſollte. Dann aber müßte nicht bloß Gewohnheit, Pflicht und Gelehrſamkeit, ſondern noch weit mehr Genie, Geſchmack und Kunſt an den zu haltenden Reden Antheil haben; dann müßte ſich nicht ein jeder, der verbunden iſt, Reden zu halten, einbilden, daß ihm mit dieſer Verbindlichkeit auch die Gabe der Beredſamkeit geſchenkt ſey. Dieſe Gabe wird für leicht und gemein gehalten; und ſie iſt eine der ſeltenſten. Man erkannte dieſes noch zu den Zeiten **Melanchthons** in Wittenberg. Verſchiedene Gelehrte auf dieſer Univerſität ließen ihre Reden von dieſem großen Manne verfertigen; ſie geſtanden es mit Vergnügen, und waren mit dem Lobe zufrieden, daß ſie dieſelben geſchickt declamirten.

Die **Declamation der Canzel** bleibt beynahe die einzige Art unter uns, in welcher die ſo nöthige Kunſt, eine Rede geltend zu machen, noch mit einigem Fleiße und Erfolge ausgeübt wird. Dort, wo Kaltſinn und Schläfrigkeit Sünde heißen würde, iſt in der That alles unerträglich, was den geringſten Verdacht erwecken kann, daß der Redner nur von ſeinem Gedächtniſſe regiert werde, und daß ſein Geiſt und Herz abweſend ſey. Wenn ich ihn gleich nicht in dem ſtrengen Verſtande einen Redner nenne, nach welchem man andere, die dieſen Namen führen, beurtheilet; ſo glaube ich doch, daß in der edlen Hoheit ſeiner

Materie, ſobald der Ausdruck ihr nur einigermaßen angemeſſen iſt, unerſchöpfliche Reitzungen zu einer wahrhaftig lebendigen und fortdauernden Handlung verborgen liegen.

Ich darf jedoch auch der **theatraliſchen Declamation** nicht ganz vergeſſen. Sie, die an Wahrheit und Stärke alle andere übertrift, wird eben dadurch für Redner aller Art eine nützliche Schule. Zwar würde das Feuer, in welchem der Schauſpieler redet, die heftige Sprache der Leidenſchaften, und die faſt unaufhörliche Erſchütterung des Körpers, dieſe Zeichen der lebhafteſten Empfindung, ſage ich, würden auf dem Rednerſtuhle, deſſen Abſichten etwas mehr eingeſchränkt ſind, nicht anſtändig genug ſeyn. Allein die Natur einer Gefühlvollen Declamation bleibt überall einerley; man ſteigt nur einige Grade tiefer herab, oder höher hinauf. Es iſt nicht ſchwer, den Ton der Schaubühne von demjenigen zu unterſcheiden, welchen die Canzel oder die Catheder verlangt. Der berühmte **Maßillon** predigte in einer ungezwungenen und beſcheidener Stellung, mit niedergeſchlagenen Augen, mit wenigen Bewegungen; aber mit einem einnehmenden Tone, und mit der Unerſchrockenheit eines Mannes, der ſich ſeiner Gewalt über die Gemüther bewußt war. Und von ihm war es gleichwohl, von dem der trefliche Schauſpieler **Baron** zu ſeinen Mitbrüdern ſagte: Dieſer nur iſt ein Redner, und wir ſind nichts als Comödianten.

Ich weiß denen, welche zu declamiren anfangen, oder darinne weit zu kommen ſuchen, keinen beſſern Rath zu ertheilen, als daß ſie ſich bemühen, jedesmal von der Materie, von welcher ſie reden ſollen, ganz erfüllt zu ſeyn, und die Rede ſelbſt zuerſt mit Affecte laut für ſich zu leſen. Ihre Veranlaſſung, ihr Inhalt, und die Art von Zuhörern,

rern, welche dabey gegenwärtig ſeyn ſollen, dürfen ihnen nicht einen Augenblick aus den Gedanken kommen.

Es giebt einen beſondern Kunſtgriff ſich zum Declamiren zu erwecken, wenn man ſich die Verſammlung, in der man auftreten ſoll, in der heißeſten Erwartung vorſtellet, etwas zu hören, daß ſie zugleich unterrichten und rühren könne; ja ſelbſt gemeine Wahrheiten in einer Sprache zu vernehmen, die einen neuen Eindruck zu verurſachen geſchickt iſt. Wenn ich auf den Zuhörer ſehe, der mich gleichſam herausfordert, die Kraft meiner Beweiſe und Bewegungsgründe an ihm zu verſuchen; der oft geübt iſt, jede falſche Wendung zu bemerken, geſchweige denn, daß er einem matten Ausdruck zufrieden ſeyn ſollte; ſo kann es kaum fehlen, daß ich nicht ganz Leben für ihn werden ſollte.

Bey dem allen muß ein jeder die Beſchaffenheit ſeines Körpers und ſeiner Stimme noch beſonders zu Rathe ziehen. Wir haben faſt alle unſere eigene Geberden, und eine Sprache, die bald mehr, bald weniger, zur Declamation geſchickt iſt. Es kommt darauf an, daß man davon den beſten Gebrauch mache, nicht aber, daß man dieſe natürliche Fähigkeiten gerade in die Form eines fremden Muſters zwinge. Derjenige iſt der größte Meiſter im Declamiren, der darinne zum Original wird, das iſt, der vollkommen den Nachdruck, die Annehmlichkeiten in ſeiner Gewalt hat, die beydes ſeiner Perſon und ſeinem Vortrage am gemäſſeſten ſind.

Will man außer dieſen allgemeinen Anmerkungen noch gewiſſe feinere Unterſuchungen über die Kunſt zu declamiren, leſen: ſo findet man ſie in zwey ſchätzbaren Lehr-

 büchern;

büchern *; und doch wird man, wenn man ſich mit denſelben bekannt gemacht hat, geſtehen müſſen, daß Natur und Geſchmack darinne unſere erſten und letzten Lehrer ſind.

* Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften im 4ten Bande der Ramleriſch. Ausg. S. 226 = 257. Rollins Anweiſung zu den freyen Künſten, im 2ten Bande, S. 703. fg. der neueſten Ausgabe.

* *

Aufgaben zur Declamation.

Erſte Aufgabe.

Romulus ward zum Könige erwählt, und Rom, in einer Zeit von 240 Jahren, von Königen regieret; bis zu der Verjagung des jüngern Tarquins, wozu ſein Sohn Sextus Gelegenheit gab, indem er die Lucretia, die Frau des Collatins, eines vornehmen Römers, ſchändete. Nach dieſer Beleidigung, ließ Lucretia ihren Gemahl, der damals im Lager vor Ardea bey dem Tarquin war, nebſt verſchiedenen ſeiner Freunde zu ſich rufen; ſie eröfnete ihnen, welche Beſchimpfung ſie erlitten, ermunterte ſie, ſie zu rächen, ſtieß ſich den Dolch ins Herz, und ſtarb vor ihren Augen. Die Römer hatten lange unter der Tyranney und Grauſamkeit der Tarquinier geſeufzet, und waren alſo froh, ſich einer ſo offenbaren und ſchändlichen Beleidigung bedienen zu können, um ihr Joch abzuwerfen. Der berühmte Junius Brutus, der ſich aus gewiſſen Urſachen verſtellet, und ſeine großen Eigenſchaften unter dem Scheine der Albernheit verborgen hatte, legte auf einmal ſeine Maske ab: er trat näher zu der ſterbenden Frau,

zog den Dolch aus ihrer Bruſt, zeigte ihn, voll vom Blute, der Geſellſchaft, und redete ſie zu ihrem großen Erſtaunen alſo an:

Ja, würdige Römerin, ich ſchwöre bey dieſem Blute, welches vormals ſo rein war, und nur durch die königliche Niederträchtigkeit befleckt werden konnte, daß ich den Lucius Tarquinius, den Stolzen, ſeine boshafte Gemahlin, und ihre Kinder mit Feuer und Schwerd verfolgen will; ja ich werde auch nie verſtatten, daß einer aus dieſem Geſchlechte, oder aus irgend einem andern, in Rom König ſey. Euch, ihr Götter! rufe ich zu Zeugen dieſes Eidſchwurs an! Hier zu dieſem traurigen Schauſpiele kehret eure Augen, ihr Römer! — Die Tochter des Lucretius, Collatins Gemahlin — ſie ſtirbt, durch ihre eigne Hand. Seht hier eine edle Römerin, welche die ſchändliche Begierde eines Tarquins zu der Nothwendigkeit gebracht hat, ihr eigner Henker zu ſeyn, um ihre Unſchuld zu bezeugen. Sextus, als ein Verwandter ihres Mannes, von ihr freundſchaftlich aufgenommen und bewirthet, dieſer treuloſe Gaſt, ward der unmenſchliche Räuber ihrer Ehre. Die keuſche, die edelmüthige Lucretia konnte dieſe Beſchimpfung nicht überleben. Bewundernswürdige Frau! Nur ein einzigmal als Sclavin gemißhandelt, glaubte ſie nun nicht länger das Leben ertragen zu können! Lucretia, eine Frau, verſchmähte ein Leben, das von dem Willen eines Tyrannen abhieng; und wir, wir Männer, ſollten bey ſo einem Beyſpiele vor unſren Augen, und nach einer ſchimpflichen Knechtſchaft von fünf und zwanzig Jahren, ſollten Wir, aus Furcht zu ſterben, einen einzigen Augenblick noch anſtehen, unſre Freyheit zu behaupten? Nein, Römer, itzt iſt es Zeit; der günſtige Augenblick, auf den wir ſo lange gehoſt

gehoft haben, iſt nun gekommen. Tarquin iſt nicht in Rom. Die Patricier ſind die Anführer der Unternehmung. Die Stadt iſt überflüßig mit Männern, Waffen, und allen Nothwendigkeiten verſehen. Nichts fehlt noch, um uns einen glücklichen Erfolg zu verſichern, wenn unſer Muth uns nicht verläßt. Und können jene Kriegshelden, die allzeit ſo tapfer geweſen, wenn ſie auswärtige Feinde bezwingen, oder Eroberungen machen mußten, um die Ehrſucht und den Geiz des Tarquins zu befriedigen, können die nur dann feige werden, wenn ſie ſich ſelbſt von der Knechtſchaft befreyen ſollen? Vielleicht laſſen ſich einige von euch durch das Kriegsheer abſchrecken, welches Tarquin itzt anführt. Ihr bildet euch ein, die Soldaten werden die Parthey ihres Feldherrn ergreiffen. Aber entfernt eine ſo ungegründete Furcht. Die Liebe zur Freyheit iſt allen Menſchen natürlich. Eure Mitbürger im Lager fühlen die Laſt der Unterdrückung eben ſo lebhaft, als ihr, die ihr in Rom ſeyd. Sie werden eben ſo geſchwind die Gelegenheit ergreifen, das Joch von ſich zu werfen. Aber geſetzt, es könnten einige unter ihnen ſeyn, die aus einer niederträchtigen Gemüthsart, oder ſchlechten Erziehung, geneigt wären dem Tyrannen anzuhangen. Ihre Anzahl kann nicht anders als klein ſeyn; und wir haben Mittel genung in Händen, ſie zum Gehorſam zu bringen. Sie haben uns ſolche Pfänder zurück gelaſſen, die ihnen koſtbarer ſind als das Leben. Ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Väter und ihre Mütter ſind hier in der Stadt. Auf, ihr Römer, die Götter ſind mit uns; die Götter, deren Tempel und Altäre der frevelhafte Tarquin durch Opfer und Geſchenke entheiliget hat, die er mit befleckten Händen darbrachte, befleckt mit Blute, und mit unzähligen, ungebüßten Laſtern, die er wider ſeine Unterthanen begangen. Ihr Götter, die ihr unſre Voreltern beſchützet,

ihr

ihr Schutzgeiſter, die ihr für die Erhaltung und die Ehre von Rom wachet, flößt uns Heldenmuth und Einigkeit bey dieſem glorreichen Unternehmen ein; ſo wollen wir bis an unſern Tod euern Dienſt wider alle Entheiligung vertheidigen.

Zwote Aufgabe.

Die folgenden Reden ſind die Reden zweyer großen Feldherren, an der Spitze ihrer Kriegsheere, vor dem Anfange der Schlacht. Im zweyten Puniſchen Kriege that Hannibal, der Carthaginienſiſche Feldherr, mit ſeinem Heere gleich anfangs den erſtaunlichen Zug über die Alpen, und drang in Italien. An den Ufern des Po begegnete er dem Publius Scipio, mit dem römiſchen Kriegsheere. Man weiß, daß die beyden Feldherren eine ſehr gute Meinung von einander hegten. Der Name Hannibal war ſchon lange berühmt. Und daß Scipio ein Kriegsheld von ausnehmenden Verdienſten ſeyn mußte, dieß hatten die Carthaginienſer wohl daraus geſchloſſen, weil die Römer ihn vor allen andern vorzüglich erwählt hatten, der Gegner des Hannibals zu ſeyn. Aber dieſer gegenſeitige Eindruck ward noch ſtärker, als der eine das verwegene Unternehmen über die Alpen zu gehen, glücklich ausführte, und der andre den ungeſäumten Muth zeigte, von den Ufern der Rhone ihm an dem Fuße jener Berge entgegen zu kommen. Aber Scipio der nur erſt vor kurzem zum Feldherrn ernennt war, hielt es vor gut, ſeine Soldaten vor der Schlacht zu verſammeln *, und bemühte ſich ihren Muth durch

* Dieſe Schlacht ward an den Ufern des Ticins eines kleinen Fluſſes gehalten der in den Po fließet; und ſie heißt die Schlacht beym Ticin. Scipio bekam eine gefährliche Wunde, und wäre auf dem Platze gelaſſen worden, wenn ſein Sohn der noch ganz jung war (nachher der große Africanus) nicht durch einen erſtaunenden Heldenmuth ihn davon gebracht hätte. Die Römer wurden genöthiget, ſich zurückzuziehen.

durch die folgende Rede zu erwecken. (Beyde Reden ſind aus der Geſchichte des Livius B. 21. C. 40-44. genommen.)

Wenn ihr eben dieß Kriegsheer wäret, ihr Soldaten, das ich in Gallien bey mir hatte; ſo konnte ich es itzt wohl unterlaſſen euch etwas zu ſagen. Denn was vor Urſache hätte ich wohl, diejenige Reuterey zu ermahnen, welche die Geſchwader des Feindes an der Rhone ſo rühmlich überwunden; oder jene Legionen, vor denen eben dieſer Feind floh, um eine Schlacht zu vermeiden, indem er ſich ſelbſt für überwunden erkannte? Aber weil dieſe Truppen, die für Spanien angeworben worden, ſich dort bey meinem Bruder Cnejus befinden, welcher unter meiner Anführung (wie es der Wille des Senats und des römiſchen Volks verlangte) den Krieg führen muß; ſo habe ich mich ſelbſt freywillig zu dieſem Kriege erbothen, damit ihr wider den Hannibal und wider die Carthaginienſer einen Conſul zum Anführer haben möchtet. Ihr habt alſo einen neuen Feldherrn, und ich ein neues Kriegsherr. Bey dieſen Umſtänden werden wenige Worte von mir an euch weder unnütze noch unzeitig ſeyn. Und damit ihr davon unterrichtet ſeyn möget, was vor einer Gattung von Feinden ihr entgegen kommen werdet, oder was ihr von ihnen zu befürchten habt; ſo müßt ihr wiſſen, daß es eben diejenigen ſind, die ihr in dem vorigen Kriege ſowohl zu Lande als zur See überwunden habt; es ſind eben diejenigen, denen ihr Sicilien und Sardinien abgenommen, und die euch dieſe zwanzig Jahr über zinnsbar geweſen ſind. Ihr werdet, wie ich hoffe, dieſen Leuten nicht nur mit demjenigen Muthe, mit welchem ihr gewohnt ſeyd euch andern Feinden entgegen zu ſtellen, ſondern mit einer gewiſſen Wuth und Erbitterung entgegen ſtellen, ſo wie ihr ſie empfinden würdet, wenn ihr

auf einmal eure Sclaven die Waffen wider euch ergreifen ſähet. Bezwungen und zur Knechtſchaft gebracht, fühlen ſie ſich nicht durch die Kühnheit, ſondern durch die Nothwendigkeit zur Schlacht gedrungen; ihr müßtet denn glauben können, daß diejenigen, welche die Schlacht vermieden, da ihr Kriegsheer noch vollſtändig war, durch den Verluſt von zween Drittheilen ihrer Pferde und Fußvölker beym Uebergange der Alpen, nun mehr Hofnung erlangt haben.

Aber vielleicht habt ihr gehört, daß ſo geringe ſie auch der Anzahl nach erſcheinen, ſie dennoch Männer von muthigem Geiſte und geſunden Körpern ſind; Helden von ſolcher Stärke und Tapferkeit, daß ihnen nichts zu widerſtehen vermögend iſt. — Bloße Bilder! ja Schatten von Menſchen! Elende, die der Hunger ausgezehret, und die Kälte erſtarrt gemacht hat! die unter Felſen und ſpitzigen Klippen zerſtoßen, und verwundet ſind! Ihre Waffen zerbrochen, und ihre Pferde abgemattet, und zu Grunde gerichtet! So iſt die Reuterey und ſo iſt das Fußvolk beſchaffen, mit dem ihr itzt ſtreiten ſollt; nicht Feinde ſind es, ſondern Ueberbleibſel von Feinden. Aber nichts befürchte ich mehr, als daß man glauben wird, Hannibal ſey vorher durch die Alpen überwunden worden, ehe wir noch mit ihm geſtritten haben. Doch vielleicht geziemte es ſich, daß dieß geſchähe; daß mit einem Volke und einem Anführer, welcher alle Bündniſſe und Verträge verletzt hatte, die Götter ſelbſt, ohne eines Menſchen Hülfe, den Krieg anfangen und faſt zu Ende bringen mußten; und daß wir, die nach den Göttern beleidiget und verunehret werden, das glücklich vollenden möchten, was ſie angefangen haben. Ich habe nicht nöthig zu befürchten, daß ihr den Verdacht hegen werdet, als ſagte ich dieß alles nur um euch aufzumuntern, da ich indeß ingeheim andre Geſinnungen hegte. Was hinderte

mich,

mich, nach Spanien zu gehen? Dieß war meine Provinz; wo ich mit dem minder gefürchteten Asdrubal, und nicht mit dem Hannibal zu thun gehabt hätte. Aber da ich, auf meiner Reiſe an der Galliſchen Küſte, von dem Zuge dieſes Feindes hörte, ſo ſetzte ich meine Truppen ans Land, ſchickte die Reuterey voraus, und ſchlug an der Rhone mein Lager auf. Ein Theil meiner Reuterey griff den Feind an, und ſchlug ihn; meine Infanterie war nicht fähig, die ihrige einzuholen, welche vor uns floh. Ich kehrte zu meiner Flotte zurück, und mit aller der Geſchwindigkeit, die ich bey einer ſo langen Reiſe zu Waſſer und zu Lande anwenden konnte, bin ich hier angekommen, um ihnen am Fuße der Alpen entgegen zu gehen. War es alſo wohl meine Abſicht, ein Gefechte mit dieſem fürchterlichen Hannibal zu vermeiden? Und bin ich nur von ungefähr, nur unvermuthet auf ihn geſtoßen? Oder bin ich in der Abſicht gekommen, ihn zur Schlacht aufzufordern? Ich möchte gern erfahren, ob die Erde in dieſen zwanzig Jahren, eine neue Gattung von Carthaginienſern hervorgebracht hat, oder ob ſie eben dieſelbe Gattung von Menſchen ſind, die bey Aegates fochten, und die ihr bey Eryx, mit achtzehn Denar für den Mann, ſich loßkaufen ließet; ob dieſer Hannibal wegen ſeiner Arbeiten und Reiſen, würklich der Nebenbuhler des Herkules ſey, wie er dafür gehalten ſeyn will; oder ob er noch ſo iſt, wie ihn ſein Vater verließ, ein Zinnsmann, ein Unterthan, ein Sclave des römiſchen Volkes? Wenn ihn nicht das Bewuſtſeyn ſeiner böſen That bey Saguntum quälte, und zur Verzweiflung brächte; ſo würde er noch einige Achtung, wo nicht für ſein bezwungenes Vaterland, doch gewiß für ſeine eigene Familie, für das Andenken ſeines Vaters, für denjenigen Vergleich haben, der mit Hamilcars eigener Hand geſchrieben iſt. Wir konnten ſie in

Eryx

Eryx Hungers ſterben laſſen; wir konnten mit unſern ſieg- reichen Flotten nach Afrika übergehen, und in wenig Tagen Carthago zerſtöret haben. Auf ihre demüthige Bitte vergaben wir ihnen; wir lieſſen ſie loß, da ſie ſo enge einge- ſchloſſen waren, daß ſie nicht entfliehen konnten; wir mach- ten Friede mit ihnen, da ſie überwunden waren. Als ſie durch den afrikaniſchen Krieg in Bekümmerniß geſetzt wa- ren, betrachteten wir ſie, und begegneten ihnen, als einem Volke das in unſerm Schutze ſtand. Aber was für Dank haben ſie uns für alle dieſe Gefälligkeiten bewieſen? Unter der Anführung eines tollkühnen, jungen Mannes kommen ſie hierher, unſern Staat zu zerſtören, und unſer Land zu verwü- ſten. — Zwar wünſchte ich, daß die Umſtände anders beſchaffen wären; und daß der Krieg, worinn wir itzt ver- wickelt ſind, nur unſern Ruhm, und nicht unſre Erhaltung angienge. Aber itzt ſtreiten wir nicht um den Beſitz Sici- liens und Sardiniens, ſondern um Italien ſelbſt. Ja es bleibt uns auch hinter uns nun kein Kriegsheer mehr übrig, welches, wenn wir nicht überwinden ſollten, unſern ſiegreichen Feinden die Spitze bieten könnte. Für ſie giebt es nun keine Alpen mehr zu überſteigen, wodurch wir Zeit gewinnen könnten, neue Kriegsheere aufzurichten. Nein, Soldaten, hier müßt ihr feſten Fuß halten, als wenn ihr eben itzt vor den Mauern von Rom ſtündet. Ein jeder von euch bedenke, daß er itzt nicht nur ſeine eigne Perſon, ſondern ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine hülfloſen Nachkom- men zu vertheidigen habe. Doch laßt nicht nur Privatbe- trachtungen unſer Gemüth erfüllen; laßt uns bedenken, daß die Augen des Senats und des römiſchen Volks auf uns ge- richtet ſind, und daß ſo wie unſre Stärke und Herzhaftigkeit itzt beſchaffen ſeyn wird, auch das Schickſal dieſer Stadt, und des römiſchen Reichs ſeyn werde.

Dritte Aufgabe.

Auf der andern Seite bediente ſich Hannibal einer neuen Art von Redekunſt, um ſeinen Soldaten Muth einzuflößen. Er ließ einigen Bergeinwohnern, die er in ſeinem Zuge über die Alpen zu Gefangenen gemacht, Waffen geben, und forderte, daß ſie zween und zween, im Angeſicht der Armee, ſo lange mit einander fechten ſollten, bis einer von ihnen tod bliebe. Denenjenigen, welche als Ueberwinder aus dem Gefechte gehen würden, verſprach er die Freyheit, und eine vollſtändige Rüſtung, nebſt einem Kriegspferde. Aus der Freude, mit der die Gefangenen dieſe Bedingungen annahmen, und aus den Geſinnungen, welche Hannibal an ſeinen Truppen wahrnahm, als ſie dieſem Gefechte zuſahen, nahm er Gelegenheit, ihnen ein lebhafteres Bild von ihrem gegenwärtigen Zuſtande zu zeigen, damit ſie dadurch zu der äußerſten Nothwendigkeit gebracht würden, zu ſiegen oder zu ſterben. Seine Rede hatte folgenden Inhalt:

Wenn ihr nur euer eignes Schickſal mit eben demjenigen Gemüthe überlegen wollt, womit ihr gleich itzt das Schickſal anderer betrachtet habt, ihr Soldaten, ſo iſt der Sieg unſer. Was ihr geſehen habt, war nicht ein bloßes Schauſpiel, ſondern eine Vorſtellung eures eigenen wirklichen Zuſtandes. Ich weiß nicht, ob ihr oder eure Gefangene von dem Schickſale in engere Schranken und Bekümmerniſſe geſetzt ſeyd. Zwo Seen ſchließen euch zur Rechten und zur Linken ein. Nicht ein Schiff iſt da, um euch darauf durch die Flucht zu retten. Vor euch fließt der Po, ein breiterer und ſchnellerer Fluß als die Rhone; hinter euch ſind die Alpen, über die ihr auch, da eure Anzahl noch unverringert war, euch nur mühſam einen Weg hindurch

durch brechen konntet. Hier alſo, ihr Soldaten, müßt ihr, ſobald ihr euch dem Feinde nähert, entweder ſiegen oder ſterben. Aber eben das Schickſal, das euch ſo ſehr der Nothwendigkeit zu ſtreiten unterworfen hat, hat auch die größten Belohnungen des Sieges vor euere Augen geſetzt, welche ſich jemals ein Menſch von den unſterblichen Göttern gewünſcht hat. Sollten wir durch unſre Tapferkeit nur Sicilien und Sardinien wieder erlangen, welches unſern Vätern entriſſen worden; ſo würde dieß zwar kein unanſehnlicher Preiß ſeyn. Aber was iſt dieß wohl? Die Schätze Roms, alle Reichthümer, die ſie von dem Raube der Nationen zuſammen gehäufet haben, dieß alles, und zugleich die Beſitzer deſſelben, werden euer ſeyn. Ihr ſeyd lange genung beſchäftiget geweſen, die Heerden auf den weiten Gebürgen Luſitaniens und Celtiberiens fortzutreiben; bis itzt habt ihr noch keine Belohnung empfangen, die den ausgeſtandenen Arbeiten und Gefahren gebühret. Der Augenblick iſt da, wo ihr den vollen Lohn eurer mühſamen Züge über ſo viele Berge und Flüſſe, und durch ſo verſchiedene Nationen, die alle die Waffen ergriffen, einerndten könnt. Dieß iſt der Ort, welchen das Schickſal zu der Gränze eurer Arbeiten beſtimmt hat; hier iſt es, wo ihr euren glorreichen Feldzug beſchließen und eine reiche Belohnung eurer vollendeten Dienſte empfangen werdet. Denn ich wünſchte, daß ihr euch nicht einbilden möchtet, der Sieg ſey eben ſo ſchwer, als der Name eines römiſchen Krieges groß und rauſchend klingt. Sehr oft hat ein verachteter Feind eine blutige Schlacht geliefert; und die berühmteſten Könige und Nationen ſind oft durch eine geringe Macht überwunden worden. Und wenn ihr nur den Schimmer des römiſchen Namens hinweg nehmt, was bleibt wohl noch übrig, worinn ſie mit euch in Vergleichung geſetzt wer-

den könnten? Denn wenn ich auch nichts von euerm Dienſte in einem zwanzigjährigen Kriege ſagen wollte, der mit ſo viel Tapferkeit und Glück geführt worden; ſeyd ihr nicht von den Herkuliſchen Säulen, ja vom Ocean, von der äuſſerſten Gränze der Erde her, durch ſo viele kriegeriſche Nationen Spaniens und Galliens, vom Siege begleitet hierher gekommen? Und mit wem ſollt ihr nun fechten? Mit rohen Soldaten, mit einem ungeordneten Kriegsheere, welches nur noch im vorigen Sommer von den Galliern geſchlagen, überwunden, eingeſchloſſen worden; mit einem Kriegsheere, das mit ſeinem Anführer unbekannt, und auch ihm ganz fremd iſt. Oder ſoll ich, der ich in dem Zelte meines Vaters, dieſes vortreflichen Feldherrn, ich möchte faſt ſagen gebohren, wenigſtens auferzogen worden; ſoll ich, der Eroberer von Spanien und Gallien, und nicht nur von den Nationen der Alpen, ſondern, was noch größer iſt, von den Alpen ſelbſt, ſoll ich mich mit dieſem halbjährigen Feldherrn vergleichen? Mit einem Feldherrn, der, wenn man vor ihm die beyden Kriegsheere, ohne ihre Fahnen, ſtellen ſollte, gewiß nicht wiſſen würde, bey welchen er Conſul wäre? Ich ſchätze es für keinen geringen Vortheil, ihr Soldaten, daß keiner hier unter euch iſt, welcher nicht oft ein Augenzeuge meiner Thaten im Kriege geweſen; nicht einer, von deſſen Tapferkeit ich nicht ſelbſt ein Zuſchauer geweſen wäre, ſo daß ich im Stande bin, die verſchiedenen Zeiten und Oerter ſeiner edlen Unternehmungen zu benennen; daß ich mit Soldaten, die ich hundertmal gelobt und belohnet habe, und deren Schüler ich war, ehe ich ihr Feldherr ward, wider ein Kriegsheer von Leuten gehen ſoll, die einander ſelbſt unbekannt ſind.

Auf welche Seite ich meine Augen nur wende, ſehe ich alles voll Muth und voll Stärke; eine alte erfahrne Infan-

terie; die vortreflichſte Reuterey; euch, meine getreuen und muthigen Bundsgenoſſen; euch, ihr Carthaginienſer, die ihr nicht nur aus Liebe für euer Vaterland, ſondern aus dem gerechteſten Zorn in die Schlacht getrieben werdet. Die Hofnung und der Muth derer, die den Angriff thun, iſt allezeit größer, als bey denen, die ſich nur vertheidigen. Mit feindlichen fliegenden Fahnen, ſeyd ihr nach Italien herab gekommen; ihr fanget den Krieg an. Unwillen, Unrecht, Beſchimpfungen erhitzen eure Seele, und rufen euch auf zur Rache. — Zuerſt verlangten ſie mich; ich, euer Feldherr, ſollte ihnen ausgeliefert werden. Darauf forderten ſie euch alle, die ihr bey der Belagerung von Sagunt gefochten; und wir ſollten durch die heftigſten Martern zum Tode gebracht werden. Stolze und grauſame Nation! Alles ſoll euch zugehören, und in eurer Willkühr ſtehen? Wollet ihr uns wohl vorſchreiben, mit wem wir Krieg führen, oder Friede ſchließen ſollen? Seyd ihr es, die uns Gränzen ſetzen; die uns zwiſchen Gebürge und Flüſſe einſchließen wollen? Aber ihr, ihr wolltet nicht die Gränzen beobachten, die ihr ſelbſt beſtimmt habt? Gehet nicht über den Iberus. Und was mehr? Greift niemals die Saguntiner an; Sagunt iſt über den Iberus; nähert euch nicht einen Schritt dieſer Stadt. Es iſt alſo nur eine Kleinigkeit, daß ihr uns unſrer alten Beſitzthümer, Siciliens und Sardiniens beraubt habt. Auch Spanien woltet ihr haben? Auch dieß; wir wollen Spanien abtreten; und dann — werdet ihr nach Afrika übergehen. Was ſagte ich; ihr werdet übergehen? — Eben in dieſem Jahre trugen ſie dem einen ihrer Conſuls auf, nach Afrika, und den andern, nach Spanien zu gehen. Nein, Soldaten, es iſt uns nun nichts mehr übrig gelaſſen, als was wir mit unſern Schwerdtern uns erwer-

ben können. So kommt dann! Seyd Männer! Die Römer können noch eher verzagt ſeyn; ſie haben ihr Vaterland hinter ſich; ſie haben Plätze, wohin ſie ihre Zuflucht nehmen können; und ſie ſind auf dem Wege zu denſelben für die Gefahr geſichert. Aber für euch iſt nun kein andres Schickſal mehr übrig, als Sieg oder Tod. Laßt dieß nur tief in euer Gemüthe eingepräget ſeyn; und ich ſage es noch einmal: Ihr ſeyd Ueberwinder.

Vierte Aufgabe.

Sextus Roſcius wurde von ſeinen Feinden zu Rom ermordet. Sie theilten ſich in ſeine Güter, und um dieſelben deſto ſicherer zu beſitzen, ſtrebten ſie ſeinem Sohne zuerſt nach dem Leben; da ſie ihn aber ſo gut beſchützt fanden, klagten ſie ihn ſelbſt an, daß er ſeinen Vater ums Leben gebracht habe. Der Vornehmſte, der die Güter des Ermordeten an ſich gebracht hatte, Chryſogonus, war ſo mächtig, daß ſich niemand erkühnte, die Vertheidigung des jungen Roſcius vor Gerichte zu übernehmen. Endlich nahm ſich Cicero, in einem Alter von 27 Jahren, deſſelben an. Nachdem er die Urſachen angeführet, warum er vor allen andern dem Beklagten Beyſtand leiſte: ſo ſetzt er ſogleich die Anklage und die Vertheidigung kurz und rührend in ihr ganzes Licht, indem er im Namen des Chryſogonus alſo redet:

Dieſer Menſch verlangt von euch, ihr Richter, daß ihr, weil er ohne das geringſte Recht ſich einer ſolchen Menge fremden Geldes bemächtiget hat, und weil ihm zum völligen Beſitz deſſelben noch das Leben des jungen Roſcius im Wege zu ſtehen ſcheint, ihn von allem Verdacht und

aller Furcht befreyen möget. Er glaubt nicht, daß er, ſo lange Roſcius ſich noch wohl befindet, das große und trefliche väterliche Erbtheil dieſes Unſchuldigen behalten könne. Hingegen hoft er, daß, wenn derſelbe erſt verurtheilt und gerichtlich heraus geworfen worden, er dasjenige, was er durch eine Schandthat erlangt, mit Ueppigkeit werde durchbringen und verzehren können. Dieſe Bedenklichkeit, die ihn bey Tage und bey Nacht beunruhiget und quälet, ſollt ihr ihm aus dem Gemüthe reißen; ihr ſollt Gehülfen ſeines ſo ruchloſen Raubes abgeben. Wenn euch dieſes Begehren, ihr Richter, billig und ehrbar vorkömmt, ſo bringe ich dagegen auch ein kurzes, und wie ich mir einbilde, etwas billigeres Begehren vor. Zuerſt bitte ich den Chryſogonus, daß er mit unſerm Gelde und mit unſern Gütern zufrieden ſey, nicht aber auch unſer Blut und unſer Leben begehren möge. Hernach bitte ich euch, ihr Richter, daß ihr der kühnen Bosheit widerſtehet, das Elend der Unſchuldigen erleichtert, und in dieſer Sache des Sextus Roſcius die Gefahr, mit welcher man zugleich allen Bürgern dröht, abwendet. Wenn ſich nur einige Urſache zur Beſchuldigung dieſes Verbrechens, nur ein Verdacht, daß es möchte verübt worden ſeyn; oder ſonſt der geringſte andere Umſtand finden ſollte, aus welchem man ſchließen könnte, daß unſere Feinde bey ihrer Anklage doch auf einen gewiſſen Grund gehen; mit einem Worte, wenn ihr außer dem Raube, deſſen ich gedacht habe, irgend eine andere Urſache zur Klage entdecken könnet: ſo widerſetzen wir uns nicht, daß das Leben des Sextus Roſcius ihrer blutdürſtigen Begierde aufgeopfert werde. Wenn aber durch dieſe Anklage weiter nichts geſucht wird, als daß es denenjenigen, welche niemals genug haben werden, an gar nichts fehle;

 wenn

wenn jetzt nur darum geſtritten wird, daß zu jenem reichen und herrlichen Raube noch die Verurtheilung des Sextus Roſcius hinzu kommen möge, um ihn vollkommen zu machen: iſt nicht unter ſo vielem Schändlichen dieſes das Allerſchändlichſte, daß ſie euch vor geſchickt dazu halten, durch euren Urtheilsſpruch und Schwur dasjenige zu erlangen, was ſie bisher durch Schandthaten und Dolche zu erhalten gewohnt waren? daß ſich Meuchelmörder und Banditen unterſtehen, von euch, die man wegen eurer Würde aus dem Bürgerſtande in dem Senat, und wegen eurer ſtrengen Ernſthaftigkeit aus den Senat in dieſe richterliche Verſammlung gewählet hat, zu begehren, nicht bloß, daß ſie den Lebensſtrafen entgehen mögen, welche ſie von euch wegen ihrer Uebelthaten mit Furcht und Schauer erwarten müſſen, ſondern daß ſie noch durch den Ausſpruch dieſes Gerichts, mit der letzten dem Sextus Roſcius abgezogenen Beute geſchmückt und bereichert hinweggehen ſollen?

Die Vertheidigung ſelbſt geht mit der folgenden Stelle an.

Worüber ſoll ich mich zuerſt beklagen? Wovon, ihr Richter, ſoll ich wohl den Anfang machen? Was vor eine Hülfe, oder von wem ſoll ich ſie begehren? Soll ich den Schutz der unſterblichen Götter, oder des Römiſchen Volks, oder den eurigen, die ihr jetzt die höchſte Gewalt in den Händen habt, anflehen? Der Vater iſt auf eine verruchte Art ums Leben gebracht, ſein Haus gewaltthätig eingenommen, ſeine Güter ſind von ſeinen Feinden entriſſen, in Beſitz genommen und geplündert worden; dem verhaßten Leben ſeines Sohnes hat man ſchon oft durch Dolche und Nachſtellungen beyzukommen geſucht. Was iſt wohl bey ſo

vielen

vielen Uebelthaten noch vor ein Laſter auszuüben übrig? Und doch häufen und vermehren ſie dieſelben noch mit neuen Schandthaten. Sie erdichten ein unglaubliches Verbrechen — mit ſeinem eigenen Vermögen kaufen ſie Zeugen und Ankläger wider ihn — ſie laſſen dem Elenden nur dieſe Wahl übrig, ob er lieber ſeinen Kopf dem T. Roſcius * hinſtrecken, oder ob er in einen Sack genäht, wie die Vatermörder beſtraft werden, ſein Leben auf die allerſchimpflichſte Art verlieren wolle. Sie haben vermuthet, daß es ihm an Sachwaltern fehlen werde, und ſie fehlen ihm allerdings. Aber es fehlt ihm gewiß nicht an einem Menſchen, ihr Richter, der frey reden und ihn treulich vertheidigen ſollte, welches in dieſer Sache, weil ich ſie übernommen habe, genug iſt. Vielleicht hat mich eine gewiſſe Flüchtigkeit der Jugend verleitet, mich dieſer Sache anzunehmen; weil ich es aber einmal gethan habe, ſo will ich mich derſelben gänzlich wiedmen, wenn auch wahrhaftig von allen Seiten alle Schrecken und Gefahren mir bevorſtehen ſollten. Ich bin auf das feſteſte entſchloſſen, alles was ich vor dienlich halten werde, nicht allein zu ſagen, ſondern es auch gern, frey und kühn heraus zu ſagen. Es ſoll nichts ſo Großes geben, daß die Furcht mehr Gewalt über mich hätte, als die Treue gegen meinen Clienten. Denn wer iſt wohl von ſo leichtſinnigem Gemüthe, daß er, wenn er dergleichen Dinge ſieht, ſchweigen, und ſie obenhin anſehen könnte? Ihr habt meinen Vater, der gar nicht unter die Verwieſenen gehörte, ermordet. — Nach ſeinem Tode habt ihr ihn erſt unter die Anzahl der Verwieſenen geſetzt. — Mich habt ihr mit Gewalt aus

 meinem

* Dieſer wurde vor den eigentlichen Mörder des alten Roſcius gehalten.

meinem Hauſe vertrieben — mein väterliches Erbtheil beſitzet ihr auch. Was verlangt ihr noch mehr? — Seyd ihr auch zu dieſen Gerichtsſtühlen mit Dolchen und Pfeilen gekommen, um den Sextus Roſcius hier entweder zu ermorden, oder verdammen zu laſſen? — Wir hatten vor kurzen in unſerer Stadt an dem C. Fimbria einen der allerverwegenſten, und wie alle, die nicht ſelbſt unſinnig ſind, geſtehen müſſen, auch einen der allerunſinnigſten Menſchen. Nachdem dieſer bey dem Leichenbegängniſſe des C. Marius den Q. Scävola hatte verwunden laſſen, den frömmſten und vortreflichſten Mann unſerer Stadt, von deſſen Lobe ich weder hier reden kann, noch auch mehr ſagen könnte, als das Römiſche Volk im Andenken behalten hat, ſo ließ er noch darüber, da er erfuhr, daß Scävola an der Wunde nicht ſterben würde, ihn vor Gerichte fordern. Und als man ihn fragte, was er denn gegen denjenigen vor eine Klage anbringen wollte, den niemand nach Verdienſten genug loben könnte; ſo ſoll er darauf nach ſeiner wütenden Art geantwortet haben, er wolle ihn verklagen, daß er den Pfeil nicht ganz in den Leib aufgenommen habe. Den Tod dieſes großen Mannes ausgenommen, hat das Römiſche Volk nichts Schändlichers als dieſe That geſehen; und ſein Tod war von einer ſolchen Würkung, daß alle ſeine Mitbürger dadurch elend und unglücklich gemacht wurden: er wurde von ihnen umgebracht, weil er ihr Beſtes durch die Beylegung ihrer Unruhen geſucht hatte. — Iſt nicht dasjenige, was ihr vornehmet, jener Rede und Handlung des Fimbria vollkommen ähnlich? Ihr klagt den Sextus Roſcius an. Und warum? Weil er aus euren Händen entflohen iſt, weil er ſich von euch nicht hat umbringen laſſen. Jenes ſcheint deſto ſchändlicher zu ſeyn, weil es an dem Scävola verübt

übt worden; iſt dieſes aber deswegen zu dulden, weil es Chryſogonus gethan hat? — — —

Sextus Roſcius wird beſchuldigt, daß er ſeinen Vater umgebracht habe. — Eine verruchte und abſcheuliche That, o ihr unſterblichen Götter! Ein Verbrechen, welches allein alle andere Uebelthaten in ſich zu begreifen ſcheint! Denn wenn die Ehrfurcht gegen die Eltern, wie von weiſen Männern ſehr wohl angemerkt worden, oft durch eine Mine des Geſichts verleßet wird, was vor eine Lebensſtrafe, die ſcharf genug wäre, könnte man wider denjenigen ausfindig machen, der ſeinen Vater ums Leben brächte, für welchen ihn alle göttliche und menſchliche Rechte verbänden ſelbſt zu ſterben, wenn es die Noth erforderte? bey einer ſo großen, ſo grauſamen, ſo ſonderbaren Miſſethat, die ſo ſelten vorfällt, daß, wenn man von derſelben höret, ſie als etwas Unnatürliches, als ein Wunderzeichen angeſehen wird.

Was glaubſt du wohl, C. Eruci, daß du als Ankläger vor Beweiſe gebrauchen müſſeſt? Biſt du nicht ſchuldig an demjenigen, der dieſes Verbrechen begangen haben ſoll, eine außerordentliche Verwegenheit, wilde Sitten, ein unbändiges Naturell, ein Leben, das allen Laſtern und Schandthaten ergeben iſt, endlich überall das äußerſte Verderben zu zeigen? Und gleichwohl haſt du von dieſem allen nichts dem Sextus Roſcius, nicht einmal als einen Vorwurf zur Laſt gelegt.

Sextus Roſcius hat ſeinen Vater umgebracht. — Was vor ein Menſch iſt er denn? Etwan ein lüderlicher Jüngling, der von boshaften Leuten verführt worden? — Nein, er iſt über vierzig Jahre alt. — Er iſt alſo wohl

ein alter Meuchelmörder? Ein kühner Menſch, der oft mit Mordthaten zu thun gehabt hat? Doch dieſes habt ihr von ſeinem Ankläger gar nicht gehöret. Vermuthlich hat ihn alſo die Ueppigkeit, die Menge der Schulden, ſeine ungezähmten Begierden, zu dieſer Laſterthat angetrieben? — In Anſehung der Ueppigkeit hat ihn Erucius ſelbſt dadurch loßgeſprochen, da er geſagt hat, er ſey kaum jemals bey einem Gaſtmahl geweſen. Er hat weiter auch niemals Schulden gehabt. Und was kann endlich einer, der, wie ihm ſein Ankläger vorwirſt, ſtets auf dem Lande gelebt, und mit dem Ackerbau beſchäftiget geweſen, vor Begierden haben? Dieſe Lebensart iſt ja am meiſten von unordentlichen Begierden entfernet, und dem Pflichtmäßigen Betragen günſtig. Was vor eine Sache hat denn alſo den Sextus Roſcius zu einer ſolchen Wuth gebracht? — Sein Vater, ſagt Erucius, konnte ihn nicht leiden. — Sein Vater hat ihn nicht leiden können? — Aus was vor einer Urſache? — Es muß gewiß eine gerechte, und große, und in die Augen fallende, geweſen ſeyn. Denn ſo wie es unglaublich iſt, daß der Sohn ſeinem Vater, ohne viele und ſehr große Urſachen, das Leben ſollte genommen haben: ſo iſt es auch nicht wahrſcheinlich, daß der Vater ſeinen Sohn, ohne viele, große und dringende Urſachen, ſollte gehaßt haben. Wir wollen alſo wiederum auf das erſte zurück kehren, und fragen, was denn dieſer einzige Sohn vor große Laſter an ſich gehabt habe, daß er dem Vater mißfallen hat? Es iſt offenbar genug, daß ſich keines an ihm gefunden habe. Der Vater müßte alſo unvernünftig geweſen ſeyn, wenn er denjenigen, den er erzeugt hat, ohne Urſache gehaßt hätte. Aber dieſer war gewiß ein Mann, der ſo ſehr als jemand beſtändig mit Ueberlegung handelte. So

viel

viel iſt alſo nun gewiß ausgemacht, daß, wenn weder der Vater unvernünftig, noch der Sohn verdorben geweſen, der Vater ſo wenig eine Urſache zum Haſſe, als der Sohn eine zu dem ihm aufgebürdeten Verbrechen gehabt habe. — Ich weiß freylich nicht, ſagt der Ankläger, warum ihn ſein Vater gehaßt habe; daß er ihn aber gehaßt, ſehe ich daraus deutlich, weil er vorher, da er zwey Söhne hatte, den einen davon, welcher geſtorben iſt, beſtändig um ſich haben wollte; dieſen aber auf ſeine Landgüter verwieſen hat. — Hier begegnet mir eben dasjenige bey der beſten Sache, was dem Erucius bey ſeiner falſchen und nichtswürdigen Anklage begegnet iſt. Er konnte nichts finden, um das erdichtete Verbrechen zu beſtätigen; ich hingegen weiß nicht, wie ich ſolche Kleinigkeiten entkräften und widerlegen ſoll. Was ſagſt du Eruci? Sollte Sext. Roſcius ſo viele, ſo ſchöne, ſo fruchtbare Landgüter, ſeinem Sohne, als eine Art der Verweiſung und der Strafe, zu bauen und zu beſorgen übergeben haben? Wer wird dieſes denken können? Iſt es nicht für Hausväter welche Kinder haben, beſonders für Leute dieſer Art, die aus den Landſtädten ſind, etwas ſehr erwünſchtes, wenn ſich ihre Söhne vorzüglich auf das Hausweſen legen, und ihre Landgüter mit ſehr vieler Arbeit und Fleiß verwalten? Hatte Roſcius ſeinen Sohn dergeſtalt von ſich entfernet, daß er nur auf dem Lande ſeyn', und in dem Vorwerke unterhalten werden ſollte? Daß er gar keiner Vortheile daſelbſt genöſſe? Wie? wenn es bekannt iſt, daß er nicht nur die Aufſicht über die Landgüter gehabt, ſondern ſo gar aus gewiſſen Ländereyen, bey Lebzeiten ſeines Vaters, die Einkünfte gezogen habe? Soll dieſes geſchäftige Landleben noch immer eine Verweiſung und Entfernung genannt werden? Sieheſt du wohl, Eruci, wie wenig

dein

dein Schluß mit der Sache und Wahrheit ſelbſt übereinſtimmen. Du tadelſt dasjenige als etwas Neues, was die Väter aus Gewohnheit thun: was aus Neigung geſchieht, legſt du ſo übel aus, als wenn es aus Haß geſchehen wäre; und was der Vater ſeinem Sohne als eine Ehre erwieſen hat, davon ſagſt du, er habe es ihm zur Strafe angethan. Nicht genug, daß du dieſes nicht verſteheſt, ſo haſt du überhaupt ſo wenig Materie zu einer Beſchuldigung, daß du dich genöthiget ſiehſt, nicht bloß wider uns, ſondern auch wider die Natur der Dinge, wider die Gewohnheit der Menſchen, und wider die allgemeine Denkungsart zu reden. — — —

Nicht wahr alſo, Eruci, der bitterſte Haß des Vaters gegen den Sohn, ſollte daraus bewieſen werden, daß er denſelben auf dem Lande ließ? Hatteſt du wohl einen andern Beweis? Ja wohl, ſagt er, habe ich noch einen andern: Er war Willens, ſeinen Sohn zu enterben. — Nun höre ich endlich etwas, das zur Sache gehöret. Denn von dem Vorhergehenden mußt du es ſelbſt geſtehen, daß es alles unerheblich und unſchicklich geweſen ſey. Er ſpeiſte nicht mit ſeinem Vater, ſagteſt du. Wie anders? da er nur ungemein ſelten in die Stadt gekommen iſt. Niemand bat ihn zu ſich in ſein Haus. Auch dieſes iſt kein Wunder, da er weder in der Stadt lebte, noch in dieſelbe zurückberufen wurde. Dieſe Beweiſe ſiehſt du alſo wohl ſelbſt vor nichtswürdig an. Wir wollen daher dasjenige unterſuchen, wovon wir zu reden angefangen haben, und welches den allergewiſſeſten Beweis des Haſſes abgeben würde. Der Vater war Willens, ſeinen Sohn zu enterben. — Ich will nicht fragen, aus was vor Urſachen? Ich frage nur woher du es weißt? Eigent-

lich wäreſt du zwar ſchuldig, alle Urſachen anzugeben und herzurechnen. Das wäre die Pflicht eines gründlichen Anklägers geweſen, der einem andern ein ſo großes Verbrechen Schuld giebt, alle Laſter und Fehler des Sohnes zu erzählen, welche den Vater ſo ſehr hätten reizen und zu dem Entſchluß bringen können, daß er ſelbſt die Natur überwände; daß er die ſo tief eingewurzelte Liebe ganz aus ſeinem Herzen verbannete; daß er endlich vergäße, er ſey ein Vater. Denn ich glaube doch nicht, daß dieſes alles ohne große Vergehen des Sohnes hätte geſchehen können. Doch ich will es dir erlauben, daß du dasjenige übergeheſt, was du eben durch dein Stillſchweigen vor ganz ungegründet erkenneſt. Wenigſtens aber mußt du doch dieſes klar erweiſen, daß er Willens geweſen ſey, den Sohn zu enterben. Was bringſt du nun vor, um uns ſolches glaublich zu machen? In der That kannſt du davon nichts mit Grunde ſagen. Erdichte doch nur etwas auf eine geſchickte Art, damit man nicht glauben möge, daß du gar nichts anders im Sinne haſt, als was du nur gar zu offenbar thuſt, nämlich der Glücksumſtände dieſes Elenden, und der Würde dieſer ſo anſehnlichen Männer zu ſpotten. Er hat ſeinen Sohn enterben wollen, ſagſt du. Weswegen? — Ich weiß es nicht. Hat er ihn enterbet? — Nein. Wer hinderte ihn daran? — Er war Willens es zu thun. Wem hat er es geſagt, daß er mit dieſen Gedanken umgehe? — Niemanden. Heißt dieſes nicht, das Gericht, die Geſetze, und eure verehrungswürdige Hoheit, zu ſeinem Gewinnſte und zu ſchändlichen Begierden mißbrauchen, wenn man auf dieſe Art anklagt, und Vorwürfe macht, die man nicht allein nicht erweiſen kann, ſondern ſich auch nicht einmal Mühe giebt, ſolches zu thun? Wir wiſſen alle, Eruci, daß du keine Feindſchaft gegen

den Sext. Roſcius hegſt. Jedermann merket, warum du ihn ſo feindſelig angreifſt. Man weiß, daß dich ſein Geld dazu gebracht habe. Wie aber? Du hätteſt dich doch von der Gewinnſucht nur in ſo weit beherrſchen laſſen ſollen, daß das Anſehen der Richter, und das Remniſche Geſetz * noch etwas bey dir gegolten hätte.

Daß es viele Ankläger in der Stadt giebt, hat dieſen Nutzen, daß dadurch verwegene Leute in Furcht erhalten werden. Allein es iſt nur in ſo ferne nüzlich, wenn die Ankläger nicht ganz und gar ihren Spott mit uns treiben. Es iſt jemand unſchuldig. Aber ob man ihm gleich nichts Schuld geben kann; ſo iſt er doch nicht von allem Verdachte frey. Man muß ihn bedauren, wenn er angeklagt wird; aber ich kann es dem Ankläger einigermaßen vergeben. Denn wenn er nur etwas vorbringen kann, das einen Anſchein und Verdacht des Laſters an ſich hat, ſo ſcheint es nicht daß er offenbar ſpotten und wiſſentlich verleumden wolle. Wir ſind es daher alle wohl zufrieden, daß es ſehr viele Ankläger giebt, weil der Unſchuldige, wenn er angeklagt wird, loßgeſprochen werden, der Schuldige aber, wenn er nicht angeklagt wird, nicht verurtheilt werden kann. Es iſt aber allerdings nützlicher, daß der Unſchuldige loßgeſprochen werde, als daß der Schuldige nicht vor eine gerichtliche Unterſuchung gezogen werde. Man ſpeiſet auf öffentliche Koſten Gänſe, und ernähret Hunde im Capitolio, damit ſie anzeigen, wenn Diebe kommen. Sie können zwar die Diebe von andern nicht unterſcheiden; allein ſie geben es doch zu erkennen, wenn

* Dieſes Geſetz war wider die falſchen und boshaften Ankläger gegeben worden.

wenn jemand des Nachts in das Capitolium kömmt; und weil dieſes immer verdächtig iſt, ſo fehlen ſie, ob ſie gleich Thiere ſind, doch lieber auf der vorſichtigern Seite. Sollten die Hunde auch bey Tage bellen, wenn Leute zur Verehrung der Götter hinaufkommen, ſo däucht mir, man müßte ihnen die Beine zerſchlagen, weil ſie auch alsdenn in Hitze gerathen, wenn kein Verdacht vorhanden iſt. Eben ſo iſt es mit den Anklägern beſchaffen. Einige von ihnen ſind Gänſe, welche nur ſchreyen, nicht aber ſchaden können. Andere ſind Hunde, die ſowohl bellen als beiſſen können. Wir ſehen wohl, daß man euch Unterhalt reicht. Ihr aber müſſet hauptſächlich diejenigen anfallen, welche es verdienen; denn dieſes iſt dem Volke am angenehmſten. Weiter bellet auch, wenn ihr wollt, bey einem bloßen Verdachte, wenn es wahrſcheinlich iſt, daß jemand etwas verbrochen habe: auch dieſes kann man euch erlauben. Wenn ihr aber dergeſtalt verfahren werdet, daß ihr jemanden beſchuldigt, ſeinen Vater umgebracht zu haben, ohne daß ihr ſagen könnt, warum oder wie er es gethan habe; wenn ihr nur aus bloßem Vedachte bellen werdet, ſo wird man euch zwar die Beine nicht zerſchmeiſſen; aber, wenn ich anders diejenigen recht kenne, welche hier ſtehen, ſo werden ſie euch denjenigen Buchſtaben, dem ihr ſo feind ſeyd, daß euch darüber alle verhaßt ſind, ſo ſtark an den Kopf anheften*, daß ihr künftig weiter niemanden, als eure Glücksumſtände, werdet anklagen können. — —

Dasjenige

* Man glaubt, daß den falſchen Anklägern der Buchſtabe K von dem Worte Kalumnia, (nach der alten Art zu ſchreiben) in die Stirne eingebrannt worden ſey.

Dasjenige, wornach man bey den geringſten Verſe- ſehen, und bey jenen leichtern Fehlern, die weit häufiger und ſchon bey nahe täglich vorkommen, am erſten fragt, nämlich, aus was Urſachen ſie begangen worden ſind, darnach glaubt Erucius, daß man bey der Beſchuldigung des Elternmordes nicht zu fragen habe. Und doch iſt dieſes ihr Richter, eine Schandthat, die, wenn gleich viele Urſachen zuſammen, und mit einander überein zu kommen ſcheinen, doch nicht ſo leicht geglaubt wird; bey der man nach keiner flüchtigen Muthmaßung zu verfahren, keinen ungewiſſen Zeugen zu hören, oder nach der Vorſtellung und Meinung des Anklägers zu urtheilen pflegt. Man muß, um dieſelbe glaublich zu machen, ſowohl viele vorher begangene Uebelthaten, als ein äußerſt verdorbenes Leben, und eine ganz beſondere Verwegenheit, an einem Menſchen zeigen können; ja nicht nur Verwegenheit, ſondern die höchſte Wuth und Unſinn. Und wenn man alles dieſes erwieſen hat, ſo müſſen doch noch ausdrückliche Spuren der Schandthat ſelbſt vorhanden ſeyn, daß man ſagen könne, wo, auf was Art, durch weſſen Beyſtand, und zu welcher Zeit, ſie begangen worden ſey. Wenn es nicht viele ſolche und augenſcheinliche Spuren giebt, ſo kann gewiß eine ſo verruchte, ſo grauſame, ſo ſchändliche That, nicht wohl geglaubt werden. Denn die Menſchlichkeit hat doch ſtets eine große Gewalt; die Blutsfreundſchaft gilt ſehr viel; die Natur ſelbſt erhebt ihre Stimme wider einen ſolchen Verdacht; und es iſt gewiß etwas Unnatürliches und Ungeheures, daß jemand, der eine menſchliche Geſtalt und Bildung an ſich hat, die Thiere ſo ſehr an Wildheit übertreffen ſollte, daß er diejenigen, durch welche ihm der ſüße Anblick von dem Tages-Lichte geſchenkt worden, eben dieſes Lichtes auf die ſchändlichſte Art

berauben ſollte; da doch die wilden Thiere ſogar durch die Geburt, Auferziehung und die Natur ſelbſt, gegen einander Neigung bekommen.

Man erzählt, daß man vor wenigen Jahren einen gewiſſen T. Cloelius, aus Terracina, der nicht unbekannt war, nachdem er, nach eingenommener Abendmahlzeit, mit ſeinen beyden erwachſenen Söhnen in einerley Kammer ſchlafen gegangen, des andern Morgens ermordet gefunden habe, ohne daß man diesfalls weder auf einen Sclaven, noch auf einen freyen Menſchen, einen Verdacht habe werfen können. Die beyden jungen Söhne aber, die daneben lagen, verſicherten, daß ſie gar nichts von der Ermordung gemerkt hätten. Man klagte ſie gleichwohl als Vatermörder an. Was geſchah? Es war ein ſtarker Verdacht wider ſie da. Keiner von beyden ſollte es gemerkt haben? Es ſollte ſich jemand unterſtanden haben, ſich in dieſes Gemach zu begeben, und zwar eben zu derjenigen Zeit, da auch die zwey erwachſenen Söhne darinne waren, die es ſowohl merken, als ihren Vater leicht vertheidigen konnten? Weiter fand ſich auch niemand, den man deswegen hätte in Verdacht haben können. Und dennoch wurden die beyden Jünglinge, nachdem die Richter gewiß erfahren hatten, daß man ſie bey offener Thüre ſchlafend angetroffen, vor Gerichte loßgeſprochen, und ſogar frey von allem Verdachte erkläret. Denn kein Menſch konnte glauben, daß es jemanden gebe, der, nachdem er alle göttliche und menſchliche Rechte durch die verruchteſte That übertreten, ſogleich darauf ſchlafen könne; weil diejenigen, die ein ſo groſſes Verbrechen begangen, nicht nur ohne Sorgen nicht ruhen, ſondern nicht einmal ohne Furcht Athem ſchöpfen können.

Erinnert ihr euch nicht an diejenigen, welche uns von den Dichtern vorgeſtellt werden, daß ſie, um ihren Vater zu rächen, ihre Mutter ums Leben gebracht haben? * Seht ihr nicht, wie ſie, ob ſie ſolches gleich auf Befehl der unſterblichen Götter, und nach der Vorſchrift der Orakelſprüche, ſollen gethan haben, dennoch von den Furien geplagt werden, welche ihnen nicht vergönnen, irgendwo ſtille zu ſtehen? — zur Strafe dafür, daß ſogar fromme Leute ſich nicht haben enthalten können, eine Laſterthat zu begehen. So iſt es in der That, ihr Richter. Das väterliche und mütterliche Geblüt hat eine große Gewalt; es verbindet auf das allergenaueſte; es prägt eine ſehr große Ehrfurcht ein. Wenn aber in den Geſinnungen gegen daſſelbe ein Flecken entſtanden iſt, ſo kann derſelbe nicht nur nicht ausgewaſchen werden, ſondern er dringt ſo tief in das Gemüth, daß daraus der höchſte Grad von Wuth und Unſinn erwächſt. Denn glaubt nur nicht, daß, wie ihr es öfters in den Schauſpielen ſehet, diejenigen, welche etwas Gottloſes und Laſterhaftes begangen haben, von den brennenden Fackeln der Furien beunruhigt und erſchreckt werden. Ein jeder wird von ſeinen eigenen böſen Handlungen und ſchrecklichen Thaten am meiſten geplagt; einen jeden beunruhigt ſeine eigene Laſterthat; ſein Unſinn quälet ihn; ſeine böſen Gedanken, ſein übles Gewiſſen erſchreckt ihn. Dieß ſind die beſtändigen und häuslichen Furien der Gottloſen, welche bey Tag und bey Nacht die verruchten Kinder wegen der an ihren Eltern begangenen Miſſethaten beſtrafen. Dieſe Größe des Laſters macht es, daß es gar nicht glaublich iſt, wenn man den Elternmord nicht ganz augenſcheinlich darthun kann; wenn man nicht

* Dieß iſt die berühmte Fabel vom Oreſtes.

nicht an dem Verbrecher eine ſchändlich zugebrachte Jugend, ein Leben das mit allen Laſtern befleckt iſt, eine unanſtändige und ſchimpfliche Verſchwendung, eine vermeſſene Kühnheit, ja eine ſo große Verwegenheit, daß ſie nicht weit mehr vom Unſinn entfernt iſt, zeigen kann. Dazu muß noch ein Haß gegen die Eltern, eine Furcht vor der väterlichen Beſtrafung, boshafte Freunde, Sclaven, die mit im Verſtändniſſe ſind, eine bequeme Zeit, und ein geſchickt dazu ausgeſuchter Ort kommen; ja ich möchte faſt ſagen, die Richter müßten die mit dem väterlichen Blute beſprengten Hände ſehen, wenn ſie ein ſo großes, ſo abſcheuliches, ſo entſetzliches Verbrechen glauben ſollten.

Je weniger alſo daſſelbe glaublich iſt, wenn es nicht offenbar erwieſen wird, deſto ſchärfer iſt es zu beſtrafen, wenn man es zur Gewißheit gebracht hat. Wie man daher aus vielen andern Dingen ſehen kann, daß unſere Vorfahren nicht allein durch die Waffen, ſondern auch durch Verſtand und Klugheit alle andere Völker übertroffen haben; ſo erkennet man ſolches auch daraus, daß ſie auf die Mörder der Eltern eine beſondere Lebensſtrafe geſetzt haben. Ueberlegt nur, wie weit ſie es hierinnen an Klugheit denenjenigen zuvorgethan haben, die bey andern Völkern vor die Weiſeſten ſind gehalten worden. Man hat uns Athen, ſo lange es in einem blühenden Zuſtande war, als eine der klügſten Städte beſchrieben; und in dieſer Stadt, ſagt man, ſey Solon, derjenige, welcher die Geſetze verfertigt hat, deren ſich die Athenienſer noch bedienen, der allerweiſeſte geweſen. Da man dieſen fragte, warum er auf einen Vatermord keine Lebensſtrafe geſetzt habe, ſo antwortete er: er hätte nicht geglaubt, daß jemand dieſes Verbrechen begehen würde. Man urtheilet,

let, er habe hierinnen weislich gehandelt, daß er wegen einer Laſterthat, von der man noch kein Beyſpiel gehabt hatte, nichts beſtimmet hat, damit es nicht ſcheinen möchte, daß er dieſelbe weniger verbiete, als den Begriff davon erwecke. Wie viel weiſer haben unſere Vorfahren hierinne gehandelt? Da ſie wohl einſahen, daß nichts zu heilig ſey, daß es nicht einmal von der Verwegenheit der Menſchen ſollte verletzt werden: ſo haben ſie eine beſondere Lebensſtrafe wider die Mörder der Eltern ausgeſonnen; dergeſtalt, daß diejenigen, welche die Natur ſelbſt nicht bey ihrer Pflicht hat erhalten können, durch die Größe der Strafe unfähig gemacht würden, weiter eine Uebelthat zu begehen. Sie haben befohlen, daß dieſelben lebendig in einen Sack genäht, und ſo in den Fluß geworfen werden ſollen. Mit welcher ausnehmenden Weisheit haben ſie dieſes nicht verordnet, ihr Richter! Scheint es nicht, daß ſie dieſen Menſchen aus der Natur der Dinge weggezogen und geriſſen haben, indem ſie ihm auf einmal den Himmel, die Sonne, das Waſſer und die Erde genommen? damit der, welcher denjenigen umgebracht, von dem er ſelbſt gezeugt worden, auch aller derjenigen Dinge entbehren müſſe, aus welchen, wie man glaubt, alles gezeugt iſt. — — —

Fünfte

Fünfte Aufgabe.

Das folgende Stück iſt aus der dritten Predigt des heiligen Chryſoſtomus vom armen Lazarus, genommen. Ich folge der Ueberſetzung des Hrn. Ebert, wie ſie im erſten Bande der Crameriſchen Ausgabe, S. 571 fg. befindlich iſt.

Niemand bringe mir jene abgeſchmackten und ſehr ſtrafbaren Entſchuldigungen: Ich habe beſtändig vor Gerichte zu thun — ich bin mit Regierungsgeſchäften überhäuſt — ich treibe meine Handthierung — ich habe Weib und Kinder zu ernähren — ich ſtehe einer Familie vor — ich bin ein Weltmann — es iſt meine Sache nicht, die Schrift zu leſen; ſondern das kömmt denen zu, welche von der Welt Abſchied genommen haben, die auf die Spitzen der Berge geflohen ſind, die ein ſolches Leben beſtändig führen können. Was ſagſt du, Menſch? — Es iſt deine Sache nicht, die Schrift zu leſen, weil du von tauſend Sorgen herumgetrieben wirſt? — Es ſchickt ſich ja mehr für dich, als für jene. Denn jene haben die Hülfe der heiligen Schrift nicht ſo ſehr nöthig, wie diejenigen, die ſich mitten im Wirbel der Geſchäfte befinden. Die Einſiedler, die ſich von den öffentlichen Plätzen und ihrem Getümmel in die Einſamkeit begeben, und da Hütten aufſchlagen, und mit keinem Menſchen die geringſte Gemeinſchaft haben, ſondern ihr Leben, von Stürmen ungeſtört, in einer heitern Stille, und gleichſam im Hafen, mit weiſen Betrachtungen zubringen, dieſe befinden ſich in einem ſehr ſichern Zuſtande. Wir aber, die wir gleichſam mitten auf dem Meere von den Wellen hin und her geworfen werden, und Gefahr laufen, tauſend Sünden zu begehen, wir haben beſtändig, ſo lange wir leben, den Troſt und die Aufmunterung des göttlichen Worts nö-

thig. Jene wohnen weit vom Treffen; daher empfangen ſie auch nicht viel Wunden. Du aber ſtehſt immer in der Schlachtordnung, und empfängſt beſtändig Streiche; daher brauchſt du auch mehr Heilungsmittel. Bald bringt dich dein Weib auf; bald betrübt dich dein Sohn; bald erzürnt dich ein Bedienter; bald ſtellt dir ein Feind nach; bald ſieht dich ein Freund mit neidiſchen Augen an; bald verleumdet dich ein Nachbar; bald ſtürzt dich ein Mitſtreiter; oft dräuet dir auch der Richter; oder dich drückt die Armuth; oder der Verluſt deiner Freunde verſetzt dich in Trauer; bald ſchwillt dich das Glück auf; bald zieht dich das Unglück zuſammen. Kurz, wir werden von ſo vielen Gelegenheiten und Reitzungen zum Zorn, zu Sorgen, zum Verdruſſe und Gram, zur Eitelkeit und zum unſinnigen Stolze auf allen Seiten umringt, und auf allen Seiten werden ſo viel tauſend Pfeile auf uns abgeſchoſſen, daß wir beſtändig die Rüſtung brauchen, die uns von der heiligen Schrift angeboten wird. Denn **wiſſe**, heißt es, (Sir. 9, 20.) **daß du mitten unter Stricken wandelſt, und auf eitel hohen Spitzen geheſt.** Selbſt die Begierden des Fleiſches empören ſich gefährlicher wider die, welche ſich mitten im Getümmel befinden. Bald dringt ein ſchönes Geſicht, oder ein wohlgebildeter Körper durch die Augen in unſere Seele; bald ſchleicht ein unflätiges Wort durch das Gehör hinein, und bringt unſere Vernunft in Unordnung; oft macht auch ein weichliches weibiſches Lied die Nerven der Seele ſchlaff. Und was rede ich von dieſen Dingen? Dasjenige, was uns manchmal weit geringer und verächtlicher zu ſeyn ſcheint, ergreift uns zuweilen, und führt uns durch die bloße Begegnung als Gefangene mit ſich fort. Wir haben alſo die göttliche Arzeneyen nöthig, damit wir ſowohl

die

die ſchon entſtandnen Geſchwüre heilen, als auch die, ſo zwar noch nicht da ſind, aber doch bald entſtehen wollen, vorher unterdrücken mögen. Und ſo werden wir durch anhaltendes Leſen des göttlichen Worts, die feurigen Pfeile des Satans, indem ſie noch fern ſind, auslöſchen und zurücktreiben. Denn niemand, niemand kann ſelig werden, der ſich nicht in dieſer heiligen Leſung erbauet. Ja wir haben in der That Urſache uns zu freuen, wenn wir auch bey immerwährendem Gebrauche dieſer Arzeneyen, einmal ſelig werden können. Wenn wir aber täglich verwundet werden, und doch keine Heilungsmittel ſuchen, was für Hoffnung haben wir denn zur Seligkeit? Siehſt du nicht, wie die Leute, die in Erz, in Golde, in Silber arbeiten, oder ſonſt eine Handthierung treiben, immer alle Werkzeuge ihrer Kunſt in Bereitſchaft haben, und wenn ſie gleich der Hunger treibt, wenn ſie gleich die Armuth drückt, dennoch lieber alles aushalten, als ein einziges Werkzeug verkaufen wollen, um eine Zeitlang davon zu leben? Viele wollen ja oft lieber Geld borgen, um ihr Geſinde und ihre Kinder zu ernähren, als nur das geringſte von ihren Werkzeugen verkaufen. Und daran thun ſie auch freylich recht. Denn ſie wiſſen wohl, daß ihnen hernach ihre ganze Kunſt nichts hilſt, und daß ſie ſich dadurch aller Quellen ihrer Nahrung berauben würden. — — So müſſen wir uns auch verhalten. Gleichwie jene den Hammer, den Amboß und die Zange zu Werkzeugen brauchen, ſo haben wir auch die unſrigen, und das ſind die Bücher der Propheten und Apoſtel, und alle Schrift, die von Gott eingegeben, und nützlich iſt, (2 Tim. 3, 16.) Gleichwie jene mit ihren Gefäßen alle Werkzeuge, die ſie machen wollen, bearbeiten, ſo bilden wir ja auch mit dieſen unſere Seele. Iſt ſie von

der Richtſchnur abgewichen, ſo beugen wir ſie wieder zu ihrer Geſtalt; iſt ſie veraltert, ſo erneuren wir ſie. Jene zeigen ihre Kunſt nicht weiter, als bey der äußerlichen Figur der Gefäße; denn ſie ſind nicht im Stande, ihre Materie zu verändern, oder das Silber in Gold zu verwandeln; ſondern ſie können nur ihre Form umbilden. Du aber kannſt noch mehr, wie ſie thun, und aus einem hölzernen Gefäße vielleicht einmal ein goldenes machen. Dieſes bezeugt Paulus, wenn er ſpricht: **In einem großen Hauſe ſind nicht allein güldene und ſilberne Gefäße, ſondern auch hölzerne und irdene. So nun jemand ſich von ſolchen Leuten reinigt, der wird ein geheiligtes Gefäß ſeyn zur Ehre, dem Hausherrn brauchbar, und zu allen guten Werken bereitet.** (2 Tim. 2, 20. 21.) Laßt uns alſo nicht verſäumen, uns die heilige Schrift anzuſchaffen, damit wir nicht bey dem Zeitlichen verwundet werden. Laßt uns nicht Gold vergraben, ſondern uns Schätze von göttlichen Büchern ſammeln. Denn jemehr das Gold ſich häufet, deſtomehr ſtellt es ſeinen Beſitzern nach; allein ein Schatz von ſolchen Büchern ſchaft ſeinem Beſitzer großen Nutzen. Denn gleichwie die Waffen in einer königlichen Rüſtkammer, wenn ſie auch niemand braucht, denen, die darinne wohnen, zum ſtarken Schutze dienen, und Straßenräuber, einbrechende Diebe, oder andere Böſewichter abſchrecken, in das Haus einzudringen; ſo wird auch da, wo geiſtliche Bücher ſind, alle Macht des Satans vertrieben, und die Einwohner haben eine ſtarke Aufmunterung zur Gottſeligkeit. Denn ſelbſt der Anblick der heiligen Bücher allein macht uns ſchon träger und ungeneigter, Sünde zu begehen. Ja, wenn wir auch ſchon etwas Verbotnes gewagt, und uns verunreinigt haben, ſo verdammen wir, ſobald

wir wieder nach Hauſe kommen, und die heilige Schriſt anſehen, unſer Herz deſto heftiger, und werden vorſichtiger und furchſamer, in dergleichen Sünden wieder zu fallen. Bleiben wir hingegen heilig und rein, ſo erhalten wir daraus noch mehr Nutzen. Denn ſobald ein ſolcher Menſch das Evangelium nur berühret, ſo ändert er oft ſogleich durch den bloßen Anblick ſein Herz, und läßt das Irdiſche fahren. Kömmt aber noch ein aufmerkſames Leſen hinzu, ſo wird die Seele wie in einem Heiligthume geweiht; ſo ſehr wird ſie gereinigt und verbeſſert, weil Gott in jenen Schriften mit ihr umgeht. Wie nun aber, ſagt man, wenn wir den Inhalt nicht verſtehen? — Allerdings auch dann, wenn du den Inhalt nicht verſtehſt, erlangſt du durch das Leſen ſelbſt viel Heiligung. Ueberdem iſt es aber auch unmöglich, daß dir alles gleich unverſtändlich ſeyn ſollte. Denn eben darum hat die Gnade des heiligen Geiſtes dieſe Bücher von Zöllnern, Teppichmachern, Fiſchern, Hirten, geringen und ungelehrten Leuten verfertigen laſſen, damit kein Einfältiger dieſe Ausflucht haben möchte; damit alle Menſchen was darinne geſagt wird, leicht begreifen könnten; damit auch der Handwerksmann, der Knecht, die Wittwe, und der einfältigſte Menſch aus der Vorleſung derſelben einigen Nutzen ſchöpfte. Denn die Männer, welche vordem der Gnade des heiligen Geiſtes gewürdiget wurden, ſchrieben dieſes alles, nicht der eitlen Ehre wegen, wie die Heyden, ſondern für die Seligkeit ihrer Leſer. Die heydniſchen Weltweiſen, Redner und Schriftſteller ſuchten nicht das gemeine Beſte zu befördern, ſondern nur Bewunderung zu erlangen; und daher verbargen ſie auch das Nützliche, was ſie noch ſagten, in der Undeutlichkeit ihrer Schriften, wie in einer Finſterniß. Die Apoſtel und Propheten aber thaten

ten gerade das Gegentheil. Sie, als Lehrer der ganzen Welt, haben ihre Gedanken allen Menſchen klar und deutlich vor Augen gelegt, damit jeder auch allein und ohne fremde Hülfe, ihre Worte aus dem bloßen Leſen verſtehen könnte. Und dieſes hat der Prophet vorher verkündiget, indem er ſprach: Sie werden alle vom Herrn gelehret werden. (Eſ. 54, 13.) Und kein Bruder wird den andern lehren und ſagen: Erkenne den Herrn; ſondern ſie ſollen mich alle kennen, beyde klein und groß. (Jerem. 31, 34.) Paulus ſpricht: Und ich, lieben Brüder, kam zu euch nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch das göttliche Geheimniß zu verkündigen. (1 Cor. 2, 1.) Und ferner: Mein Wort und meine Predigt beſtand nicht in künſtlichen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. (v. 4.) Und wiederum: Das wovon wir reden, iſt nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt. (v. 6.) Wem iſt nicht alles im Evangelio klar? Wird ein Menſch welcher höret: Selig ſind die Sanftmüthigen, ſelig ſind die Barmherzigen, ſelig ſind die reines Herzens ſind, u. ſ. w. (Matth. 5.) wird er einen Lehrmeiſter nöthig haben, um von dieſen Worten etwas verſtehen zu lernen? Ja, ſind nicht die Zeichen und Wunder und Geſchichten, ſogar den gemeinſten Leuten klar und verſtändlich? Dieſes iſt nur eine Ausflucht, ein Vorwand, eine Decke der Trägheit. Du verſtehſt den Inhalt nicht? — Wie kannſt du ihn wohl jemals verſtehen lernen, wenn du nicht einmal mit einem einzigen Blicke hineinſehen willſt? Nimm die Bibel zur Hand; ließ die ganze Geſchichte durch; behalte das Deutliche, und ſiehe das Dunkle fleißig wieder an. Kannſt du es durch

anhal-

anhaltendes Leſen nicht erklären, ſo gehe zu einem Verſtändigern, ſuche einen Lehrmeiſter, entdecke ihm deine Zweifel, zeige ihm recht viel Ernſt und Lehrbegierde. Und wenn Gott einen ſolchen Eifer an dir wahrnimmt, ſo wird er dein unermüdetes Wachen und Nachſorſchen nicht vergeblich ſeyn laſſen; und wenn dir auch der Menſch, das was du ſuchſt, nicht zeigen kann, ſo wird Er dir es gewiß ſelbſt offenbaren. Erinnere dich jenes Kämmerers der Königinn in Mohrenland. Dieſer Mann war ein Barbar, von tauſend Sorgen und Geſchäften umgeben, und dennoch las er auf ſeinem Wagen ſitzend, ob er gleich nicht verſtand, was er las. Da er auf dem Wege ſo fleißig war, ſo ſtelle dir vor, wie fleißig er zu Hauſe ſeyn mußte. Da er ſich während ſeiner Reiſe des Leſens nicht enthalten konnte, wie viel weniger wird er es zu Hauſe unterlaſſen haben! Da er von dem, was er las, nichts verſtand, und dennoch fortlas, wie viel weniger wird er zu leſen aufgehöret haben, nachdem es ihm erkläret war! Denn daß er es nicht verſtand, das kannſt du aus den Worten des Philippus hören: **Verſteheſt du auch was du lieſeſt?** (Ap. Geſch. 8, 30.) Und wie jener dieſes hörte, ſo ſchämte er ſich auch nicht, ſondern er bekannte ſeine Unwiſſenheit, und ſprach: **Wie kann ich, ſo mich niemand anleitet?** (v. 31.) Weil er nun ſo unermüdet las, da er noch keinen Wegweiſer hatte, ſo nahm er auch geſchwinde den Führer an. Gott ſah und billigte ſeinen Eifer, und ſandte ihm ſogleich einen Lehrer. „Allein jetzt ſteht uns Philippus nicht zur „Seite.„ Aber der Geiſt iſt doch da, der den Philippus hinwegrückte. Laßt uns unſre Seligkeit nicht verſäumen, meine Geliebten. **Dieſes iſt alles uns zur Warnung geſchrieben, auf welche das Ende der Welt gekommen iſt.** (1 Cor. 10, 11.) Das Leſen der Schrift

iſt

iſt eine große Sicherheit wider die Sünde. Die Unwiſſenheit in der Schrift iſt ein tiefer und gefährlicher Abgrund. Man ſetzt ſich in große Gefahr, die Seligkeit zu verlieren, wenn man nichts von den göttlichen Geſetzen weiß. Dieſes hat auch die Secten gezeugt; dieſes hat auch ein verderbliches Leben eingeführt; dieſes hat die größte Unordnung verurſacht, und alles umgekehrt. Denn es iſt unmöglich, ja unmöglich, daß ein Menſch, der beſtändig und mit Verſtand und Einſicht lieſt, oder leſen hört, ohne einigen Nutzen weggehen ſollte. Seht doch nur, wie viel uns eine einzige Parabel genützt hat. Wie ſehr hat ſie nicht unſere Seele gebeſſert! Denn ich weiß gewiß, daß viele mit reichlichem Nutzen aus der Erklärung derſelben zurück gekehret ſind. Wenn es aber einige giebt, bey welchen ſie nicht ſo viel Gutes geſtiftet hat, ſo ſind ſie doch wenigſtens an dem Tage, da ſie dieſelbe hörten, beſſer und frömmer, wie ſonſt geweſen. Das iſt aber ſchon nichts Geringes, auch nur einen Tag unter den Stacheln und Martern der Sünde zuzubringen, die himmliſche Weisheit einzuſehen, und der Seele zu verſtatten, daß ſie auch nur einige Augenblicke von den irrdiſchen Sorgen ausruhen, und ſo zu reden, Luft ſchöpfen kann. Wenn wir dieſes bey jeder heiligen Zuſammenkunft thun, und darinne beſtändig fortfahren, ſo wird die Fortſetzung dieſer Andacht einen großen und herrlichen Nutzen in uns ſtiften.

Erſte

Erſte Poetiſche Aufgabe.

Die Stufen des Lebens.

nach dem Shakeſpeare.

Die ganze Welt iſt eine Bühne,
Und Mann und Frau ſind alle nur Schauſpieler,
Sie treten auf, und treten ab; und Einer
Spielt, weil er lebt, oft ſehr verſchiedne Rollen:
Und ſeine Acte ſind die ſieben Alter.
Zu erſt, ein Kind. In ſeiner Ammen Armen,
Wimmerts und ſprudelt. Dann, bepackt mit Büchern,
Und mit dem hellen Morgen-Antlitz ſchleichet
Der weinende Schulknabe, wie die Schnecke,
Zur Schul' unwillig. Dann, als ein Liebhaber,
Der Seufzer, wie des Schmelzers Öfen, hauchet,
Mit dem wehklagenden Sonnet, auf ſeiner Schönen,
Geliebtes Augenbraun. Drauf, heftig ſchwörend,
Als ein Soldat, und bärtig wie ein Panther;
Auf Ehre eifrig, ſchnell und jäh im Streite,
Sucht er ſo gar im Schlunde der Canone
Des Nachruhms Waſſerblaſe, Dann als Richter,
Mit rundem Bauch, gut vom Capaun genähret,
Mit ernſtem Aug' und ſchön verſchnittnem Barte,
An weiſen Sprüchen reich, und mit Inſtanzen
Aus ſeiner Zeit erfüllt, ſpielt er die Rolle.
In einen magern Pantalon, mit ſeinen
Pantoffeln, mit der Brill' und Seiten-Börſe,
Verwandelt ihn nun bald das ſechſte Alter.
Sein wohlbewahrtes Unterkleid des Jünglings
Iſt eine allzuweite Welt für dürre Schenkel.
Die männlich ſtarke Stimme wird nun wieder
Zum kindiſchen Diſcant, und pipt und pfeifet,

So

So oft er ſpricht. Allein der letzte Auftritt
Der dieſe ſeltſame Geſchichte endigt,
Iſt nur Vergeſſenheit, iſt zweyte Kindheit;
Ihm fehlt Geſchmack, und Zahn und Aug und alles.

Anm. Die folgenden Reden ſind aus dem Shakeſpeare ausgeleſen, und man hoft, daß ſie für Knaben um ſo viel nützlicher und angenehmer ſeyn werden, je mehr ſie dadurch einen mannigfaltigern Geſchmack, und eine Bekanntſchaft mit der höhern und mehr poetiſchen Schreibart in ihrer Sprache erlangen können. Man wird einige kleine Veränderungen in dem Texte des Shakeſpears antreffen, welche theils der engliſche Herausgeber dieſes Werks, theils der Ueberſetzer deſſelben, gewagt hat. Jener entſchuldiget ſie mit der Abſicht, dieſe Stücke mehr nach ihrer gegenwärtigen Beſtimmung einzurichten, und dieſer wird ſie mit dem Verlangen zu rechtfertigen wünſchen, daß ſeine Ueberſetzung weniger gezwungen ſcheine. Bey der zweyten Aufgabe hat er die Berliner Ueberſetzung aus den vortreflichen philoſophiſchen Schriften, aus Partheilichkeit für die Leſer entlehnet, ſo ſehr auch ſeine eigene Ueberſetznng der andern Stücken, dadurch verlieren wird.

Zwote Aufgabe.

Hamlets Betrachtung des Todes *.

Seyn, oder Nichtſeyn; dieſes iſt die Frage:
Iſts edler, im Gemüth des Schickſals Wuth
Und giftige Geſchoß zu dulden; oder
Sein ganzes Heer von Quaalen zu bekämpfen,
Und kämpfend zu vergehn? — Vergehen? — Schlafen!
Mehr heißt es nicht. Ein ſüſſer Schlummer iſts,
Der uns von tauſend Herzensangſt befreyt,
Die dieſes Fleiſches Erbtheil ſind. — Wie würdig

* S. Philoſ. Schrift. II, 144.

Des frommen Wunſches iſt, vergehen, ſchlafen! —
Doch ſchlafen? — Nicht auch träumen? Ach hier liegt
Der Knoten! Träume, die, im Todesſchlaf
Uns ſchrecken, wenn einſt dies Fleiſch verweſt,
Sind furchtbar. Dieſe lehren uns geduldig
Des langen Lebens ſchweres Joch ertragen.
Wer litte ſonſt des Glückes Schmach und Geiſſel,
Der Stolzen Uebermuth, die Tyranney
Der Mächtigen, die Qual verſchmähter Liebe,
Den Mißbrauch der Geſetze, und jedes Schalks
Verſpottung der Verdienſte, mit Geduld?
Könnt uns ein bloßer Dolch die Ruhe ſchenken,
Wo iſt der Thor, der unter dieſer Bürde
Des Lebens länger ſeufzete? — Allein,
Die Furcht für das, was nach dem Tode folgt,
Das Land, von da kein Reiſender zurück
Auf Erden kam, entwafnen unſern Muth.
Wir leiden lieber hier bewußte Qual,
Eh wir zu jener Ungewißheit fliehen. —
So macht uns alle das Gewiſſen feige!
Die Ueberlegung kränkt mit bleicher Farbe
Das Angeſicht des feurigſten Entſchluſſes.
Dies unterbricht die größte Unternehmung
In ihrem Lauf, und jede wichtge That
Erſtirbt. — — —

Dritte Aufgabe.

Monologue des Königs, Heinrich des Vierten, als er in der Nacht die Nachricht von dem Aufruhre des Grafen von Northumberland erhält.

Wie viele Tauſend meines ärmſten Volks
Sind itzt im Schlaf? O, Nährerinn des Lebens!
Du

Du holder Schlaf! Wie hab ich dich verſcheucht!
Daß du nicht mehr mein Auge ſchlieſſen willſt;
Nicht zur Vergeſſenheit die Sinnen zwingſt.
Was liegſt du, Schlaf, in düſtern Hütten lieber?
Und ſtreckeſt dich auf unbequemen Betten,
Von ſummenden Nachtfliegen eingeſchläfert,
Als in der Großen ſüßdüftenden Zimmern,
Durch Töne ſanfter Melodie gewieget?
Einfältger Gott! was liegſt du bey den Niedern
Im ſchlechten Bett', und fliehſt des Königs Lager,
Vom koſtbarn Prunk, bedeckt mit reichen Himmeln;
Dies Uhrgehäuß zum allgemeinen Wecker?
Willſt du nur auf dem ſchwindelndhohen Maſtbaum,
Des Schifferknabens Auge ſchlieſſen? Sein Haupt
In wilden, ungeſtümen Fluten wiegen?
Und mitten im Zuſammenſtos der Winde,
Die ſtürm'ſche Wellen an der Spitze faſſen,
Die ihr entſetzlich Haupt zuſammenrollen,
Und mit betäubendem Geräuſch ans glatte Thauwerk
Sie hängen, daß vom Lerm der Tod ſelbſt aufwacht.
Kannſt du die Ruh, parthey'ſcher Schlaf! in Stunden
Des Sturms, dem naſſen Schifferknaben ſchenken?
Und in der ruhigſten und ſtillſten Nacht,
Bey aller Sorgfalt und bequemen Mitteln,
Sie Königen verſagen? Glücklich dann,
Glücklich ſeyd ihr, Bewohner niedrer Hütten!
Unruhig liegt das Haupt, das Kronen träget.

Vierte Aufgabe.

Als Heinrich der Vierte auf ſeinem Todtbette lag, befahl er, daß man die Krone neben ihm auf ſein Küſſen legen ſollte. Der Prinz von Wallis, welcher bisher ein ſehr wildes und unordentliches Leben geführt hatte, (ob er gleich hernach

hernach der berühmte Heinrich der fünfte ward, der Frankreich überwand), ſaß an ſeiner Seite; und weil er glaubte, ſein Vater wäre tod, nahm er die Krone von ſeinem Küſſen, machte ernſthafte Betrachtungen darüber, und begab ſich voll Bekümmernis in das nächſte Zimmer. Der König erwachte, und fragte nach ſeiner Krone und nach ſeinem Sohne, der eben eilfertig in das Zimmer trat, und ſagte: ich dachte nicht daß ich Euch wieder reden hören würde. Der König nahm daher Gelegenheit ihn deßwegen in der folgenden Rede zu tadeln.

K. Heinrich.

Dein Wunſch, Heinrich, erzeugte dieſen Gedanken. Ich verweile zu lange bey dir; ich bin dir beſchwerlich. Biſt du ſo ſehr nach meinem nichtigen Leben begierig, daß du nothwendig dich mit meinen Ehrenzeichen bekleiden mußt, ehe deine Stunde noch da iſt? Thörichter Jüngling! Du ſäugeſt die Größe, die dich überwältigen wird. Nur einen Augenblick verzieh; die Wolke meiner Hoheit wird von ſo ſchwachem Winde in ihrem Fall aufgehalten, daß ſie nun bald herab ſinken wird; mein Tag iſt vorüber. Du haſt das geraubt, was nach wenig Stunden dein war, ohne mich zu kränken; und du haſt bey meinem Tode meine Vermutung nun völlig beſtätiget. Dein Leben offenbarte ſchon, du liebteſt mich nicht; und nun verlangſt du daß ich davon verſichert ſterbe. ——— Wie? nicht eine halbe Stunde kannſt du mich erdulden? So gehe dann hin, und grabe ſelbſt mein Grab, und laß die frölichen Glocken in deine Ohren tönen, daß du gekrönt biſt, nicht daß ich tod bin. O möchten alle Thränen, die auf meine Baare flieſſen werden, Tropfen Balſams ſeyn, um dein Haupt zu heiligen! Aber begrabe mich nur bey dem vergeſſenen Staube.

Gieb den, der dir das Leben gab, den Würmern. Stürze meine Bedienten; vernichte meine Geſetze; denn itzt iſt eine Zeit, da man den Wohlſtand nur verlacht. Heinrich der fünfte iſt gekrönt. Auf, Eitelkeit! herab, königliche Bedienten! Hinweg, alle ihr weiſen Rathgeber! Verſammlet nun an dem engliſchen Hofe, aus allen Gegenden, die Affen des Müßiggangs. Nun befreyet euch, ihr benachbarten Länder, euers Abſchaums. Habt ihr einen Böſewicht, der fluchen, trinken, tanzen, Nächte durchſchwärmen, rauben, morden und die älteſten Sünden auf die neueſte Weiſe verüben kann; ſeyd froh, er ſoll euch nicht mehr beunruhigen. England wird ihm Bedienung, und Anſehn und Macht ertheilen. Denn Heinrich der fünfte nimmt der bezäumten Frechheit das Gebiß der Zurückhaltung ab; und der wilde Hund ſoll ſeinen Zahn mit jedem Unſchuldigen nähren. O, mein armes Königreich! von innerlichen Stürmen erſchüttert! Wenn ſelbſt meine Sorge deine Ausſchweifungen nicht zurückhalten konnte, was wirſt du unternehmen, wenn nur Ausſchweifung deine Sorge ſeyn wird. O du wirſt zu einer Wildniß wieder werden, mit Wölfen, deinen alten Einwohnern, bevölkert.

P. Heinrich. (kniend)

O vergebt mir, mein Fürſt! ich hätte gern mit meinen Thränen den rührenden und bittern Vorwurf aufgehalten, eh ihr voll Gram noch ſpracht, und ich ihn ganz gehört. Hier iſt eure Krone; und er, der ſeine Krone unſterblich trägt, erhalte ſie euch lange! Sucht ich ſie jemals mehr, als euern Nachruhm, mehr als eure Ehre; o ſo ſteh ich nie von dieſer Unterwerfung der Verbeugung wieder auf, der mein getreues und in ſich ehrfurchtsvolles Herz, die äußre, tief-

tiefgebeugte Neigung lehrt. Der Himmel ſey mein Zeuge, wie tödlich dieß mein Herz gerührt, als ich herein trat, und keinen Athemzug bey euch, mein König, fand! Iſt dieß Verſtellung, o! ſo müß ich in meiner gegenwärtigen Wildheit ſterben; ſo leb ich nie, um der ungläubigen Welt, die rühmliche Veränderung zu zeigen, zu der ich mich entſchlieſſe. Als ich herein trat, um nach euch zu ſehen und euch für tod hielt; (und faſt wie tod, ſah man euch, Herr,) ſo ſprach ich zu der Krone, als vernähm ſie mich, und macht ihr dieſen Vorwurf: die Sorge, die du auflegſt, hat meines Vaters Körper nun verzehret. Indem ich ſie ſo ſchalt, ſetzt ich ſie auf mein Haupt, um mit ihr, (wie mit einem Feinde, der meinen Vater vor meinen Augen ermordet) als ein getreuer Erbe den Zweykampf zu verſuchen. Aber hat ſie da mein Herz mit Freuden erfüllt, oder meinen Geiſt zu hohen Gedanken des Stolzes erhoben; — o ſo mag der Himmel ſie auf ewig meinem Haupte entziehen, und mich den ärmſten Vaſallen werden laſſen, der voll Ehrerbietung und Schrecken vor ihr kniet.

Fünfte Aufgabe.

König Heinrichs des Fünften Rede, bey der Belagerung von Harfleur.

Noch einmal an die Breſche, theure Freunde! Noch einmal. Oder füllt den Wall ganz an mit toden Engländern. Nichts ziert im Frieden einen Mann ſo ſehr, als Demuth und beſcheidne Stille. Aber wenn des Kriegs Geräuſch in unſre Ohren ſtürmt; dann ahmt des Tiegers Hand-

Handlung nach; dann ſtrengt die Sehnen an; fordert euer ganzes Blut auf; verbergt die ſchöne Natur unter aufgebrachter Wut; gebt dem Auge ein ſchreckliches Anſehn; laßt es vom Haupte hervorblicken, wie ein ehern Geſchütz; laßt das finſtre Augenbraun es überziehen, ſo furchtbar, wie der geborſtne Fels herüber hängt und ſeinen zerſtörten Grund hervorſtreckt, wenn ihn das wilde, verwüſteriſche Meer verſchlingt; zeigt nun den Zahn; laßt die Naſe ſchnauben; haltet den Athem zurück, und ſtoßt ihn wieder in ſeiner ganzen Stärke hervor.

Fort nun, ihr edelſten der Engländer, deren Blut von Vätern entſprang, die ihren Ruhm im Kriege bewährten; von Vätern, die gleich ſo viel Alexandern, in dieſen Gegenden vom Morgen bis zum Abend fochten; und wenn kein Streit mehr übrig blieb, nur ihre Schwerter ruhen ließen. Entehrt nicht eure Mütter; nun beweiſt, daß die, die ihr itzt Väter nennt, euch zeugten; ſeyd Muſter itzt für Leute von gröbern Geiſte, und lehrt ſie, wie ſie kriegen ſollen. Und ihr, ihr tapferſten Vaſallen, deren Glieder aus England ſtammen, zeigt uns hier die Stärke eurer Nahrung; laßt uns ſchwören, daß ihr, wie ich es hoffe, eurer Erziehung werth ſeyd. Denn hier iſt keiner unter euch ſo niedrig, ſo geringe, dem nicht ein edles Feuer aus dem Auge ſtrahlt. Ich ſehe euch, wie Jagdhunde auf der falſchen Spur, die ſich beſtreben aufzuſtöbern. Das Thier iſt wach. Folgt euerm Muthe; und auf den Befehl, ruft aus: Gott mit Heinrich! mit England und St. Georgen!

Sechſte

Sechſte Aufgabe.

Ein Theil derjenigen Rede, die der Chor in dem Schauſpiele; Heinrich der Fünfte, hält. Man nimmt zur Zeit, die Nacht vor der Schlacht bey Agincourt, an.

Nun laßt die Phantaſie ſich eine Zeit vorſtellen, da das ſchleichende Gemurmel und das durchdringende Dunkel den weiten Raum der Welt erfüllet. Unaufhörlich ſchallet das Summen beyder Kriegsheere durch die traurige Weite der Nacht von Lager zu Lager. Die unbewegliche Schildwach vernimmt faſt jedes geheime Geliſpel der andern. Wachfeuer ſchimmern gegen einander; und durch ihre blaſſen Flammen erblickt jedes Treffen des andern ſchattichtes Antlitz. Mit lautem, ſtolzen Wiehern drohen einander die Roße, und dringen ins ſtumpfe Ohr der Nacht ein. Aus den Zeltern hört man die Waffenſchmiede, die die Rüſtung der Ritter vollenden, und mit geſchäftigen Hammern die Nägel befeſtigen, um das furchtbare Zeichen zur Anſtalt zu geben. Die Hähne der Gegend krähen; die Glocken ſchlagen, und verkündigen die dritte Stunde des trägen Morgens. Aber, ſtolz auf ſeine Menge und ſicher im Gemüte, ſchilt der eitle und allzueilfertige Franzoß die träge, hinkende Nacht, die gleich einer ſchmuzigen und häßlichen Zauberinn ſo langweilig vorbey ſchleicht. Die armen verurtheilten Engländer ſitzen, gleich Opfern, geduldig bey ihren wachſamen Feuern, und überdenken bey ſich die Gefahren des Morgens. Da zeigt ihre traurige Gefahr, mit dünnen hagern Wangen, und durch den Krieg verbrauchten Kleidern, ſie dem herabſehenden Monde, als ſo viel furchtbare Geiſter. — Wer nun den königlichen Feldherrn dieſes verunglückten Haufens erblickt, wie er von Wache zu

Wache, von Zelt zu Zelte wandert, o! der ruf ihm zu: Preiß und Ehre auf ſein Haupt! Denn er geht heraus und beſucht ſein ganzes Heer, ſagt ihnen mit beſcheidnem Lächeln ſeinen Morgengruß, und nennt ſie Brüder, Freunde und Landsleute. Auf ſeinem königlichen Antlitz wird man nicht gewahr, welch fürchterliches Kriegsheer ihn umringt; und nach der ſchwerſten, durchgewachten Nacht, verliert er im geringſten nicht die Farbe; ſondern munter blickt er umher, und überwindet die Beſchwerlichkeiten mit froher Mine und ſanfter Majeſtät; daß jeder Unglückliche, der zuvor erblaßte und klagte, wenn er ihn ſieht, aus ſeinen Blicken Tröſtung ſchöpft.

Siebente Aufgabe.

Rede Heinrichs des Fünften vor der Schlacht bey Agincourt, wo er den glorreichen Sieg erhielt, durch den er ſich die Eroberung von Frankreich vollkommner verſicherte, und der von allen engliſchen Geſchichtſchreibern ſo ſehr geprieſen wird, weil er faſt ſechzig tauſend Franzoſen nur mit 12000 Engländern angriff. Der Graf von Weſtmoreland ſagt: O hätten wir itzt hier nur zehen tauſend von den Männern, die heut in England müßig ſind!

König Heinrich antwortet mit einem edeln und unerſchrockenem Geiſte.

Wer iſts der dieſes wünſcht? Mein Vetter Weſtmoreland? Nein, mein geliebter Vetter. Sind wir beſtimmt zu ſterben, o! ſo ſind wir ſchon genug Verluſt für unſer Vaterland; und ſollen wir leben, ſo iſt der Antheil der Ehre um ſo viel größer je weniger wir ſind. Um des Him=

Himmels willen, wünſche nicht einen Mann mehr, ich bitte dich. Ich habe nie nach Gold geſtrebt; ich ſorge nicht, wer ſich auf meine Koſten nährt; es kränkt mich nicht, wenn andre mit neuen Kleidern prangen. Die äußerlichen Dinge reitzen nicht meine Wünſche. Aber, iſt es ein Verbrechen, nach Ehre zu geitzen, o! ſo bin ich von allen Sterblichen der größte Verbrecher. Nein, nein, Mylord, wünſche dir nicht einen Mann aus England. Ich weiß, ich gebe für die ſchönſte Hofnung die ich faſſe, ſo eine große, eine ſo erhabne Ehre nicht, wenn auch nur ein einziger ſie mit mir theilen ſollte. Wünſche nicht einen einzigen. Ruf es vielmehr, Weſtmoreland, ruf es durch mein ganzes Kriegsheer aus; wer nicht bey ſich den Muth zu dieſem Streite fühlt, der geh hinweg; man gebe ihm ſeinen Paß, man gebe ihm Gold in ſeine Börſe zu der Reiſe. Wir mögen nicht in dieſes Manns Geſellſchaft ſterben, der ſich für die Verbindung fürchtet, mit uns zu ſterben. Dieſer Tag heißt das Feſt des Criſpian. Wer dieſen Tag überlebt, und glücklich heim kömmt, wird auf des Fußes Spitze hüpfen, wenn der Tag genennt wird, und ſich ermuntern bey dem Namen Criſpian. Wer dieſen Tag überlebt, und ein ſpätes Alter erreicht, wird jährlich am heiligen Abend zuvor, ſeine Nachbarn bewirthen und ſagen: morgen iſt Sanct Criſpian. Dann wird er ſeinen Ermel hinauf ſtreifen und ſeine Narben zeigen. Das Alter vergißt leicht; aber ſie werden nicht alles vergeſſen; ſie werden bey den Vortheilen ſich auch der Thaten erinnern, die ſie an dem Tage gethan. Dann werden unſre Namen, die nun wie Haußhaltungswörter in ihrem Munde üblich geworden, König Henrich, Bedford und Exeter, Valewik und Talbot, Salisbury und Gloceſter, die werden bey ihren vollen Bechern von neuem genannt werden. Der tapfere Mann

wird dieſe Geſchichte ſeinem Sohne lehren; und Criſpian, Criſpian wird nie vorbeygehen, von heut an bis ans Ende der Welt, daß man ſich da nicht unſer erinnre; unſrer wenigen; der wenigen glücklichen; der Handvoll Brüder. Denn der, der heut ſein Blut mit mir vergieſt, der ſoll mein Bruder ſeyn; und wär er auch noch ſo geringe; dieſer Tag ſoll ſeinen Stand adeln; und der Adel, der itzt in England noch in Betten ſchlummert, wird ſich unglücklich ſchätzen, daß auch er nicht hier geweſen, und ſeine Tapferkeit geringe achten, ſo lange noch einer redet, der mit uns am Tage St. Criſpian gefochten.

Achte Aufgabe.

Der Fall des Cardinal Wolſey.

Wolſey. Lebe wohl, ein langes Lebewohl, meiner ganzen Hoheit! Dieß iſt der Stand des Menſchen! Heut treibet er der Hofnung zarte Blätter hervor; morgen blüht er, und iſt mit ſeinem purpurnen Gebüſche ganz überdeckt. Am dritten Tage kömmt ein Froſt, ein tödtender Froſt, und wenn der gute, ruhige Mann nun ganz gewiß ſich vorſtellt, daß ſeine Hoheit reiſt, nagt dieſer die Wurzel, und dann ſtürzet er, wie ich, herab. Gleich kleinen, muthwilligen Knaben, die auf Blaſen ſchwimmen, habe ich mich ſo viele Sommer in ein Meer von Hoheit gewagt, und weit über meine Tiefe hinaus. Aber endlich iſt mein aufgeſchwollner Stolz unter mir zerborſten; und nun hat er mich ermüdet und alt vom Dienſte, der Macht eines ſtürmiſchen Stroms überlaſſen, der mich auf ewig begraben wird. Eitler Pomp und Hoheit dieſer Welt, wie haß ich euch! Ich

fühle mein Herz wieder verwundet. O! wie unglücklich iſt der Mann, der von der Fürſten Gunſt abhänget. Von jenem Lächeln, wornach wir ſo ſtreben; jenem ſanften Blick der Fürſten, bis zu unſerm Fall, giebt es weit größre Angſt und mehr Bekümmerniſſe, als Krieg und Weiber kennen. Und wenn er fällt, fällt er wie Lucifer, und darf nicht weiter hoffen.

Cromwell tritt herein und ſteht erſtaunt.

Nun, Cromwell, was für Nachricht?

Cr. Sir, mir fehlt die Kraft zu reden.

Wolſ. Wie, du erſtauneſt über mein Unglück? Kann dein Gemüth ſich wundern, daß ein großer Mann wieder ſinkt? Ja, du weinſt? o ſo bin ich ganz gefallen.

C. Und wie befindet Ihr Euch, Sir?

W. Ich? wohl. Nie war ich, ſo wahrhaftig glücklich, lieber Cromwell. Ich kenne nun mich ſelbſt; ich fühle in mir einen Frieden, der über alle irdiſche Hoheit reicht; ein ſtilles, ruhiges Gewiſſen. Der König hat mich geheilet; er hat von dieſen Schultern, dieſen verwüſteten Pfeilern, aus Mitleiden eine Laſt hinweg genommen, durch die ein Schiff verſinken würde; die allzu große Ehre. O, dies iſt eine Bürde, Cromwell, dies iſt eine Bürde, zu ſchwer für einen Mann, der auf den Himmel hoft.

C. Ich freue mich, Herr, daß Ihr dieſen rechten Gebrauch davon machet.

W. Ich hoffe, daß ichs thue. Ich bin nun, dünkt mich, fähig durch die Stärke des Geiſtes, die ich empfinde, mehr Elend, ja ein weit größres zu ertragen, als meine weichherzigen Feinde mir drohen dürfen. Was hört man neues?

C. Das wichtigſte und ſchlimmſte iſt, des Königs Unwille wider Euch.

W. Gott ſegne ihn!

C. Das

C. Das nächſte iſt, daß Sir Thomas More an eurer ſtatt zum Lord-Canzler ernennt worden.

W. Dieß iſt etwas ſchnell. — Doch er iſt ein gelehrter Mann. Möchte er doch lange ſich die Gunſt des Königes erhalten! und um der Wahrheit und um ſeines Gewiſſens willen die Gerechtigkeit ausüben! damit einſt, wenn er ſeinen Lauf vollendet und in Frieden ſchlummert, ſein Gebein ein Grabmal von Thränen der Waiſen, die über ihn geweinet, finden möge. Was mehr?

C. Daß Cranmer mit Jauchzen wieder zurückberufen, und zum Lord-Biſchof von Canterbury ernennt iſt.

W. Gewiß, dieß iſt eine Neuigkeit.

C. Endlich, daß Lady Anna, mit der der König ſich in geheim ſchon längſt vermählet, heut als Königinn nun öffentlich erſchienen, als ſie in die Capelle gieng. Man ſpricht nunmehr von nichts als ihrer Krönung.

W. Dieß iſt die Laſt die mich darnieder reißt. O Cromwell!

Der König hat mich ganz zu Boden getreten. Mit dieſer einzigen Frau iſt meine ganze Hoheit nun auf ewig verlohren. Die Sonne wird nun nicht mehr einen Tag meiner Hoheit eröfnen; und in ihrem Glanze wird die edle Menge nicht mehr ſchimmern, die auf mein Lächeln ſonſt wartete. Geh, Cromwell! begieb dich von mir weg. Ich bin ein armer, herabgeſunkener Mann; ich bin nun nicht mehr werth, dein Herr zu ſeyn. Suche den König. Ich habe es ihm geſagt, wer und wie treu du biſt. Er wird dich befördern. Eine kleine Erinnerung an mich wird ihn rühren. Ich kenne ſein edles Gemüth. Deine vielverſprechenden Dienſte wird er nicht verabſäumen. Verlaß ihn nicht, lieber Cromwell! gedenk daran, und ſey für deine eigene, künftige Sicherheit beſorgt.

C. O

C. O Mylord, muß ich Euch denn verlaſſen? Muß ich einen ſo edlen, ſo gütigen, ſo treuen Herrn nothwendig verlieren? Ihr alle, die ihr nicht ein ſtählern Herz beſitzt, bezeugt, mit welcher Bekümmerniß Cromwell ſeinen Herrn verließ. Dem Könige widme ich meine Dienſte; aber auf ewig, auf ewig ſoll Ihnen mein Gebet gewidmet ſeyn.

W. Cromwell! ich glaubte nicht, bey allen meinem Elende, noch eine Thräne zu vergieſſen. Aber aus rühmlicher Treue haſt du mich gezwungen einem Weibe gleich zu werden. — Laß uns unſre Augen trocknen; und nun, Cromwell! höre mich weiter. Denke nur an meinen Fall, und an das, was mich unglücklich machte; und wenn ich einſt vergeſſen bin, wie ich es ſeyn werde, und unter dem kalten Marmor ſchlummre, wo meiner weiter nicht gedacht wird; dann ſage es, daß ich dichs gelehrt. Sprich: Wolſey, der einſt vom Strome der Hoheit emporgetragen ward, und alle Tiefen und Abgründe des Ruhms erforſchte, der zeigte dir einen Weg, wodurch du aus dieſem Schiffbruche dich wieder empor bringen könnteſt; einen ſichern und glücklichen Weg, ob gleich dein Herr ihn verfehlte. Ich gebiete es dir, Cromwell! entreiſſe dich dem Ehrgeitze. Durch dieſe Sünde fielen die Engel. Wie kann der Menſch (das Bild ſeines Schöpfers) dadurch zu gewinnen hoffen? Liebe dich ſelbſt am wenigſten. Schätze diejenigen hoch, die dir dienen. Beſtechung gewinnt nicht ſo viel als Redlichkeit. Führe immer den holden Frieden in deiner Rechten, damit du neidiſche Zungen zum Stillſchweigen bringeſt. Sey gerecht, und zage nicht. Laß nur den Endzweck deines Vaterlandes, deines Gottes und der Wahrheit, den Endzweck ſeyn, nach dem du ſtrebſt. Und fällſt du dann, Cromwell! o ſo fällſt du als ein heiliger Märtyrer. Diene dem Könige. Und itzt bitte ich dich, führe mich herein. —

Hier,

Hier, nimm dieſes Verzeichniß von allem was ich habe. Bis auf den letzten Pfennig iſt alles dem Könige. Mein Kleid und meine Unſchuld vor dem Himmel iſt alles, was ich nun das meine nennen darf. O, Cromwell! Cromwell! hätt ich meinem Gott nur mit der Hälfte des Eifers gedient, womit ich meinem Könige diente; gewiß, er würde mich in meinem Alter nicht ganz entblößt meinen Feinden übergeben haben.

C. Habt Geduld, wertheſter Herr!

W. Die habe ich. Lebt wohl, ihr Hofnungen des Hofs! Zum Himmel ſind nun meine Hofnungen gerichtet.

Neunte Aufgabe.

Der Streit des Brutus und Caßius in dem Schauſpiele, Julius Cäſar.

Caſſ. Daß du mich beleidigt haſt, iſt daraus offenbar: den Lucius Pella haſt du verurtheilt und beſtraft, weil er hier von den Sardiniern Geſchenke angenommen; und meinen Brief, den ich zu ſeinem Vortheil ſchrieb, weil ich ihn kenne, haſt du dabey gar nicht erwogen.

Br. Du entehrteſt dich, da du in ſo einer Angelegenheit ſchriebeſt.

Caſſ. Zu einer Zeit wie dieſe, iſt es überflüßig, wenn man jede kleine Beleidigung ſo ſehr erörtern will.

Br. Aber laß mich, Caßius, auch dieß dir ſagen, du ſelbſt biſt in großem Verdachte, deine Hände befleckt zu haben, und deine Bedienungen für Gold an ſolche zu verkaufen, die ſie nicht verdienen.

Caſſ.

Caſſ. Ich? meine Hand befleckt? Du weißt, daß es Brutus iſt, der dieſes ſagt. Bey den Göttern! ſonſt wäre dieß gewiß das letzte was du ſagteſt.

Br. Der Name Caßius entſchuldigt dieſe Beſtechung, und deßwegen verbirgt ſich die Züchtigung.

Caſſ. Die Züchtigung?

Br. Gedenke an den März! Gedenke nur an die Idus dieſes Monats! Blutete nicht der große Julius für die Gerechtigkeit? Welcher Nichtswürdige tödtete ihn nicht für die Gerechtigkeit? Wie? ſoll einer von uns, der den erhabenſten Mann auf der Welt nur darum hingerichtet, weil er Räuber unterſtützte; ſollen wir ſelbſt nun unſre Hände beſudeln? und jenen reichen Lohn unſrer großen Ehre um ſo viel ſchändlichen Sold verkaufen, als man hier faſſen kann? Lieber wollte ich ein Hund ſeyn der den Mond anbillt, als ſo ein Römer.

Caſſ. Brutus! belle mich nicht an. Ich werde es nicht erdulden. Ich, ich bin Soldat; bin älter im Dienſte und geſchickter als du, um vorzuſchreiben.

Br. O, geh! du biſt nicht Caßius. C. Ich bins.

Br. Ich ſage, du biſts nicht. C. Bring mich nicht allzuweit, ich werde mich vergeſſen. Denke an dein Leben. Reitze mich nicht weiter. Br. Hinweg verachtungswürdiger Mann! Caſſ. Iſts möglich?

Br. Höre, was ich ſage. Soll ich deiner wilden Hitze nachgeben? Soll ich erſchrecken, wenn ein Raſender mich anſtaunt?

C. O, ihr Götter! dieſes alles ſoll ich ertragen?

Br. Dieß alles. Ja mehr noch. Zürne immer, bis dein ſtolzes Herz dir bricht. Geh! zeige deinen Sclaven, wie leicht du zu erzürnen biſt. Mache, daß deine Leibeignen zittern. Soll ich dich verehren? Soll ich ſtehen und

und vor deinem mürriſchen Eigenſinne mich ſchmiegen? Bey den Göttern! du ſollſt den Gift deiner Milzſucht ſelbſt in dich ziehen, wenn du auch davon berſten mußt. Denn von heut an, will ich dich nur zu meinem Scherz, ja zum Gelächter brauchen, wenn du mürriſch biſt.

Caſſ. Iſt es ſo weit gekommen?

Br. Du ſprichſt, du wärſt ein beſſerer Soldat. Zeige dann, daß du es biſt. Beweiſe, was du ſo rühmſt; und es ſoll mich vergnügen. Denn ich will gern von großen Männern lernen.

Caſſ. In allen thueſt du mir Unrecht. Du thuſt mir Unrecht, Brutus. Ich ſagte, ich ſey ein älterer Soldat, und nicht ein beſſerer. Sage ich, ein beßrer?

Br. Und hätteſt du dieß auch geſagt, ſo achte ich es doch nicht.

Caſſ. Selbſt Cäſar, wenn er lebte, dürfte mich nicht ſo ſehr aufbringen.

Br. Stille! Stille! du durfteſt auch ihn nicht ſo reitzen.

Caſſ. Ich nicht gedurft? Br. Nein.

Caſſ. Was? ich durft ihn nicht reitzen?

Br. Nein, bey deinem Leben, du hätteſt nicht gedurft.

Caſſ. O wage dich nicht zu weit, weil du von meiner Liebe verſichert biſt. Ich könnte etwas thun, was mich hernach bekümmern würde.

Br. Du haſt ſchon das gethan, warum du bekümmert ſeyn ſollteſt. Deine Drohungen, Caßius, erſchrecken nicht. Denn ſo ſtark bin ich durch meine Redlichkeit bewafnet, daß ſie wie eitle Winde bey mir vorüber gehen. Ich ſandte zu dir nach gewiſſen Summen Goldes; und du verſagteſt ſie mir. (Denn niemals ſuche ich Geld durch niederträchtige Mittel zu erheben. Beym Himmel, lieber wollte ich mein

Herz prägen laſſen, und mein Blut zu Drachmen vergießen, als aus des Landmanns harten Händen ſeinen geringen Lohn auf eine ungerechte Weiſe winden.) Ich ſandte zu dir nach Gold, um meine Legionen zu beſolden, und du verſagteſt mirs. War dieß eine Handlung, die dem Caßius geziemte? Würde ich dem Cajus Caßius ſo geantwortet haben? O! kann jemals Marcus Brutus ſo eigennützig werden, daß er vor ſeinen Freunden die geringe Münze verſchließt, ſo brecht, ihr Götter! auf einmal mit allen euern Donnern herein und zertrümmert ihn!

Caſſ. Ich habe es dir nicht verſagt. Br. Du haſts gethan.

Caſſ. Nein, ſage ich. Es war ein Thor, der dir meine Antwort wiederbrachte. Brutus hat mein Herz verletzt. Ein Freund muß ſeines Freundes Schwachheiten tragen; aber Brutus vergrößert nur noch die meinigen.

Br. Ich thue es nicht. Du übſt ſie nur ſtets bey mir aus.

Caſſ. Du liebſt mich nicht. Br. Ich liebe nicht deine Fehler.

Caſſ. Ein freundſchaftliches Auge würde nie die Fehler ſehen.

Br. Ja des Schmeichlers Auge; und wären ſie auch gleich ſo groß, als der hohe Olymp.

Caſſ. Komm Antonius, und du junger Octavius! Kommt, rächt euch allein an dem Caßius. Denn Caßius iſt die Welt überdrüßig. Gehaßt von dem, den er liebt; getrotzt von ſeinem Bruder; geſcholten gleich einem Leibeignen; alle ſeine Fehler bemerkt, alle aufgezeichnet, geleſen, und völlig ins Gedächtniß gefaßt, um ſie mir unter die Augen zu ſtellen. O könnt ich doch mein Leben mir aus den Augen weinen! — Hier iſt mein Dolch, und hier meine

entblößte Bruſt. — Und tief darinn ein Herz, koſtbarer als Plutus, theurer als Gold. Brauchſt du das Herz eines Römers, o! ſo nimm es hin. Ich, der das Gold dir verſagte, will dir mein Herz geben. Stoße auf mich zu, wie du beym Cäſar thatſt. Denn ich weiß, da, als du ihn am ärgſten haßteſt, liebteſt du ihn mehr, als du jemals den Caßius liebteſt.

Br. O ſtecke deinen Dolch in die Scheide. Sey immer zornig, wenn du willſt. Dieß ſteht dir frey. Thue was du willſt. Entehrung wird Laune ſeyn. O, Caßius! du biſt mit einem Lamme ins Joch geſpannt, welches Zorn hegt, wie der Feuerſtein Feuer, der oft geſchlagen, einen ſchnellen Funken zeigt, und gleich wieder kalt iſt.

Caſſ. Hat denn Caßius nur gelebt, um ſeinem Brutus zum Scherz und Gelächter zu dienen, wenn Gram und ein unruhig Blut ihn quälet?

Br. Als ich dieß ſagte, war ich auch unruhig.

Caſſ. Geſtehſt du ſo viel? Gieb mir deine Hand! (umarmend.)

Br. Und auch mein Herz. Caſſ. O Brutus!

Br. Was verlangſt du?

Caſſ. Liebſt du mich nicht ſo ſehr, daß du mich ertragen kannſt, wenn die Hitze, die ich von meiner Mutter habe, mich vergeßlich macht?

Br. Ja, Caßius, und von nun an, wenn du mit deinem Brutus allzu ernſthaft ſeyn wirſt, wird er glauben, deine Mutter ſchilt, und es ertragen.

Dritter

Dritter Abſchnitt.

Von der Schreibart der Briefe.

Wenn man mit Annehmlichkeit und Richtigkeit leſen und declamiren gelernet hat, ſo iſt das erſte was man betrachten muß, die Kunſt, Briefe zu ſchreiben; weil ſie ein Mittel iſt, wodurch faſt alle Verbindungen im menſchlichen Leben unterhalten werden.

Bey den Römern ward die Kunſt des Briefſtils, wie ein neuerer Ueberſetzer der Briefe des Plinius bemerket, unter die freyen und ſchönen Künſte gerechnet; und wir finden, daß Cicero, in einem ſeiner Briefe an den Atticus, mit vielem Vergnügen der treflichen Probe gedenket, die er von dem Genie ſeines Sohnes in dieſer Gattung erhalten hatte *. Es ſcheint faſt, als wenn ſie einen Theil ihrer Erziehung ausgemacht hätte; und nach der Meinung des Locke verdient ſie wohl einen Platz in der unſrigen, „Die Kunſt, „Briefe zu ſchreiben, (wie dieſer ſcharfſinnige Schriftſteller „anmerkt) äußert ihren Einfluß bey allen Gelegenheiten des „Lebens ſo ſehr, daß ein jeder ſich nothwendig in Schriften „von dieſer Gattung zeigen muß. Täglich wird er ſich „durch gewiſſe Vorfälle gezwungen ſehen, ſeine Feder auf „dieſe Art zu brauchen; und er wird dadurch ſeine Erzie„hung, ſeinen Verſtand und ſeine Fähigkeiten einer weit „ſtrengern Unterſuchung ausſetzen, als bey einer mündlichen „Unterredung.„ Vor einiger Zeit klagten die Engländer

 noch,

* Im 7. Br. des XIV. B.

noch, daß ſie in ihrer Sprache ſo wenig Schriftſteller fänden, welche bey ſo einer Gelegenheit als Muſter angezeigt zu werden verdienten. Wenn ſie einen Wilhelm Temple genannt hatten; ſo ward es ihnen ſchwer, einen Zweyten hinzuzuſetzen. Der reitzende Verfaſſer von Cowleys Leben ſagt von ihm, daß er in dieſem ſeltenen Talente vortreflich geweſen ſey. Aber weil dieſer Schriftſteller ſelbſt ſich erklärt, daß nach ſeiner Meinung, „ſolche Briefe, die „unter vertrauten Freunden gewechſelt worden, ſchwerlich jemals bekannt gemacht werden können, wenn ſie ſo geſchrieben wären, wie ſie ſeyn ſollten; ſo iſt das Publicum desjenigen beraubt worden, was ohne Zweifel ſeine Aufmerkſamkeit mit Recht verdient hätte. Ein neueres und berühmtes Genie hält eben dieſe Unternehmung für lächerlich, und erklärt ſich ſelbſt für einen tödlichen Feind der ſogenannten artigen Briefe. Indeß war ſeine Abneigung davon nicht ſo gar groß, ja er wußte ſie wohl zu überwinden, wenn er es für nöthig fand; und der Brief der ſeinen Briefwechſel mit dem Biſchoff Atterbury beſchließt, iſt vielleicht das feinſte und ernſthafteſte Schreiben, das man jemals an einen Freund im Unglücke aufgeſetzt hat. So viel iſt gewiß, ein artiger Brief beſteht nicht darinne, daß man artige Dinge ſagt, ſondern daß man gewöhnliche Dinge auf eine neue und angenehme Art ausdrückt. Es iſt das, proprie communia dicere, die Kunſt, den gewöhnlichſten Vorfällen Anmuth und Nettigkeit zu geben, welche das Verdienſt dieſer Gattung von Schriften ausmacht. Der Brief des Herrn Gay, von den beyden Liebenden, die durch einen Blitz getödtet worden, iſt in dieſer Art ein Meiſterſtück; und die Probe, die er da von ſeinen Talenten zu dieſer Gattung von Schriften gegeben hat, läßt es uns ſehr bedauern, daß wir nicht mehr von dieſer Hand beſitzen. Aber die

Engländ-

Engländer haben ihre Nachbarn, die Franzoſen, in dieſem Theile der feinen Litteratur, wie in allen andern, wo nicht übertroffen, wenigſtens erreicht; ſie können nun unter ihren Landsleuten einen Richardſon mit Recht dem witzigen Crebillon und der lebhaften Sevigne entgegen ſetzen *.

Wenn bey irgend einer Schreibart viele Regeln nicht allein unnöthig ſind, ſondern auch ſchädlich werden können, ſo gilt ſolches von den Briefen. Sie ſind eigentlich eine Art von Geſpräche zwiſchen Abweſenden, und ihr Ausdruck muß alſo demjenigen ähnlich ſeyn, deſſen man ſich in einer perſönlichen Unterredung bedienet haben würde. Wer wird aber im täglichen Umgange nach künſtlichen Vorſchriften reden, ohne ins Unnatürliche zu verfallen?

Doch dieſer allgemeine Begriff von den Briefen würde ihnen wiederum zu viele Freyheiten übrig laſſen. Es iſt wahr, daß man ſie ſo ſchreiben ſoll, wie man zu ſprechen gewohnt iſt; aber nur in ſofern man gut ſpricht. Die Sprache des Umgangs hat ihre Fehler, die man ihr leicht vergibt, aber nicht einem Briefe. Zu dieſem hat man mehr Zeit ſich auszudrücken; was man ſchreibt, wird genauer und länger bemerkt; man entwirft gleichſam in einem Briefe ſein eigenes Gemählde, und ein einziger falſcher Zug iſt hinlänglich, dem andern eine ſchlechte Meinung von uns beyzubringen. Man iſt alſo verbunden, in Briefen etwas beſſer zu ſchreiben als man ſpricht; und man kann dabey, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas

* So weit geht dasjenige, was der Verfaſſer über die Kunſt Briefe zu ſchreiben erinnerte. Es iſt in der That wenig genug; und ich habe daher geglaubt, daß ich noch die vornehmſten Regeln hinzuſetzen müßte. J. M. S.

ſorgfältiger in der Wahl der Gedanken und Worte, und in ihrer Wendung und Verbindung ſeyn.

Wenn man unterdeſſen nur dieſes merkt, daß der Brief eine freye Nachahmung des guten Geſprächs iſt; ſo wird man ſchon einigermaaßen geſchickt ſeyn, auf der einen Seite das Gekünſtelte und Steife, und auf der andern das Gemeine und Platte in denſelben zu vermeiden. In einem Briefe bedient man ſich zwar üblicher Worte des Geſprächs; aber nur in einer ſolchen Stellung und Verbindung, daß ſie anſtatt des gemeinen Tons eine gewiſſe natürliche Zierlichkeit erlangen. Keine weit hergeſuchten Gedanken, keine ſpitzfindigen Einfälle haben darinne Platz; wohl aber Gedanken, die ſich von ſelbſt anbieten, die unterhaltend ſind, die durch eine gewiſſe unſchuldige oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntere und nachläßige Miene gefallen.

Das Natürliche der Briefe beſteht nicht bloß im Leichten und Verſtändlichen, ſondern hauptſächlich in der Wahl ſolcher Gedanken, welche ſich zu dem Inhalte derſelben am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrücken können. Gedanken, die bloß verſtändlich ſind, machen die Schreibart matt, und ſolche die man ſelbſt hinzuſetzen kann, oder ſolche, die nicht dienen den Begriff einer Sache geſchwind und ſtark genug zu erwecken, machen ſie langweilig und weitſchweifig.

Man unterſcheidet mit Rechte die ſimple Schreibart von der **vertrauten**. Jener kann man ſich an Perſonen vom höchſten Range in ſeinen Briefen bedienen; aber nicht dieſer. Alles was vertraut iſt, iſt einfältig oder ſimpel; aber nicht alles, was einfältig iſt, iſt vertraut. Die

Sim-

Simplicität der Schreibart, die den Briefen ſo angemeſſen iſt, ſcheint leicht nachzuahmen zu ſeyn, weil man darinne die eigentlichſten Wörter, und die naiveſten Wendungen findet; weil man den ſo genannten einzigen Ausdruck gebraucht hat, und die Redensart ſich von ſelbſt in Ordnung geſtellt zu haben ſcheinet. Aber ſie iſt ſchwerer zu erreichen als man denkt.

Eine künſtliche methodiſche Ordnung, eine mühſame Einrichtung, ſchickt ſich für einen Brief eben ſo wenig, als für eine Unterredung im Umgange. Man ſetzt gemeiniglich dasjenige, was in einer Sache das erſte iſt, voran. Man fährt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und höret auf, wenn man glaubt das Nothwendigſte geſagt zu haben. Schluß-Reden, Chrien, beſtimmte Formeln und Verbindungswörter, nebſt andern wohlgemeinten aber ſchlechten Hülfsmitteln, die man jungen Leuten zum Briefſchreiben vorlegt, nehmen ihnen gleich anfangs alles Muntere und Freye, was an Briefen ſo ſchätzbar iſt.

Es iſt leicht ſich zu überzeugen, daß die beſten Briefe der Alten und Neuern nach keiner ängſtlichen Methode aufgeſetzt ſind. Und dieſe guten Muſter werden dem Anfänger ungemein nützlich ſeyn, wenn er auf die natürlichen, und oft bloß wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen derſelben, aufmerkſam wird; wenn er ihren Inhalt herausziehet, und unterſucht, wie der Verfaſſer denſelben belebt und ausgeführet hat; wenn er von gleicher Materie zu ſchreiben verſuchet, und der Fehler eines Briefs kennen lernet.

Fängt man ſelbſt Briefe zu ſchreiben an, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen,

und folge ſeinem eigenen Naturell, der eigenen Art zu denken und ſich auszudrücken. — Man ſuche den Vorrath der Gedanken und der Worte nicht in der Ferne. Er liegt meiſtentheils nahe genug in der Sache und in der Beſchaffenheit der Perſonen. Wenn man dieſes überſieht, ſo kommt man aus den Gränzen des Natürlichen. — Da die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, die meiſten Gedanken in Briefen erzeugen, ſo muß man auf die kleinen Umſtände aufmerkſam ſeyn, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Eine zarte und glückliche Empfindung der leichteſten, feinſten, und nöthigſten Vorſtellungen in einer Sache, macht die Briefe lebhaft und gefällig.

Es giebt ſo viele Arten von Briefen, als Arten der Unterredung. Diejenigen aber müſſen am meiſten natürlich ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Man laſſe darinne ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man kehre ſich alsdenn an keine Kunſt und Ordnung. In der That kann derjenige, der recht gerührt iſt, an das Sinnreiche und an eine methodiſche Ordnung nicht denken. Er beſchäftigt ſich mit nichts als mit ſeinem Gegenſtande, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungene Abdrücke ſeiner Empfindungen. Seine Rede alſo wird gleich dem Gefühle, ſtark und unterbrochen ſeyn; ſie wird Schönheiten haben, die ihm die Kunſt nicht an die Hand gegeben, und die auch in einem andern Falle dieſen Namen nicht führen würden.

Iſt man aber genöthiget, den Affect nur nachzuahmen, ohne würklich gerührt zu ſeyn, wie es bey ſo manchen Briefen geſchieht, die an gewiſſe Begebenheiten oder

Tage

Tage gebunden ſind: ſo iſt freylich von ſolchen Briefen am wenigſten zu erwarten. Man muß aber doch den Character derſelben zu beobachten ſuchen, den Affect nicht übertreiben, der darinne herrſchen ſoll, und ſich bemühen, aus dem beſondern Verhältniß, oder aus gewiſſen zufälligen Umſtänden, unter welchen man ſchreibt, etwas zu nehmen, das zu einer guten Einkleidung hilft.

Unterdeſſen kann man, wenn man bloß zu loben, Beyfall zu geben, Glück zu wünſchen, und gehorſamen Dank abzuſtatten hat, die Feder ziemlich lauffen laſſen, wie ſie will, ohne durch Bedenklichkeiten regiert zu werden; man ſteht nicht leicht in Gefahr, die Leute zu beleidigen, mit denen man ſpricht. Leute von zartem Geſchmacke werden zwar damit nicht ganz zufrieden ſeyn, aber wie häufig ſind ſie? und wie leicht vergeben ſie, der guten Abſicht wegen, den weniger feinen Ausdruck!

In den erzählenden Briefen ſind Deutlichkeit und Kürze die Haupttugenden; allein um dieſelben zu erreichen, hat man viel Geſchmack und Geſchicklichkeit nöthig. Man muß die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht ſtöhren, in welcher ſie auf einander gefolgt ſind; einige außen laſſen, andere in einen zuſammen ziehen, und inſonderheit lebhaft und maleriſch erzählen. Man hat noch andere Mittel, durch welche über ſolche Briefe Anmuth verbreitet wird, z. E. kleine eingeſtreuete Betrachtungen und Einfälle; aber ſie können nicht gelehrt, ſondern müſſen an Beyſpielen gelernet werden.

Es giebt auch Briefe, die bloß zum Vergnügen geſchrieben werden; und in dieſen hat man die Erlaubniß ſinnreich zu ſeyn, ja es vom Anfange bis zum Ende zu

bleiben; wenn nur die Sache von der man ſchreibt, ſinnreiche Gedanken verträgt, und die witzigen Einfälle an ſich betrachtet, gut und richtig ſind. Ein ſolcher Brief iſt alsdenn mehr ein witziger Aufſatz in der Geſtalt eines Briefs, und nach dieſer Abſicht beurtheilet man ihn; ſo wie man zuweilen ſieht, daß gelehrte Unterſuchungen in der Form eines Briefs vorgetragen werden. Unterdeſſen ermüdet auch dieſe ſinnreiche und witzige Art Briefe zu ſchreiben, den Leſer gar bald, wenn ſie nicht mit vieler Mannichfaltigkeit und einer faſt unmerklichen Kunſt verbunden iſt. Will man inſonderheit ſcherzen, und entweder überhaupt ſeine Gegenſtände durch ein aufgeräumtes Weſen erheitern, oder auch gewiſſe Einfälle anbringen, die theils eine Sache lächerlich machen, theils im Vorbeygehen einen Hieb von der Seite verſetzen ſollen: ſo hat man alle Vorſichtigkeit nöthig, um weder auf eine gezwungene Art luſtig zu werden, noch in den Verdacht der Bösartigkeit und Läſterungsſucht zu verfallen.

Alle dieſe Vorſchriften ſind nichts als ein Auszug aus des Herrn Prof. Gellerts practiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmack in Briefen, und aus dem vierten Bande von Batteux Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften, nach der Ausgabe des Herrn Ramler. Die folgenden Beyſpiele von Briefen aber habe ich bis auf einen, der mir am entbehrlichſten vorkam, aus der erſten Ausgabe beybehalten.

Erſter Brief.

Wilhelm Temple an Herrn Sidney.

Haag den 13. Dec. N. S. 1675.

Ob mir gleich in Ihrem letzten Briefe das Datum nicht gefiel; ſo gefiel mir doch das übrige ausnehmend. Ich glaubte, in Lion wäre derjenige ein wenig allzu weit entfernet, den ich mir beſtändig in der Nähe wünſchte. Aber weil ich überlegte, daß es eine ſo große Handelsſtadt wäre, wo Sie in vorigen Zeiten, wie Sie mir geſagt haben, ihren Handel glücklich getrieben haben; ſo beruhigte ich mich mit der Vorſtellung, daß Sie ihre Zeit, nur ihrem Vortheile und Ihrem Vergnügen, wenn gleich nicht bey ſo einer Entfernung, Ihren Freunden widmeten. Ich war neulich über einen Beſuch ſehr vergnügt, den der Hauptmann Fresheim bey mir abſtattete, welcher ſich ſehr mit Ihrem Lobe beſchäftigt hat. Nur dieß war mir unangenehm, daß Sie dadurch mehr für ihn als für mich eingenommen ſeyn werden. Doch ich glaube, er verdient es bey Ihnen, wenn alles wahr iſt was er ſagt. Denn er verſichert, daß er Sie nach ſeiner Sprache für den allerſchönſten Mann, für den rechtſchaffenſten Mann, und ich weis nicht für was mehr hält, was mir, wie Sie wohl wiſſen, niemals eingefallen iſt. Indeß war ich doch auſſerordentlich vergnügt da ich hörte, daß Sie vollkommen geſund wären, und daß Sie ſchienen, als wenn Sie immer ſo bleiben würden, wenn Sie nicht gegen den Ort und gegen die Geſellſchaft, worinn Sie ſich befinden, oder dieſe gegen Sie, allzu gefällig würden. Doch, was Sie mir von der franzöſiſchen Luft und dem Geſundbrunnen zu Bourbon ſagen,

ſagen, macht, daß ich mich weit lieber dorthin als in dieſe Gegenden der Welt wünſchen möchte; und ob ich hier gleich täglich von allen Seiten Neuigkeiten höre, ſo habe ich doch, ſeitdem ich in dieſe Scene gekommen bin, keine einzige ſo angenehme Neuigkeit gehört, als was Sie mir von den Wirkungen gemeldet haben, die ich vermutlich durch die Veränderung auch verſpüren werde, wenn ich einmal in die Scene kommen ſollte, wo Sie ſind. Sie werden größer und vortheilhafter ſeyn, als alle die ich erwarten kann, ſo lange ich der geſchäftige Mann bin; ob ich gleich in der Geſellſchaft, bey der ich mich befinde, Wunder thun könnte; und wer weiß zu was Herr Ellis einen andern Geſandten noch machen könnte, da er ſchon einen wieder lebendig gemacht hat. Man fängt nun an, von unſrer Abreiſe nach Nimwegen zu reden, als wenn ſie näher wäre, als ich vor einem Monate glaubte. Wenn wir dort ſind, wird es Zeit genung ſeyn Ihnen zu ſagen, was ich davon denke, daß wir weggegangen ſind. Vor itzt kann ich Ihnen nur ſagen, daß ſich ſo viele Splitter in dem zerbrochnen Knochen finden, daß der Patient ſowohl als der Wundarzt ſehr glücklich ſeyn müßte, wenn die Cur ſchnell geſchehen ſollte. Und ob ich leicht glaube, daß man da, wo wir beyde uns befinden, ſehr gute Geſinnungen zu haben ſcheint: ſo zweifle ich doch bey denenjenigen daran, welche auf beyden Seiten von uns weiter entfernt ſind. So viel man aber weiß, ſo wird ſich vielleicht dieſer große Tanz, ſo wie andere Tänze endigen, wo ein jeder wieder zu der Stelle oder nahe dahin kömmt, wo er angefangen hatte. Nur befürchte ich, daß wider alles Recht und Gewohnheit die armen Schweden, die nie den Vorreihen geführt haben, vermuthlich die Muſik werden bezahlen müſſen. Ich hoffe Sie werden wiſſen, was in unſerm Vaterlande vorgehet; wenig-

ſtens

ſtens wäre es Schade, wenn ſie es nicht wüßten. Doch wenn es Ihnen wirklich unbekannt iſt, ſo ſollen Sie es in dieſer Entfernung durch mich nicht erfahren, und da Sie von ihrer Rückreiſe reden, ſo iſt es auch eben nicht ſo nothwendig. Indeß ſeyn Sie ſo gut und geben mir einige Nachricht von Ihren Beſchäftigungen und von Ihrer Geſundheit, weil Sie in Ermangelung Ihrer geheimen Zeichen verhindert werden mir das zu ſagen, was Sie Willens waren. Ich habe nichts von dem Briefe gehört, den Sie mir, wie Sie ſagen, durch ſo eine ſichere Hand überſchickt haben. Ich kann alſo nichts weiter drauf ſagen, als daß mir alle Ihre Briefe, von wem ſie mir auch überbracht werden, ſehr erwünſcht ſeyn ſollen; weil niemand Sie mehr liebt, und aufrichtiger ſeyn kann als ich,

der Ihrige.

Zweyter Brief.

Wilhelm Temple an den Biſchoff von Rocheſter,

Nimwegen den 21. May. N. S. 1677.

Gnädiger Herr,

Ich verſtehe mich ſo wenig auf Dankſagungen oder Lobſprüche, weil ich ſo wenig einige verdient habe, daß ich davon mehr aus den Nachrichten anderer, als aus meiner eigenen Erfahrung urtheilen muß. Doch ſo viel ich

durch

durch eins von dieſen Mitteln noch davon einſehen kann, ſo ſcheint mir der ganze Reitz und der Wehrt den ſie haben, aus der Hochachtung zu entſpringen, die wir für denjenigen hegen, der ſie ſagt, oder aus unſrer Einbildung, daß wir ſie einigermaßen verdienen. Aus der erſten von dieſen Urſachen haben die Dankſagungen, welche ich neulich die Ehre hatte, von Ew. Herrl. in einem Briefe, den mir Herr Dolbe überbrachte, zu erhalten, einen ſo großen Vorzug, daß mir nur die andere nothwendig fehlen mußte, wenn ich die Eitelkeit mäßigen ſollte, zu der Sie mich ſonſt würden verleitet haben. Aber wenn wir bey uns ſelbſt kein Recht zu denen Dankſagungen finden können, die man uns abſtattet, ſo fangen wir an zu überlegen, ob es Lobſprüche oder Vorwürfe ſind. Und eben ſo muß ich itzt gewiß bey der Erkenntlichkeit denken, die Ew. Herrl. mir für gewiſſe Gefälligkeiten gegen Ihren Herrn Sohn zu erzeigen belieben, ob er gleich nie ſo gütig gegen mich geweſen, mir nur die geringſte Gelegenheit zu geben, Ihn zu verbinden. Es würde mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ich geſtehe es, wenn ich einmal dieſelbe hätte finden können, ob ich mich gleich nicht erinnern kann, ihm dieß jemals nur geſagt zu haben. Doch wenn er es aus meinem Betragen und aus meinem Umgange geſchloſſen hat, ſo zeugt dieß von ſeiner Aufmerkſamkeit und von ſeiner richtigen Beurtheilung; Eigenſchaften, die ich zugleich mit denen andern an ihm bemerkt habe, welche mich veranlaſſen, ihm nicht die Gefälligkeit, ſondern die Gerechtigkeit zu erweiſen, ihn hochzuſchätzen. Es iſt ein Vortheil für ihn, daß er im voraus bey mir geweſen iſt, und Ew. Herrl. die Gelegenheit, mich kennen zu lernen, mir aber ein Mittel verſchaft hat, Ihnen dienen zu können. Dadurch hat er ein neues Recht auf alles, was ich für ihn thun kann, und Ew.

Herrl.

Herrl. haben das vollkommenſte Recht erhalten, mich bey allen Gelegenheiten zu brauchen.

Ungeachtet der vortheilhaften Meinung Ew. Herrl. muß ich Sie doch verſichern, daß es ein Glück für mich iſt, daß unſer hieſiges Geſchäfte wenig Geſchicklichkeit erfordert, und daß wir bey dieſem Congreß nur die Formalien auszumachen haben, weil der Vergleich eigentlich im Felde getroffen wird, wo die Bedingungen deſſelben noch nicht entſchieden ſind. Fata viam invenient, dieß iſt alles was ich davon ſagen kann. Und ich will auch itzt Ew. Herrl. nicht weiter beſchwerlich ſeyn, und nur die Verſicherung hinzu ſetzen wie ſehr ich bin, u. ſ. w.

Dritter Brief.

Pope an den Biſchoff von Rocheſter.

Noch einmal ſchreibe ich Ihnen, wie ich Ihnen verſprochen habe, und dieß einemal, fürchte ich, wird das letztemal ſeyn! Der Vorhang wird nun bald zwiſchen meinem Freunde und mir zugezogen werden; und nichts wird mir übrig bleiben, als Ihnen eine lange gute Nacht zu wünſchen. Möchten Sie doch in dieſem Leben einen Zeitpunct der Ruhe genießen, der jenem Schlummer der Seele ähnlich wäre, welcher, wie einige geglaubt haben, darauf folgen ſoll, worinnen wir die Welt gänzlich vergeſſen, aus der wir gegangen ſind, und zu derjenigen geſchickt werden, wohin wir gehen ſollen. Wenn Sie noch einiges Andenken an das Vergangene behalten, ſo ſtellen Sie Sich dabey nur dasjenige vor, was Sie am meiſten vergnügt hat.

Bisweilen mögen Sie von einem abweſenden Freunde träumen, oder ſich eine angenehme Unterredung wieder ins Gedächtniß bringen. Ueberhaupt aber, glaube ich, daß Sie weniger an die vergangene Zeit als an die zukünftige denken werden, weil die erſtere weit weniger erfreulich für Sie geweſen iſt, als die letztere unfehlbar ſeyn wird. Mißgönnen Sie nicht der Welt Ihren Fleiß. Er wird zum Vortheil derjenigen Menſchen gereichen, über die ſie ſich nicht beklagen dürfen; ich meyne zum Vortheil der ganzen Nachwelt; und vielleicht iſt in Ihrem Alter ſonſt nichts Ihrer Sorgfalt ſo würdig. Was iſt jegliches Jahr in dem Leben eines weiſen Mannes anders, als eine Critik über das Vergangene? Derjenige, deſſen Lebenszeit am kürzeſten iſt, lebt noch immer lange genung, um über die Hälfte derſelben zu lachen. Der Knabe verachtet das Kind, der Mann den Knaben, der Weltweiſe beyde, und der Chriſt alle. Sie werden itzt vielleicht anfangen, in Ihren männlichen Jahren nur allzuviel Kindiſches zu finden; und Sie können unmöglich zugeben, daß ihr Alter nur eine zweyte Kindheit ſey. Die Spielwerke und Puppen ihrer Kindheit werden itzt in Ihren Augen wohl nicht viel geringer zu ſeyn ſcheinen, als jene Spielwerke unſrer reifern und unſrer abnehmenden Jahre, die Trommeln und Klappern der Ehrſucht, und der Schmutz und die Waſſerblaſen des Geldgeitzes. Itzt, da Sie von einer kleinen Geſellſchaft abgeſondert, und ein Bürger der Welt überhaupt geworden ſind, müſſen Sie Ihre Talente nicht nur dem Dienſte einer Parthey, oder einer kleinen Anzahl, ſondern dem ganzen menſchlichen Geſchlechte widmen. Ihr Genie muß über den Nebel empor ſteigen, worinn es durch ſeinen Antheil an der Erde, und durch ſeine Nachbarſchaft mit derſelben lange verwickelt worden. Hervor und gen Himmel

zu

zu ſtrahlen; dieß muß das Geſchäfte und der Ruhm Ihres gegenwärtigen Zuſtandes ſeyn. Erinnern Sie Sich, daß es eben dieſer Zeitpunkt war, worinn die glänzendſten Männer des Alterthums am meiſten blendeten und glänzten; in ihrer Entfernung, in ihrem Exilio, oder in ihrem Tode. Doch was rede ich von blenden und glänzen? Da war es, als Sie dem menſchlichen Geſchlechte Wohlthaten erzeigten, ſeine Einſichten aufklärten, und die Anführer deſſelben wurden.

Nur dieſe Abſichten ſind der wirklich großen Geiſter würdig; und deßwegen hoffe ich, daß es auch die Ihrigen ſeyn werden. Auch in den edelſten Gemüthern kann zwar der Groll noch bleiben, er kann vielleicht nie ganz ausgelöſchet werden; aber die Rache wird nie darinn wohnen. Höhere Grundſätze, als die aus dem erſtern entſtehen, und beſſere Grundſätze, als die aus der letztern folgen, werden unfehlbar ſolche Menſchen beſeelen, deren Gedanken und Empfindungen nicht ſo eingeſchränkt ſind; ſie werden Sie antreiben, das Ganze des menſchlichen Geſchlechts den einzeln Theilen deſſelben vorzuziehen, beſonders wenn nur eine einzige Perſon dieſer kleine Theil iſt.

Glauben Sie mir, Mylord, ich betrachte Sie als einen Geiſt, der in ein anderes Leben eingetreten, der eben itzt am Rande der Unſterblichkeit iſt, wo die Leidenſchaften und Neigungen weit erhabner ſeyn ſollen, und wo Sie alle kleine Endzwecke, und eine jede niedrige Rückſicht verachten müſſen. Nun verdient nichts mehr, daß Sie zurücke gehen. Sehen Sie alſo vorwärts, und machen Sie, (wie Sie es können,) daß die Welt Ihnen nachſehe. Aber ſorgen Sie nur dafür, daß es nicht aus Mitleiden, ſondern aus Achtung und Bewunderung geſchehe.

Ich bin mit der größten Aufrichtigkeit, und dem eifrigſten Verlangen nach Ihrem Ruhme und nach Ihrer Glückſeligkeit,

der Ihrige.

Der Biſchoff von Rocheſter gieng in dem folgenden Monate ins Exilium, und blieb darinn bis an ſeinen Tod, der zu Paris den 15. Febr. 1732. erfolgte.

Vierter Brief.

Vom Herrn Gay an Herrn F. . .

Stanton-Harcourt, den 9. Aug. 1718.

Die einzigen Nachrichten, die Sie hier von mir erwarten können, ſind Nachrichten vom Himmel. Denn von der Welt bin ich ganz getrennet; und ſchwerlich kann noch etwas mich erreichen, ausgenommen das Geräuſch des Donners, den Sie ohne Zweifel auch gehört haben. Wir haben in alten Schriftſtellern von hohen Thürmen geleſen, die durch denſelben dem Erdboden gleich gemacht worden, indem die niedrigen Thäler unbeſchädigt geblieben. Das einzige was noch dawider geſichert iſt, iſt der Lorbeer; ob ich gleich nicht glaube, daß er für die Köpfe der neuern Dichter eine große Beſchützung ſeyn würde. Aber um Ihnen zu zeigen, daß oft auch das Gegentheil ſich zuträgt, muß ich Ihnen ſagen, daß die höchſte und außerordentlichſte Maße von Thürmen, die in der Welt ſeyn können, und die man in dieſer Nachbarſchaft

ſiehet, noch immer unverderbt da ſtehet; da hingegen ein Schober von Gerſte in unſerm nächſten Felde in Aſche verwandelt worden. Und wollte Gott, dieſer Haufen Gerſte wäre alles was verlohren gegangen; denn zum Unglück ſaßen unter dieſem kleinen Schirmdache zween getreuere Liebende, als jemals in Romanen unter den Schatten einer Buche gefunden worden. Johann Hewit war ein wohlgebildeter Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren; Sara Dorew konnte mehr artig als ſchön genennt werden, und war faſt in eben dem Alter. Sie hatten zuſammen die verſchiedenen Arbeiten des Jahres mit der größten Zufriedenheit beſorget. Wenn ſie die Milch ſammelte, ſo war es ſein Morgen- und Abend-Geſchäfte, die Heerden zu ihrer Hand zu führen. Er hatte ihr nur noch an dem letztern Jahrmarkte einen Putz von grüner Seide auf ihren Strohhut, zum Geſchenke gekauft; und die Verſe auf ihrem ſilbernen Ringe hatte er ſelbſt ausgeſucht. Ihre Liebe war das Geſpräch der ganzen Nachbarſchaft; denn nie hatte die Verleumdung behauptet, daß ſie andre Abſichten gehabt, als die, einander in einer geſetzmäßigen Ehe zu beſitzen. Es war eben der Morgen, an welchem er die Einwilligung ihrer Eltern erlangt hatte; und nur bis zur nächſten Woche ſollten ſie noch warten, um glücklich zu werden. Vielleicht redeten Sie itzt, da ſie von ihrer Arbeit ausruhten, von ihren Hochzeitkleidern; und Johann verſuchte, wie ihr unterſchiedene Arten von Mohn- und Feldblumen ſtünden, damit ſie ſich davon zu einem Kranze auf den Hochzeittag ausleſen möchte. Indem Sie ſich ſo beſchäftigten, (es war am letzten July, zwiſchen zwey und drey Uhr, des Nachmittags) verfinſterten ſich die Wolken, und es folgte ſo ein Sturmwetter mit Blitz und Donner darauf, daß alle Ackersleute

ſo ſchnell als ſie konnten, ihre Zuflucht zu den Bäumen und Hecken nehmen mußten. Sara erſchrack, und fiel in Ohnmacht, auf einen Gerſtenhaufen nieder, — Johann, der nie ſich von ihr trennte, harkte einige Hauſen zuſammen, um ſie beſſer für den Sturm zu verwahren, und ſetzte ſich neben ihr. Unmittelbar darauf, hörte man einen ſo ſtarken Schlag, als wenn der Himmel von einander geborſten wäre. Ein jeder war für das Leben ſeines Nachbars bekümmert; und längſt in dem Felde hin, rufte einer dem andern zu. Weil diejenigen keine Antwort wieder bekamen, welche unſern Liebenden zugeruft hatten; ſo eilten ſie nach dem Orte wo ſie lagen. Sie ſahen die ganze Gerſte im Rauch; und drauf entdeckten ſie dieß getreue Paar. Johann hatte den einen Arm um den Hals der Sara geſchlagen, und den andern hielt er über ſie, als wenn er ſie vor dem Blitze bedecken wollte. In dieſer zärtlichen Stellung waren beyde vom Donner gerührt. Der Sara linkes Augenbraun war verſengt; und man fand einen ſchwarzen Fleck auf ihrer Bruſt. Ihr Geliebter war ganz ſchwarz; aber an Beyden ſah man nicht das geringſte Zeichen des Lebens. In der Begleitung von ihrer melancholiſchen Geſellſchaft, wurden ſie in die Stadt gebracht, und den folgenden Tag, auf dem Kirchhofe in Stanton = Harcourt begraben. Mylord Harcourt hat auf Herrn Popens und mein Anſuchen einen Leichenſtein denſelben ſetzen laſſen, aber unter der Bedingung, daß wir die Grabſchrift dazu machen ſollten. Sie iſt folgende:

Wenn dort im Orient das Feur zum Grabe flammt;
So ſtirbt das treue Paar auf Einem Scheiterhauffen.
Voll Mitleid, ſah hier Gott die gleiche Tugend an;
Und beyde tödtet er, daß keins verwundet würde.

So

So fromme Herzen ſah der Ewige mit Luſt;
Er ſandte ſeinen Blitz, und nahm die Opfer hin.

Aber Mylord befürchtet, daß das Landvolk diß nicht verſtehen wird; und Herr Pope ſagt, er will eine aufſetzen, worinn etwas aus der Bibel ſtehen, und ſo wenig Poeſie ſeyn ſoll als beym Hopkins und Sternhold.

Ich bin ꝛc.

Fünfter Brief. *

Cicero an den Atticus.

Ich habe aus Ihrem Briefe, wobey Sie die Abſchrift von meines Bruders Quintus Briefe gelegt hatten, erſehen, wie ſehr er ſeine Zuneigung und ſeine ganzen Geſinnungen verändert hat. Ich empfinde darüber ein ſo heftiges Mißvergnügen, als ich bey meiner ausnehmenden Liebe für Sie beyde empfinden muß, und ich kann mir nicht vorſtellen, was doch vorgefallen ſeyn müſſe, das meinen Bruder Quintus ſo ſehr beleidigen und zu ſo einer außerordentlichen Veränderung ſeiner Geſinnungen bewegen konnte. Ich hatte zwar ſchon vorher bemerkt, und bey Ihrer Abreiſe von mir ſah ich, daß Sie auch beſorgten, er möchte eine gewiſſe widrige Meinung gefaßt haben, und ſein Gemüth wäre beunruhigt und mit einem gehäßigen Verdachte eingenommen. Ich hatte ſchon öfters vorher geſucht, ihm dieſen zu benehmen, am allereifrigſten aber damals, als ihm die Provinz (Aſien) durchs Looß zugefallen war; ich

* Der 17te Br. des 1ſten B.

ich wußte aber nicht, daß er ſich ſo ſehr beleidiget zu ſeyn glaubte, wie Sie mir in Ihrem Briefe ſagen; und ich konnte auch nie ſo viel ausrichten, als ich wünſchte. Indeß beruhigte ich mich ſelbſt mit der Vermuthung, daß er Sie entweder zu Dyrrachium oder in einer andern von jenen Städten beſuchen würde. Ich glaubte, und verſprach mir es ſchon gewiß, wenn dieß geſchähe, ſo würden alle ihre Streitigkeiten nicht nur bey einem ausführlichen Geſpräche, ſondern ſchon bey dem erſten Anblicke beygelegt werden. Denn ich brauche Ihnen, da Sie den Quintus kennen, nicht erſt zu ſagen, wie groß die Sanftmuth, und die Gefälligkeit, wie weich das Gemüth meines Bruders iſt, wenn es Beleidigungen vergeſſen oder empfinden ſoll. Aber zum Unglück haben Sie ihn nirgends geſehen. Und daher haben bey ihm die Eingebungen gewiſſer argliſtigen Leute mehr als die Höflichkeit, und Verwandſchaft, und Ihre alte Freundſchaft gegolten, die doch am meiſten gelten ſollte. Wo eigentlich die Urſache dieſes Mißvergnügens zu finden ſey, dieß kann ich leichter vermuthen als ſchreiben. Denn ich befürchte, daß ich Ihre Anverwandten nicht genung ſchonen möchte, indem ich die meinigen vertheidigen wollte. So viel weiß ich; wenn auch die Familie des Quintus nicht eigentlich die Wunde zugefügt hat, ſo hätte ſie doch, da ſie einmal zugefügt war, dieſelbe heilen können. Doch wenn ich Sie ſpreche, ſo werde ich Ihnen das Verſehen bey der ganzen Sache, das ſich auch noch weiter erſtreckt, als man glaubt, bequemer entdecken können. Ich kann nicht einſehen, was doch wohl Gelegenheit zu dem Briefe gegeben hat, den er Ihnen aus Theſſalonich geſchrieben, und zu denen Reden, die er, wie Sie ſagen, zu Rom bey Ihren

Freun=

Freunden, und auf der Reiſe geführt haben ſoll. Aber alle Hofnung, die ich mir noch mache, um dieſer Schwürigkeit abzuhelfen, dieſe ſetze ich in Ihre Leutſeligkeit. Wenn Sie nur bedenken wollen, daß oft die treflichſten Männer ſich leicht aufbringen und wieder beſänftigen laſſen; daß dieſe Flüchtigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, und natürliche Weichlichkeit meiſtens bey guten Gemüthern angetroffen werden; und was das vornehmſte iſt, daß wir unter einander unſre Schwachheiten, unſre Fehler, oder auch Beleidigungen erdulden müſſen; wenn Sie dieß bedenken, ſo wird alles, wie ich hoffe, bald beygelegt werden. Thuen Sie es ja, ich bitte Sie. Denn mir, der ich Sie vorzüglich liebe, iſt beſonders daran gelegen, daß auch alle die meinigen Sie lieben, und von Ihnen geliebt werden mögen. Diejenige Stelle war wohl in Ihrem Briefe ganz überflüßig, worinn Sie zeigen, wie ſehr Sie alle Gelegenheiten, Ihr Glück in der Provinz, oder in der Stadt zu machen, ſowohl zu allen andern Zeiten, als auch unter meinem Conſulate, verabſäumet haben. Denn ich, ich kenne ſchon Ihr edles und großes Gemüth; und ich habe nie geglaubt, daß wir beyde, auf eine andre Art unterſchieden wären, als nur durch die Wahl unſrer Lebensart; weil mich eine gewiſſe Ehrbegierde, zum Beſtreben nach Ehrenſtellen, und Sie eine untadelhafte Urſache zu einer anſtändigen Muße bewogen hat. Aber bey dem wahren Lobe der Redlichkeit, der Sorgfalt, der Rechtſchaffenheit, ziehe ich weder mich noch jemand anders Ihnen vor; und auch in der Liebe gegen mich, muß ich, wenn ich die Liebe meines Bruders und meines Hauſes ausnehme, Ihnen wieder den Vorzug einräumen. Ich habe wohl bey meinen verſchiedenen Umſtänden Ihre

Betrübniß und Ihre Freude auf das deutlichſte geſehen. Sehr oft waren mir, wenn ich erhoben ward, Ihre Glückwünſche erfreulich, und wenn ich in Bekümmerniß war, Ihre Tröſtungen ſüß. Und eben itzt, da Sie nicht bey mir ſind, empfinde ich es ganz, wie ſehr mir Ihre ſo große Geſchicklichkeit, mir zu rathen, und beſonders das vertraute Geſchwätz mangelt, das mir in Ihrem Umgange ſo ſüß iſt. Wo entbehre ich Sie alſo am meiſten? Iſt es in meinen öffentlichen Geſchäften? bey denen es nie erlaubt iſt, in meinem Fleiße nachzulaſſen. Oder iſts in den Arbeiten vor Gerichte? die ich ſonſt aus Ehrbegierde, und itzt aus Verlangen, mein Anſehen durch Gefälligkeit zu behaupten, fortſetze. Oder in meinen häußlichen Angelegenheiten? bey denen ich Sie und Ihren Umgang, beſonders nach der Abreiſe meines Bruders, wie auch vor derſelben, mir zurück wünſche. Kurz, bey meinen Arbeiten nnd bey meiner Ruhe, bey meinen Beſchäftigungen und in meiner Muße, im Foro, oder zu Hauſe, in öffentlichen oder Privatangelegenheiten, kann ich Ihren freundſchaftlichen Rath, und Ihr angenehmes Geſpräch nicht länger entbehren. Wir beyde ſind oft zu beſcheiden geweſen, uns alles dieß zu entdecken; aber itzt war ich verbunden es zu ſagen, weil Sie in einer Stelle Ihres Briefes vor nöthig geachtet haben, Sich und Ihre Aufführung gegen mich zu rechtfertigen und meinen Beyfall darüber zu verlangen. Der einzige Vortheil bey dieſem unangenehmen Zufalle, da mein Bruder nicht mehr Ihr Freund und beleidiget iſt, war noch dieſer, daß ich und Ihre übrigen Freunde, Ihren ſchon vormals geäußerten Entſchluß, kein Amt in der Provinz anzunehmen, wohl gewußt hatten; damit Ihre Entfernung von einander nicht wegen eurer Uneinigkeit,

nigkeit, ſondern bey Ihnen mit Vorſatz, und mit Bedacht geſchehen zu ſeyn ſcheine. Deßwegen hoffe ich, daß jene Verletzung der Verwandſchaft wieder vergůtet, unſre Freundſchaft aber, die wir ſo heilig beobachtet haben, ihr ehrwůrdiges Anſehen behalten werde. Wir leben hier in einer ſchwachen, elenden, und verånderlichen Republik. Sie werden, wie ich glaube, gehört haben, daß unſre Ritter beynahe ſich ganz vom Senate getrennt håtten. Sie hatten fürs erſte es ſehr übel aufgenommen, daß man den Rathsſchluß bekannt gemacht, welcher verordnete, daß man wider diejenigen, die als Richter Geſchenke angenommen, ein Gericht niederſetzen ſollte. Bey der Abfaſſung dieſes Rathſchluſſes war ich von ungefåhr nicht zugegen geweſen. Ich bemerkte aber, daß der Ritterſtand ſehr mißvergnügt darüber war, ob er dieß gleich nicht öffentlich entdeckte. Ich redete daher im Senat; ich machte demſelben Vorwürfe, und ſo viel ich ſehen konnte, machte ich viel Eindruck. Ueber eine Materie, die eben nicht die edelſte war, habe ich dennoch weitlåuftig und mit nicht geringem Anſtande geredet. Aber nun haben die Ritter wieder einen neuen ſchmeichelnden Einfall, der ſich kaum entſchuldigen låßt, und den ich doch nicht nur entſchuldiget, ſondern auch unterſtützet habe. Diejenigen unter ihnen, welche in Aſien die Zölle von den Cenſoren erpachtet hatten, haben ſich im Senate beſchweret, daß ſie, aus Begierde nach dieſem Pachte, ſich übereilt, und einen allzuhohen Pacht eingegangen wåren; ſie forderten, daß der Pachtcontract wieder aufgehoben werden ſollte. Ich war der erſte, der ihr Anſuchen unterſtützte: oder vielmehr ich war der zweyte. Denn Craßus hatte ſie bewogen, daß ſie es wagten, dieß zu verlangen. Die Sache war verhaßt; die Forderung widerrechtlich, und ſie zeigten dadurch offenbar ihre Verwegen-

heit. Nur mußte man die Gefahr gewiß beſorgen, daß ſie ſich, wenn ſie nichts erlangten, gänzlich vom Senate trennen möchten. Ich ſuchte alſo vornehmlich dieſe Sache zu vermitteln, und ich brachte es dahin, daß ſie ſich ſehr zahlreich und mit Vergnügen im Senate verſammelten. Hier habe ich den erſten December und den folgenden Tag, von dem Anſehen und der Eintracht dieſer beyden Stände, weitläuftig geredet. Doch die Sache iſt auch itzt noch nicht zu Stande gebracht. Die Meinung des Senats iſt indeß nur aufgezeichnet worden. Denn der einzige Metellus, der zum Conſulat beſtimmt iſt, war uns zuwider. Zwar wollte auch unſer Held, Cato, anfangen zu reden; aber wegen der Kürze der Zeit konnte ihn die Ordnung nicht treffen. So ſuche ich immer meinen Maasregeln und meiner alten Gewohnheit zu folgen, und die Eintracht, die ich befeſtiget habe, ſo ſehr ich kann, zu erhalten. Weil aber doch dieſelbe nur eine ſchwache Sicherheit für mich iſt; ſo ſuche ich mir einen andern und hoffentlich ſichern Weg zu bahnen, um mein Anſehen zu behaupten, den ich Ihnen aber in einem Briefe nicht deutlich genung erklären kann. Doch einen Wink davon will ich Ihnen geben. Ich bin ein vertrauter Frennd des Pompejus. Ich weiß, was Sie ſagen wollen. Ich werde ſo behutſam ſeyn, als ich es ſeyn kann; und ein andermal will ich Ihnen mehr von meinem Anſchlage zu meinen öffentlichen Bedienungen ſchreiben. Ich muß Ihnen melden, daß Luccejus Willens iſt, gleich itzt um das Conſulat anzuhalten. Denn man ſagt, daß er nur zween Competenten haben werde. Cäſar ſucht, durch den Arrius, ſich mit ihm zu verbinden; und Bibulus glaubt, durch den C. Piſo mit dem Cäſar ſich vereinigen zu können. Darüber lachen Sie? Dieß iſt nicht zum Lachen, ich verſichere Sie. Was ſoll ich Ihnen nun ſonſt noch

noch ſchreiben? Was? O, gar viel; aber ein andermal. Nur bitte ich Sie, daß Sie mir wiſſen laſſen, wenn wir Sie hier erwarten ſollen. Das einzige will ich noch ganz beſcheiden von Ihnen bitten, was ich am meiſten wünſche; kommen Sie ja recht bald zurück.

Sechſter Brief. *

Matius an den Cicero.

Ich bin über Ihren Brief außerordentlich vergnügt, weil ich daraus ſehe, daß Sie von mir denken, wie ich es hofte und wünſchte. Ich zweifelte zwar nicht daran; ich war aber doch beſorgt, daß Sie dieſe Meinung, an der mir ſo viel gelegen iſt, ſtets unverändert von mir hegen möchten. Denn ich konnte mir nicht vorwerfen, daß ich etwas begangen hätte, wodurch irgend ein rechtſchafner Mann beleidiget ſeyn könnte. Deſto weniger glaubte ich, daß man einem Manne, der ſo viele und vortrefliche Eigenſchaften beſitzt, wie Sie, etwas ganz ungegründetes überreden könnte; beſonders da ich nie aufgehört habe, die aufrichtigſte Hochachtung gegen Sie zu beweiſen. Weil nun dieß alles mit meinen Wünſchen übereinſtimmt, ſo will ich auf diejenigen Vorwürfe antworten, wider welche Sie mich, nach Ihrer beſondern Güte und wegen unſrer Freundſchaft, ſo oft vertheidiget haben. Ich weiß ſehr wohl, was man mir nach dem Tode des Cäſars, Schuld gegeben hat. Man macht es mir zum Verbrechen, daß ich mich über

den

* d. 28. Br. d. 2. B.

den Tod eines vertrauten Freundes betrübe, und unwillig bin, daß der umgekommen iſt, den ich ſo ſehr liebte. Sie ſagen, man müſſe das Vaterland der Freundſchaft vorziehen; eben als wenn ſie ſchon bewieſen hätten, daß ſein Tod für die Republik vortheilhaft geweſen ſey. Doch ich will offenherzig ſeyn. Ich will geſtehen, daß ich zu dieſem Grade von Einſicht noch nicht habe gelangen können. Ich bin auch nie dem Cäſar in den bürgerlichen Unruhen gefolgt. Allein ſo ſehr ich mit der Unternehmung ſelbſt unzufrieden war; ſo wenig konnte ich doch meinen Freund verlaſſen. Ich habe niemals den bürgerlichen Krieg, oder nur die Urſache der Uneinigkeit gebilliget. Ich habe mich vielmehr äußerſt bemüht ſie in ihrer Geburt zu unterdrücken. Ich ließ mich alſo, bey allen Siegen meines vertrauten Freundes, weder von den Reitzungen der Ehrenſtellen noch der Reichthümer einnehmen; da hingegen andere, die weniger bey ihm als ich ausrichten konnten, dieſe Belohnungen unmäßig gemißbrauchet haben. Ja ich habe ſogar mein Vermögen ſelbſt durch eben das Geſetze des Cäſars verringert ſehen müſſen, durch deſſen Hülfe viele von denen, die itzt über Cäſars Tod frohlocken, in der Republik haben bleiben können. Als er die Bürger überwunden hatt, ſo bemühte ich mich, wie für mein eignes Glück, daß er ihrer ſchonen möchte. Soll ich alſo, der ich für die Wohlfarth aller beſorgt geweſen bin, nicht über den Verluſt desjenigen unzufrieden ſeyn, von dem ſie dieſe Wohlfarth erlangt haben? Beſonders wenn eben die die Urheber ſeines Untergangs geweſen ſind, welche die Gelegenheit ihn verhaßt zu machen, gegeben haben. Aber eben deswegen, ſagen ſie, beſtrafen wir dich, weil du dich unterfängſt unſre Handlungen zu mißbilligen. O was für ein unerhörter Stolz iſt dieß! Einige können über ihre Frevelthat frohlocken; und andere ſollen

len nicht einmal unbeſtraft klagen dürfen! Aber auch den Sclaven hat man dieſe Freyheit niemals geraubt; ſie dürfen nach ihrem, und nicht nach andrer Gefallen, bekümmert, vergnügt oder traurig ſeyn. Und auch dieß ſuchen uns jene Urheber der Freyheit, wie Sie ſich oft nennen, durch ihre Drohungen zu entreißen. Aber es iſt vergebens. Auch die Drohungen der größten Gefahr werden mich nie von meiner Pflicht oder von der Menſchlichkeit entfernen können. Ich habe nie geglaubt, daß ich einen rühmlichen Tod fliehen müßte; ich habe ihn vielmehr mir gewünſcht. Und warum zürnen ſie deswegen mit mir, weil ich nichts anders ſuche, als daß ſie ihre That bereuen mögen? Ich ſähe gern, wenn jedermann des Cäſars Tod beklagte. Aber es iſt meine Pflicht, als Bürger, die Wohlfarth der Republik zu verlangen. Ob das nicht mein Wunſch ſey; dieß will ich nicht erſt durch meine Verſicherungen erweiſen, wenn nicht mein bisheriges Leben und meine übrige Hofnung, auch wenn ich ſchweige, den beſten Beweiß davon geben. Deswegen bitte ich Sie inſtändigſt, daß Sie lieber aus (meinen) Handlungen ſelbſt als aus den Reden (meiner Feinde) urtheilen wollen, und wenn Sie glauben, daß nur unſre guten Handlungen uns nützen, ſo ſehen Sie leicht ein, daß ich mit Leuten, die nicht rechtſchaffen ſind, auch keine Verbindung eingehen kann. Oder ſoll ich etwan dieſe Denkungsart, die ich in meiner Jugend behauptet habe, da ich noch bey meinen Fehlern Entſchuldigung verdienen konnte, itzt in meinem ſinkenden Alter, wieder verändern, und mich gleichſam umſchaffen? Nein dieß kann ich nicht; indeß werde ich nichts vornehmen, wodurch ich mich mißfällig machen könnte; außer, daß ich das unglückliche Schickſal eines ſo großen Mannes und meines geliebteſten Freundes, beklage. Könnte ich anders denken, ſo würde ich meine

Hand-

Handlungen nie verleugnen; damit ich nicht bey meinem Verbrechen noch ein Betrüger, und bey meiner Verſtellung noch ein feiger und leichtſinniger Menſch ſcheinen möchte. Doch man macht mir den Vorwurf, daß ich die Beſorgung derjenigen Spiele unternommen habe, welche der junge Cäſar dem Andenken der Siege ſeines Oheims widmete? Allein, dieß betraf die beſondere Verbindlichkeit, die ich erfüllen mußte, und nicht die Republik überhaupt. Ja ich war dieſe Pflicht dem Andenken meines vertrauteſten Freundes, dem Ruhme des Verſtorbenen ſchuldig; und dem hofnungsvollen jungen Cäſar, der ſo würdig iſt von ihm abzuſtammen, konnte ich ſie noch weniger verſagen. Ich bin auch oft in dem Hauſe des Conſuls Antonius geweſen, um ihm meine Ehrfurcht zu beweiſen; und zu dieſen werden Sie eben diejenigen, die mich für einen Feind des Vaterlands halten, ſehr oft in der Abſicht kommen ſehen, um etwas von ihm zu erhalten oder zu erbitten. Aber welche Verwegenheit iſt dieß! Da Cäſar mich nie verhindert hat, mit wem ich wollte, wenn es auch ſeine Freunde nicht waren, vertraut umzugehen; ſo wollen diejenigen, die mir meinen Freund entriſſen haben, durch ihre Verleumdungen es dahin bringen, daß ich nicht nach meinem Gefallen meine Freunde mir wählen ſoll? Doch ich hoffe, daß meine ſtille Lebensart künftig alle falſche Nachrichten zu widerlegen vermögend ſeyn werde; und daß auch die, welche mir nicht günſtig ſind, wenn ſie meine Beſtändigkeit gegen den Cäſar ſehen, lieber ſolche Freunde ſich wünſchen werden, die mir, als die ihnen ſelbſt ähnlich ſind. Ich aber werde, wenn meine Wünſche erfüllt ſind, meine übrige Lebenszeit in Rhodus in Ruhe zubringen. Sollte mich ein Zufall daran verhindern, ſo werde ich auch in Rom allezeit den Vorſatz äußern, das Beſte der Republik zu behaupten. Ich bin

unſerm Trebatius vielen Dank ſchuldig, daß er mir die Geſinnungen Ihres redlichen und freundſchaftlichen Herzens entdeckt, und mich dadurch um ſo vielmehr verbunden hat, denjenigen aus Pflicht hochzuſchätzen und zu verehren, den ich allezeit aus Neigung geliebt habe. Leben Sie recht wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Siebenter Brief.

Plinius an den Tacitus *.

Sie verlangen, daß ich Ihnen den Tod meines Oheims beſchreiben ſoll, damit Sie der Nachwelt eine richtigere Erzählung davon hinterlaſſen können. Ich danke Ihnen dafür. Denn wenn ſein Tod von Ihnen geprieſen wird, ſo glaube ich, daß er einen unſterblichen Ruhm zu gewarten habe. Ob er gleich durch den Untergang einer der ſchönſten Gegenden, wie Völker und Städte durch ihren Untergang merkwürdig werden **, ſo umgekommen iſt, daß er in dem Andenken der Menſchen faſt ewig leben wird; und ob er gleich ſelbſt viele und dauernde Werke aufgeſetzt hat, ſo wird doch durch Ihre unſterblichen Schriften, auch ſein Name noch weit mehr verewiget werden. Denn nach meiner Meinung ſind diejenigen ſehr glücklich, denen die Götter das Glück vergönnet haben, beſchreibungswürdige Thaten zu thun, oder leſenswürdige Schriften zu verlaſſen; diejenigen aber ſind die glücklichſten, denen beydes verliehen worden;

* Der 16 Br. des 6 B.

** Der Ueberſetzer folgt hier der Erklärung des Catanäus, die auch Longolius vorziehet.

worden; und in dieſe Anzahl wird nun mein Oheim ſowohl durch ſeine Schriften als durch die Ihrigen kommen. Ich nehme deswegen um ſo viel lieber Ihren Auftrag an, ja ich fordere ihn von Ihnen. Mein Oheim war zu Miſenum, und verwaltete ſelbſt das Befehlshaberamt über die Flotte. Am drey und zwanzigſten Auguſt, des Nachmittags um ein Uhr, meldete ihm meine Mutter, daß man eine Wolke von ungewöhnlicher Größe und Geſtalt gewahr werde. Er war eben in der Sonne ſpazieren geweſen, und hatte drauf ſich des kalten Bades bedient; er hatte nur ein wenig gegeſſen, und ſtudirte nun wieder. Er ließ ſich alſo ankleiden, und ſtieg auf eine Anhöhe, von der er dieſes Wunder am beſten betrachten könnte. Diejenigen, die von weiten zuſahen, konnten nicht beſtimmen, aus welchem Berge dieſe Wolke hervorkäme; man erfuhr hernach, daß es der Veſuv wäre. Die Geſtalt dieſer Wolke kann ich nicht beſſer als durch die Aehnlichkeit mit einer Fichte beſchreiben. Denn anfangs hob ſie ſich in die Höhe, wie ein ſehr langer Stamm, und dann breitete ſie ſich in verſchiedene Zweige aus; weil ſie, wie ich mir einbilde, erſt durch einen heftigen Stoß der Luft emporgetrieben ward. Aber wie dieſer nachließ, ſo breitete ſie ſich, durch ihre Schwere vielleicht niedergedrückt, weiter aus, und verſchwand. Bisweilen war ſie weißlich, bisweilen dunkel und fleckigt, nachdem ſie viel Erde und Aſche mit ſich in die Höhe genommen hatte. Dieſe ſeltſame Erſcheinung ſchien meinem Oheim, der eine weitläuftige Kenntniß beſaß, eine genauere Unterſuchung zu verdienen. Er befahl ein liburniſches Schiff fertig zu halten, und er ließ mir die Freyheit, daß ich ihn begleiten könnte. Ich ſagte ihm, daß ich lieber ſtudiren möchte, und er hatte mir eben etwas auszuarbeiten gegeben. Er gehet alſo aus dem Hauſe und nimmt ſeine Schreibetafeln mit ſich. Die Sol-

daten

daten der Flotte die zu Retina lagen, waren durch die drohende Gefahr erſchreckt worden; denn dieſer Flecken lag weiter unten, und man konnte nicht anders als mit Schiffen davon kommen. Dieſe baten ihn deswegen, daß er ſich bey einer ſo großen Gefahr zu retten ſuchen möchte *. Er veränderte nunmehr ſeine Abſicht; und was er erſt aus Neugierde unternommen hatte, das that er nun aus Menſchenliebe. Er ließ die vierrudrigten Schiffe in die See bringen, und trat hinein, nicht nur um dem Flecken Retina, ſondern auch um vielen andern, womit dieſe Küſte wegen ihrer Annehmlichkeit häufig beſetzt war, zu Hülfe zu kommen. Er eilte dahin, woher andre flohen, und ließ den Lauf und das Steuerruder ſeines Schiffs gerade auf die Gefahr hinrichten. Er war ſo frey von aller Furcht, daß er alle Veränderungen, alle Geſtalten dieſer unglücklichen Scene, wie ſie ſich ihm zeigten, anmerkte und aufzeichnen ließ. Schon war Aſche in die Schiffe gefallen; und ſie ward immer heiſſer und dicker, je näher ſie kamen. Schon fand man auch Bimſenſteine, und ſchwarze verbrannte und vom Feuer zerbrochene Stücken. Die See trat ſchon ſchnell zurück, und durch die zertrümmerten Felſenſtücken ward das Ufer verſchüttet. Er ſtand ein wenig bey ſich an, ob er zurück lenken ſollte; aber gleich darauf antwortete er dem Steuermann, der ihm anrieth es zu thun; den Muthigen hilft das Glück; fahre zum Pomponianus. Dieſer war zu Stabiä, und durch einen Meerbuſen ganz abgeſchnitten. Denn das Meer ergießt ſich da hinein, nachdem es unvermerkt die Ufer vorbey gegangen, und ſie aus-

* Man hat nicht die Oxforter Lesarten dieſer Stelle, wie der engliſche Ueberſetzer, ſondern den Text des Corte und Longolius zum Original angenommen. Ueb.

ausgehölet hat. Hier hatte derſelbe, da die Gefahr zwar noch nicht ſich näherte, aber doch ſichtbar, und wenn ſie größer wurde, ganz nahe war, ſein Haußgeräthe in die Schiffe bringen laſſen, um ſogleich die Flucht zu ergreifen, wenn der entgegenſtehende Wind ſich legen würde, durch den mein Oheim eben zu der Zeit glücklich zu ihm geführt wurde. Er umarmte den erſchrockenen Pomponianus, tröſtete ihn, munterte ihn auf; und damit er die Furcht deſſelben durch ſeine Gelaſſenheit mäßigen möchte, ließ er ſich ins Bad bringen. Nach dem Bade ſetzte er ſich zu Tiſche, und ſpeißte mit Vergnügen, oder welches eben ſo bewundernswürdig war, mit der Mine des Vergnügens. Indeß ſah man aus dem Berge Veſuv an vielen Orten, ſehr weit ausgebreitete Flammen, und die Glut hoch emporſtrahlen, und durch die Finſterniſſe der Nacht wurde ihr heller Schein noch ſtärker. Mein Oheim wollte das Schrecken zu mäßigen ſuchen, und ſagte deswegen, die Landleute hätten aus Furcht ihre Feuer verlaſſen, und die leeren Landhäuſer wären wegen ihrer Abweſenheit von den Flammen ergriffen. Drauf begab er ſich zur Ruhe, und ſchlief auch würklich feſt. Denn die, welche vor der Thüre herumgiengen, hörten ihn ſo ſchwer und laut athmen, wie er wegen ſeines ſtarken Körpers pflegte. Aber der freye Platz, der zu dem Zimmer führte, war ſchon mit Aſche und vermiſchten Brandſteinen ganz überdeckt; und wenn er länger im Schlafzimmer geblieben wäre, würde er nicht haben heraus gehen können. Man weckte ihn alſo; und er gieng wieder zum Pomponianus und zu den übrigen, die mit gewacht hatten. Sie hielten gemeinſchaftlich Rath, ob ſie noch länger in dem Hauſe ſich verweilen, oder im Freyen herum gehen wollten. Denn das Hauß wankte ſchon von den öftern und heftigen Stößen; es war wie aus ſeinem

Grunde gehoben, und ſchien bald hier, bald dorthin zu ſinken oder zurückgeworfen zu werden. Im Freyen hingegen mußte man die herabfallenden ausgebrannten Steine, wenn ſie auch leicht waren, befürchten; indeß erwählte man doch bey Vergleichung des Unglücks, lieber das Freye. Bey meinem Oheim überwog eine vernünftige Urſache die andre, bey den übrigen aber nur eine Furcht die andre. Sie ließen ſich Kopfküßen um das Haupt mit Tüchern feſtbinden, um wider das, was herabfallen könnte, geſichert zu ſeyn. Noch war es an andern Orten Tag, dort aber war die ſchwärzeſte und dickſte Nacht, die doch durch viele Fackeln und die verſchiedenen Flammen aufgehellt wurde. Sie hielten für gut, an das Ufer zu gehen, und von weiten zuzuſehen, ob man ſich wieder in die See wagen dürfte, die noch hoch und ſtürmiſch blieb. Hier legte er ſich auf das abgenommene Kopftuch nieder, forderte zu verſchiedenen malen kaltes Waſſer, und trank es. Die Flammen und der Geruch des Schwefels, auf den die Flammen zu folgen pflegen, nöthigten hierauf die andern zur Flucht, und ihn, aufzuſtehen. Er lehnte ſich auf zween Knechte, und hob ſich auf, fiel aber gleich darnieder. Er war, wie ich vermuthe, von dem dicken Dunſte erſtickt; und der Magen war ihm verſchloſſen, der bey ihm von Natur ſchwach, klein und aufſtoßend war. Den dritten Tag, nach dem letzten den er erlebte, fand man, da es wieder lichte ward, ſeinen Körper vollkommen unverletzt, und noch wie er angezogen geweſen. Er ſchien in ſeiner Lage, mehr einem ſchlafenden, als einem verſtorbenen ähnlich. Ich war indeß mit meiner Mutter zu Miſenum. Doch dieß betrift nicht die Geſchichte, und Sie haben ſonſt nichts als die Nachricht von ſeinem Tode verlangt. Ich ſchließe alſo, und ſetze nur noch hinzu, daß ich alles, wie ich es ſelbſt geſehen, oder

gleich anfangs, da man die Wahrheit am gewiſſeſten erfährt, gehört habe, Ihnen getreulich wieder erzähle. Sie werden nur das vornehmſte darinn ausleſen; weil es etwas ganz anders iſt, einen Brief, und eine Geſchichte; für einen Freund, und für die Welt ſchreiben. Leben Sie wohl.

Achter Brief.

Plinius an den Romanus Firmus.

Sie ſind mein Landsmann, mein Mitſchüler, und von meiner frühen Jugend an mein Geſellſchafter geweſen. Ihr Vater war ein Freund meiner Mutter, meines Oheims, und auch der meinige, ſo viel es die Ungleichheit des Alters verſtattete; dieß alles ſind große und wichtige Urſachen, warum ich verbunden bin, zu der Vergrößerung Ihres Anſehens alles beyzutragen. Da Sie bey uns Decurio ſind; ſo zeigt dieß ſchon an, daß Ihr Vermögen auf hundert tauſend Nummos geſchätzt werde. Damit wir alſo das Vergnügen haben, Sie nicht nur als Decurio, ſondern auch als römiſchen Ritter bey uns zu beſitzen, ſo biete ich Ihnen dreymal hundert tauſend Nummos an, um die Summe desjenigen Vermögens zu ergänzen, das Sie als Ritter beſitzen müſſen. Ihre Freundſchaft, die ſo lange gedauert hat, verſpricht mir, daß Sie dieſes Geſchenk nie vergeſſen werden. Und ich will Sie nicht einmal erinnern, (wie ich es thun müßte, wenn ich nicht verſichert wäre, Sie würden dieß freywillig beobachten) daß Sie dieſe Würde, die Sie von mir empfangen, eben weil Sie ſie von mir empfangen haben, mit aller möglichen Behutſamkeit verwalten mögen. Denn diejenige Ehrenſtelle muß man noch ſorg-

ſorgfältiger zu behaupten ſuchen, bey der man ſich der Wohlthat eines Freundes nicht unwürdig machen darf. Leben Sie wohl.

Neunter Brief.

Plinius an den Maximus. *

Ich glaube daß ich itzt ein Recht habe, diejenige Gefälligkeit für meinen Freund von Ihnen zu erbitten, die ich den Ihrigen freywillig erzeigen würde, wenn mir eben die Gelegenheit dazu gegeben wäre. Arrianus Maturius iſt einer der angeſehenſten Männer zu Altinum. Wenn ich dieß von ihm ſage, rede ich nicht von ſeinem Vermögen, welches ſehr groß iſt, ſondern von ſeiner Rechtſchaffenheit, Billigkeit, von ſeinen anſtändigen Sitten und ſeiner Klugheit. Ich ſelbſt bediene mich ſeines Raths bey meinen Geſchäften, und ſeiner Critik bey meinen gelehrten Arbeiten. Denn Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Einſicht, ſind ſeine vornehmſten Eigenſchaften. Er liebt mich (ich kann es nicht ſtärker ausdrücken) wie Sie. Er iſt frey von aller Ehrſucht, und er iſt bey ſeinem Ritterſtande geblieben, da er leicht zu dem vornehmſten Range in der Republik gelangen konnte. Indeß iſt es doch meine Pflicht, ihn vorzüglich zu ehren, und zu erheben. Ich wünſchte alſo außerordentlich, daß ich wider ſein Vermuthen, wider ſein Wiſſen, ja vielleicht wider ſeinen Willen, ſein Anſehen einigermaßen vergrößern könnte, doch ſo vergrößern, daß es ihm zum Ruhme gereichte, ohne ihm beſchwerlich zu werden. Sobald Sie alſo Gelegenheit finden, ihm auf dieſe Art zu die-

* Der 2 Br. im 3 B.

nen, ſo bitte ich Sie, daß Sie diß ja thun wollen. Sie werden mich, Sie werden ihn zu der größten Dankbarkeit verbinden. Denn ob er gleich dieſe Gefälligkeit nicht ſucht, ſo wird er ſie doch ſo dankbar annehmen, als wenn er ſie geſucht hätte. Leben Sie wohl.

Zehnter Brief.

Plinius an den Catilius. *

Ja, ich will heute Ihr Gaſt ſeyn; aber Sie müſſen mir im voraus verſprechen, daß Ihr Gaſtmahl kurz und mäßig ſeyn ſoll; und daß wir nur an Socratiſchen Geſprächen Ueberfluß haben werden, ob wir gleich auch hierinn Maaße halten müſſen. Es könnten viele noch vor dem Tage in öffentlichen Verrichtungen ausgehen; und dieſen durfte auch ein Cato nicht ungetadelt begegnen. Doch Cato wurde von dem C. Cäſar ſo getadelt, daß es ihm zum Lobe gereichte. Dieſer erzählt nämlich, wie diejenigen, denen er berauſcht entgegen gekommen war, roth geworden wären, als ſie ihm das Geſicht aufdeckten. Man hätte glauben ſollen, ſetzt er hinzu, daß der Cato dieſelben, nicht daß ſie den Cato entdeckt hätten. Konnte man wohl dem Cato mehr Achtung beweiſen, als wenn er auch in der Trunkenheit noch ſo verehrungswürdig war? Bey unſerm Gaſtmahle aber müſſen wir nicht nur den Aufwand und die Pracht, ſondern auch die Zeit deſſelben einſchränken. Denn wir ſind nicht ſolche Männer, denen auch nicht einmal ihre Freunde etwas vorwerfen können, ohne ſie zugleich zu loben. Leben Sie wohl.

Eilfter

* Der 12 Br. des 3 B.

Eilfter Brief.

Plinius an den Titianus. *

Was machen Sie itzt? Was werden Sie künftig thun? Ich ſelbſt genieße das allerangenehmſte, das heißt, das allerruhigſte Leben. Deßwegen kann ich unmöglich lange Briefe ſchreiben; ich leſe ſie lieber. Jenes rührt daher, weil ich ein wenig wollüſtig, und dieſes, weil ich müßig bin. Denn niemand iſt träger als ein Wollüſtling, und neugieriger als ein Müßiggänger. Leben Sie wohl.

Zwölfter Brief.

Boileau an Racinen.

So lange Sie in Paris waren, habe ich eigentlich nur Sie geſehen; und ſeitdem Sie nicht mehr da ſind, ſehe ich nun, ſo zu ſagen, gar niemand mehr. Erwarten Sie alſo nicht, daß ich Ihnen für Ihre Neuigkeiten wieder andre ſagen werde; denn ich weiß keine. Man ſpricht auch außerdem hier itzt von nichts anders, als von der Belagerung von Mons, wovon ich Ihnen nicht erſt Nachricht geben darf. Die genauen Umſtände, die Sie mir davon gemeldet haben, ſind mir recht ſehr angenehm geweſen. Indeß geſtehe ich Ihnen, daß ich es gar nicht vertragen kann, daß der König ſich ſo ſehr in Gefahr be-

 giebt,

* Der 23 Br. im 9 B.

giebt. Es iſt eine üble Gewohnheit die er angenommen hat, und von der er ſich loßmachen ſollte; ſie ſtimmt auch gar nicht mit der erhabnen Klugheit überein, die er in allen ſeinen andern Handlungen zeiget. Iſts möglich, daß ein Fürſt, der ſo viel Vorſicht braucht, um Mons zu belagern, doch ſo wenig anwenden kann, um ſein Leben zu ſchonen? Ich weiß wohl, er kann das Beyſpiel der Alexander und Cäſars für ſich anführen, die ſich ſo in Gefahr begaben; aber handelten dieſe recht, da ſie dieß thaten? Ich glaube nicht, daß er den Vers des Horaz geleſen hat: decipit exemplar vitiis imitabile. Ich freue mich, da ich höre, daß Sie in einem Kloſter, ja in einer Celle mit dem Herrn von Lavoir ſind. Denn obgleich die Wohnung ein wenig eingeſchränkt iſt, ſo glaube ich doch, daß man ſich da nicht eben ſo ſehr nach der Regel einſchränket, und daß man da nicht während der Mahlzeit etwas zu leſen vornimmt, wenn es nicht etwan ſolche Briefe ſind, wie die meinigen. Ich ſagte es Ihnen wohl, da Sie abreiſeten, daß ich Sie nicht länger bedauerte, weil Sie Ihre Reiſe mit einem Manne, wie er iſt, antreten würden, bey dem man alle mögliche Bequemlichkeit findet, und in deſſen Geſellſchaft man leicht alle mögliche Unbequemlichkeiten vergeſſen kann. Ueberdieß ſehe ich wohl, daß Sie nun ein kriegserfahrner Soldat geworden ſind, der wider alle Gefahren und Beſchwerlichkeiten abgehärtet iſt. Ich ſehe wohl, ſage ich, daß Sie nun zu Mons Ihren Ruhm wieder erlangen, und daß alle bittre Spöttereyen wegen der Reiſe von Gam nun auf mich allein zurückfallen werden. Herr von Cavoir hat ſchon einen guten Anfang gemacht, mich dazu vorzubereiten. Gott gebe nur, daß ich Sie hören möge, wenn ich gleich in Gefahr komme, ſchlecht darauf zu antworten. Aber, um Ihnen nichts zu verhelen, mein Schaden verſchlimmert

ſich

ſich nicht nur, ſondern ich zweifle auch, daß er geheilt werden könne. Doch dafür bin ich nun von dem Ehrgeitze und der Eitelkeit recht gut geheilt worden. Und ich weiß in der That nicht, ob es nicht beſſer ſey von dem einen, als von dem andern Uebel befreyt zu werden; denn je mehr ich mich von Ehrenbezeugungen und Reichthümern entfernt ſehe, deſto näher ſcheine ich der Zufriedenheit zu kommen. Ich bin ein einzigmal ſeit Ihrer Abreiſe in unſrer Verſammlung geweſen. Herr de la Chapelle vergaß nicht, wie Sie ſich leicht einbilden, ſogleich eine Medaille auf die Belagerung von Mons vorzuſchlagen ꝛc.

Dreyzehnter Brief.

Racine an ſeinen Sohn, der an Hof kommen ſollte.

Es iſt ganz gewiß; wir reiſen von hier ab, um in die Picardie zu gehen. Weil ich dich in vierzehen Tagen nicht ſehen werde, und weil du mir unaufhörlich in Gedanken liegeſt, ſo muß ich dich nothwendig noch an eins und das andre erinnern, welches, wie ich glaube, zu deiner Aufführung unentbehrlich iſt.

Das erſte iſt, daß du ausnehmend behutſam in deinen Geſprächen ſeyn, und den Vorwurf vermeiden mußt, ein Schwätzer zu heißen. Dieß iſt der ſchlimmſte Vorwurf, den man einem jungen Menſchen an demjenigen Orte machen kann, wohin du itzt kömmſt. Das zweyte iſt, daß du den guten Rath des Herrn Vigan und ſeiner Frau, die

dich wie ihr Kind lieben, mit der gröſten Willigkeit annehmen mußt.

Vergiß deine Studien nicht, und übe beſtändig dein Gedächtniß, welches ſehr geübt werden muß. Wenn ich zurück komme, wirſt du mir von allem, was du geleſen haſt, Rechenſchaft geben müſſen, beſonders von der franzöſiſchen Geſchichte, worüber ich mir deine Auszüge werde zeigen laſſen.

Du weißt, was ich dir von den Opern und Comödien geſagt habe; man wird ſie zu Marli ſpielen. Es iſt für dich und auch für mich höchſt wichtig, daß man dich nicht darinn ſehe; beſonders da du itzt in Verſailles biſt um deine Exercitien zu treiben, und nicht um allen dieſen verſchiedenen Ergötzlichkeiten beyzuwohnen. Der König und der ganze Hof weiß es, wie ſehr ich mir ein Gewiſſen mache, dahin zu gehen; und ſie würden ſich keinen vortheilhaften Begriff von dir machen, wenn du in dem Alter, wo du itzt biſt, ſo wenig Achtung für mich und für meine Geſinnungen bezeigteſt. Vor allen Dingen muß ich dir die Sorgfalt für deine Glückſeligkeit empfehlen; und daß du nie die Liebe für die Religion verliehren mögeſt, die ich an dir bemerkt habe. Es würde das gröſte Mißvergnügen von der Welt für mich ſeyn, wenn ich erfahren ſollte, daß du nicht fromm wäreſt, und daß Gott dir gleichgültig ſey. Ich bitte dich, nimm ja dieſe Erinnerungen mit eben der Freundſchaft an, mit der ich ſie dir gebe. Lebe wohl, mein lieber Sohn, und melde mir oft, wie du dich befindeſt.

Vier=

Vierzehnter Brief.

Bittſchrift der Frau Fouquet an den König Ludewig XIV. für ihren Mann, der als Oberaufſeher der Finanzen zu beſtändigem Gefängniſſe verurtheilt ward.

Sire,

Es iſt heute das größte Feſt von der Welt, weil es das Feſt Ew. Majeſtät iſt, eines großen Heiligen und eines großen Königs, der die Langmuth und die Gnade unter ſeine göttlichen und Heldentugenden rechnet. Aber, Sire, ſo herrlich auch dieſer Tag bisher geweſen iſt; ſo wird er doch für die Nachwelt unendlich merkwürdiger werden, wenn Ihro Majeſtät ihn dadurch verherrlichen, daß Sie dem allerunglücklichſten unter Ihren Unterthanen, und der am allermeiſten bekümmert iſt, Sie beleidiget zu haben, vergeben wollen, da ich es noch einmal wage Sie darum anzuflehen. Alle die Blumen, Sire, die Ew. Majeſtät heute bekommen, werden morgen verblüht ſeyn; aber wenn wir von Ihnen dasjenige erhalten, was nur Ihre Langmuth, nur Ihre Großmuth uns hoffen läßt, ſo werden Sie ſich ſelbſt mit ewigen Blumen krönen, die mit jedem Tage, mit jedem Jahre, mit jeglichem Jahrhunderte einen neuen Glanz erlangen werden. Ich wage es, Sire, und beſchwöre Ew. Majeſt. darum, bey allem was Ihnen am liebſten iſt, das iſt, bey Ihrer eigenen Ehre; und um meinen Schmerz bey einem Tage der Freuden, wie der heutige iſt, zu mäßigen, ſo bitte ich Gott, Sire, daß er auf ewig Ew. Majeſt. eben ſo glücklich machen möge, als ich elend bin.

Fünf=

Funfzehnter Brief.

Von der Frau du Montier an ihre Tochter.

Sammle deine ganze Unterwerfung in den Willen der Vorſicht, meine liebe Tochter! dein Vater iſt nicht mehr, und der Augenblick, da ich mich wieder mit meinem Gemahl vereinigen werde, iſt nicht weit. Vermuthlich wird dieß der letzte Brief ſeyn, den du von mir bekömmſt; ich hätte ihn gern mit eigener Hand geſchrieben; aber die Schwachheit, die ich empfinde, erlaubt mir dieſes Vergnügen nicht. Dein Vater iſt wie ein Heiliger geſtorben, und in dieſem Stücke bleibt mir nichts übrig als dem Herrn zu danken. Ich wünſchte, daß ich dir die Art ſeines Todes verbergen könnte; aber du würdeſt ſie doch bald oder ſpät erfahren, und ſo wäre dein Schmerz nur verzögert.

Einer von unſern benachbarten Edelleuten, der nach ſeiner Denkungsart eben ſo ſehr zum Pöbel gehörte, als er ſich wegen ſeiner Ahnen erheben konnte, war oft in unſer Landgut gekommen, um da zu jagen. Dein unglücklicher Vater traf ihn auf der That an, und machte ihm deswegen Vorwürfe, vielleicht mit allzuviel Stolz. Er war unbewafnet, und dieſer Böſewicht, der ſeine Flinte geladen hätte, ſchießt ihm zwo Kugeln in den Leib. Man trug deinen ſterbenden Vater zurück; und faſt zu gleicher Zeit brachten drey Bauern, die ſich des Mörders bemächtigt hatten, denſelben zu uns. Das erſte, wofür mein Gemahl ſorgte, war, daß er dieſen Unglücklichen in Verwahrung bringen, und ſeinen Vater rufen ließ, ob wir gleich ſeit vielen Jahren in Mißvergnügen lebten. Er hat ihm ſeinen Sohn wieder übergeben, und Geld unter die Bauern ausgetheilt,

um

um ſie zum Stillſchweigen zu nöthigen; und ſeine Kinder, die er verſammeln ließ, mußten ihm ſchwören, daß ſie niemals ſuchen wollten ſeinen Tod zu rächen. Hierauf hat er an nichts mehr gedacht, als wie er ſich bereiten möchte, vor Gott zu erſcheinen; und in den fünf Tagen, die er nach ſeiner Wunde noch erlebte, hat er nicht aufgehört den Herrn um Barmherzigkeit anzurufen, und er hat beſtändig dieſe Worte wiederholet: verzeihe mir, mein Gott, wie ich demjenigen verzeihe, der die Urſache meines Todes iſt. Er hat ſich geweigert ſeinen Mörder der Obrigkeit anzuzeigen, und Gott hat ihm, um ihn ſchon in dieſem Leben für das Opfer, das er ihm brachte, zu belohnen, die Bekehrung ſeines Feindes gewähret, um die er ihn ſo heftig bat. Den Abend vor ſeinem Tode, iſt der Vater dieſes Edelmanns gekommen, um ihn in ſeinem Namen um Vergebung zu bitten, und er brachte ihm einen Brief, den er aus dem Kloſter la Trape geſchrieben, wohin er ſich verborgen hat. Er bat deinen armen Vater inſtändig, daß er für ihn den Herrn um Beharrlichkeit im Guten anrufen möchte. Dieſer glückliche Zufall hat unſern Schmerz gelindert; ich empfieng die letzten Seufzer deines Vaters mit Standhaftigkeit; aber ſo ſehr ich mich auch bemühte, um mich in dieſer Verfaſſung zu erhalten, ſo iſt doch mein Körper zu ohnmächtig geweſen; und in dem Augenblicke, da mein Herz ſich den Befehlen des Himmels unterwarf, ward es ſo ſchrecklich bewegt, daß meine Lebensgeiſter völlig geſchwächt wurden. Ein ſchleichendes Fieber, ein gänzliches Unvermögen einige Nahrung zu behalten, verkündigen mir ein nahes Ende, und die Aerzte glauben nicht, daß ich den achten Tag überleben könne. Indeß leide ich nicht, aber ich bin völlig entkräftet.

Das iſt eins von meinen größten Leiden, indem ich das Leben verlaſſe, daß ich der Beruhigung beraubt bin, dich

noch einmal zu umarmen. Doch worüber betrübe ich mich? wir werden uns bald wiederſehen, liebes Kind. Auch das längſte Leben iſt, mit der Ewigkeit verglichen, nur ein Augenblick. Itzt empfinde ich es, meine Liebe; ich habe nur einen Tag gelebt, und auch davon habe ich den größten Theil verlohren. Nichts bleibt mir übrig, als was ich für meinen Gott gethan habe; und das iſt nur ſehr wenig. Ich hoffe aber dennoch auf ſeine Barmherzigkeit. Die Güte deines Gemahls läßt mir für meine Kinder, in Abſicht auf ihr Glück, nichts mehr zu wünſchen übrig. Ich empfehle ſie dir, meine Liebe; ſey ihre Mutter; und vor allen Dingen vergiß nicht, ſie in der Furcht des Herrn zu befeſtigen. Meine letzten Augenblicke würden mit Bitterkeit erfüllt ſeyn, wenn ich befürchten müßte, daß du deine Standhaftigkeit und deine Ergebung in den Willen des Höchſten bey dieſer Gelegenheit vergeſſen könnteſt. Beweine uns als eine Chriſtinn, als die, welche auf eine Zeit hoft, da ſie uns wiederſehen wird; aber beſchleunige nicht dieſe Zeit, indem du dich einem unmäßigen Schmerz überläſſeſt. Lebe wohl, liebes Kind; ich muß mich nun mit Gott allein beſchäftigen; und ich fühle, daß ich zu ſehr erweicht werde. Der Marqvis wird dir dieſen Brief überbringen. Ich hoffe, daß ihr mit einander diejenige Ruhe genießen werdet, welche der Vorſchmack des Glücks ſeyn wird, wornach ich ſtrebe, und das ich von der Barmherzigkeit des Herrn erwarte. Ich bin ꝛc.

Zweyte

Zweyte Abtheilung.

Von der

Mathematik überhaupt,

Arithmetik und Geometrie.

Einleitung.

Von der Mathematik überhaupt.

§. 1.

Wenn wir die Dinge, die um uns ſind, nur mit einiger Aufmerkſamkeit betrachten, ſo werden wir an allen die Eigenſchaft wahrnehmen, daß ſie ſich vermehren und vermindern laſſen; und dieſe Eigenſchaft, welche allen endlichen Dingen gemein iſt, nennt man Größe (quantitas.)

§. 2.

Man gelangt aber zu der Erkenntniß einer Größe auf zweyerley Art, entweder durch eine einzige unmittelbare Vorſtellung, oder dadurch, daß man ſie mit einer andern uns ſchon bekannten Größe vergleicht. Z. E. die Länge einer Elle, eines Fußes, erkenne ich auf einmal durch die Sinne, die Entfernung aber eines Hauſes von einem andern mache ich mir dadurch deutlich, daß ich ſie mit einer bekannten Länge, z. E. mit einem Schuh vergleiche, und unterſuche, wie oft ein Schuh in dieſer noch unbekannten Größe enthalten iſt. Wenn man nun dieß letztere thut und z. E. findet, daß die Entfernung eines Hauſes von einem andern 100 Fuß beträgt, ſo ſagt man, daß man gemeſſen habe. Meſſen alſo iſt nichts anders, als eine unbekannte Größe durch eine bekannte Größe von eben der Art beſtimmen. Eine ſolche bekannte Größe, deren man ſich zur Beſtimmung einer andern bedient, wird das Maaß genannt. Es iſt

aber zu merken, daß der Ausdruck **Meßen** von den Mathematikern in einem weitläuftigern Verſtande genommen wird, als es im gemeinen Leben gewöhnlich iſt, wie man ſchon aus der gegebenen Erklärung ſehen kann. Wenn ich z. E. einen Haufen Geld vor mir habe, und unterſuche, wie oft eine bekannte Größe von eben der Art, wir wollen ſetzen, ein Thaler, in der ganzen Summe enthalten iſt, ſo habe ich, mathematiſch zu reden, gemeſſen, im gemeinen Leben ſage ich, ich habe gezehlt. Das noch unbekannte Gewicht eines Körpers durch ein bekanntes Gewicht zu beſtimmen, iſt auch eine Art von Meſſen, man pflegt aber ſtatt deſſen **wägen** zu ſagen, u. ſ. f.

§. 3.

Dieſes Meſſen nun kann wieder auf zweyerley Weiſe geſchehen, entweder durch eine unmittelbare Vergleichung, wenn ich z. E. bey einer Länge eine andre bekannte Länge wirklich ſo oft applicire, als es angeht, um zu ſehen, wie oft die eine in der andern enthalten iſt; oder durch bloße Schlüſſe, da man eine Größe mit einem bekannten Maaße vergleicht, ohne daß man es wirklich an ſie bringt. Auf dieſe Art pflegen die Sternkundigen die Weite der Sonne und der Planeten von der Erde zu beſtimmen; und dieſe leztre Art zu meſſen iſt die eigentliche Beſchäftigung der Meßkünſtler, indem die erſtere keine beſondre Anweiſung und große Geſchicklichkeit erfordert, ohngeachtet ſie bey Ausmeſſung exiſtirender Dinge unentbehrlich iſt. Man kann alſo von der Mathematik folgende Erklärung geben: **Sie iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die Natur und Eigenſchaften der Größen erkläret, und zeigt, wie man aus einigen bekannten andre unbekannte durch Schlüſſe entdecken könne.**

§. 4.

§. 4.

Wenn wir uns mit Größen beſchäftigen, ſo betrachten wir dieſelben entweder überhaupt und allgemein, oder an wirklichen Dingen in der Natur. Aus der erſtern Art die Größen zu betrachten entſteht die **reine Mathematik** (matheſis pura) aus der andern die **applicirte** (matheſis applicata.) So gehört z. E. die Betrachtung einer Kugel überhaupt in die reine Mathematik, die Betrachtung des Monds aber, wiefern ich ihn als eine Kugel anſehe, und ſeine Größe unterſuche, in die applicirte Mathematik.

§. 5.

Die reine Mathematik wird von den Meßkünſtlern gemeiniglich in die **Arithmetik**, **Geometrie**, **Trigonometrie** und **Algebra** eingetheilet. Hierzu iſt folgende Eintheilung der Größen zu merken. Man kann die Größſen entweder bloß als eine Menge von Theilen, als ein Ganzes betrachten, ohne darauf zu ſehen, ob dieſe Theile mit einander in einer Verbindung ſtehen. Dieſe pflegt man **unſtetige Größen** (quantitates diſcretas) auch **Zahlen** zu nennen. Oder man kann zugleich auf die Verbindung und Ordnung dieſer Theile ſehen. Dieſe leztre Art von Größen, deren Theile mit einander verbunden ſind, und ein gewiſſes zuſammengeſeztes Ding ausmachen, werden **ſtetige Größen** (quantitates continuae) genannt. Z. E. 8 Menſchen oder 6 Pferde oder 10 Sterne, ſind unſtetige Größen. Ich habe hier nur gewiſſe Dinge zuſammengenommen, und in meinem Verſtande ein Ganzes daraus gemacht, ohngeachtet weder die 8 Menſchen, noch die 6 Pferde, noch die 10 Sterne wirklich mit einander verbunden ſind. Hingegen eine Linie, eine Kugel ſind ſtetige Größen. Denn ſowohl die Theile einer Linie als

auch einer Kugel ſtehen in einer Verbindung und berühren einander. Von den unſtetigen Größen handelt die Arithmetik, von den ſtetigen die Geometrie, von beyden die Trigonometrie und Algebra. In der Trigonometrie lehret man aus einigen Theilen eines Triangels die übrigen durch Rechnen zu finden. In der Algebra betrachtet man die Größen allgemeiner, und ſucht das Unbekannte, indem man es als bekannt anſieht, aus ſeinem Verhalten gegen andre bekannte Dinge vermittelſt gewiſſer Gleichungen * zu entdecken. Dieſe Wiſſenſchaft ſetzt die Buchſtabenrechenkunſt voraus, worinnen man ſich anſtatt der Zahlen der Buchſtaben bedient, um allgemeinere Zeichen zu haben. Die Algebra wird auch Analyſis genennt, ohngeachtet einige unter dieſen beyden Nahmen einen Unterſchied machen. Sie beſteht wiederum aus verſchiednen Theilen; unſre Abſicht aber erlaubt es nicht, uns weiter dabey aufzuhalten.

§. 6.

Die Theile und Grenzen der applicirten Mathematik laſſen ſich nicht beſtimmen, weil ſie ſo viele Wiſſenſchaften enthalten kann, als es Gegenſtände in der Natur giebt, bey denen ſich die Lehre von den Größen anwenden läßt. Die gewöhnlichſten Wiſſenſchaften aber, die man in mathematiſchen Compendien abzuhandeln pflegt, ſind folgende: Die Statik, Mechanik, Hydroſtatik, Hydraulik, Aerometrie, Optik, Catoptrik, Dioptrik,

* Eine Gleichung entſteht, wenn ich einerley Größe auf zweyerley Art ausdrücke. Z. E. 4 mal 8 und 64 durch 2 dividirt zeigen einerley Größe an, nämlich 32. Es machen alſo 4mal 8 und 64 dividirt durch 2 eine Gleichung aus.

trik, Perſpectiv, Aſtronomie, Geographie, Chronologie, Gnomonik, ingleichen die bürgerliche und Kriegsbaukunſt. Die Statik beſchäftiget ſich mit dem Gleichgewichte feſter Körper, die Mechanik betrachtet eben dieſelben in ihrer Bewegung. Von dem Gleichgewichte flüßiger Körper handelt die Hydroſtatik, von ihrer Bewegung die Hydraulik. Die Luft iſt der Gegenſtand der Aerometrie. Mit den Lichtſtrahlen, die gerade fortgehen, beſchäftigt ſich die Optik, mit ſolchen, die von Spiegeln zurückgeworfen werden, die Catoptrik, und mit ſolchen, die in durchſichtigen Materien gebrochen werden, die Dioptrik. In der Perſpectiv lehrt man Flächen und Körper ſo zeichnen, wie ſie in das Geſichte fallen. Die Lehren von der Bewegung der himmliſchen Weltkörper, von ihrer Größe und Entfernungen enthält die Aſtronomie. Die Eintheilung des Raums auf der Erde zeigt die Geographie, und die Eintheilungen der Zeit die Chronologie. Die Wiſſenſchaft Uhren zu verfertigen, durch die man vermittelſt des Schattens der Sonne oder eines andern leuchtenden Weltkörpers die Stunden wiſſen kann, heißt die Gnomonik. Gebäude bequem, dauerhaft und ſchön anzulegen, zeigt die Bürgerliche oder Civilbaukunſt. Oerter aber wohl zu befeſtigen, und wohl befeſtigte Oerter geſchickt anzugreifen oder zu vertheidigen, lehrt die Kriegsbaukunſt, wovon die Geſchützkunſt oder Artillerie als ein Theil angeſehen werden kann. Dieſe beyden Arten von Baukunſt gehören eigentlich, wenn man genau reden will, nicht in die Mathematik, indem ſie noch eine Menge ſolcher Kenntniſſe erfordern, die nicht mathematiſch ſind. Man hat ihnen aber wegen ihrer Nothwendigkeit und Nutzens, und weil ſie größtentheils auf mathematiſchen Gründen beruhen, ſchon ſeit langen Zeiten einen

nen Platz unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften verſtattet.

§. 7.

Die Methode, deren ſich die Mathematiker zu bedienen pflegen, iſt ſo berühmt, und hat vor etlichen Jahren ſo viel Aufſehen gemacht, daß es nicht unnützlich ſeyn wird, einen kurzen Begriff davon zu ertheilen, ohngeachtet dieſes eigentlich in die Vernunftlehre gehört. Sie beſteht aber darinnen. Man fängt von den Erklärungen an, zieht hieraus Grundſätze, d. i. ſolche Sätze, die ein jeder gleich einſieht, ſobald er die Worte verſteht; alsdenn geht man zu den übrigen Sätzen fort, die eines Beweiſes bedürfen, und ſucht ihre Wahrheit aus vorhergegangnen Erklärungen und Grundſätzen, oder aus ſchon erwieſenen Sätzen herzuleiten. Wo es nöthig iſt, ſtreuet man Anmerkungen ein, um den Satz durch ein Beyſpiel zu erläutern, oder die Anwendung auf einen vorkommenden Fall zu zeigen, oder den Erfinder eines Satzes, nützliche Schriften oder ſonſt etwas anzuführen. Ueberall aber beobachtet man das Geſetze, daß man von nichts redet, was man nicht zuvor erkläret hat, und nichts behauptet, was nicht entweder unmittelbar klar iſt, oder ſich aus dem vorhergehenden richtig erweiſen läßt.

§. 8.

Die Erklärungen ſind von zweyerley Gattung. Bisweilen giebt man bloß die Merkmale an, wodurch man eine Sache von allen andern unterſcheiden kann, und dieſe werden Worterklärungen (definitiones nominales) genannt. Bisweilen aber ſagt man darinnen, wie eine Sache möglich ſey oder entſtehen könne, und ſolche Erklärungen

gen heißen Sacherklärungen (definitiones reales ſ. geneticae.) Z. E. folgende Erklärung: Der Cirkel iſt eine Figur, in welcher alle Puncte des äußern Umfangs gleich weit von einem mittlern Puncte abſtehen, iſt eine Worterklärung. Sage ich aber, der Cirkel entſteht, wenn ſich eine gerade Linie um einen veſten Punct bewegt, ſo habe ich eine Sacherklärung.

§. 9.

Wenn Grundſätze bloß gewiſſe Wahrheiten behaupten, ohne zu fordern, daß man etwas verrichten ſoll, ſo werden ſie Grundſätze im engern Verſtande (axiomata) genannt. Wenn ſie aber ſagen, daß etwas gethan werden könne, ſo heißen ſie Forderungen, Heiſcheſätze (poſtulata.) Z. E. das Ganze beträgt ſo viel als alle ſeine Theile zuſammen genommen, iſt ein Grundſatz im engern Verſtande, oder ein Axioma. Hingegen: von einem Puncte bis zu einem andern Puncte läßt ſich eine gerade Linie ziehen, iſt ein Heiſcheſatz oder Poſtulatum.

§. 10.

In den Sätzen, deren Wahrheit nicht unmittelbar in die Augen fällt, ſondern erwieſen werden muß, wird entweder bloß geſagt, daß etwas ſo ſey oder nicht ſey; oder es wird etwas zu bewerkſtelligen verlangt. Die erſtern nennt man Lehrſätze (theoremata), die letztern Aufgaben (problemata) beyde aber mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen Propoſitiones, Sätze. So iſt z. E. der Satz: In einem jeglichen Triangel ſtehet dem größten Winkel die größte Seite gegen über, ein Lehrſatz; hingegen: Aus zwo Seiten und einem Winkel einen Triangel zu beſchreiben, eine Aufgabe. Ein Lehrſatz

hat 2 Haupttheile, den Satz ſelbſt und den Beweiß. Der erſtre enthält das, was man bejaht oder verneint, der andre zeigt den Zuſammenhang deſſelben mit andern wahren Sätzen, die ſchon vorher gegangen. Bey einer Aufgabe findet man drey Stücke, die Aufgabe ſelbſt, die Auflöſung (ſolutio,) d. i. die Art und Weiſe, wie das verlangte bewerkſtelligt wird, und den Beweiß, wodurch man zeiget, daß das verlangte erhalten wird, wenn man der Auflöſung gemäß verfähret.

§. 11.

Solche Sätze, die ſich gleich aus einem erwieſenen Satze herleiten laſſen, nennt man Zuſätze oder Folgerungen (corollaria), und man ſieht leicht, daß es eigentlich Lehrſätze ſind, deren Beweiß aus einem andern Satze ſogleich fließt. Wenn ich z. E. erwieſen habe, daß die Summe aller drey Winkel in einem Triangel ſo viel als zwey rechte Winkel beträgt; ſo folgt hieraus, daß in einem Triangel nicht 2 rechte Winkel ſeyn können; dieſes letztere alſo iſt ein Zuſatz oder Corollarium. Die Anmerkungen (ſcholia) enthalten dasjenige, was zur Erläuterung, oder Hiſtorie, oder Anwendung eines Satzes gehöret.

§. 12.

Außer dieſen angeführten Namen der Sätze, welches die gewöhnlichſten ſind, findet man in der Mathematik noch einige andre. Bisweilen nimmt man einen Satz aus einer andern Wiſſenſchaft, weil man ihn zu einem gewiſſen Beweiſe nöthig hat, und ſolche Sätze, die man gleichſam borgt oder entlehnt, werden eben deswegen Lehnſätze (lemmata) genannt. Bisweilen bedient man ſich auch ſolcher Sätze, die nicht nothwendig aus der Natur

der

der Sache fließen, ſondern auch anders ſeyn könnten; man heißt ſie daher willkührliche Sätze (hypotheſes) dergleichen ſind, daß wir in unſrer gewöhnlichen Arithmetik bis auf 10 zehlen, daß wir den Umfang eines jeden Cirkels in 360 Theile, welche man Grade nennt, eintheilen u. d. gl. denn beydes iſt nicht nothwendig, ſondern bloß willkührlich um der Bequemlichkeit willen eingeführt worden. Hierbey iſt noch zu merken, daß der Terminus Hypotheſis noch in einem andern Verſtande von den Mathematikern gebraucht wird, und auch die Bedingung heißt, unter welcher ein Satz wahr iſt. Z. E. Wenn in einem Triangel alle Seiten gleich groß ſind, ſo ſind auch die Winkel einander gleich. Daß alſo alle Winkel in einem Triangel gleich ſind, findet nur unter der Bedingung ſtatt, wenn alle Seiten gleich groß ſind, dieſes letztere iſt die Hypotheſis, und das erſtre der Satz ſelbſt.

§. 13.

Was die Beweiſe anlangt, deren ſich die Meßkünſtler zu bedienen pflegen, ſo ſind dieſelben vornehmlich von zweyerley Art, directe (demonſtrationes directae) und indirecte (demonſtrationes indirectae, apagogicae, deductiones ad abſurdum.) In den erſtern leitet man unmittelbar den zu erweiſenden Satz aus andern wahren Sätzen her; bey der andern Art aber nimmt man unterdeſſen das Gegentheil für wahr an, und ſchließt daraus ſo lange, bis man auf eine offenbar falſche und ungereimte Folge kömmt. Fließt nun aus dem Gegentheil eines Satzes etwas ungereimtes oder falſches, ſo muß das Gegentheil ſelbſt ungereimt oder falſch ſeyn. Iſt das Gegentheil falſch, ſo iſt der Satz ſelbſt wahr. Man erkennt alſo bey ſolchen Beweiſen die Wahrheit eines Satzes aus der Falſchheit des Gegentheils.

§. 14.

Von dem Nutzen der Mathematik ließe ſich endlich überaus viel ſagen, wenn es nicht wieder unſre Abſicht wäre, uns ohne Noth in Weitläuftigkeit einzulaſſen. Die vornehmſten Urſachen aber, warum jeder junge Menſch, der ſich dem Studiren gewidmet, nach Art der Alten, die Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaft wenigſtens erlernen ſollte, ſind kürzlich folgende. Erſtlich ſchärft ſie den Verſtand ungemein durch die richtigen Beweiſe und ſchöne Ordnung, worinnen ſie ihre Lehren vorträgt, und iſt diejenige unter den menſchlichen Wiſſenſchaften, worinnen man die meiſte Gewißheit antrift. Ferner beruhen alle Künſte, und faſt alle Wiſſenſchaften auf mathematiſchen Gründen. Ohne ſie iſt keine vollkommne und genaue Kenntniß der Natur möglich, und ſelbſt die Gottesgelahrheit, Arzneykunde, und Rechtsgelehrſamkeit können ihrer Hülfe ſelten entbehren. Wenn dieſes alles den Nutzen und die Vortreflichkeit dieſer Wiſſenſchaft nicht beweißt, ſo muß man nichts nützliches und vortrefliches auf Erden antreffen. Wir wollen nunmehr unſern jungen Liebhabern von den nöthigſten Theilen der Mathematik einen kleinen Vorſchmack geben, um ſie einigermaßen zu der Leſung mathematiſcher Schriften, worinnen ſie vollkommnern Unterricht erlangen können, vorzubereiten.

Arithmetik.

§. 1.

Da die Arithmetik, wie wir ſchon im vorhergehenden geſehen haben, von den unſtetigen Größen handelt, oder deutlicher zu reden, diejenige Wiſſenſchaft iſt, welche die Natur und Eigenſchaften der Zahlen betrachtet, und aus einigen bekannten, andere unbekannte finden lehret, ſo wird es nöthig ſeyn einige Erklärungen von den Zahlen voraus zu ſchicken, ehe wir die Eigenſchaften der Zahlen ſelbſt unterſuchen.

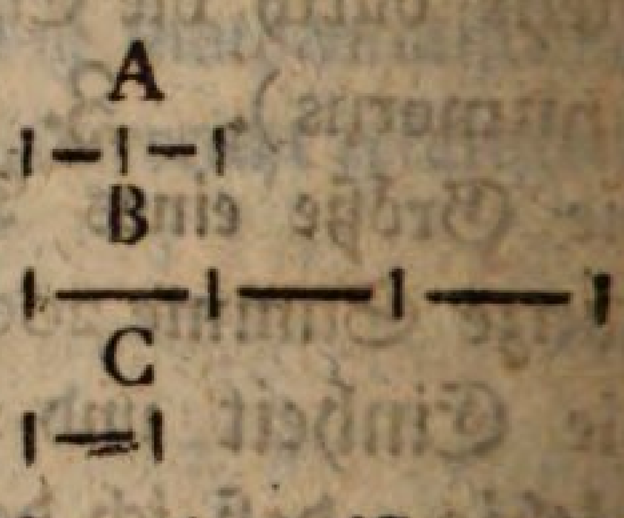
§. 2.

Man kann jede Größe und alſo jedes endliche Ding als ein Maaß annehmen, um dadurch die Vielheit oder Größe einer andern Sache von eben der Art zu beſtimmen. Eine ſolche zum Maaß angenommene Größe wird die Einheit (unitas) genannt, die andre aber die man nunmehr durch die Einheit beſtimmt hat, heißt eine Zahl (numerus). Z. E. wenn ich eine Summe Geld durch die Größe eines Thalers beſtimme, und finde daß die ganze Summe 200 Thaler beträgt, ſo iſt hier der Thaler die Einheit und 200 die Zahl. Es war aber nicht nöthig, daß ich den Thaler zur Einheit annehmen mußte, ich hätte auch eine andre Münze darzu nehmen können, z. E. einen Louis d'or, alsdenn würde eben die Summe Geld die Zahl 40 ſeyn. Ehe ich das Geld zählte, ſo war es nur eine bloße Größe, denn ich wußte nicht die Menge deſſelben, ſondern nur daß es ſich vermehren und vermindern ließ;

ließ; nachdem ich es aber durch die Münze eines Thalers oder Louisdors beſtimmt hatte, wurde es zur Zahl. Man ſieht alſo hieraus daß eine Größe zur Zahl wird, wenn ich ſie mit einer andern Größe oder Einheit vergleiche und durch ſie beſtimme.

§. 3

Man wird aber hierbey zweyerley Fälle antreffen. Denn die Größe, die man in eine Zahl verwandeln will, iſt entweder größer als die Einheit, ſo, daß man die letztere etlichemal nehmen muß, um die Zahl zu erhalten. Dergleichen Zahlen werden **ganze Zahlen** (numeri integri) genannt, und ſie ſind nichts anders als eine Menge von Einheiten. Oder die Größe, die man beſtimmen will, iſt kleiner als die Einheit, ſo, daß man die Einheit erſt in Theile zergliedern muß, um angeben zu können, wie viel die zu beſtimmende Größe davon enthält. Dergleichen Zahlen werden **gebrochne Zahlen** oder **Brüche** (numeri fracti, fractiones) genannt, und ſie entſtehn alſo, wenn man die Einheit in Theile zergliedert und einen oder etliche ſolcher Theile nimmt. Die Sache läßt ſich bequem durch Linien erläutern; wir wollen alſo die Linie A zur Einheit annehmen und dadurch ſowohl die Linie B als auch die Linie C beſtimmen. Wenn wir nun erſtlich die Linie B gegen A halten, ſo werden wir finden, daß B größer als A iſt, und dieſe völlig dreymal enthält; die Linie B iſt alſo in Abſicht auf A eine ganze Zahl, nehmlich die Zahl drey. Nun ſey A wieder die Einheit, und die Linie C die zu beſtimmende Größe. Hier ſehe ich daß die Linie C kleiner iſt als die Einheit, ich würde ſie alſo nicht bekommen können, wenn



ich

ich A etlichemal nähme; Theilte ich aber A in zween gleiche Theile, und nähme einen ſolchen Theil, ſo hätte ich das ganze C. Die Linie C alſo iſt in Anſehung der Linie A ein Bruch und zwar ein halbes.

§. 4.

Aus der gegeben Erklärung erhellt, daß ſich eine Zahl nicht auf Einheiten von verſchiedner Art beziehen könne. Denn ſie entſteht in dem ich einerley Einheit etlichemal ſetze oder ein Stück davon nehme. Ferner iſt auch hieraus klar, daß man Zahlen, die ſich nicht auf einerley Einheit beziehen, unmöglich in eine einzige Zahl verwandeln könne. So werde ich z. E. 6 Pferde und 3 Sterne nicht zuſammen zählen können. Hingegen 6 Pferde und 3 Pferde, oder 6 Sterne und 3 Sterne würden ſich leicht in eine einzige Zahl verwandeln laſſen. Hierbey iſt zu merken, daß Zahlen, die ſich auf einerley Einheit beziehen, z. E. 6 Pferde und 3 Pferde, **gleichartig** oder **homogen**, ſolche aber, deren Einheiten verſchieden ſind, wie z. E. 6 Pferde und 3 Sterne **ungleichartig** oder **heterogen**, genannt werden. Eben dieſe Eintheilung gilt auch von den Größen überhaupt, die gleichartig heiſſen, wenn ſie ſich auf einerley Sache, und ungleichartig, wenn ſie ſich auf verſchiedene Sachen beziehen. Eine andere Eintheilung der Zahlen iſt die, in **beſtimmte** oder **benannte**, und in **unbeſtimmte** oder **unbenannte**; Bey dieſen weiß man blos die Menge der Einheiten, bey jenen aber weiß man zugleich, worauf ſich die Einheit ſelbſt bezieht; Z. E. die Zahl 4, die Zahl 5 ſind unbeſtimmte Zahlen, hingegen 4 Pfunde, 5 Pfunde beſtimmte. Von den erſtern handelt die theoretiſche, von den letztern die practiſche Arithmetik.

§. 5.

Da die Zahlen Größen ſind, Größen aber ſich vermehren und vermindern laſſen, ſo muß dieſes auch bey den Zahlen ſtatt finden. Man vermehret aber eine Zahl, wenn man entweder lauter gleiche Zahlen, oder wenn man ſowohl gleiche als ungleiche Zahlen mit einander verbindet. Das erſtre geſchiehet durchs Addiren, das andre durchs Multipliciren. Bey der Verminderung der Zahlen finden gleichfalls zween Fälle ſtatt. Denn man nimmt eine Zahl aus einer andern entweder nur einmal weg, oder ſo oft als es angeht. Die erſtere Art der Verminderung heißt ſubtrahiren, die andere dividiren. Die Arten, wie man Zahlen verändert, werden Species genannt, und da aus dem vorhergehenden klar iſt, daß nur vier Arten der Veränderung bey den Zahlen ſtatt finden, nämlich zwo Arten der Vermehrung und zwo Arten der Verminderung; ſo ſiehet man hieraus, daß es eigentlich nur vier Species giebt. Denn das Numeriren, welches einige Rechenbücher eine Species nennen, betrift keine Veränderung der Zahlen, ſondern lehret nur, gegebene Zahlen durch Zeichen auszudrücken, und bezeichnete Zahlen gehörig auszuſprechen.

§. 6.

Addiren iſt alſo nichts anders, als aus etlichen gegebenen Zahlen, eine einzige finden, die ſo groß iſt, als die gegebenen zuſammen genommen. Die neue Zahl, die alsdenn entſteht, wird die Summe oder das Aggregat genannt, das Zeichen, wodurch man die Addition anzeigt, iſt + und wird plus ausgeſprochen. Sollte ich alſo 8 und 7 addiren, ſo würde ich es ſo anzeigen, 8 + 7, die Zahl 15,

welche

welche ſo viel Einheiten enthält, als 8 und 7 zuſammen genommen, würde die Summe ſeyn.

§. 7.

Subtrahiren heißt, aus zwo gegebenen Zahlen eine andere finden, die mir anzeigt, wie viel übrig bleibt, wenn ich die eine Zahl aus der andern einmal hinweg nehme. Die Zahl, die alsdenn heraus kömmt, heißt der **Unterſchied** oder die **Differenz**, das Zeichen iſt — und wird **minus** ausgeſprochen. Z. E. nehme ich die Zahl 3 aus der Zahl 8 weg, ſo bleibt 5 übrig, 5 alſo iſt der Unterſchied, und die Operation ſelbſt bezeichnet man alſo: 8—5.

§. 8.

Multipliciren heißt eine Zahl etlichemal zu ſich ſelbſt addiren, oder ſo viel mal nehmen als es die andre von zwo gegebenen Zahlen verlangt. Die Zahl, die etlichemal genommen werden ſoll, wird der **Multiplicandus**, die andre aber, die anzeigt, wie oft es geſchehen müſſe, der **Multiplicator**, beyde aber werden mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen, **Factores** genannt. Die neue Zahl, die nach der Multiplication entſteht, heißt das **Product** oder **Factum**; Ihr Zeichen iſt ⋊ oder . und wird **mal** ausgeſprochen. Z. E. wenn 5 durch 3 multipliciret werden ſoll, ſo ſchreibt man dieſes ſo: 5⋊3 oder 5.3; 5 iſt hier der Multiplicandus, 3 der Multiplicator, beyde Factores, und 15 würde das Product ſeyn.

§. 9.

Dividiren heißt eine Zahl aus einer andern ſo oft wegnehmen als es angeht, und bemerken, wie oft dieſes geſchehen kann; oder, unterſuchen, wie oft eine Zahl in

einer

einer andern enthalten iſt. Die Zahl, die man aus der andern wegnimmt oder von der man wiſſen will, wie oft ſie in einer andern enthalten iſt, wird der **Diviſor**, die andere aber der **Dividendus** genannt. Die neue Zahl, die nach der Diviſion entſteht, und die anzeigt, wie oft die erſtre in der andern enthalten, heißt der **Quotient** oder **Quotus**. Das Zeichen der Diviſion iſt entweder zween Puncte, die über einander ſtehen: oder eine Querlinie, ſo, daß man den Dividendum über die Linie, den Diviſor aber darunter ſetzt. Z. E. ſoll 32 durch 4 dividiret werden, ſo drückt man dieſes alſo aus, 32:4 oder $\frac{32}{4}$; Hier iſt 32 der Dividendus, 4 der Diviſor, und 8 würde der Quotus ſeyn.

Grundſätze.

§. 10.

Jede Größe, jede Zahl iſt ſich ſelbſt gleich.

Anm. Dieſer Grundſatz will ſo viel ſagen: es kann eine iede Größe oder Zahl auf viererlerley Art entſtehen, und daher kann man ſie auch auf vierlerley Art ausdrucken oder bezeichnen. Alle die verſchiednen Ausdrücke aber werden einander gleichgelten, wofern ſie nur einerley Größe bezeichnen. Z. E. die Zahl 9 könnte aus der Addition der 6 und 3, aus der Subtraction der 4 von 13, aus der Multiplication der 3 in 3, aus der Diviſion der 18 durch 2 u. ſ. f. entſtanden ſeyn, alle dieſe Ausdrücke nun $6+3$, $13-4$, 3×3, $\frac{18}{2}$ werden ein ander gleich ſeyn, weil ſie alle einerley Zahl bezeichnen. Man könnte alſo anſtatt der 9 einen von dieſen gleichgeltenden Ausdrücken ſetzen. Hierbey iſt noch zu merken, daß das Zeichen der Gleichheit

dieſes

dieſes iſt $=$, ungleiche Größen bezeichnet man durch $>$ und $<$, nehmlich $>$ bedeutet daß die erſtere Größe größer, $<$ aber daß ſie kleiner als die folgende iſt. Z. E. 9 iſt gleich $6 + 3$ würde ſo geſchrieben: $9 = 6 + 3$; Neune iſt größer als 6 ſo: $9 > 6$ und 6 kleiner als 9 ſo: $6 < 9$.

§. 11.

Das Ganze iſt allen ſeinen Theilen zuſammen genommen gleich; folglich iſt es größer als ieder einzelner Theil, und ieder Theil kleiner als das Ganze.

Anmerk. Dieſer Grundſatz läßt ſich ſchon aus dem vorhergehenden verſtehen, weil das Ganze und alle Theil zuſammen genommen einerley Größe bezeichnen. Es ſey 12 ein Ganzes, und 4, 6, 2 die Theile; ſo würde man nach dieſem Grundſatz alſo ſchlieſſen $4 + 6 + 2 = 12$ und alſo $12 > 4$ oder $12 > 6$ u. ſ. w. Ferner: $3 < 12$ oder $2 < 12$ u. ſ. f.

§. 12.

Sind zwo Größen einer dritten gleich, ſo ſind ſie einander ſelbſt gleich.

Z. E. 3 mal 6 beträgt 18, zweymal 9 beträgt auch 18, folglich beträgt 3 mal 6 ſo viel wie 2 mal 9, oder mathematiſch ausgedrückt:

$$\begin{array}{ll} 3 \times 6 = 18 & \quad \text{Ferner} \quad a = x \\ 2 \times 9 = 18 & \quad\quad\quad\quad\; d = x \\ \hline \text{Folglich } 3 \times 6 = 2 \times 9 & \quad\quad\quad\quad\; a = d \end{array}$$

Hierbey iſt zu merken, daß der Querſtrich nichts anders anzeigt, als daß man nunmehr aus dem vorhergehenden etwas folgere oder ſchlieſſe, man kann ihn daher

bey Beweiſen durch **folglich** oder **alſo** ausdrücken. Ueber dem Striche ſtehn allemal die Sätze, woraus man etwas ſchließen will, und unter dem Striche die Folgerung oder der Satz ſelbſt, z. E. aus den beyden Sätzen, daß $6 \times 3 = 18$ und $2 \times 9 = 18$ folgt, daß auch $6 \times 3 = 2 \times 9$, daher machte ich nach der zweyten Zeile einen Strich und ſetzte die Folgerung darunter. Mit Worten aber würde ich dieſes ſo ausdrücken: zweymal 9 iſt gleich 18, und 3 mal 6 iſt auch gleich 18, **folglich** ſind 9 mal 2 und 6 mal 3 einander gleich.

§. 13.

Wenn eine Größe oder Zahl größer iſt als die eine von zwo gleichen Größen, ſo iſt ſie auch größer als die andre; iſt ſie aber kleiner als die eine von zwo gleichen Größen, ſo iſt ſie auch kleiner als die andre.

Z. E.	15 rthl. = 3 Louis d'or	$m = g$
	20 rthl. > 15 rthl.	$a > m$
	20 rthl. > 3 Louis d'or.	$a > g$
Im andern Falle	15 rthl. = 3 Louis d'or	$m = g$
	10 rthl. < 15 rthl.	$c < m$
	10 rthl. < 3 Louis d'or	$c < g$

§. 14.

Wenn man gleiches zu gleichem addirt, ſo entſtehn gleiche Summen; wenn man aber ungleiches zu gleichem addirt, ſo erhält man ungleiche Summen. Die größere Summe wird ſich da befinden, wo man die größere Größe addirt hat.

Z. E. 1 Louis d'or = 5 rthl. $a = b$
1 Gulden = 16 gr. $c = c$

1 L. d. + 1 G. = 5 thl. + 16 gr. $a + c = b + c$

Ferner $20 = 4 \times 5$ $a = q$
$7 > 2$ $n > b$

$20 + 7 > 4 \times 5 + 2$ $a + n > q + b$

§. 15.

Gleiches von gleichem ſubtrahirt giebt gleiche Unterſchiede.

Z. E. 1 fl. = 16 gr. $d = c$
4 gr. = 4 gr. $x = y$

1 fl. — 4 gr. = 16 gr. — 4 gr. $d - x = c - y$

§. 16.

Wenn man aber gleiches von dem Größern und Kleinern abzieht, ſo iſt der Unterſchied im erſten Falle größer als im andern.

Z. E. $18 > 12$ $c > g$
$3 = 3$ $m = m$

$18 - 3 > 12 - 3$ $c - m > g - m$

§. 17.

Wenn man ungleiches von gleichem abzieht, ſo erhält man ungleiche Unterſchiede; Der größere Unterſchied befindet ſich da, wo man die kleinere Größe abgezogen, und der kleinere Unterſchied, wo die größere ſubtrahirt worden.

Z. E. $36 = 36$ $\qquad a = b$

$12 > 4$ $\qquad m > r$

$36 - 12 < 36 - 4$ $\qquad a - m < b - r$

D.i. $24 < 32$

§. 18.

Gleiches mit gleichem multiplicirt giebt gleiche Producte.

Z. E. 1 Rubel = 1 Spec. Th. $\qquad q = p$

5 = 5 $\qquad n = n$

1 Rub $\times$ 5 = 1 Spec. Th. $\times$ 5 $\qquad q \times n = p \times n$

§. 19.

Multiplicirt man aber gleiches mit ungleichem, oder ungleiches mit gleichem, ſo entſtehen ungleiche Producte.

1 Gülden = 21 gr. $\qquad f = r$

5 > 2 $\qquad a > d$

1 Güld $\times$ 5 > 21 gr. $\times$ 2 $\qquad f \times a > r \times d$

u. ſ. w.

§. 20.

Gleiches mit gleichem dividirt giebt gleiche Quotienten.

Z. E. $42 = 7 \times 6$ $\qquad b = s$

$6 = 6$ $\qquad n = c$

$\frac{42}{6} = \frac{7 \times 6}{6}$ $\qquad \frac{b}{n} = \frac{s}{c}$

§. 21.

§. 21.

Wenn man das Größere und Kleinere durch gleiches dividirt, ſo iſt der Quotient im erſten Falle größer als im andern

Z. E. $$\begin{array}{c} 24 > 12 \\ 3 = 3 \\ \hline \frac{24}{3} > \frac{12}{3} \end{array} \qquad \begin{array}{c} h > q \\ b = b \\ \hline \frac{h}{b} > \frac{q}{b} \end{array}$$

§. 22.

Wird hingegen gleiches durch das Größere und Kleinere dividirt, ſo iſt der Quotient im erſten Falle kleiner als im andern.

$$\begin{array}{c} 36 = 36 \\ 9 > 2 \\ \hline \frac{36}{9} < \frac{36}{2} \end{array} \qquad \begin{array}{c} a = b \\ c > g \\ \hline \frac{a}{c} < \frac{b}{g} \end{array}$$

§. 23.

Wenn man eine Größe durch eine andre multiplicirt, und das Product durch eben dieſelbe dividirt, ſo kömmt dieſe erſtre wieder heraus.

Z. E. $\frac{9 \times 3}{3} = \frac{27}{3} = 9 \qquad \frac{a \times q}{q} = a$

Folglich, wenn man ein Product von 2 Factoren mit einem Factor dividirt, ſo erhält man den andern Factor zum

zum Quotienten. Dividirt man ein Product von 3 Factoren durch 2 derſelben, ſo iſt der dritte Factor der Quotient.

Z. E. $$\frac{2 \times 4 \times 5}{2 \times 4} = 5$$

§. 24.

Wird eine Größe durch eine andre dividirt, und der Quotient durch eben dieſelbe multiplicirt, ſo iſt das Product der erſtern gleich.

Z. E. $$\frac{48}{4} \times 4 = 48 \qquad \frac{c}{m} \times m = c$$

Denn $$\frac{48}{4} = 12 \text{ u. } 12 \times 4 = 48$$

Numeration.

§. 25.

Wenn man ieder Zahl ein beſondres Zeichen und einen beſondern Nahmen hätte zueignen wollen, ſo würde man eine unendliche Menge ſolcher Zeichen und Nahmen bekommen haben, und dieſes würde dem Gedächtniße nur bey einem mittelmäßigen Theile von Zahlen die größte Beſchwerlichkeit verurſachen. Man hat daher der Bequemlichkeit wegen ein Mittel ausgedacht, mit wenig Zeichen und Nahmen alle mögliche Zahlen auszudrücken; und dieſes beſteht kürzlich darinnen. Man nimmt zehn Zeichen an, wovon die erſtern Neune Zahlen, das Zehnte aber, nehmlich die Null, die Abweſenheit aller Zahlen anzeigt. Hier ſind die Zeichen ſelbſt: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 0. Die Nahmen davon ſind einem ieden bekannt. Nun nimmt man ferner das willkührliche Geſetz an, daß man nur bis auf zehen zählen wolle, und als-

denn

denn allemal wieder von forn anfangen. Damit man nun mit den wenigen Zeichen alle Zahlen ausdrücken könne, ſo giebt man ihnen den Werth aus der Stelle, und läßt das folgende Zeichen, von der Rechten gegen die Linke zu gerechnet, allezeit zehnmal mehr bedeuten, als das vorhergehende. So bedeutet z. E. 1, wenn es allein ſteht, einen bloßen **Einer**, in der zweyten Stelle 10 zehn Einer, oder einen **Zehner**, in der dritten Stelle 100, zehn Zehner, oder einen **Hunderter**, in der vierten Stelle 1000, zehn Hunderte, oder einen **Tauſender**, in der fünften Stelle 10000, einen **Zehntauſender**, in der ſechsten Stelle 100000, einen **Hunderttauſender**, an der ſiebenten Stelle 1000000 einen **Zehnmalhunderttauſender**, oder **tauſendmaltauſender**, welches man auch der Kürze wegen eine **Million** nennt. Wenn man nun noch weiter hinaus über die Million geht, ſo bekömmt man alsdenn in der achten Stelle **zehn Millionen**, in der neunten **hundert Millionen**, u. ſ. w. bis man auf tauſend mal tauſend Millionen, oder eine Million Millionen kömmt, welche man mit einem Wort **Billionen** zu nennen pflegt, und die in der dreyzehenten Stelle zu ſtehen kommen. Tauſend mal tauſend, oder eine Million Billionen, heißt eine **Trillion**, und ſteht in der neunzehnten Stelle, eine Million Trillionen nennt man eine **Quadrillion**, u. ſ. w. bis ins Unendliche fort.

§. 26.

Aus dieſen verſchiednen Claſſen von Einheiten entſtehen nunmehr die Zahlen, und es erhält iede von den neun Ziffern einen andern Werth, ſobald ſie eine andere Stelle einnimmt. So bedeutet z. E. die Ziffer 3, wenn ſie allein, oder in der erſten Stelle ſteht, 3 Einer, in der

zweyten Stelle drey Zehner, in der dritten drey Hunderte, in der vierten drey Tauſende, u. ſ. f.

§. 27.

Nunmehr werden die beyden Aufgaben, woraus die Numeration eigentlich beſteht, nehmlich eine geſchriebene Zahl auszuſprechen, und eine vorgegebene Zahl durch die bisher angeführten Zeichen auszudrücken, keine Schwierigkeit haben. Wenn man nun erſtlich eine geſchriebne Zahl, die aus vielen Figuren beſteht, ausſprechen ſoll, ſo theile man dieſelbe, um ſie deſto beßer überſehen zu können, durch ein Comma in gewiſſe Claſſen, und gebe ieder Claſſe drey Ziffern, indem man von der rechten Hand anfängt, ſo werden allemal vor dem Comma Hunderte, hinter demſelben aber Tauſender, u. ſ. f. ſtehen (§. 25.). Ueber die ſiebente Ziffer, wo die Millionen ſich befinden, mache man ein Pünctchen oder kleinen Strich, über die 13te Ziffer, welches die Stelle für die Billionen iſt, zwey ſolche Pünctchen über die 19te Figur, wo ſich die Trillionen befinden, drey Pünctchen, u. ſ. f. ſo wird man leicht ſehen können, welche Ziffer durch Trillion, Billion, Million, u. ſ. f. auszuſprechen iſt. Z. E. folgende Reihe Zahlen

$$\overset{\because}{3}4,567,\overset{:}{8}93,254,\overset{\cdot}{7}82,193,785$$

wird alſo geleſen: Vier und dreyßig Trillionen, fünf hundert ſieben und ſechzig tauſend acht hundert drey und neunzig Billionen, zwey hundert vier und funfzig tauſend ſieben hundert zwey und achtzig Millionen, ein hundert drey und neunzig tauſend ſieben hundert und fünfund achtzig. Man muß ſich hierbey dieſes nicht irre machen laſſen, daß man in unſrer Sprache die wunderliche Gewohnheit hat, in vielen Fällen die kleinere Zahl vor der größern auszuſprechen, ohngeachtet

tet man ſonſt die Zahlen, wie andre Schrift, von der linken Hand gegen die rechte zu ließt, und alſo von den gröſſern Zahlen anfängt. Z. E. 346 ſollte man eigentlich leſen: Drey hundert vierzig und ſechs, allein vermöge des eingeführten Gebrauchs pflegt man drey hundert ſechs und vierzig zu leſen.

§. 28.

Soll man eine gegebene Zahl ſchreiben, ſo darf man nur Achtung geben, auf was für eine Einheit ſich jede Ziffer bezieht, damit man ſie an die rechte Stelle ſetze. Z. E. man ſollte die Zahl: vier Millionen ſechs und dreyßig tauſend zwey hundert und neun und achtzig, durch Ziffern ausdrücken, ſo müßte man ſo verfahren. Weil die Millionen in der ſiebenten Stelle ſtehen, (§. 25.) ſo müßte man die erſte Ziffer vier, welche Millionen anzeigt, in die ſiebente Stelle ſetzen. Nach den vier Millionen kommen ſechs und dreyßig tauſend, d. i. drey zehntauſender und ſechs einzelne tauſende, folglich müßte die 3 in die fünfte, wo die zehntauſender zu ſtehn pflegen, und die 6 in die vierte Stelle, die den tauſendern gehört, (§. 25.) geſetzt werden; endlich würde man 2 hundert und neun und achtzig (oder achtzig und neune) dadurch ausdrücken, daß man die 2 in die dritte, die 8, weil ſie Zehner bedeuten ſoll, in die zweyte, und die 9 als Einer in die erſte Stelle ſetzte. (§. 25.) Da man aber hier keine hunderttauſende hat, ſo muß man die ſechſte Stelle mit Null anfüllen, damit die 4 ihren rechten Ort, d. i. die ſiebente Stelle erhält, nämlich 4036289; woraus man zugleich ſehen kann, daß die Null eben ſo nothwendig iſt, als die übrigen Zeichen, wodurch die Zahlen ausgedrückt werden.

§. 29.

Daß wir bis auf Zehen zählen, iſt in der That eben ſo etwas willkührliches, als es die Zeichen ſind, womit man die Zahlen ausdrückt. Daher auch einige Gelehrte andre Arten zu zählen ausgedacht haben. So hat z. E. Leibnitz in ſeiner Dyadik nur bis auf zwey, Weigel in ſeiner Tetractyk bis auf vier gezählt, u. ſ. f. Nachdem wir alſo die Zahlen ſowohl zu benennen, als auch durch Zeichen auszudrücken wiſſen, ſo wollen wir nunmehr zu den Veränderungen ſelbſt, die man mit ihnen anſtellen kann, fortgehen. Zuvor aber muß ich noch eine ſehr übliche Eintheilung der Zahlen, nämlich die in einfache und zuſammengeſetzte anführen. Einfache ſind ſolche, die man durch eine Ziffer ausdrücken kann, z. E. 9 Einer oder 6 Hunderte; zuſammengeſetzte aber ſind die, welche aus etlichen Ziffern beſtehen, z. E. dreyhundert und fünf und vierzig. 345.

Addition.

§. 30.

Addiren war nichts anders, als aus einigen gegebenen Zahlen eine einzige finden, die ſo groß iſt als die gegebenen zuſammengenommen. (§. 6.) Da wir nun §. 4. geſehen haben, daß man nur gleichartige Zahlen zuſammenſetzen könne, ſo iſt hieraus klar, daß die Addition nur bey ſolchen Zahlen, die ſich auf einerley Einheit beziehen, ſtatt findet. Ferner erhellt hieraus, daß ſich die Summe jederzeit auf eben die Einheit beziehen müſſe, worauf ſich die zu addirende Zahlen beziehen. Wenn ich alſo Hunderte addire, ſo werde ich wieder Hunderte zur Summe erhalten,

ten, addire ich Zehner, ſo wird die Summe auch Zehner ſeyn. u. ſ. f.

§. 31.

Nichts iſt leichter als einfache Zahlen zu einfachen zu addiren, welches der erſte Fall in der Addition iſt. Man darf nur die Zahlen, die man addiren ſoll, wenn man noch keine Uebung hat, in Einheiten verwandeln, und die Einheiten der einen Zahl zu den Einheiten der andern zehlen, ſo hat man addirt. Ja man kann ſich dieſe Operation durch die Finger oder durch Rechenpfennige ſehr ſinnlich machen. Wenn man z. E. 5 und 8 addiren ſollte, ſo zähle man erſt 5 Rechenpfennige, zu dieſen lege man 8 Rechenpfennige, nun zehle man ſie zuſammen, ſo wird man 13 Stück ſolcher Rechenpfennige haben, welches die Summe der beyden Zahlen 5 und 8 iſt. Eine kleine Uebung ſetzt uns in den Stand, die Summe zwoer einfachen Zahlen auf einmal in Gedanken zu finden.

§. 32.

Soll man aber zuſammengeſetzte Zahlen addiren, deren Summe man nicht auf einmal finden könnte, ſo verfährt man folgendergeſtalt. Das Ganze iſt allen ſeinen Theilen zuſammengenommen gleich (§. 11.) es wird alſo einerley ſeyn, ob ich eine zuſammengeſetzte Zahl zu einer andern auf einmal addire, oder ob ich alle Theile der einen zu den Theilen der andern nach und nach zähle, wenn ich nur dieſes beobachte, daß ich bloß gleichartige Theile zuſammenſetze. (§. 4. §. 30.) Hieraus iſt alſo folgende Regel klar: Man ſetze die Zahlen dergeſtalt unter einander, daß Einer unter Einer, Zehner unter Zehner, Hunderte unter Hunderte, u. ſ. f. zu ſtehen kommen; man

zähle

zähle alle Einer, ferner alle Zehner, ingleichen alle Hunderte u. ſ. w. zuſammen, dieſe einzelnen Summen addire man wieder zu einander, ſo wird man die Summe der zuſammengeſetzten Zahlen erhalten. Z. E. ſollte man 3536. 542. 8795. addiren, ſo ſchreibe man dieſe Zahlen auf vorhin erwähnte Art unter einander, und unterſcheide die zu addirenden Zahlen von der Summe durch eine Querlinie, alsdenn verfahre man alſo: Man addire zuerſt die Einer, welche hier

```
 3536
  542
 8795
-----
   13
  16.
 17..
11...
-----
12873
```

zuſammen 13 ausmachen, und ſchreibe dieſe 13, an die Stelle der Einer, (§. 30.) ferner zähle man die Zehner zuſammen, und ſetze die Summe davon, nämlich 16 in die zweyte Zeile unter die Zehner, weil Zehner addirt worden (§. 30.) eben ſo verfahre man mit den Hunderten, und ſetze die Summe der Hunderte nämlich 17 in die dritte Zeile unter die Hunderte, und die Summe der Tauſender 11 unter die Tauſende in die vierte Zeile; endlich addire man dieſe einzelne Summen der Einer, Zehner, Hunderte und Tauſende zu einander, ſo wird man die verlangte Summe der zuſammengeſetzten Zahlen erhalten.

§. 33.

Man braucht aber nicht nothwendig auf dieſe Art zu addiren, welche etwas weitläuftig iſt, und nur deswegen angeführt worden, damit man die Urſache der Operation deſto leichter einſehen möge. Man kann das vorige Exempel kürzer und geſchwinder ſo rechnen: Die Summe der Einer beträgt 13, d. i.

```
 3536
  542
 8795
-----
12873
```

1 Zehner und 3 Einer; man ſetzt alſo nur die 3 unter die Einer und behält den Zehner in Gedanken, um ihn mit zu den Zehner zu zählen; die Summe der Zehner iſt 16, nimmt man den

vorigen

vorigen Zehner dazu, ſo erhält man 17 Zehner, d. i. 1 Hunderter und 7 Zehner; dieſe 7 Zehner ſetzt man wieder unter die Zehner, und behält den Hunderter in Gedanken. 17 Hunderte, welches die Summe aus den Hunderten iſt, und der vorige Hunderter machen 18 Hundert oder 1 tauſend und 8 hundert. Dieſe 8 wird alſo unter die Hunderte geſetzt, und das eine tauſend zu den Tauſenden gezehlt, ſo erhält man die vorige Summe. Eben ſo verfährt man in allen übrigen Fällen.

§. 34.

Beſtimmte oder benannte Zahlen werden auf eben die Art addirt. Man muß nur wiſſen, wieviel eine größere Einheit kleinere Einheiten enthält. Wenn ich z. E. Thaler und Groſchen, oder Pfunde und Lothe zu addiren habe, ſo muß mir bekannt ſeyn, wieviel ein Thaler Groſchen, oder wieviel ein Pfund Loth enthalte. Wir wollen annehmen, daß wir 324 rthl. 8 gr. 9 pf. 25 rthl. 20 gr. 8 pf. und 136 rthl. 6 gr. 7 pf. addiren ſollten; ſo würde man folgendergeſtalt verfahren. Erſtlich ſetzt man die Zahlen unter einander, daß gleichartige unter gleichartige kommen, alsdenn fängt man bey den Pfennigen an und addirt dieſelben. Weil 12 Pfennige einen Groſchen betragen, ſo braucht man nur hier bis auf 12 zu zählen, und alsdenn wieder von forn anzufangen, nur daß man ſich durch ein klein Comma oder Pünctchen jedesmal merkt, wenn man bis auf 12 gekommen iſt, damit man hernach aus der Anzahl derſelben ſehen könne, wieviel man Groſchen zur folgenden Claſſe zu zählen habe; den Ueberreſt der Pfennige ſchreibt man unter die Pfennige, und geht alsdann zu den Groſchen fort. Hier verfährt man wie vorhin, doch mit dem Unterſchiede,

daß

daß man bis auf 24 zählt, weil 1 Thaler 24 Groſchen beträgt, z. E.

324 rthl.	8 gr.	9, pf.
25 —	20, —	8, —
136 —	6 —	7 —
486 rthl.	12 gr.	0 gr.

7 Pf. und 8 Pf. machen 15 Pf. d. i. 3 Pfennige über 12, ich mache daher bey der 8 ein Comma, um zu bemerken, daß ich ſchon einen Groſchen zur folgenden Claſſe habe; der Ueberreſt drey Pfennige und die oberſten 9 Pfennige machen 12 Pf. hier mache ich alſo wieder ein Comma, und da nichts über 12 übrig iſt, ſo ſetze ich an die Stelle der Pfennige 0. Nun gehe ich zu den Groſchen. Die zwey Commata bey den Pfennigen bedeuten 2 Groſchen, dieſe addire ich alſo zu den Groſchen. 2 und 6 macht 8 und 20 macht 28. d. i. 4 Groſchen über 24. ich mache daher bey 20 ein Comma. Die übrigen 4 gr. und 8 gr. machen 12 gr., dieſe ſchreibe ich an die Stelle der Groſchen, und zähle alsdenn den Thaler, welcher durch das Comma bemerkt worden, zu der folgenden Claſſe der Thaler, ſo bekomme ich die ganze Summe nämlich 486 rthl. 12 gr.

§. 35.

Die beſte Probe der Addition beſteht darinnen, daß man ein Exempel mehr als einmal rechnet, und etwa erſtlich die Zahlen von unten hinauf und alsdenn wieder von oben herunter addirt. Erhält man jedesmal einerley Summe, ſo kann man nach der größten Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß man richtig gerechnet habe. Die andern Proben, die man in arithmetiſchen Schriften hin und wieder antrift, ſind entweder noch beſchwerlicher oder bisweilen betrüglich.

Sub-

Subtraction.

§. 36.

Subtrahiren hieß eine Zahl aus einer andern einmal hinweg nehmen. (§. 7.) Da ich aber aus einer Zahl nichts wegnehmen kann, was nicht in ihr enthalten iſt, und keine Zahl Einheiten von verſchiedner Art enthalten kann, (§. 4.) ſo folgt hieraus, daß ſich nur gleichartige Zahlen von einander ſubtrahiren laſſen. So kann ich z. E. nicht 3 Pfund von 8 Meilen, oder 5 Stunden von 12 Thalern wegnehmen. Ferner iſt gleichfals klar, daß der Unterſchied ſich allemal auf eben die Einheit beziehen muß, worauf ſich die Zahlen, welche ſubtrahirt werden, beziehen. Wenn ich alſo Thaler von Thalern abziehe, ſo erhalte ich wieder Thaler zur Differenz, ſubtrahire ich Stunden von Stunden, ſo wird auch der Unterſchied Stunden anzeigen, u. ſ. f.

§. 37.

Wenn ihr alſo erſtlich eine einfache Zahl von einer einfachen ſubtrahiren ſollt, z. E. 4 von 9 ſo verwandelt die 9 in Einheiten, ſtreicht von dieſen 9 Einheiten 4 Einheiten weg, und zehlet die übrig gebliebenen Einheiten, ſo habet ihr die Differenz nämlich 5. Dieſe Operation können ſich Anfänger, ſo wie beym Addiren geſchah, durch die Finger oder Rechenpfennige ſehr ſinnlich machen. Wenn nun 5 der Unterſchied zwiſchen 9 und 4 iſt, und alſo anzeigt, wie viel Einheiten die 9 mehr enthält als die 4.; ſo folgt, daß 4 und 5 zuſammengenommen ſo viel als 9 betragen müſſe. Man kann alſo hieraus dieſen allgemeinen Satz ziehen, daß die Summe des Unterſchiedes und der kleinen Zahl ſo viel beträgt, als die größere Zahl. Dieſes verſchaft

uns

uns eine leichte Probe der Subtraction. Man addirt nämlich die Differenz und die kleinere Zahl, beträgt die Summe ſo viel wie die größere, ſo hat man richtig gerechnet.

§. 38.

Bey der Subtraction der zuſammengeſetzten Zahlen bedient man ſich eben des Vortheils, den wir bey der Addition gebrauchten, nämlich, anſtatt eine Zahl von einer andern auf einmal zu ſubtrahiren, pflegt man alle Theile der einen von den gleichnahmigen Theilen der andern hinwegzunehmen. Denn weil das Ganze allen ſeinen Theilen zuſammengenommen gleich iſt, (§. 11.) ſo muß es einerley ſeyn, ob ich eine zuſammengeſetzte Zahl aus einer andern auf einmal, oder ob ich die Theile der einen nach und nach aus den Theilen der andern wegnehme. Man ſchreibt daher erſtlich die Zahlen dergeſtalt unter einander, daß Einer unter Einer, Zehner unter Zehner u. ſ. f. zu ſtehen kommen, weil ſich nur gleichartige Zahlen von einander ſubtrahiren laſſen. (§. 36.) Trift es ſich, daß der eine Theil, den man abziehen will, größer iſt als derjenige, aus dem man ihn wegnehmen ſoll, ſo gehe man zur folgenden Claſſe, nehme daſelbſt eine Einheit weg, (welches man borgen nennt, und durch einen Punct zu bemerken pflegt,) und vermehre dadurch die Zahl, von der man ſubtrahiren will. Z. E. 3853 von 9247 wird folgendergeſtalt ſubtrahirt. Man ſchreibt erſtlich die Zahlen ſo, wie vorhin bemerkt worden, unter einander und ziehet einen Strich, um die Differenz darunter zu ſetzen; alsdenn fängt man von den Einern an. Drey Einer von 7 Einern

9.2.47
3853
5394

Einern weggenommen, läßt 4 Einer, dieſe 4 ſchreibt man alſo unter die Einer. Nun ſoll man 5 Zehner von 4 Zehnern wegnehmen, weil aber dieſes nicht angeht, ſo nehme man von den zwey Hunderten der folgenden Claſſe eins hinweg, und bemerke dieſes durch einen Punct. Ein Hunderter iſt ſo viel als 10 Zehner, (§. 25.) ſetze ich ihn alſo zu den 4 Zehnern, ſo erhalte ich 14 Zehner, und wenn ich nun 5 Zehner von 14 Zehnern abziehe, ſo bleiben 9 Zehner übrig, die ich daher auch unter die Zehner ſetze. Hierauf gehe ich zu den Hunderten. Weil aber vorhin von den 2 Hunderten eins weggenommen worden, welches mir der Punct anzeigt, ſo habe ich nur noch Ein Hundert, von dem ich 8 Hundert abziehen ſoll. Dieſes geht wiederum nicht an, ich nehme daher von den 9 Tauſendern Eines herüber in die Stelle der Hunderte, wo es Zehen bedeutet, vermöge unſrer angenommenen Art zu zählen. (§. 25.) Dieſes geborgte Tauſend oder 10 Hunderte verbunden mit dem Ein Hundert macht 11 Hundert; 8 Hundert von 11 Hunderten abgezogen läßt 3 Hundert. Ich ſchreibe alſo 3 unter die Hunderte. Von den 9 Tauſenden iſt vorhin Eins weggelehnt worden, daher ich die 9 bloß als eine 8 anſehe; von dieſen 8 Tauſenden ziehe ich nunmehr die 3 tauſend ab, ſo erhalte ich zum Ueberreſt 5 tauſend. Der ganze Unterſchied alſo beträgt 5394. Will ich unterſuchen, ob ich recht verfahren, ſo addire ich die Differenz und kleinere Zahl, (§. 37.)

z. E. 3853 die kl. Zahl
5394 die Differenz
addirt 9247 = der größern Zahl.

§. 39.

Oft geſchicht es, daß an der Stelle, wo man borgen will, eine Null ſtehet. In dieſem Falle muß man zur folgenden Claſſe gehen, und wenn daſelbſt wieder eine Null ſtünde, noch weiter, bis man eine Zahl antrift. Z. E. man ſollte 358 von 704 abziehen. Acht Einer kann ich nicht aus 4 Einern wegnehmen, ich muß alſo einen Zehner borgen. Es iſt aber kein Zehner da, ich gehe daher zu den Hunderten, und nehme davon eines. Ein Hundert iſt ſo viel als 10 Zehner; ich ſetze alſo dieſen Hundert in Gedanken an die Stelle der Zehner, und bilde mir nun ein, daß an dem Orte der Null 10 Zehner ſtünden, von dieſen 10 Zehnern nehme ich Eins herüber zu den Einern, ſo erhalte ich nunmehr 14 Einer, von denen ich leicht 8 Einer wegnehmen kann; der Ueberreſt iſt 6. Weil ich nun von den 10 Zehnern, die ich mir bey der Null einbilde, 1 weggenommen, ſo habe ich nur noch 9 Zehner übrig, von denen ich 5 Zehner abziehe, und den Unterſchied 4 unter die Zehner ſchreibe. Wenn ich nun noch die 3 Hunderte von den obern 6 Hunderten (denn die 7 hat vorhin eine Einheit weggegeben) abziehe, ſo erhalte ich die ganze Differenz 346. Man ſieht alſo hieraus den Grund, warum man in dergleichen Fällen, wenn man geborgt hat, ſtatt der Null eine Neune ſich vorſtellt. Wenn mehrere Nullen hinter einander folgen, ſo iſt die Operation eben dieſelbe, man darf nur das beobachten, was im Anfange dieſes Paragraphen erinnert worden.

$$\begin{array}{r} 7\dot{0}4 \\ \underline{358} \\ 346 \end{array}$$

§. 40.

Bey benannten Zahlen muß man von den Eintheilungen der Münzen, des Maaßes, Gewichts u. ſ. f. worauf

auf ſich die Zahlen beziehen, eine Kenntniß haben, um zu wiſſen, wie viel eine geborgte Einheit aus einer andern Claſſe gilt. z. E. 136 rthl. 8 gr. 4 pf. würde man von 458 rthl. 4 gr. 2 pf. folgendergeſtalt ſubtrahiren.

458 rthl.	4 gr.	2 pf.
136 —	8 —	4 —
321 rthl.	19 gr.	10 pf.

Vier Pfenn. von 2 pf. kann ich nicht abziehen, ich borge mir alſo bey der folgenden 4 einen Groſchen. 1 Groſchen beträgt 12 pf. zwey Pfennige darzu geſetzt macht 14 pf. hiervon ziehe ich 4 pf. ab, ſo erhalte ich zum Ueberreſt 10 pf. Nun gehe ich zu den Groſchen. 8 gr. von 3 gr. kann ich wieder nicht wegnehmen, ich borge daher einen Thaler. 1 Thaler macht 24 gr., die 3 gr. darzu macht 27 gr., von dieſen 8 abgezogen, läßt 19 gr. Endlich ſubtrahire ich die Thaler, wie andre Zahlen, ſo iſt der ganze Unterſchied 321 rthl. 19 gr. 10 pf., addirt man dieſen zur kleinern Zahl, ſo erhält man zur Summe die größere, welches ein Beweiß von der Richtigkeit der Operation iſt. (§. 37.)

Multiplication.

§. 41.

Multipliciren heißt eine Zahl ſo oft ſetzen, als es eine andre Zahl verlangt, oder ſie ſo oft zu ſich ſelbſt addiren, als die andre Einheiten hat (§. 8.) und daher pflegt man auch die Multiplication eine wiederholte Addition zu nennen. Ohngeachtet man nun vermöge dieſer Erklärung das Product zwoer Zahlen durch die bloße Addition finden könnte, ſo hat man doch, weil dieſe Methode bey größern Zahlen zu weitläuftig ſeyn würde, einen andern Weg erwählet. Es kommen aber bey der Multiplication 3 Fälle

vor. Man multiplicirt entweder eine einfache Zahl durch eine einfache, oder eine zuſammengeſetzte durch eine einfache, oder eine zuſammengeſetzte durch eine zuſammengeſetzte. Nun fängt man bey dem erſtern als dem leichteſten Falle an, und macht ſich ein Täfelchen, worinnen alle Producte der einfachen Zahlen in einander enthalten ſind, alsdenn multiplicirt man die zuſammengeſetzten Zahlen auf dieſe Art, daß man, anſtatt das Ganze etlichemal zu nehmen, alle ſeine Theile etlichemal nimmt und dieſe einzelne Producte in eine Summe faßt. Denn weil das Ganze allen ſeinen Theilen gleich iſt, (§. 11.) ſo muß es hier wieder einerley ſeyn, ob man eine Zahl auf einmal, oder ob man alle ihre Theile nach und nach multiplicirt, und alsdenn alle einzelne Producte zuſammen nimmt, um das ganze Product zu erhalten.

§. 41.

Was alſo den erſten Fall betrift, alle Producte der einfachen Zahlen in einander zu finden, ſo macht man ſich hierzu ohne Multiplication ein Täfelchen, welches das Einmaleins oder das Pythagoriſche Täfelchen genannt wird, folgendergeſtalt. Man beſchreibt ein Viereck, welches man in 81 Fächer eintheilet, wie die dabey ſtehende Figur zeiget. In die oberſte Reihe ſchreibt man die 9 einfachen Zahlen

1	2	3	4	5	6	7	8	9
2	4	6	8	10	12	14	16	18
3	6	9	12	15	18	21	24	27
4	8	12	16	20	24	28	32	36
5	10	15	20	25	30	35	40	45
6	12	18	24	30	36	42	48	54
7	14	21	28	35	42	49	56	63
8	16	24	32	40	48	56	64	72
9	18	27	36	45	54	63	72	81

Zahlen nach der Ordnung. Nun addirt man jede Zahl zu ſich ſelbſt, ſo bekömmt man das doppelte von einer jeden, welches man in die zweyte Reihe ſetzt. Zu dem doppelten oder zu den Zahlen der zweyten Reihe ſetzt man das einfache, oder die Zahlen der erſten Reihe, ſo erhält man das dreyfache, und dieſes ſetzt man in die 3te Reihe. Zum dreyfachen addirt man wieder das einfache, um das 4fache zu bekommen, zu dem 4fachen das einfache, um das 5fache zu erhalten, und ſo immerfort bis man auf das neunfache aller einfachen Zahlen gelangt. Hierdurch entſteht alſo ein Täfelchen, worinnen alle Producte der einfachen Zahlen in einander enthalten ſind. Will man nun ein ſolch Product wiſſen, ſo ſuche man den einen Factor in der erſten Reihe zur Linken, wo die einfachen Zahlen über einander, den andern aber in der oberſten Reihe, wo ſie hinter einander ſtehen; wo die Reihen dieſer Factoren einander durchſchneiden, daſelbſt befindet ſich das Product. Es iſt aber willführlich, welchen Factor man in der erſten, und welchen man in der oberſten Reihe nehmen will. So wird man z. E. das Product aus 5 mal 7. d. i. 35 finden, man mag den Factor 5 in der erſten Columne zur Linken, und den andern 7 in der oberſten Reihe, oder umgewendet 7 in der erſtern und 5 in der oberſten Reihe ſuchen; woraus man zugleich ſiehet, daß an der Ordnung der Factoren nichts gelegen, indem 5 mal 7 ſo viel als 7mal 5 iſt, und das alſo Producte einander gleich ſeyn müſſen, wenn ſie einerley Factores haben, die Factores ſelbſt mögen ſich in einer Ordnung befinden, in welcher ſie wollen, welches auch von ſolchen Producten gilt, die aus mehrern Factoren beſtehen, z. E. $3 \times 2 \times 4 = 2 \times 4 \times 3 = 24$.

§. 43.

Der zweyte Fall, nämlich eine zuſammengeſetzte Zahl durch eine einfache zu multipliciren, läßt ſich nun vermittelſt des vorhergehenden leicht auflöſen, wenn man anſtatt das Ganze etlichemal zu nehmen, jeden Theil ſo vielmal nimmt, als es der Multiplicator verlangt, und alsdenn die einzelnen Producte zuſammen in eine Summe faßt, wie ſchon §. 41 angemerkt worden, z. E. 3549 ſoll durch 8 multiplicirt werden. Man ſetze den Multiplicator unter den Multiplicandum, und ziehe einen Strich.

```
 3549
    8
------
   72
  32.
 40..
24...
------
28392
```

Nun multiplicire man erſtlich die 9 Einer durch 8. Das Product aus 9 in 8 iſt vermöge des vorigen Täfelchens 72, und bezieht ſich auf Einer, weil ich Einer multiplicirt habe, daher man auch dieſe 72 in die Stelle der Einer ſetzt. Ferner multiplicire man die folgenden 4 Zehner durch 8 ſo wird man 32 zum Product erhalten. Weil aber hier Zehner multiplicirt worden, ſo muß dieſe 32 ſich auch auf Zehner beziehen, und deswegen unter die Zehner geſetzt werden. Eben ſo multiplicire man auch die 5 hunderte, und die 3 tauſende, und ſetze das Product aus den Hunderten unter die Hunderte, aus den Tauſenden unter die Tauſende, und addire dieſe einzelne Producte zuſammen, ſo enthält die Summe das ganze Product der Zahl 3549 in 8. Im gemeinen Leben pflegt man dieſe Operation kürzer und geſchwinder zu verrichten, indem man, wie bey der Addition, gewiſſe Zahlen im Sinne behält. So würde man das vorige Beyſpiel folgendergeſtalt rechnen.

```
 3549
    8
------
28392
```

9 Einer 8mal genommen, machen 72 Einer, d. i. 7 Zehner und 2 Einer; ich ſetze alſo die 2 an die Stelle der Einer und behalte die 7 Zehner in

in Gedanken, um ſie zu dem folgenden Producte zu zählen. 4 Zehner 8mal genommen geben 32, die vorigen 7 Zehner darzu gerechnet, macht 39 Zehner, d. i. 3 Hunderter und 9 Zehner. Ich ſetze alſo die 9 in die Stelle der Zehner, und rechne hernach die 3 Hunderte zu dem Producte der Hunderte u. ſ. w. ſo erhalte ich das vorige ganze Product 28392.

§. 44.

Soll endlich eine zuſammengeſetzte Zahl durch eine zuſammengeſetzte multiplicirt werden, ſo muß man alle Theile des Multiplicators in alle Theile des Multiplicandi multipliciren, und alsdenn wiederum alle einzelne Producte in eine Summe faſſen, um das ganze Product zu erhalten, wovon der Grund ſchon aus dem vorigen klar iſt, und aus folgendem Beyſpiele noch deutlicher werden wird. Wir wollen ſetzen, es ſollte 23436 durch 825 multiplicirt werden. Hier multiplicirt man die Zahl 23436 zuerſt durch 5 Einer, alsdenn durch 2 Zehner, und endlich durch 8 Hunderte, (denn dieſes ſind die Theile des Multiplicators,) und addiret dieſe Producte zuſammen, z. E.

```
   23436
     825
  ------
  117180
  46872.
 187488..
 -------
19334700
```

Die erſte Zeile unter dem Striche enthält das Product aus 23436 in 5 Einer, daher beziehen ſich auch die 117180 auf Einer; und müſſen unter die Einer geſetzt werden. Die andre Zeile iſt das Product aus 23436 in 2 Zehner; d. i. ich habe 2 Zehner 23436mal genommen, folglich muß das Product 46872 auch Zehner bedeuten, und deswegen iſt es um eine Stelle weiter zur Linken geſetzt worden. Die dritte Zeile enthält das Product aus 23436 in 8 Hunderte. Weil

ich nun hier 8 Hunderte 23436mal genommen, ſo muß dies Product nämlich 187488 ſich auf Hunderte beziehen, und daher an die dritte Stelle kommen. Ich habe alſo die Zahl 23436 nicht nur 5mal ſondern auch 20mal und 8 hundertmal genommen, und folglich durch 825 multiplicirt. Die Summe aller dieſer einzelnen Producte, nämlich 19334700 muß alſo das ganze Product aus 23436 in 825 enthalten. (§. 11. 41.)

§. 45.

Wenn bey dem Multiplicator in der Mitten Nullen vorkommen, ſo übergeht man ſie, und multiplicirt mit der folgenden Zahl. Denn Null d. i. Nichts etlichemal genommen, giebt wieder Null oder Nichts, und es würde überflüßig ſeyn, eine Zeile Nullen hinzuſchreiben, z. E. wenn man 1528 durch 304 multipliciren ſoll, ſo multiplicirt man erſt mit der 4 und alsdenn mit der 3. Weil aber die 3 Hunderte bedeutet, ſo muß man in der zweyten Zeile nicht um eine, ſondern um zwo Stellen einrücken, damit das Product unter die Hunderte zu ſtehen kömmt. Die Operation geſchähe alſo

```
  1528
   304
  ----
  6112
4584..
------
464512
```

§. 46.

Befinden ſich aber die Nullen am Ende, ſo darf man nur mit den Zahlen multipliciren, und an das Product alsdenn die Nullen des Multiplicators oder das Multiplicandi

tiplicandi ſetzen. Sollte man z. E. 876 durch 400 multipliciren, ſo multiplicire man 876 durch 4, wovon das Product 3504 iſt; hierzu ſetze man die 2 Nullen des Multiplicators 350400, ſo wird dieſes letztere Product 100mal größer ſeyn als das vorige 3504. Man hat alſo die Zahl 876 erſt 4mal und dann 100mal, folglich 400mal genommen.

§. 47.

Wir wollen nun ſetzen, daß benannte Zahlen, die aus verſchiedenen Arten beſtehen, zu multipliciren wären, z. E. 123 Gulden 5 gr. 8 pf. durch 5, ſo kann man ſich hierbey einer doppelten Methode bedienen. Erſtlich kann man die 123 Gulden in Groſchen verwandeln, welches geſchähe, wenn man ſie durch 16 multiplicirte, addirte man nun hierzu die 5 gr. ſo hätte man die 123 Guld. 5 gr. durch lauter Groſchen ausgedrückt. Wenn man nun ferner dieſe Anzahl Groſchen durch 12 multiplicirte, und ſie dadurch in Pfennige verwandelte, ſo dürfte man hierzu nur die 8 pf. addiren, ſo würde man die ganze Zahl 123 Gulden 5 gr. 8 gr. in lauter Pfennigen ausgedrückt haben. Man dürfte daher nur dieſe Anzahl Pfennige durch 4 multipliciren, ſo würde es eben ſo viel ſeyn, als wenn man 123 G. 5 gr. 8 pf. durch 4 multiplicirt hätte. Weil aber alsdann das Product ſich auf Pfennige beziehen würde, und man eine große Summe nicht durch Pfennige auszudrücken pflegt, ſo müßte man die Pfennige wieder in Groſchen, und die Groſchen in Thaler verwandeln, welches alles zuſammen eine ziemlich weitläuftige Operation ausmachen würde. Man thut alſo beſſer, wenn man ſich der zweyten Methode bedient, und z. E. in dieſem Falle die Pfennige, Groſchen und Gulden folgendergeſtalt mul-

123 Gulden 5 gr. 8 pf.
(4
493 Gulden 6 gr. 8 pf.

tiplicirt. Man ſetzt nämlich den Multiplicator zur rechten Hand, und ſchließt ihn in einen Haken ein, um ihn nicht unter jede zu multiplicirende Zahl ſetzen zu dürfen. Nun fängt man bey der kleinſten Größe an, z. E. hier bey den Pfennigen, und ſpricht: 4 mal 8 pf. iſt 32 pf., d. i. 2 gr. 8 pf. Dieſe 8 pf. ſetze ich unter die Pfennige, und merke mir die 2 gr. um ſie zu dem folgenden Producte zu zählen. 4 mal 5 gr. machen 20 gr., hierzu die vorigen 2 gr. addirt, macht 22 gr. oder 1 Gulden 6 gr. Die 6 gr. ſetze ich unter die Groſchen, und rechne den Gulden zu dem folgenden Producte, ſo erhalte ich 493 Gulden 6 gr. 8 pf.

§. 48.

Wenn der Multiplicator eine zuſammengeſetzte Zahl iſt, die ſich in Factores zergliedern läßt, ſo kann man ſich dieſes Vortheils bedienen, daß man mit den Factoren multiplicirt, weil man dadurch einfache Zahlen bekömmt, und die Operation alſo bequemer anſtellen kann. Z. E. 206 Centner 9 Pfund 6 Loth ſoll durch 48 multiplicirt werden. Weil man 48 als ein Product anſehen kann, das aus der Multiplication der 6 in 8 entſtanden, ſo multiplicire man die vorige Zahl erſt mit 6 und alsdann das daraus entſtehende Product wieder mit 8, ſo bekommt man das 48fache der vorigen Zahl, weil man das 6fache 8 mal genommen, und 6 mal 8 ſo viel als 48 iſt.

206 Centn. 9 Pfund 6 Loth
1236 Centn. 55 Pfund 4 Loth (6 dieſes 6fache
9892 Centn. 1 Pfund 0 Loth (8 8mal genommen.

§. 49.

§. 49.

Läßt ſich aber der Multiplicator nicht in Factores zergliedern, ſo nehme man die nächſt kleinere Zahl, die dieſe Eigenſchaft hat, multiplicire damit nach der vorigen Art, und addire zu dem Producte, das Product aus dem Ueberreſte. Z. E. 215 rthl. 7 gr. 8 pf. durch 37 zu multipliciren.. Hier ſehe ich gleich daß 37 ſich nicht in Factores auflöſen läßt. Ich nehme daher 36, welches man in die Factores, 4 mal 9, oder 6 mal 6 zergliedern kann. Ich multiplicire erſtlich mit 4, und dann mit 9, ſo erhalte ich das 36 Fache, wenn ich nun hierzu das einfache addire, ſo entſteht das 37 Fache, und folglich habe ich alsdenn die obige Zahl durch 37 multiplicirt.

215 rthl.	7 gr.	8 pf.	(4	
861 rthl.	6 gr.	8 pf.	(9	iſt das vierfache
7751 rthl.	12 gr.	= pf.		das 36 fache
215 =	7 =	8 =		das einfache
7966 rthl.	19 gr.	8 pf.		

Diviſion.

§. 50.

Dividiren heißt eine Größe aus einer andern ſo oft wegnehmen, als es möglich iſt, und bemerken, wie oft ſich dieſes thun läßt. (§. 9.) Deßwegen pflegt man die Diviſion eine wiederholte Subtraction zu nennen. So oft ich nun eine Größe aus einer andern wegnehmen kann, ſo oft muß ſie auch darinnen enthalten ſeyn, daher kann man auch ſagen, dividiren heißt unterſuchen, wie oft eine Größe in einer andern Größe enthalten iſt.

§. 51.

Wir wollen 18 durch 3 dividiren, ſo werden wir finden, daß 3 in 18 ſechsmal enthalten iſt; oder daß ich 3 aus 18 ſechsmal wegnehmen könnte. Wenn ſich alſo die 18 völlig erſchöpfen läßt, wenn man die 3 ſechsmal aus ihr wegnimmt, ſo muß man auch die 18 wiederherſtellen können, wenn man die 3 ſechsmal ſetzt, oder welches einerley iſt, wenn man 3 durch 6 multiplicirt. 3 iſt hier der Diviſor, 6 der Quotient, und 18 der Dividendus. (§. 9.) Ich würde alſo den Dividendum erhalten, wenn ich den Diviſor in den Quotienten multiplicirte. Diſes giebt alſo eine leichte Probe der Diviſion ab, und erläutert zugleich den obigen Grundſatz (§. 24.).

§. 52.

Aus dem vorigen nun iſt klar, daß, wenn 3 in 18 ſechsmal enthalten iſt, 6 in 18 dreymal ſtecken müſſe, denn ſonſt könnte 3 mal 6 nicht 18 ausmachen. Wenn nun 6 in 18 dreymal ſteckt, ſo iſt 6 der dritte Theil von 18, und ich würde daher 6 als den Quotienten, finden können, wenn ich von dem Dividendo 18 den dritten Theil aufſuchte. Man kann daher auch ſagen, dividiren heißt eine Zahl in ſo viele Theile theilen, als eine andre Einheiten hat, und einen ſolchen Theil nehmen. 24 alſo durch 4 dividiren, heißt 24 in 4 Theile zergliedern, und einen ſolchen Theil ſetzen, 36 durch 9 dividiren heißt den neunten Theil von 36 nehmen, u. ſ. f. Dieſe verſchiedene Begriffe der Diviſion ſind nun deßwegen zu merken, weil ſich oft etwas aus dem einen leichter erweiſen läßt, als aus einem andern.

§. 53.

Wenn ſowohl der Dividendus als auch der Diviſor in dem pythagoriſchen Täfelchen enthalten, ſo läßt ſich der Quotient

Quotient leicht finden. Es ſieht ein ieder leicht ein, wenn er das Einmaleins inne hat, daß 4 in 12 dreymal, 6 in 24 viermal, u. ſ. w. enthalten iſt. Man darf nur iederzeit den Quotient in den Diviſor multipliciren, und Achtung geben, ob das Product dem Dividendo gleich iſt, ſo wird man gleich ſehen, ob man den rechten Quotienten getroffen. (§. 51.) Wir wollen daher zu den übrigen beyden Fällen der Diviſion fortgehen, wobey wieder dieſes zu merken iſt, daß man anſtatt das Ganze auf einmal zu dividiren, alle ſeine Theile nach und nach dividirt. Denn wenn ich weiß, wie oft eine Zahl in jeglichem Theile einer andern Zahl ſteckt, ſo weiß ich auch zugleich, wie oft ſie in der ganzen Zahl enthalten iſt, weil das Ganze und alle Theile zuſammen genommen einander gleichgelten. (§. 11.)

§. 54.

Wenn alſo eine zuſammengeſetzte Zahl durch eine einfache dividiret werden ſoll, ſo macht es folgendergeſtalt. Setzet den Diviſor zur Linken, und ſondert ihn durch ein Häckchen vom Dividendo ab; zur Rechten neben dem Dividendo macht einen Strich, um den Quotienten dahinter zu ſetzen. Fangt numehr bey den erſtern Ziffern des Dividendi zur Linken an, und nehmt ſo viel als ſich durch den Diviſor dividiren läßt. Wenn ihr nun gefunden, wie oft der Diviſor in dem erſtern Theile des Dividendi enthalten, ſo multiplicirt dieſen gefundenen Quotienten in den Diviſor und zieht das Product von dem dividirten Theile ab. Ließe es ſich nicht abziehen, weil es zu groß wäre, ſo habt ihr einen zu großen Quotienten, und ihr müßt alsdenn einen kleinern nehmen. Findet ſichs nach der Subtraction, daß etwas übrig bleibet, ſo ſehet ihr hieraus, daß ſich die Zahl nicht völlig hat dividiren laſſen, nur muß der Ueber-

reſt

reſt nicht größer ſeyn, als der Diviſor, denn ſonſt wäre der Diviſor noch mehrmal in der Zahl enthalten; daher müßte man in dieſem Falle einen größern Quotienten nehmen. Dieſen Ueberreſt nun verbindet mit einer Zahl aus der folgenden Claſſe, und ſetzt die Diviſion ſo lange fort, bis ihr alle Theile dividirt habet. Z. E. wenn ich 13456 durch 8 dividiren ſoll, ſo iſt die Operation folgende. Ich fange erſtlich bey den 13 tauſenden an,

```
8) 13456|1682
   8
   ——
   54 . .
   48 . .
   ——
    65 .
    64 .
    ——
     16
     16
     ——
      0
```

weil der 1 Zehntauſender zu klein iſt, als daß ich ihn mit 8 dividiren könnte. Nun ſage ich, 8 in 13 ſteckt 1 mal. Ich ſetze dieſe 1 an die Stelle des Quotienten, und weil die 13 tauſende bedeuten, ſo wird auch dieſer Quotient 1 ſich auf tauſende beziehen, doch brauche ich dieſes nicht weiter zu bemerken. Denn weil ich noch drey Ziffern bekomme, ſo erhält dieſe 1 ſchon am Ende ihre rechte, nämlich die vierte Stelle. Nun multiplicire ich den Quotienten 1 in den Diviſor, und ſetze das Product 8 unter die dividirte Zahl 13, und ziehe ab. 8 von 13 läßt 5. Ich ſehe alſo daß ich eigentlich nur 8 Tauſender dividirt habe; ich ſetze alſo zu den übrigen 5 tauſenden die Zahl aus der folgenden Claſſe, nämlich 4 hunderte, ſo erhalte ich 54 hunderte, die ich nunmehr gleichfalls dividire. 8 in 54 ſteckt 6 mal, 6 alſo iſt der zweyte Theil des Quotienten. 6 mal 8 iſt 48, dieſe 48 ſetze ich unter die 54 uud ſubtrahire, ſo ſehe ich daß noch 6 hunderte übrig bleiben, die noch nicht dividirt ſind. Ich ſetze hierzu die folgenden 5 Zehner, und dividire 6 hundert und 5 Zehner, welches ſo viel iſt, als 65 Zehner. 8 in 65 iſt 8 mal enthalten; hier habe ich den

den dritten Theil des Quotienten, 8 mal 8 aber iſt 64, wenn ich nun dieſes Product wieder von 65 Zehner abziehe, ſo bleibt noch 1 Zehner übrig, den ich mit den folgenden 6 Einern verbinde, wodurch 16 Einer entſtehen. 8 in 16 ſteckt 2 mal, und 2 mal 8 iſt 16 von 16 geht auf. Der letzte Theil des Quotienten alſo iſt 2 Einer. Der Diviſor 8 alſo ſteckt in den Tauſendern 1 tauſendmal, in den Hunderten 6 hundertmal, in den Zehnern 80 mal, und in den Einern 2 mal, folglich in der ganzen Zahl 1682 mal. Multiplicire ich nun den ganzen Quotienten in den Diviſorem, ſo erhalte ich zum Producte den Dividendum, welches ein Merkmal von der Richtigkeit meiner Operation iſt. (§. 51.)

Z. E. 1682
8
―――――
13456

§. 55.

Man hat außer der jetzt angeführten Art zu dividiren noch andre, wovon ſonderlich zwo Arten ſehr üblich ſind. Die erſtere davon beſteht darinnen, daß man die Producte aus dem Quotienten in den Diviſorem nicht unter die Zahlen ſetzt, wie vorhin, ſondern ſie entweder in Sinne behält, oder auf ein beſondres Blätchen ſchreibt. Was nach der Subtraction übrig bleibt, pflegt man unter die dividirten Zahlen zu ſetzen, und allemal diejenigen Zahlen, die man dividirt hat, auszuſtreichen, um die Verwirrung zu vermeiden. Dieſes nennt man unter ſich dividiren. Die andre Art, welche man über ſich dividiren heißt, iſt von dieſer nur darinnen unterſchieden, daß man die Ueberreſte allemal über die Zahlen, woher auch dieſe Methode ihren Namen erhalten, und den Diviſorem unter die Zahl, die man dividirt, zu ſetzen pflegt. Nach dieſen

beyden

beyden Arten würde das vorige Exempel alſo ausſehen:

Unter ſich dividirt. Ueber ſich dividirt.

8) 13456 | 1682 8.61
861 13456 | 1682
8888

§. 56.

Oft geſchieht es, daß am Ende etwas übrig bleibt welches ein Zeichen iſt, daß die Zahl ſich nicht völlig dividiren läßt; man pflegt daher dieſe übrig gebliebene Zahl zu dem Quotienten hinzu zu ſetzen, und zeigt durch das gewöhnliche Zeichen der Diviſion an, daß dieſelbe noch durch den Diviſor hätte getheilt werden ſollen, welcher Ueberreſt alsdenn ein Bruch wird. Z. E. wenn man 457 durch

3) 457 | $152\frac{1}{3}$
3..
15.
15.
07
6
1

3 dividirt, ſo wird man finden, daß der Quotient 152 iſt; es bleibt aber am Ende noch eine Einheit übrig, die noch durch 3 hätte dividirt werden ſollen, der ganze Quotient alſo iſt 152, und 1 dividirt durch 3, oder ein Drittel. Wenn man die Probe macht, und den Diviſor in den Quotienten multiplicirt, ſo muß man nicht vergeſſen, den Ueberreſt zu dem Producte hinzu zu ſetzen; denn ſonſt erhält man eine Zahl, die um den Ueberreſt kleiner iſt, als der Dividendus.

§. 57.

Wenn man eine zuſammengeſetzte Zahl durch eine zuſammengeſetzte dividiren ſoll, ſo verfährt man erſtlich, wie vorhin, daß man die Theile des Dividendi nach und nach dividirt, nur muß man gleich anfangs ein ſolch Stück des Dividendi nehmen, das größer iſt, als der Diviſor, damit es ſich wirklich dividiren läßt. Alsdenn bedient man ſich folgender Muthmaaßung: vielleicht ſteckt der

ganze

ganze Diviſor in dem ganzen Stück, das jetzt dividirt werden ſoll, eben ſo oft, als die erſte Ziffer des Diviſors in der erſten Ziffer der zu dividirenden Zahl. Dieſe Muthmaaßung trifft zwar oft nicht zu, allein man kann doch leicht ſehen ob man den wahren Quotienten getroffen oder nicht, wenn man ihn in den ganzen Diviſorem multiplicirt. Iſt das Product größer, als die dividirte Zahl, ſo muß man einen kleinern Quotienten wählen, bleibt nach der Subtraction mehr übrig, als der Diviſor beträgt, ſo iſt der Quotient zu klein. Hierdurch wird man allemal im Stande ſeyn, den wahren Quotienten zu finden, wenn man ſichs nur nicht verdrüßen läßt, bisweilen eine kleine Operation ein paarmal anzuſtellen. Und auf dieſe Weiſe fährt man fort, bis man alle Theile des Dividendi dividirt hat. Folgendes Exempel wird die Sache noch deutlicher machen: 68753425 ſoll durch 325 dividiret werden.

```
325) 68753425 | 211549
     650..... |
     ----
      375....
      325....
      ----
       503...
       325...
       ----
       1784..
       1625..
       ----
        1592.
        1300.
        -------
         2925
         2925
        -------
            0
```

Hier fange ich bey den erſten drey Ziffern 687 an, weil ſie größer ſind als der Diviſor 325 und ſich alſo durch ihn dividiren laſſen. Nun verfahre ich ferner folgendergeſtalt, und ſpreche: die erſte Ziffer des Diviſors 3 iſt vielleicht in der erſten Ziffer des Dividendi 6 eben ſo oft enthalten, als der ganze Diviſor 325 in dem ganzen Dividendo 687. Nun ſteckt 3 in 6 zweymal, folglich wird

der erſte Theil meines Quotienten 2 ſeyn; ich multiplicire ihn daher in den Diviſor, ſetze das Product unter den dividirten Theil, und ziehe ab, ſo werde ich ſehen, daß ich den rechten Quotienten getroffen habe. Mit dem Ueberreſte 37 verbinde ich die Zahl aus der folgenden Claſſe 5, und ſetze die Diviſion auf eben die Weiſe ſo lange fort, bis ich alle Theile des Quotienten geſunden habe, wie man aus dem Exempel ſelbſt ſehen kann.

§. 58.

Wenn man benannte Zahlen, die aus Zahlen von verſchiednen Arten beſtehen, dividiren ſoll, ſo kann man ſich, wie bey der Multiplication, einer doppelten Methode bedienen. Man verwandelt entweder die ganze Zahl in eine einzige, die ſich auf die Einheit der niedrigſten Claſſe beziehet, und dividirt alsdenn; oder man fängt gleich bey der höchſten Claſſe zu dividiren an, und was ſich nicht dividiren läßt, verwandelt man in eine Zahl von der nächſt folgenden niedern Claſſe, und dieſes ſetzt man ſo lange fort, bis man alle Theile dividirt hat. Z. E. ſollte man 6616 rthl. 15 gr. 8 pf. durch 28 dividiren, ſo würde man nach der erſtern Methode die 6616 Thaler in Groſchen verwandeln, und hierzu die 15 gr. addiren, dieſe wieder zu Pfennigen machen, und die 8 Pfennige hinzuſetzen, wodurch man eine Summe Pfennige erhielte, die ſo viel betrüge als 6616 rthl. 15 gr. 8 pf. zuſammen genommen. Wenn man nun dieſe Summe Pfennige dividirte, ſo würde man auch den Quotienten in Pfennigen erhalten, und daher genöthiget ſeyn, dieſe Pfennige wieder in Groſchen, und die Groſchen in Thaler zu verwandeln, weil es nicht gewöhnlich iſt, eine große Summe durch Pfennige auszudrücken, woraus man ſchon die Weitläuf-

tigkeit

tigkeit dieſer Methode ſehen kann. Man thut daher beßer, wenn man ſich der zweyten Art bedient, und das angeführte Exempel folgendergeſtalt rechnet: Man ſängt bey den 6616 rthl. an, und dividirt dieſelben auf die gewöhnliche Art durch 28, ſo erhält man zum Quotienten 236 rthl. Es bleiben aber noch 8 rthl. übrig, die ſich in dieſer Geſtalt nicht weiter durch 28 dividiren laſſen. Man verwandelt daher dieſe 8 rthl. in Groſchen, indem man ſie durch 24 multiplicirt; hierzu ſetzt man die Zahl der folgenden Claſſe, nämlich die 15 gr., woraus 20 entſtehen; dieſe dividirt man aufs neue durch 28, ſo erhält man zum Quotienten 7 gr., und zum Ueberreſte 11. Dieſe 11 gr. multiplicirt man durch 12, um ſie in Pfennige zu verwandeln, und addirt hierzu die 8 pf. Endlich dividirt man dieſe Summe Pfennige, nämlich 140 pf., ſo erhält man zum letzten Theile des Quotienten 5 pf., und folglich iſt der gantze Quotient 236 rthl.

```
28) 6616 | rthl. 15 gr. 8 pf.
    56.. | 236 rthl.
    ----
    10.1.
     84..
    -----
     17.6
     168
    -----
       8 rthl. Ueberreſt
      24 multipl.
    -----
     192 gr. = 8 rthl.
      15 gr. add.
    -----
28) 207 | gr.
    196 | 7 gr.
    -----
      11 gr. Ueberreſt
      12 multipl.
    -----
      22 pf.
      11
    -----
     132 pf. = 11 gr.
       8 pf. addirt
    -----
28) 140 | pf.
    140 | 5 pf.
    -----
       0
```

7 gr. 5 pf. den man hernach auf die oben angeführte Art (§. 51.) prüfen kann.

§. 59.

Wenn der Diviſor eine zuſammengeſetzte Zahl iſt, die ſich in einfache Factores zergliedern läßt, ſo kann man ſich hier eben des Vortheils bedienen, den wir bey der Multiplication angemerkt haben. Man dividirt nämlich mit den Factoribus, und da man auf dieſe Art bloß mit einfachen Zahlen dividirt, die man leicht überſehen kann, ſo pflegt man gleich den Quotienten unter den Dividendum zu ſetzen, und die übrigen Zahlen, die man ſonſt hinſchreibt, im Sinne zu behalten. Wir wollen das vorige Exempel wieder nehmen, weil der Diviſior die gehörigen Eigenſchaften hat, damit man deſto beßer die Bequemlichkeit und Kürze dieſer Methode ſehen möge. Der Diviſor 28 läßt ſich in die Factores 4 mal 7 zergliedern. Wenn ich alſo eine Zahl erſtlich durch 4 dividire, und alsdenn von dieſem 4ten Theil wieder den 7ten Theil nehme, ſo erhalte ich ohnſtreitig den 28ten Theil, und den 28ten Theil einer Sache nehmen, iſt eben ſo viel, als ſie durch 28 dividiren. (§. 52.) Man würde alſo die vorige Zahl 6616 rthl. 15 gr. 8 pf. durch 28 vermittelſt dieſer Methode alſo dividiren:

	rthl.	gr.	pf.
	6616 rthl.	15 gr.	8 pf.
7)	945 =	5 =	8 =
4)	236 rthl.	7 gr.	5 pf.

Man zieht unter den Dividendum eine Linie, um den Quotienten darunter zuſetzen, und fängt mit dem einen Factor an zu dividiren, in unſerm Falle mit der 7. Wenn ich nun erſtlich die 6616 rthl. durch 7 dividire, ſo werde ich zum Quotienten 945, und zum Ueberreſt 1 rthl. erhalten, dieſen übrigen Thaler verwandele ich in Groſchen, und ſetze die folgenden

15 gr.

15 gr. darzu, ſo erhalte ich 39 gr. 7 iſt in 39 fünfmal enthalten, dieſe 5, als den Quotienten aus den Groſchen, ſetze ich unter die Groſchen, und verwandele die übrigen 4 gr. in Pfennige. 4 gr. macht 48 pf., die folgenden 8 pf. darzu addirt giebt 56 pf., 7 in 56 ſteckt 8 mal, dieſes iſt der Quotient aus den Pfennigen. Endlich dividire ich die 941 rthl. 5 gr. 8 pf. durch 4, welches der andre Factor iſt, auf die nämliche Art, ſo erhalte ich den Quotienten 236 rthl. 7 gr. 5 pf. Wenn man nun dieſe Operation mit der vorigen vergleicht, ſo wird man ſehen, daß ſie weit kürzer iſt als jene. Weil man aber hierbey viele Zahlen im Sinne behalten muß, ſo ſcheint ſie Anfängern etwas ſchwer zu ſeyn. Doch kann ſich in dieſem Falle die Sache erleichtern, wenn man ſich die im Sinne zu behaltenden Zahlen auf ein beſondres Zettelchen ſchreibt.

Von den Brüchen.

§. 60.

Brüche entſtehen, wenn man eine Größe in gleiche Theile zergliedert, und einen oder etliche ſolcher Theile nimmt, (§. 3.) ſo iſt z. E. ein Gulden, wiefern ich den Thaler zur Einheit annehme, ein Bruch; denn er entſtünde, wenn ich den Thaler in 3 gleiche Theile theilte, und 2 ſolcher Theile nähme. Hieraus erhellt, daß man bey einem Bruche zweyerley wiſſen muß, erſtlich in wie viel Theile das Ganze zergliedert worden, und dann, wie viel ſolcher Theile der Bruch enthalte; die Zahl, welche das erſtre anzeigt, heißt der Nenner, (denominator) diejenige aber, wodurch man das andre bemerkt, der Zehler, (numerator). Man ſchreibt ſie, wie die Quotien-

ten ſo, daß man den Zehler über, und den Nenner unter den Strich ſetzt; z. E. den vorigen Bruch zwey Drittel, würde man ſo bezeichnen $\frac{2}{3}$.

§. 61.

Man kann einen Theil eines Ganzen ſo oft nehmen, daß man eine Größe erhält, die dem Ganzen gleich kömmt, oder es gar übertrift, z. E. $\frac{3}{3}$ oder $\frac{7}{4}$, dergleichen Brüche, welche der Einheit gleich, oder größer, als ſie ſind, heißen Baſtardbrüche, uneigentliche Brüche, (fractiones ſpuriæ) zum Unterſchiede von den andern, die kleiner als die Einheit ſind, und die wahre oder eigentliche Brüche, (fractiones veræ) genannt werden, z. E. $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{4}{5}$, ꝛc.

§. 62.

Wenn man den Begriff der Diviſion, welcher §. 52. angeführt worden, mit dem Begriffe eines Bruches vergleicht, ſo wird man finden, daß Brüche als Quotienten angeſehen werden können. Z. E. $\frac{1}{3}$ als Bruch betrachtet, heißt die Einheit in drey Theile zergliedern, und einen ſolchen Theil nehmen, 1 aber durch 3 dividiren, iſt nach §. 52. auch ſo viel, als den 3ten Theil von 1 ſuchen. Man laſſe dieſen Bruch $\frac{1}{3}$ Thaler bedeuten, ſo wird das Exempel noch augenſcheinlicher, indem der 3ten Theil von 1 rthl. oder von 24 gr., und 24 durch 3 dividirt, einerley Größe, nämlich 8 gr. geben. So verhält es ſich auch mit Brüchen, deren Zehler nicht 1 iſt, wie bey dem vorigen Beyſpiele, z. E. $\frac{2}{3}$ rthl. als Bruch, heißt den Thaler in 3 gleiche Theile theilen, und 2 ſolcher Theile nehmen, 2 rthl. aber durch 3 dividiren, heißt von 2 rthl. den dritten Theil aufſuchen. (§. 52.) Nun iſt es völlig einerley, ob ich einen Theil vom 2 fachen, oder 2 Theil

vom 1fachen nehme. Der dritte Theil von 2 rthl., d. i. von 48 gr. iſt 16 gr. Wenn ich den Thaler oder 24 gr. in 3 gleiche Theile zergliedere, d. i. in 8+8+8, und 2 ſolcher Theile nehme, ſo erhalte ich wieder 16 gr. Dieſes iſt auch der Grund, warum man bey Quotienten und Brüchen einerley Zeichen gebraucht. Es iſt alſo leicht, bey uneigentlichen Brüchen zu finden, wie vielmal ſie das Ganze enthalten, man darf ſie nur als Quotienten anſehen, und den Zehler durch den Nenner wirklich dividiren, z. E. $\frac{38}{7}$ ließen ſich auf dieſe Art in $5\frac{3}{7}$ verwandeln.

§. 62.

Der Zehler eines Bruchs zeigt die Menge der Theile an, der Nenner aber bemerkt bloß die Eintheilung des Ganzen, (§. 60.) Wenn ich alſo den Zehler vermehre, und den Nenner unverändert laſſe; ſo muß unſtreitig dadurch der Bruch größer werden, vermindre ich hingegen den Zehler unter eben der Bedingung, ſo wird auch dadurch der Bruch ſelbſt kleiner, weil ich im erſtern Falle mehr, im andern aber weniger Theile vom Ganzen nehme. Man ſetze eine Reihe Brüche, die einerley Nenner, aber verſchiedene Zehler haben, z. E. $\frac{1}{12}, \frac{2}{12}, \frac{3}{12}, \frac{4}{12}, \frac{8}{12}$ u. ſ. f. ſo wird man ſehen, daß der eine Bruch den andern um eben ſo viel überſteigt, um wie viel der Zehler des einen größer iſt, als der Zehler des andern, ſo iſt $\frac{2}{12}$ noch einmal ſo groß, als $\frac{1}{12}$, denn der Zehler vom erſtern Bruche 2 iſt noch einmal ſo groß, als der Zehler des andern 1; $\frac{8}{12}$ iſt viermal größer als $\frac{2}{12}$, denn der Zehler von $\frac{8}{12}$, nämlich 8 beträgt viermal mehr als der Zehler von $\frac{2}{12}$, nämlich 2. Sollte man alſo einen Bruch vermehren, ſo dürfte man nur ſeinen Zehler vermehren, ſollte man ihn vermindern, ſo dürfte man nur den Zehler ver-

mindern, und den Nenner in beyden Fällen unverändert laſſen.

§. 64.

Wenn ich hingegen ein Ganzes in viele Theile zergliedere, ſo können dieſe Theile nicht ſo groß ſeyn, als wenn ich deren weniger mache. Da nun der Nenner die Eintheilung des Ganzen anzeigt, ſo folgt hieraus, daß Brüche kleiner werden, wenn man ihre Nenner vergrößert, ohne die Zehler zu verändern, und hingegen größer, wenn man unter eben derſelben Bedingung die Nenner vermindert. Man ſetze wieder eine Reihe Brüche, die einerley Zähler, aber verſchiedne Nenner haben, z. E. $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{8}$, $\frac{1}{16}$, $\frac{1}{32}$, ſo wird man finden, daß ein Bruch noch einmal ſo groß iſt, als ein andrer, wenn ſein Zähler nur halb ſo groß iſt, als der Zähler des andern, u. ſ. f. $\frac{1}{2}$ iſt noch einmal ſo groß als $\frac{1}{4}$, weil der Zähler des erſtern (2) nur die Hälfte von den Zähler des andern (4) beträgt. $\frac{1}{8}$ iſt viermal ſo groß als $\frac{1}{32}$, indem der Nenner, von erſtern Bruche (8) der vierte Theil von Nenner des andern (32) iſt. Es iſt alſo, wenn der Zähler unverändert bleibt, die Vergrößerung eines Bruches mit der Verminderung des Nenners, und die Verminderung deſſelben, mit der Vermehrung des Nenners verbunden, und zwar wird ein Bruch um eben ſo viel größer, um wie viel ich ſeinen Nenner vermindre, und hingegen um eben ſo viel kleiner, um wie viel ich ſeinen Nenner vermehre.

§. 65.

Wenn ich daher den Zehler und Nenner eines Bruches mit einerley Zahl multiplicire, ſo muß er in Anſehung ſeines Werths unverändert bleiben. Denn indem ich den Zähler multiplicire, ſo vermehre ich

 den

den Bruch, (§. 63.) indem ich aber auch den Nenner durch eben die Zahl multiplicire, ſo vermindre ich ihn wieder um eben ſo viel, als ich ihn vermehrt hatte, (§. 64.) folglich habe ich ſeinen Werth nicht verändert, weil ich ihn mit einerley Zahl mutiplicirt und dividirt habe. (§. 23.) Z. E. $\frac{1}{2}\times\frac{3}{3}$ oder $\frac{3}{6}$ iſt ſo viel wie $\frac{1}{2}$ und $\frac{2}{3}\times\frac{4}{4}$ oder $\frac{8}{12}=\frac{2}{3}$, u. ſ. w. Hieraus erhellt, daß man einem Bruche unzähliche Geſtalten geben könne, ohne dadurch ſeinen wahren Werth zu verändern, wovon wir im folgenden öfters Gebrauch machen werden.

§. 66.

Wird der Zähler und Nenner eines Bruches durch einerley Zahl dividirt, ſo bleibt wiederum die Größe des Bruches unverändert. Denn indem ich den Zähler dividire, ſo vermindere ich den Bruch, (§. 63.) indem ich aber auch den Nenner durch eben die Zahl dividire, ſo vermehre ich wieder den Bruch, um eben ſo viel, um wie viel ich ihn durch die erſtern Diviſion verminderte, (§. 64.) und folglich bleibt er in Anſehung ſeines Werthes unverändert, z. E. wenn ich den Zähler und Nenner des Bruchs $\frac{6}{12}$ durch 6 dividire, ſo erhalte ich $\frac{1}{2}$, beyde Brüche aber zeigen einerley Größe an. Hieraus erhellt alſo eine bequeme Methode manche Brüche, die unter großen Zahlen erſcheinen, durch kleinere Zahlen auszudrücken, welches einen Bruch aufheben genennt wird, man darf nur verſuchen, ob ſich der Zähler und Nenner durch eine Zahl völlig dividiren läßt. Z. E. $\frac{126}{189}$ läßt ſich, wenn ich mit 7 dividirt, in den gleichgeltenden Bruch $\frac{18}{27}$ verwandeln, deſſen Zähler und Nenner ſich ferner mit 9 dividiren läßt, wodurch man den kleinſten Bruch $\frac{2}{3}$ erhält, der dem erſtern $\frac{126}{189}$ völlig gleich gilt, und

den man gleich auf einmal würde bekommen haben, wenn man den Zähler und Nenner des großen Bruchs durch 63 dividirt hätte.

§. 67.

Es iſt oft nöthig, Brüche, die verſchiedene Nenner haben, unter einerley Benennung zu bringen, wie wir bald ſehen werden. Die Art zu verfahren iſt folgende. Sind es 2 Brüche, die man zu einerley Benennung bringen ſoll, ſo multiplicire man den Zähler und Nenner des erſtern durch den Nenner des andern, und alsdenn den Zähler und Nenner des andern Bruchs durch den Nenner des erſtern. Hierdurch entſtehen erſtlich Brüche, die den gegebenen völlig gleich gelten, weil man den Zähler und Nenner jedes Bruchs durch einerley Zahl multiplicirt hat, wodurch der Werth derſelben nicht verändert wird. (§. 65.) Ferner müſſen auch die neuen Brüche nothwendig einerley Nenner haben, weil die Nenner Producte aus den Nennern der gegebenen Brüche, und alſo Producte von einerley Factoren ſind. (§. 42.) Z. E. wenn ich $\frac{2}{3}$ und $\frac{4}{5}$ unter einerley Benennung bringen ſollte, ſo würde ich erſtlich in den Zehler und Nenner von $\frac{2}{3}$ den Nenner des andern Bruchs, nämlich 5 multipliciren, ſo erhielte ich $\frac{10}{15} = \frac{2 \times 5}{3 \times 5}$; alsdenn würde ich auf eben die Art in den andern Bruch $\frac{4}{5}$, den Nenner des erſtern, nämlich 3 multipliciren, woraus der Bruch $\frac{12}{15} = \frac{4 \times 3}{5 \times 3}$ entſtünde. Die beyden Brüche $\frac{10}{15}$ und $\frac{12}{15}$ haben alſo nicht nur einerley Benennung, ſondern ſind auch den beyden gegebenen $\frac{2}{3}$ und $\frac{4}{5}$ völlig gleich. (§. 65.) Sind mehrere Brüche vorhanden, ſo multiplicire man in den Zähler und Nenner eines jeden ein Product aus den Nennern der übrigen, ſo erhält man wieder gleichgeltende Brüche und einerley Nenner. Wir wollen zum Beyſpiele folgende Brüche nehmen $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$, $\frac{4}{7}$.

Man

Man multiplicire erſtlich in den Zehler und Nenner von $\frac{1}{2}$ ein Product aus den Nennern der beyden übrigen Brüche, nämlich 3×7 ſo erhält man $\frac{1 \times 3 \times 7}{2 \times 3 \times 7} = \frac{21}{42}$, ferner in den andern Bruch $\frac{2}{3}$ das Product aus den Nennern des erſten und dritten, nämlich 2mal 7, ſo bekommt man $\frac{2 \times 2 \times 7}{3 \times 2 \times 7} = \frac{27}{42}$ und endlich in den dritten Buch $\frac{4}{7}$ das Product aus den Nennern der erſten beyden 2×3, ſo entſteht $\frac{4 \times 2 \times 3}{7 \times 2 \times 3} = \frac{24}{42}$. Dieſe drey neuen Brüche $\frac{21}{42}$, $\frac{28}{42}$, $\frac{24}{42}$ ſind den erſtern dreyen vollkommen gleich, und haben auch einerley Nenner.

Addition und Subtraction der Brüche.

§. 68.

Man kann nur ſolche Zahlen addiren, die gleichartig ſind, d. i. die aus einerley Einheiten beſtehen (§. 30.) Da nun Brüche von verſchiednen Nennern, z. E. $\frac{5}{12}$, $\frac{7}{24}$ nicht gleich große Theile enthalten, ſo ſieht man leicht, daß bey ſolchen Brüchen, ſo lange ſie unter dieſer Geſtalt erſcheinen, keine Addition ſtatt finden wird. Haben nun Brüche einerley Nenner, ſo addirt man ſie, indem man ihre Zehler zuſammen zählt, und den Nenner unverändert läßt, weil der Zehler eigentlich die Menge der Theile, und der Nenner nur die Eintheilung der Einheit anzeigt. Z. E. $\frac{2}{9} + \frac{5}{9} = \frac{2 \times 5}{9} = \frac{7}{9}$ Sind die Nenner verſchieden, ſo bringe man die Brüche erſt unter einerley Benennung nach §. 67. und addire alsdenn wie vorhin. $\frac{2}{5} + \frac{3}{4} = \frac{8}{20} + \frac{15}{20} = \frac{23}{20} = 1\frac{3}{20}$

§. 69.

Eben ſo erhellt aus demjenigen, was oben §. 36. von der Subtraction geſagt worden, daß ſich nur Brüche von einer-

einerley Benennung ſubtrahiren laſſen. Dieſe Subtraction aber geſchieht, indem man den Zehler des abzuziehenden Bruches von dem Zehler des andern ſubtrahirt, und den Nenner unverändert läßt. So ſieht ein jeder leicht ein, daß $\frac{3}{10}$ von $\frac{5}{10}$ abgezogen ſo viel als $\frac{2}{10}$ beträgt. Haben alſo Brüche verſchiedne Nenner, ſo verwandele man ſie nach §. 67. in andere gleichgeltende von einerley Benennung, und ſubtrahire hernach auf die nämliche Art. Z. E. $\frac{5}{8} - \frac{2}{7} = \frac{35}{56} - \frac{16}{56} = \frac{35-16}{56} = \frac{19}{56}$.

Multiplication und Diviſion der Brüche.

§. 70.

Soll ein Bruch durch eine ganze Zahl multiplicirt werden, ſo darf man nur die Zahl in den Zehler deſſelben multipliciren, und den Nenner unverändert laſſen. Der Grund davon erhellt aus §. 63. z. E. $\frac{3}{4} \times 5 = \frac{3 \times 5}{4} = \frac{15}{4} = 3\frac{3}{4}$. Eben ſo verfährt man, wenn eine ganze Zahl durch einen Bruch multiplicirt werden ſoll, z. E. $4 \times \frac{3}{7} = \frac{4 \times 3}{7} = \frac{12}{7} = 1\frac{5}{7}$ denn 4 durch $\frac{3}{7}$ multipliciren heißt Vier $\frac{3}{7}$ mal nehmen, d. i. 4 in 7 Theile zergliedern, und 3 ſolche Theile nehmen, ich muß alſo die 4 erſt durch 7 dividiren $\frac{4}{7}$ und dieſes durch 3 multipliciren $\frac{4}{7} \times 3 = \frac{4 \times 3}{7} = \frac{12}{7}$.

§. 71.

Soll hingegen ein Bruch durch eine ganze Zahl dividirt werden, ſo multiplicire man die ganze Zahl in den Nenner, und laſſe den Zehler unverändert, oder man dividire, wenn es angeht, den Zehler durch die ganze Zahl, und laſſe den Nenner unverändert. Z. E. $\frac{6}{7}$ durch 3 dividirt giebt $\frac{6}{7 \times 3} = \frac{6}{21} = \frac{2}{7}$ oder auf die andere Art $\frac{6 : 3}{7} = \frac{2}{7}$. Denn wenn ich den Nenner vermehre, und den Zehler unverändert laſſe, ſo wird der

Bruch

Bruch um eben ſo viel kleiner, um wieviel ich den Nenner vermehrt habe. (§. 64.) Da man aber auch die Verminderung oder Theilung eines Bruches bewerkſtelligen kann, wenn man den Zehler vermindert, und den Nenner unverändert läßt, (§. 63.) ſo erhellt hieraus die Richtigkeit der zweyten Methode, die aber alsdenn nur vortheilhaft iſt, wenn ſich der Zehler des Bruchs durch die ganze Zahl wirklich dividiren läßt. Will man unterſuchen, ob man richtig dividirt, ſo kann man dieſes auf eben die Art thun, wie bey den ganzen Zahlen, indem man den Quotienten in den Diviſorem multiplicirt, und das Product mit dem Dividendo vergleicht.

§. 72.

Wenn man einen Bruch durch einen Bruch multipliciren ſoll, ſo multiplicire man Zehler in Zehler, und Nenner in Nenner, z. E. $\frac{3}{4} \times \frac{2}{5} = \frac{3 \times 2}{4 \times 5} = \frac{6}{20} = \frac{3}{10}$. Denn wenn ich $\frac{3}{4}$ durch $\frac{2}{5}$ multipliciren ſoll, ſo ſoll ich $\frac{3}{4}$, $\frac{2}{5}$mal oder von $\frac{3}{4}$ nur $\frac{2}{5}$ nehmen. Man nimmt aber $\frac{2}{5}$ von einer Sache, wenn man dieſelbe in 5 Theile theilt, und 2 ſolcher Theile ſetzt. Ich müßte alſo im gegenwärtigen Falle $\frac{3}{4}$ erſtlich in 5 Theile theilen, d. i. durch 5 dividiren, welches geſchieht, wenn man 5 in den Nenner multipliciret $\frac{3}{4 \times 5}$ (§. 71.) und dieſes hernach durch 2 multipliciren $\frac{3}{4 \times 5} \times 2 = \frac{3 \times 2}{4 \times 5}$. (§. 70.) Der Bruch alſo $\frac{3 \times 2}{4 \times 5} = \frac{6}{20}$ als das Product, hat zum Zehler ein Product aus den Zehlern der gegebenen Brüche, und zum Nenner ein Product aus den Nennern derſelben, woraus die Richtigkeit der gegebenen Regel erhellt. Man muß ſich aber hier nicht wundern, daß das Product kleiner iſt, als der Multiplicandus. Denn eine Größe durch einen Bruch multipliciren, heißt dieſelbe Größe nicht ein oder etlichemal,

ſondern

ſondern nur ein Stück von ihr nehmen. Ein Stück aber kann niemals ſo groß, noch viel weniger größer ſeyn als das Ganze. (§. 11.) Wenn man daher die Multiplication eine Vermehrung nennt, ſo iſt dieſes von dem Falle zu verſtehen, wenn man mit ganzen Zahlen multiplicirt.

§. 73.

Sollen Brüche durch Brüche dividirt werden, die einerley Nenner haben, ſo dividire man bloß den Zehler des Dividendi durch den Zehler des Diviſoris, z. E. $\frac{12}{17} : \frac{3}{17} = \frac{12}{3} = 4$. Ein jeder ſieht ohne weitläuftigen Beweiß hier ein, daß $\frac{3}{17}$ in $\frac{12}{17}$ eben ſo oft wie 3 in 12, d. i. 4 mal enthalten ſeyn muß. Sind aber die Brüche von verſchiedner Benennung, ſo wende man den Bruch, welcher der Diviſor iſt, um und multiplicire ihn alsdenn in den Dividendum z. E. $\frac{3}{5} : \frac{2}{7} = \frac{3}{5} \times \frac{7}{2} = \frac{21}{10} = 2\frac{1}{10}$. Dieſes iſt eigentlich eine abgekürzte Operation. Wenn man alſo den Grund davon einſehen will, ſo muß man ſich die ganze Operation vorſtellen. Es iſt aber klar, daß man die Diviſion nach der erſtern Art vornehmen könnte, wenn man die Brüche unter einerley Benennung brächte. Wenn man dieſes thut, ſo wird nach §. 67. aus $\frac{3}{5}$ der gleichgeltende Bruch $\frac{3 \times 7}{5 \times 7}$, und aus $\frac{2}{7}$ der Bruch $\frac{2 \times 5}{7 \times 5}$. Es iſt alſo einerley, ob ich $\frac{3}{5}$ durch $\frac{2}{7}$ oder $\frac{3 \times 7}{5 \times 7}$ durch $\frac{2 \times 5}{7 \times 5}$ dividire, weil die letztern beyden Brüche, den erſtern völlig gleich ſind. Da nun $\frac{3 \times 7}{5 \times 7}$ und $\frac{2 \times 5}{7 \times 5}$ einerley Nenner, nämlich 7×5 oder 35 haben, ſo darf ich nur den Zehler des Dividendi durch den Zehler des Diviſors dividiren, wie vorhin gezeigt wurde, $\frac{3 \times 7}{2 \times 5}$. Der Zehler alſo des Quotienten iſt ein Product aus dem Zehler des Dividendi in den Nenner des Diviſoris, und der Nenner ein Product aus dem Nenner des Dividendi

dendi in den Zehler des Diviſoris. Man erhält alſo den Quotienten gleich, wenn man den Diviſor umwendet, und alsdenn in den Dividendum multipliciret. Man wird übrigens hier wieder etwas ſonderbares, dem Anſcheine nach, antreffen, daß nämlich bey dieſer Diviſion, gröſſere Zahlen, als die dividirten ſind, zum Vorſcheine kommen. Wenn man aber überlegt, daß ein Theil in einem andern Theile eben ſowohl etlichemal enthalten ſeyn kann, als ein Ganzes in einem Ganzen, ſo wird man ſich nicht mehr wundern, daß Brüche durch Brüche dividirt, ganze Zahlen zu Quotienten geben können. Die Diviſion iſt iſt nur alsdenn eine Verminderung, wenn der Diviſor aus einer ganzen Zahl beſteht.

§. 74.

Hat man eine ganze Zahl durch einen Bruch zu dividiren, ſo wende man den Bruch um, und multiplicire ihn in die ganze Zahl, z. E. $8 : \frac{2}{3} = 8 \times \frac{3}{2} = \frac{24}{2} =$. Denn $8 = \frac{8}{1}$ folglich $8 : \frac{2}{3} = \frac{8}{1} : \frac{2}{3} = \frac{8}{1} \times \frac{3}{2}$ §. 73. d. i. $\frac{24}{2} = 12$.

§. 75.

Sind ganze Zahlen und Brüche mit einander verbunden, welches man vermiſchte Zahlen nennt, ſo verwandle man jede in einen uneigentlichen Bruch, und verfahre alsdenn wie mit ordentlichen oder eigentlichen Brüchen. Es läßt ſich aber jede Zahl in einen Bruch von einem beliebigen Nenner verwandeln, wenn man ſie durch den Nenner multiplicirt und zugleich dividirt, z. E. 4 läßt ſich in Drittel verwandeln, wenn ich mit 3 multiplicire, und das Product wieder durch 3 dividire, nämlich $4 = \frac{4 \times 3}{3} = \frac{12}{3}$ (§. 23. 62.) Sollte man alſo $4\frac{2}{3}$ durch

$3\frac{1}{3}$

$3\frac{1}{2}$ dividiren, ſo mache man aus der 4 Drittel und addire hierzu die $\frac{2}{3}$, ferner aus der 3 halbe, und addire $\frac{1}{2}$ und dividire alsdenn z. E. $4\frac{2}{3} = \frac{14}{3}$; $3\frac{1}{2} = \frac{7}{2}$ folglich $4\frac{2}{3} : 3\frac{1}{2} = \frac{14}{3} : \frac{7}{2} = \frac{14 \times 2}{3 \times 7} = \frac{28}{21} = 1\frac{7}{21} = 1\frac{1}{3}$. Hieraus erhellt zugleich, wie man die übrigen Operationen mit vermiſchten Zahlen anſtellen kann. Man braucht nur eine jegliche in einen einzigen Bruch zu verwandeln. Doch iſt es bisweilen bequemer, wenn man dieſe Verwandlung unterläßt, und mit den Theilen nach und nach die Operation anſtellet.

§. 76.

Denenjenigen Brüchen, deren Nenner 10 oder ein Product aus 10 in 10 iſt, hat man einen beſondern Namen gegeben, und ſie Decimalbrüche genannt, als: $\frac{3}{10}$, $\frac{4}{100}$, $\frac{7}{1000}$, $\frac{2}{10000}$ u. ſ. w. Man pflegt ſie ſo zu ſchreiben, daß man die Nenner ausläßt, und den Zehlern den Werth aus der Stelle giebt. So ſtehn die Zehntheile in der erſten, die Hundertheile in der andern, die Tauſendtheile in der dritten Stelle u. ſ. f. von der linken gegen die rechte Hand zugerechnet. Die ganzen Zahlen werden von den Brüchen durch ein Comma abgeſondert. Sind keine ganze Zahlen vorhanden, ſo ſetzt man an deren Stelle 0. Die vorigen Brüche alſo würde man ſo ſchreiben 0,3472. Da 10 Tauſendtheile 1 Hundertheil, 10 Hundertheile 1 Zehntheil, und 10 Zehntheile ein Ganzes betragen, ſo ſieht man hieraus, daß dieſe Brüche auf eben die Art und Weiſe wachſen und abnehmen, als die ganzen Zahlen, nach unſrer gewöhnlichen Art zu zählen. Man kann daher mit ihnen alle Operationen wie mit ganzen Zahlen vornehmen. Nur muß man nicht vergeſſen, die gleichnahmigen Theile unter einander zu ſetzen, und die ganzen

Zahlen von den Brüchen, durch das Comma jedesmal zu unterſcheiden.

Von den Quadratzahlen.

§. 77.

Wenn man eine Zahl in ſich ſelbſt multiplicirt, ſo nennt man ein ſolch Product das **Quadrat** derſelben Zahl, ſie ſelbſt aber in Abſicht auf das Quadrat, die **Quadratwurzel.** Z. E. 4 × 4 oder 16 iſt die Quadratzahl von 4, und 4 die Quadratwurzel von 16. Multiplicirt man das Quadrat wieder in ſeine Wurzel, ſo entſteht eine **Cubikzahl**, und in Abſicht der letztern wird die Wurzel alsdenn die **Cubikwurzel** genannt. Z. E. 4 × 4 × 4 = 16 × 4 = 64 iſt die Cubikzahl von 4, und 4 die Cubikwurzel von 64. Ueberhaupt heißt ein Product, das aus lauter gleichen Factoren beſteht, eine **Potenz** oder **Dignität** desjenigen Factors, der etlichemal in ſich ſelbſt multiplicirt wird, und ein ſolcher Factor die **Wurzel** der Potenz. Die Anzahl der gleichen Factoren, woraus eine Dignität beſteht, wird der **Grad** derſelben genannt, und durch eine kleine Ziffer, die man oben an die Zahl zur Rechten ſetzet, angedeutet. Dieſe kleine Ziffer heißt der **Exponente** (exponens dignitatis), z. E. die 2te Potenz oder das Quadrat von 5, d. i. 5 × 5 wird ſo geſchrieben: 5^2, die dritte Potenz oder die Cubikzahl von 5, d. i. 5 × 5 × 5 ſo: 5^3, die vierte Potenz von 5, nämlich 5 × 5 × 5 × 5 ſo: 5^4 u. ſ. f. Das Zeichen der Wurzel iſt $\surd$, in deſſen Oefnung man die kleine Ziffer zu ſchreiben pflegt, die den Grad der Potenz anzeigt, doch pflegt man ſie bey den Quadratzahlen auszulaſſen, z. E. die

Quadratwurzel aus 9 wird ſo geſchrieben: $\sqrt{9}$, die Cubikwurzel aus 27 ſo: $\sqrt[3]{27}$ u. ſ. w.

Wir wollen uns gegenwärtig nur mit den Quadratzahlen beſchäftigen, weil die andern Potenzen nicht ſo häufig vorkommen, und wir ſonſt zu weitläuftig werden würden.

§. 78.

Es kömmt aber hierbey vornehmlich auf zweyerley Aufgaben an. Die erſtere iſt: jede Zahl zum Quadrat zu erheben, welches dadurch geſchieht, wenn man die Zahl in ſich ſelbſt multiplicirt, wie aus dem Begriffe einer Quadratzahl klar iſt §. 77. Die andre Aufgabe beſteht darinnen, aus jeder gegebenen Zahl, die man als ein Quadrat betrachtet, die Wurzel zu ſuchen. Da man aber nicht aus jeder Zahl die Wurzel genau finden kann, ſo iſt daher die Eintheilung der Quadratzahlen in **vollkommne** und **unvollkommne** entſtanden. **Vollkommne** Quadratzahlen nämlich ſind ſolche, deren Wurzel man genau beſtimmen kann, z. E. 9, wovon die Wurzel 3, und 16, deren Wurzel 4 iſt; **unvollkommne** hingegen ſind diejenigen, aus denen man die Wurzel nicht ganz genau, ſondern nur durch Annäherung finden kann, z. E. 7, wovon die Wurzel weder 2 noch 3, ſondern 2 und ein Bruch iſt, der ſich niemals nach der größten Schärfe angeben läßt. Die Wurzeln der vollkommnen Quadratzahlen werden **Rationalzahlen**, die Wurzeln der unvollkommnen aber **Irrationalzahlen** genannt. Eine andre Eintheilung der Wurzeln entſteht aus der Menge ihrer Theile. So heißt eine Wurzel, die aus einer einfachen Zahl beſteht, eine **monomiſche** oder eintheilichte, hat ſie 2 Theile, eine **binomiſche**, hat ſie deren mehr, eine **polynomiſche**.

§. 79.

Es iſt überaus leicht, die eintheilichten Wurzeln aus vollkommenen Quadratzahlen zu finden. Man braucht ſich nur ein Täfelchen von den Quadraten aller einfachen Zahlen zu machen, z. E.

1	2	3	4	5	6	7	8	9
1	4	9	16	25	36	49	64	81

In der erſten Reihe befinden ſich alle einfachen Zahlen, und in der unterſten ihre Quadrate. Da es nun nicht mehr als 9 einfache Zahlen giebt, ſo müſſen alle vollkommne Quadratzahlen eintheilichter Wurzeln darinnen zu finden ſeyn. Suche ich alſo eine ſolche Quadratzahl, z. E. 36 in der unterſten Reihe, ſo finde ich oben darüber die Wurzel. Dieſes Täfelchen braucht man auch um die Wurzeln zu entdecken, die aus mehrern Theilen beſtehen, wie wir gleich ſehen werden.

§. 80.

Ehe wir aber weiter zu der Aufſuchung einer binomiſchen oder zweytheilichten Wurzel fortgehen, ſo wollen wir uns noch bey einer Anmerkung aufhalten, deren wir in der Folge nöthig haben werden. Wir wollen eine Reihe Wurzeln annehmen, von denen allemal die folgende das 10fache der vorhergehenden ſeyn ſoll, und wollen jegliche davon zum Quadrat erheben, z. E.

$1^2 = 1$
$10^2 = 100$
$100^2 = 10000$
$1000^2 = 1000000$
$10000^2 = 100000000$

Hier werden wir bemerken, daß die folgende Quadratzahl in dieſer Reihe allemal 2 Nullen mehr hat, als die vorhergehen-

de, da hingegen in der Reihe der Wurzeln, die folgende nur um eine Null gröſſer iſt als die vorhergehende. Vermehre ich alſo eine Quadratzahl um 2 Figuren, ſo wird dadurch die Wurzel um eine Figur vermehrt werden, oder welches einerley iſt, multiplicire ich ein Quadrat durch 100, ſo wird die Wurzel davon 10mal gröſser ſeyn, als die Wurzel der erſtern Quadratzahl. So viel Paar Figuren ich alſo in einer Quadratzahl finde, ſo viel einzelne Theile wird die Wurzel haben müſſen. Und dieſes iſt der Grund, warum wir eine Quadratzahl in Claſſen theilen, und jeder Claſſe 2 Figuren geben werden, weil man aus der Anzahl der Claſſen auf die Anzahl der Theile ſchlieſſen kann. Z. E. die Zahl 1|10|00|00|00 läſſt ſich in fünf Claſſen zergliedern, und ihre Wurzel nämlich 10000 beſteht auch wirklich aus 5 Figuren. Daſs in der letztern Claſſe von der Rechten gegen die Linke zu gerechnet, oft eine einzige Ziffer ſteht, iſt nicht zu verwundern, weil es Quadratzahlen von einer einzigen Ziffer giebt.

§. 81.

Nunmehr wollen wir ſehen, aus was für Theilen eigentlich die Quadratzahl einer binomiſchen Wurzel beſtehet, damit wir dadurch die Regeln entdecken, welche zur Erforſchung einer ſolchen Wurzel nöthig ſind. Wir wollen alſo eine ſolche Wurzel z. E. 64, welche aus den beyden Theilen, 6 Zehnern und 4 Einern beſteht, in ſich ſelbſt multipliciren, um das Quadrat davon zu erhalten. Damit wir auch die Theile des Quadrats deſto genauer ſehen mögen,

ſo

ſo wollen wir alle einzelne Producte ganz ausſchreiben, und jedes in eine beſondre Zeile ſetzen, z. E.

64	nach der gewöhnl. Art	64
64		64
16	iſt der Quadrat der 4 Einer	256
24 .	Product aus 4 Einern in die 6 Zehner	384
24 .	Product aus 6 Zehnern in 4 Einer	4096
36 . .	Quadrat der 6 Zehner.	
4096		

Die ganze Quadratzahl von 64 alſo nämlich 4096 iſt aus folgenden Theilen zuſammengeſetzt, aus 36 Hunderten, 24 Zehnern, 24 Zehnern, und 16 Einern. Die 36 Hunderte ſind das Quadrat von 6 Zehnern, die 24 Zehner ein Product aus den 6 Zehnern in die 4 Einer, und 16 Einer das Quadrat von 4 Einern. Nennt man nun die Zehner den erſten, und die Einer den andern Theil, ſo erhellt hieraus folgender Satz: **Das Quadrat einer zweytheilichten Wurzel, beſteht aus dem Quadrate des erſten Theils** (36 Hund.) **aus dem Producte des erſten Theils in den andern** (24. Zehn.) **zweymal genommen, und aus dem Quadrat des andern Theils.** (16 Einer.) Und zwar bezieht ſich das Quadrat des erſtern Theils auf Hunderte, weil ſich der erſte Theil auf Zehner bezieht, und Zehner in Zehner multiplicirt Hunderte geben, die Producte aus dem erſten Theil in den andern ſind Zehner, weil hier Zehner in Einer multiplicirt wurden, und das Quadrat des andern Theils muß auf Einer gehen, weil der erſte Theil ſelbſt Einer enthält, und alſo hier Einer in Einer multiplicirt werden.

§. 82.

Hieraus läßt ſich nunmehr die Art und Weiſe beſtimmen, die Theile einer binomiſchen Wurzel zu entdecken. Ich weiß aus dem vorhergehenden, daß ſich das Quadrat des erſtern Theiles auf Hunderte bezieht. Ich darf daher nur zu den Hunderten gehen, und ſehen, was für eine Quadratzahl in dem oben angeführten Täfelchen §. 79. den Hunderten gleich oder nahe kömmt, ſo erlange ich nicht nur das Quadrat des erſten Theils, ſondern auch den erſten Theil ſelbſt. Ziehe ich nun das Quadrat von den Hunderten ab, ſo ſehe ich wieviel von dem folgenden Theile, welcher Zehner enthält, durch die Addition unter die Hunderte gekommen iſt. Das doppelte Product aus dem erſten Theil in den andern geht auf Zehner; ich werde es daher auch unter den Zehnern ſuchen müſſen. Wenn man aber ein Product von 2 Factoren, durch einen Factor oder ein Product von 3 Factoren durch 2 Factores dividirt, ſo muß der übrige Factor der Quotient ſeyn §. 23. Dividirte ich alſo das doppelte Product aus dem erſten Theile in den andern durch den doppelten erſten Theil, ſo müßte ich dadurch den andern Theil erhalten, ſo iſt nach dem vorhergehenden Exempel $\frac{2 \times 6 \times 4}{2 \times 6} = 4$. Ziehe ich endlich das doppelte Product aus dem erſten Theile in den andern, und das Quadrat des andern ab, ſo muß bey einer vollkommenen Quadratzahl nichts übrig bleiben, weil alsdenn alle Theile aus dem Ganzen weggenommen werden. Man pflegt daher zur Ausziehung einer binomiſchen Quadratwurzel folgende Regeln zu geben, die man nunmehr aus dem vorhergehenden hinlänglich verſtehen wird.

1. Theilet die Zahl von der Rechten gegen die Linke zu in Claſſen, und gebet jeder Claſſe 2 Figuren §. 80.
2. Fangt bey der erſten Claſſe zur Linken an, ſucht in dem Quadrattäfelchen der einfachen Zahlen, (§. 79.) diejenige Quadratzahl, welche der Zahl in der erſten Claſſe gleich kömmt, oder die nächſt kleinere iſt; und ſetzt ſie darunter, ihre Wurzel aber, als den erſten Theil der verlangten Wurzel ſchreibt zur Rechten hinter einen Strich.
3. Subtrahirt dieſe Quadratzahl von der Zahl der erſten Claſſe, und ſetzt hierzu die Zahl der folgenden Claſſe.
4. Nehmt den gefundenen erſten Theil der Wurzel doppelt, ſchreibt ihn unter die Zehner, und dividirt ſie dadurch, ſo habt ihr den andern Theil der Wurzel. Man pflegt hier den Diviſor zu durchſtreichen oder in Häkchen einzuſchließen, damit man ihn nicht für einen Theil der Quadratzahl anſehe.
5. Multiplicirt den gefundenen andern Theil in den Diviſor, welcher den doppelten erſten Theil enthält, ſo habt ihr ein doppeltes Product aus dem erſten Theile in den andern, und weil ſich daſſelbe auf Zehner bezieht, ſo ſchreibt es auch unter die Zehner.
6. Setzt gleich darunter, doch um eine Stelle weiter zur Rechten, weil es ſich auf Einer bezieht, das Quadrat des andern Theils.
7. Addirt beydes und zieht die Summe von der obern Zahl ab, ſo habt ihr nunmehr alle Theile der Quadratzahl von ihr weggenommen, und folglich muß die Subtraction völlig aufgehen, wenn es eine vollkommne Quadratzahl iſt, und ihr richtig gerechnet habt.

§. 83.

Aus der vorigen Quadratzahl 4096 würde man alſo die Wurzel folgendergeſtalt ſuchen.

```
40|96  (64
36|
------
  4|96
 (1 2)
  4 8.
    16
------
  496
------
    0
```

Nachdem ich die Zahl in Claſſen getheilt habe, ſo fange ich bey der erſten, nämlich bey 40 an, und ſetze das nächſt kleinere Quadrat 36, aus dem obigen Täfelchen (§. 79.) drunter, die Wurzel aber 6 zur Rechten hinter eine Linie. Nunmehr ziehe ich ab, ſo ſehe ich, daß außer dem Quadrate des erſtern Theils, noch etwas von der folgenden Claſſe unter den Hunderten enthalten iſt. Ich rücke daher die folgende Claſſe zu dem Ueberreſt 4 herunter, und nehme den gefundnen erſten Theil 6 doppelt, ſo habe ich 12, dieſe ſetze ich unter die Zehner, und dividire damit. 12 in 49 iſt 4mal enthalten, folglich iſt 4 der andre Theil, den ich zur Rechten neben den erſtern ſetze, wodurch jeder ſeinen wahren Werth aus der Stelle erhält. Nun multiplicire ich dieſen gefundnen andern Theil 4 in den Diviſorem 12. (§. 82. n. 5.) und ſetze darunter eine Stelle weiter zur Rechten (§. 82. n. 6.) das Quadrat von 4, d. i. 16. Beydes addire ich und ziehe die Summe 496 von der obern Zahl 496 ab, (§. 82. n. 7.) ſo iſt der Ueberreſt Null. Ich ſehe alſo, daß die gegebene Zahl eine vollkomne Quadratzahl und ihre Wurzel 64 iſt. Multiplicirt man nun die Wurzel in ſich ſelbſt, ſo muß die Quadratzahl wieder herauskommen, welches die Probe iſt, ob man richtig gerechnet hat.

§. 84.

Weil man alle Zahlen als ſolche betrachten kann, die aus 2 Theilen beſtehen, ſo gelten die jetzt gegebenen Regeln auch von vieltheilichten Wurzeln. Man verfährt im Anfange und auch hernach, wie vorhin, nur daß man, wenn man den 3ten, 4ten Theil u.ſ.w. ſucht, alle gefundne Theile als einen einzigen anſieht. Z. E. die Wurzel aus 544644 würde man alſo finden.

```
 54|46|44      (738
 49
 -------
   5|46        Probe
  (1 4)          738
   4 2           738
     9         -------
 -------         5904
   429          2214
 ---------     5166
   117|44      -------
  (14 6)       544644
   116 8
       64
 ---------
   117 44
 ---------
       0
```

Man theilt von der Rechten gegen die Linke die Zahl in Claſſen, wie vorhin (§. 80.) und fängt wieder bey der erſten Claſſe zur Linken an. Die Zahl, welche in den Quadrattäfelchen (§. 79.) der erſten Claſſe 54 am nächſten kömmt iſt 49, und die Wurzel 7. Ich ſetze alſo 7 als den erſten Theil der zu ſuchenden Wurzel an den gehörigen Ort, und ziehe 49 von 54 ab; zu dem Ueberreſte 5 ſetze ich die folgende Claſſe 46 herunter, und nehme den gefundnen erſten Theil 7 doppelt, und dividire die 54 damit. 14 in 54 ſteckt dreymal, alſo iſt der zweyte Theil der Wurzel 3, dieſen multiplicire ich in den Diviſoren 14, ſetze unter dieſes Product eine Stelle weiter zur Rechten das Quadrat von 3 nämlich 9, addire beydes, und ſubtrahire die Summe von der obern

Zahl 546. Zu dem Ueberreſte 117 ſetze ich die letzte Claſſe 44; nehme die gefundnen beyden Theile 73 doppelt, ſo erhalte ich zum Diviſore 146, und wenn ich damit 1174 dividire, den dritten Theil der Wurzel 8. Dieſen multiplicire ich wieder in den Diviſorem, ſetze unter dieſes Product eine Stelle weiter zur Rechten das Quadrat von 8 nämlich 64, addire, und ziehe die Summe von der obern Zahl 11744 ab, ſo geht die Subtraction völlig auf. Ich habe alſo die dreytheilichte Wurzel, nämlich 738 gefunden. Hätte die Wurzel noch mehr Theile, ſo würde man nun wieder dieſe drey Theile 738 als einen einzigen anſehen, ſie doppelt nehmen, damit dividiren, und auf dieſe Art ſo lange fortfahren, bis man alle Theile der Wurzel entdeckt hätte.

§. 85.

Bey den unvollkommnen Quadratzahlen pflegt man zur rechten Hand Nullen paarweiſe anzuhängen, und dann die Operation fortzuſetzen. Hängt man zwo Nullen an, ſo erhält man die Wurzel in Zehntheilchen, nimmt man 4 Nullen, in Hunderttheilchen, bey 6 Nullen in Tauſendtheilchen u. ſ. f. Die Urſache davon iſt folgende. Wenn ich zu einer Zahl rechter Hand zwo Nullen hinzuſetze, ſo iſt es eben ſo viel, als wenn ich ſie durch 100 multiplicirte. Nehme ich nun die Quadratzahl 100mal, ſo wird dadurch die Wurzel 10mal größer (§. 80.) wollte ich nun die Wurzel der erſtern Zahl haben, ſo müßte ich den 10ten Theil dieſer letztern Wurzel nehmen, d. i. dieſelbe durch 10 dividiren, wodurch Zehntheilchen entſtehen würden. Hänge ich an eine Zahl 4 Nullen, ſo wird ſie durch 1000 multiplicirt, und folglich würde ich eine 100mal größere Wurzel erhalten. Ich müßte alſo dieſelbe durch 100 dividiren,

dividiren, um die wahre Wurzel zu bekommen, und hierdurch entſtünden Hunderttheilchen, u. ſ. w.

Wir wollen z. E. die Wurzel aus 12 ſuchen. Man ſieht gleich, daß 12 eine unvollkommne Quadratzahl iſt, und daß die Wurzel davon kleiner als 4, und größer als 3, folglich 3 und ein Bruch ſeyn wird. Will man alſo dieſen Bruch haben und zwar in Zehntheilchen, ſo ſetze man zu der 12 zwo Nullen, und ziehe nunmehr die Wurzel aus 1200, welche ohngefähr ſo viel beträgt als 34. Weil aber 1200, 100mal größer iſt, als die Zahl 12, woraus man eigentlich die Wurzel ziehen ſollte, ſo muß die Wurzel 34, zehnmal gröſſer ſeyn, als die geſuchte; (§. 80.) folglich muß ich 34 durch 10 dividiren, um die wahre Wurzel zu erhalten. Allein $\frac{34}{10} = 3\frac{3}{10}$, oder wie man Decimalbrüche ſchreibt 3,4 (§. 76.)

```
12|00  (3,4
 9|
-----
 3|00
  (6)
 24
  16
-----
 256
-----
  44
```

Man ſieht alſo, daß von der 34, die erſte Ziffer 3, Ganze, die andre aber 4, Zehntheilchen anzeigt. Dieſes iſt der Grund, warum man in der Ausübung, ſo bald man an die Quadratzahl Nullen anhängt, bey der letzten Ziffer der Wurzel rechter Hand ein Comma macht, weil alsdenn die Decimalbrüche angehen. Dieſe Wurzel nun $3\frac{4}{10}$ iſt noch nicht die genaue Wurzel aus 12, weil bey der Operation am Ende noch 44 übrig blieb. Wollte man ſie daher noch genauer haben, ſo müßte man wieder 2 Nullen anhängen, damit man noch Hunderttheilchen erhielte. Man mag aber die Operation ſo lange fortſetzen als man will, ſo wird man doch niemals zu Ende damit kommen. Man muß daher jederzeit darauf ſehen, wie genau man die Wurzel zu ſeiner Abſicht zu wiſſen nöthig habe. Wenn

man

man die Probe in dieſen Fällen macht, ſo muß man nicht vergeſſen, nachdem man die Wurzel in ſich ſelbſt multiplicirt hat, den Ueberreſt darzu zu addiren. Hat man richtig gerechnet, ſo wird allemal die Quadratzahl nebſt den angehengten Nullen, wieder zum Vorſchein kommen. Z.E. die Probe des vorhergehenden Beyſpiels wäre folgende:

```
     34
     34
   ----
    136
   102
  -----
   1156
     44 Ueberreſt add.
  -----------
   1200
```

Zum Beſchluß dieſer Lehre müſſen wir noch anmerken, daß man gewiſſe Tabellen verfertiget hat, worinnen man die Quadrat und Cubikzahlen von einer gewiſſen Reihe Zahlen antrift. Dergleichen ſind erſtlich die Wolfiſche, die ſich bey den Trigonometriſchen Tabellen befinden, und worinnen man die Quadrat und Cubikzahlen von 1 bis 1000 findet; ferner Buchners Tabulæ radicum quadrator. & cubor. von 1 1200 u. a. m.

Von den Verhältnißen und Proportionen.

§. 86.

Wenn man zwo Zahlen oder Größen dergeſtalt mit einander vergleicht, daß man unterſucht, wie vielmal die eine in der andern enthalten, oder, welches einerley iſt, daß man die eine durch die andre in Gedanken dividirt,

dirt, ſo entſteht ein Verhältniß, ein geometriſches Verhältniß, (ratio geometrica). Das Beywort geometriſch pflegt man bisweilen hinzuzuſetzen, um dieſe Verhältniße von einer andern Art, die man arithmetiſche nennt, zu unterſcheiden. Bey dieſen vergleicht man die Zahlen ſo, daß man auf ihren Unrerſchied ſieht, oder welches eben ſo viel iſt, daß man die eine von der andern in Gedancken ſubtrahirt. Das Zeichen der geometriſchen Verhältniße ſind zwey über einander ſtehende Puncte, das Zeichen der arithmetiſchen ein einziger Punct, oder eine Querlinie. Z. E. das geometriſche Verhälniß der 12 zu 4 wird ſo geſchrieben: 12 : 4. Das arithmetiſche aber 12 : 4 oder 12 — 4. Wir wollen jetzt nur von den geometriſchen Verhältnißen, welches die nothwendigſten ſind, handeln und ſie ſchlechtweg Verhältniße, nach Art der Alten, nennen, welche den arithmetſchen den Namen der Verhältniße nicht beygelegt haben. Es verſteht ſich hierbey von ſich ſelbſt, daß Größen und Zahlen in einem Verhältniße ſich auf einerley Sachen oder Einheit beziehen müſſen. So könnte ich 12 Sterne und 4 Thaler nicht unmittelbar mit einander vergleichen, weil in den Sternen nicht Thaler enthalten ſind.

§. 87.

Die Zahlen, die man mit einander vergleicht, heißen **Glieder** des Verhältnißes. Diejenige, die man zuerſt ſetzt, welches willkührlich iſt, wird das **Vorderglied**, (terminus antecedens). Die andre das **Hinterglied**, (conſequens), diejenige Zahl aber, die nach der Vergleichung entſteht, oder welche anzeigt, wie oft die eine, oder der wievielſte Theil von der einen in der andern enthalten iſt, der **Exponente**, (exponens rationis) genannt. So iſt in dem vorigen Verhältniße 12 : 4 die Zahl 12 das

Vorder-

Vorderglied, 4 das Hinterglied, und 3 der Exponente. Es iſt aber nicht nothwendig, daß man allemal das größere Glied durch das kleinere dividirt, man könnte auch z. E. in dieſem Falle 4 durch 12 dividiren, ſo würde der Exponente $\frac{1}{3}$ ſeyn.

§. 88.

Da man bey den Verhältnißen drauf ſieht, wie oft eine Größe in der andern enthalten, welches auch bey der Diviſion geſchieht, ſo erhellt hieraus, daß man die Verhältniße als Quotienten dem Ausdrucke nach, und den Exponenten als den wahren Quotienten betrachten könne. Dieſes iſt auch die Urſache, warum man bey den Verhältnißen das eine Zeichen der Diviſion zu gebrauchen pflegt. Wenn man nun in einem Verhältniße das größere Glied als den Dividendum, und das kleinere als den Diviſorem anſieht, ſo iſt ferner klar, daß man das größere Glied aus dem kleinern erhalten könne, wenn man das kleinere durch den Exponenten multipliciret, und das kleinere aus dem größern, wenn man das größere durch den Exponenten dividirt. So iſt in dem vorigen Verhältniße 12:4 das Vorderglied 12 ſo groß als Product aus dem Hintergliede 4 in den Exponenten 3, und das Hinterglied 4 der Quotient aus den Vordergliede 12 dividirt durch den Exponenten 3,

§. 89.

Sind zwey Verhältniße einander gleich oder ähnlich, d. h. iſt bey dem einen Verhältniße das Vorderglied in dem Hintergliede eben ſo oft enthalten als bey dem andern Verhältniß, ſo entſteht eine Proportion. Es iſt alſo eine Proportion nichts anders, als die Gleichheit oder Aehnlichkeit zweyer Verhältniße, z. E. wenn ich das Verhältniß

hältniß 5:20 mit dem Verhältniß 2:8 vergleiche, ſo werde ich finden, daß 5 in 20 eben ſo oft als 2 in 8 enthalten, daß in beyden Fällen das Vorderglied kleiner als das Hinterglied iſt, und daß alſo beyde Verhältniße einander gleich oder ähnlich ſind. Ich ſage daher 5, 20, 2 und 8 befinden ſich in einer Proportion. Man bezeichnet ſie folgendergeſtalt: 5:20 = 2:8, und ſpricht ſie ſo aus: wie ſich verhält 5 zu 20, ſo verhält ſich auch 2 zu 8. Hieraus erhellt alſo, daß zu einer Proportion zweyerley erfordert wird: 1) müſſen die Exponenten in beyden Verhältnißen einerley ſeyn, 2) wenn das Vorderglied in dem einen Verhältniße kleiner iſt, als das Hinterglied, ſo muß auch in dem andern Verhältniße das Vorderglied kleiner ſeyn als das Hinterglied, und ſo auch umgewendet.

§. 90.

Proportionen, wo das andre und dritte Glied einerley Größe iſt, werden **ſtetige**, (proportiones continuæ) die übrigen aber **unſtetige** Proportionen (proportiones diſcretæ) genannt. Z. E. 6:12 = 12:24 iſt eine ſtetige, 6:12 = 5:10 eine unſtetige Proportion. Sonſt heißt das erſte und dritte Glied, weil ſie beyde Vörderglieder ihrer Verhältniße ſind, ferner das andre und vierte Glied, weil beyde Hinterglieder ſind, **gleichnamiche Glieder**, (termini homologi) So ſind in der leztern Proportion 6 und 5, ferner 12 und 10 gleichnamiche Glieder. Das erſte und leztere Glied werden die **äußern** Glieder, (termini extremi) das andre und dritte aber die **mittlern** Glieder genannt. Nunmehr wollen wir die vornehmſten Eigenſchaften der Proportion ſelbſt unterſuchen, wobey dieſes zu merken iſt, daß alles dasjenige, was von Zahlen geſagt wird, von den Größen überhaupt gilt. Wir

wollen

wollen uns nur gegenwärtig bloß der Zahlen bedienen, um unſre jungen Leſer durch a und b nicht allzuſehr zu erſchrecken. Uebrigens muß man ſich dieſe Lehre genau bekannt machen, weil alle Beſtimmungen der Größen in der Arithmetik, Geometrie, und in der ganzen Mathematik größtentheils darauf beruhen; daher man die Proportionen mit Recht die Seele der Mathematik zu nennen pflegt.

§. 91.

Wenn man den obigen Grundſatz (§. 12.) auf die Verhältniße anwendet, ſo entſteht dieſer Grundſatz: wenn zwey Verhältniße einem dritten gleich ſind, ſo ſind ſie einander ſelbſt gleich. Z. E.

wenn $1:2 = 3:6$
und $4:8 = 3:6$

ſo folgt daß $1:2 = 4:8$

§. 92.

Da man ein Verhältniß als einen Quotienten anſehen kann, (§. 88.) und bey einer Proportion allemal zwey gleiche Verhältniße ſeyn müſſen, (§. 89.) ſo folgt hieraus, daß ſich eine Proportion in zween gleiche Quotienten oder Brüche, weil Brüche und Quotienten einander gleich gelten (§. 62.) verwandeln läßt, und daß ferner aus 2 gleichen Brüchen oder Quotienten eine Proportion entſtehe. So wird man folgende Proportion $1:2 = 3:6$ in die beyden gleichen Brüche $\frac{1}{2} = \frac{3}{6}$ verwandeln, und wiederum aus den beyden gleichen Brüchen die erſtere Proportion herſtellen können.

§. 93.

§. 93.

Wir wollen die vorige Proportion wieder nehmen:

$$1 : 2 = 3 : 6$$

ſo wird alſo $\frac{1}{2} = \frac{3}{6}$ (§. 90.)

und wenn man den Zehler und Nenner dieſer Brüche mit 4 multipliciret:

$$\frac{1}{2} \times \frac{4}{4} = \frac{3}{6} \times \frac{4}{4} \quad (§. 65.)$$

Folglich $1 \times 4 : 2 \times 4 = 3 \times 4 : 6 \times 4$ (§. 92.)

D. i. $4 : 8 = 12 : 24$

Vergleicht man die letztere Proportion mit der erſtern $1 : 2 = 3 : 6$, ſo wird man finden, daß ſie aus dieſer entſtanden iſt, indem man alle Glieder derſelben durch 4 multiplicirt hat. Es war aber vorhin nicht nöthig daß man beyde Brüche $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{6}$ verwandelte, ſondern man hätte dieſes bloß mit dem einen, z. E. mit $\frac{3}{6}$ thun können, ſo würde man erhalten haben

$$\frac{1}{2} = \frac{3}{6} \times \frac{4}{4}$$

Folglich $1 : 2 = 3 \times 4 : 6 \times 4$ (§. 90.)

D. i. $1 : 2 = 12 : 24$

Hier iſt alſo eine Proportion aus der erſtern dadurch hergeleitet worden, daß man nur die Glieder Eines Verhältniſſes durch einerley Zahl multipliciret hat. Nun multiplicire man die vorigen beyden Brüche mit 4, d. i. man multiplicire bloß ihre Zehler. (§. 70.)

$$\frac{1}{2} = \frac{3}{6}$$

Folglich $\frac{1}{2} \times 4 = \frac{3}{6} \times 4$ (§. 18.)

Oder $\frac{1 \times 4}{2} = \frac{3 \times 4}{6}$ (§. 70.)

Und alſo $1 \times 4 : 2 = 3 \times 4 : 6$ (§. 92.)

Hieraus erhellt, daß man auch aus einer Proportion eine andre dadurch herleiten könne, wenn man bloß die Vorderglieder durch einerley Zahl multiplicirt; eben dieſes gilt auch von den Hintergliedern, denn man darf nur die beyden gleichen Brüche durch 4 dividiren, welches durch die Multiplication der Nenner geſchieht. (§. 71.)

$$\frac{1}{2} = \frac{3}{6} \text{ wird jeder Bruch mit 4 div.}$$

So iſt $\frac{1}{2}:4 = \frac{3}{6}:4$ (§. 20.)

D. i. $\frac{1}{2\times4} = \frac{3}{6\times4}$ (§. 71.)

Folglich $1:2\times4 = 3:6\times4$ (§. 92.)

Nimmt man nun alles dieſes zuſammen, ſo iſt hieraus folgender Satz klar: **Wenn man alle Glieder einer Proportion, oder eines Verhältnißes, oder bloß die gleichnamichen Glieder einer Proportion durch eiley Zahl multiplicirt, ſo entſteht allemal wieder eine Proportion.**

§. 94.

Aus dem jetzt erwieſenen Satze, läßt ſich folgender leicht einſehen: **Wenn man zwo Zahlen mit einer dritten multiplicirt, ſo verhalten ſich die Producte wie die multiplicirten Zahlen.** Z. E. man multiplicire die beyden Zahlen 2 und 4 mit 3, ſo iſt

$$2\times3:4\times3 = 2:4$$

D. i. $6:12 = 2:4$

Denn da jede Größe ſich ſelbſt gleich iſt, (§. 10.) ſo muß auch jedes Verhältniß ſich ſelbſt gleich ſeyn, folglich

$$2:4 = 2:4$$

Und alſo $2\times3:4\times3 = 2:4$ (§. 93.)

§. 95.

§. 95.

In einer jeden Proportion iſt das Product aus den äußern Gliedern dem Producte aus den mittlern Gliedern gleich. Z. E. wenn

$$3 : 6 = 5 : 10$$

So muß $3 \times 10 = 6 \times 5$

Der Grund davon iſt folgender. Mann kann allemal das größere Glied in einem Verhältniß als ein Product aus dem kleinern in den Exponenten anſehen. (§. 88.) Der Exponente in der jetzt angeführten Proportion iſt 2, alſo wird das größere Glied 6 in dem erſten Verhältniſſe ſo viel ſeyn als 3×2, und das größere Glied 10 in dem andern Verhältniß ſoviel als 5×2. Man ſetze nun in der vorigen Proportion, anſtatt der größern Glieder, die ihnen gleichgeltenden Producte,

$$3 : 3 \times 2 = 5 : 5 \times 2$$

und multiplicire die äußern, ferner dir mittlern Glieder in einander, ſo wird man die beyden Producte $3 \times 5 \times 2$ und $3 \times 2 \times 5$ erhalten. Beyde Producte aber beſtehn aus einerley Factoren, und folglich ſind ſie einander gleich, weil an der Ordnung der Factoren nichts liegt. (§. 42.) Da nun dieſes bey allen Proportionen ſtatt findet, daß man das größere Glied aus der Multiplication des Kleinern in den Exponenten erhält, und da allemal der Exponente in beyden Verhältniſſen einerley ſeyn muß, ſo iſt klar, daß dieſer Satz allgemein iſt, und von allen möglichen Proportionen gilt.

§. 96.

Bey einer ſtetigen Proportion muß alſo das Product aus den äußern Gliedern, dem Quadrat des mittlern Gliedes gleich ſeyn.

Denn es ſey $4 : 8 = 8 : 16$

So iſt $4 \times 16 = 8 \times 8$ (§. 95.)

$4 \times 16 = 8^2$ (§. 77.)

§. 97.

Wenn man in einer Proportion jedes Verhältniß, oder die ganze Proportion umwendet, ſo muß wieder eine Proportion entſtehen. Es ſey

$2 : 8 = 5 : 20$

So muß invertendo ſeyn $8 : 2 = 20 : 5$

Oder $20 : 5 = 8 : 2$

Denn wenn 2, viermal kleiner als 8, und alſo auch 5, viermal kleiner als 20 iſt, ſo muß nothwendig 8, viermal größer als 2, und 20, viermal größer als 5 ſeyn, und folglich müſſen 8, 2, 20 und 5 wieder eine Proportion ausmachen. Setze ich nun von dieſer letztern Proportion, das Verhältniß, welches zur rechten Hand ſteht zur Linken, und das linker Hand zur Rechten, ſo entſteht die Proportion, $20 : 5 = 8 : 2$, woraus alſo auch das andre klar iſt, daß man die ganze Proportion umwenden kann.

§. 98.

In jeder Proportion verhält ſich das erſte Glied zum dritten, wie das andre zum vierten, und wenn man aus einer Proportion eine andre auf dieſe Art herleitet, ſo nennt man dieſes alternando oder permutando ſchlüſſen. Z. E.

wenn $4 : 8 = 12 : 24$

ſo iſt alternando $4 : 12 = 8 : 24$

Denn

Denn ich kann die größern Glieder 8 und 24, als Producte der beyden kleinern Glieder 4 und 12 in den Exponenten 2 anſehen. (§. 88.) Wenn man aber zwo Zahlen mit einer dritten multiplicirt, ſo müſſen ſich die Producte wie die multiplirten Zahlen verhalten. (§. 94.)

Folglich iſt $4 : 12 = 4 \times 2 : 12 \times 2$
D. i. $4 : 12 = 8 : 24$

§. 99.

Es ſey wie vorhin $4 : 8 = 12 : 24$
ſo iſt $\frac{4}{8} = \frac{12}{24}$ (§. 92.)

Man dividire die Zähler und Nenner mit 2,

ſo iſt $\frac{4}{8} : \frac{2}{2} = \frac{12}{24} : \frac{2}{2}$ (§. 66.)
Folglich $\frac{4}{2} : \frac{8}{2} = \frac{12}{2} : \frac{24}{2}$ (§. 92.)
D. i. $2 : 4 = 6 : 12$

Es iſt alſo aus der erſtern Proportion eine andre entſtanden, indem man alle Glieder derſelben durch einerley Zahl dividirt hat. Verwandelt man nur einen Bruch durch die Diviſion des Zählers und Nenners. Z. E.

$\frac{4}{8} = \frac{12}{24}$
$\frac{4}{8} : \frac{2}{2} = \frac{12}{24}$ (§. 66.)
Folglich $\frac{4}{2} : \frac{8}{2} = 12 : 24$ (§. 92.)
D. i. $2 : 4 = 12 : 24$

So ſieht man hieraus, daß man auch eine Proportion erhält, wenn man bloß die Glieder Eines Verhältniſſes durch einerley Zahl dividirt.

Ferner wenn $4 : 8 = 12 : 24$

ſo iſt alternando $4 : 12 = 8 : 24$ (§. 98.)

Folglich $\frac{4}{2} : \frac{12}{2} = 8 : 24$ nach d. jetzt erw. S.

und wieder altern. $\frac{4}{2} : 8 = \frac{12}{2} : 24$ (§. 98.)

D. i. $2 : 8 = 6 : 24$

Man kann alſo auch das erſte und dritte Glied in einer Proportion durch einerley Größe dividiren, um wieder eine Proportion zu erhalten, und eben dieſes gilt auch von dem andern und vierten Gliede. Denn

wenn $4 : 8 = 12 : 24$

ſo iſt invertendo $8 : 4 = 24 : 12$ (§. 97.)

und $\frac{8}{2} : 4 = \frac{24}{2} : 12$ nach dem letztern S.

folglich wieder inv. $4 : \frac{8}{2} = 12 : \frac{24}{2}$ (§. 97.)

Aus dieſem allen nun iſt folgender Satz klar: **Wenn man die Glieder einer Proportion, oder die Glieder eines Verhältniſſes, oder die gleichnahmichen Glieder durch einerley Zahl dividirt, ſo entſteht allemal wieder eine Proportion.** Vermittelſt dieſes Satzes iſt man bisweilen im Stande, Verhältniſſe, die unter großen Zahlen erſcheinen, in andre gleichgeltende von kleinern Zahlen zu verwandeln, mit denen ſich beſſer und bequemer umgehen läßt.

§. 100.

In einer jeden Proportion verhält ſich componendo, wie man zu ſagen pflegt, die Summe des

erſten und andern Gliedes zum andern Gliede, wie die Summe des dritten und vierten zum vierten. Z. E.

wenn $6 : 2 = 12 : 4$

ſo iſt componendo $6 + 2 : 2 = 12 + 4 : 4$

D. i. $8 : 2 = 16 : 4$

Die Urſache hiervon iſt leicht einzuſehen. Denn wenn ich zu dem erſtern Gliede 6, das andre Glied 2 hinzuſetze, ſo muß in der Summe 8, das andre Glied unſtreitig 1 mal mehr enthalten ſeyn, als in 6, folglich wird der Exponente um 1 vermehrt; wenn nun dieſes auch bey dem andern Verhältniß geſchieht, daß ich zu dem erſtern Gliede 12, das andre, nämlich 4 hinzuſetze, ſo muß auch hier in der Summe 16, das andre Glied 4, einmal mehr ſtecken, als in 12, und alſo wird auch der Exponente bey dem zweyten Verhältniſſe um 1 vermehrt. Es muß daher nothwendig eine Proportion entſtehen, weil man bey jedem Verhältniſſe wieder einerley Exponenten hat. (§. 89.) Bey der erſtern Proportion war der Exponente 3, bey der andern muß er alſo 1 mehr betragen, d. i. 4 ſeyn.

§. 101

Es verhält ſich ferner in einer jeden Proportion dividendo (nach der Sprache der Mathematiker) oder beſſer ſubtrahendo, der Unterſchied des erſten und andern Gliedes zu dem andern Gliede, wie der Unterſchied des dritten und vierten Gliedes zum vierten Gliede. Z. E.

wenn $18 : 6 = 12 : 4$

ſo iſt dividendo $18 - 6 : 6 = 12 - 4 : 4$

D. i. $12 : 6 = 8 : 4$

Denn wenn ich aus 18 das andre Glied 6 einmal wegnehme, ſo muß 6 in der Differenz 12, 1 mal weniger enthalten ſeyn als in 18; wenn ich ferner auch bey dem andern Verhältniſſe aus dem erſtern Gliede 12, das zweyte 4 hinwegnehme, ſo muß in der Differenz 8 das andre Glied 4, wieder 1 mal weniger enthalten ſeyn als in 12. Ich vermindre alſo in jedem Verhältniſſe den Exponenten um 1; folglich erhalte ich wieder einerley Exponenten, und dadurch eine Proportion. (§. 89.)

§. 102.

Nachdem wir nun die allernothwendigſten Sätze von den Proportionen betrachtet haben, ſo wollen wir uns noch mit ein paar Aufgaben beſchäftigen, wovon ſonderlich die zweyte von einem überaus großen Nutzen iſt. Die erſtre Aufgabe iſt folgende: es wird uns von einer ſtetigen Proportion das erſtre und letzte Glied gegeben, man ſoll das mittlere Glied finden. Um die Auflöſung hiervon zu zeigen, wollen wir folgende Proportion ſetzen

$$2 : 6 = 6 : 18$$

Folglich $2 \times 18 = 6 \times 6$ oder 6^2 (§. 96.) weil nun 2×18, und 6×6 einander gleich ſind, ſo wird es einerley ſeyn, ob ich aus 2×18 oder 6×6 die Wurzel ziehe. Daher iſt

$$\sqrt{2 \times 18} = \sqrt{6 \times 6}$$

Die Wurzel aber aus 6×6 iſt 6, (§. 77.) und folglich iſt

$$\sqrt{2 \times 18} = 6$$

Da nun 6 das mittlere Glied, und 2 und 18 die beyden äußerſten Glieder ſind, ſo erhellt hieraus, daß ſich das mittlere Glied von einer ſtetigen Proportion finden läßt, wenn man das erſte und letzte Glied in einander multiplicirt, und aus dem Producte die

Quadratwurzel zieht. Z. E. es ſey 2 das erſte, und 32 das letzte Glied einer ſolchen Proportion, ſo iſt das mittlere Glied $\sqrt{2 \times 32}$, d. i. $\sqrt{64}$, nämlich 8, und es iſt auch in der That. $2 : 8 = 8 : 32$.

§. 103.

Die andre Aufgabe beſteht darinnen, **zu drey gegebenen Zahlen die vierte Proportionalzahl zu finden.** Die Auflöſung davon läßt ſich aus folgender Betrachtung einſehen. Es ſey $3 : 15 = 4 : 20$

ſo iſt $\overline{3 \times 20} = \overline{15 \times 4}$ (§. 95.)

und mit 3 dividirt $\frac{3 \times 20}{3} = \frac{15 \times 4}{3}$ (§. 20.)

allein $\frac{3 \times 20}{3} = 20$ (§. 23.)

folglich $\frac{15 \times 4}{3} = 20$ (§. 12.)

D. i. das letzte Glied 20 würde man bekommen, wenn man die beyden Glieder 15 und 4 in einander multiplicirte, und das Product 60 durch das Glied 3 dividirte. 15 und 4 ſind die mittlern Glieder, und 3 das erſte Glied, man kann alſo dieſen allgemeinen Satz, welcher die Auflöſung der Aufgabe enthält, daraus herleiten: **in einer Proportion wird das vierte Glied gefunden, wenn man die mittlern beyden in einander multipliciret, und das Product durch das erſtre Glied dividirt.** Es ſey z. E. 8, 20, und 36 gegeben, und es werde die vierte Proportionalzahl darzu verlangt, ſo würde dieſelbe ſeyn, $\frac{20 \times 36}{8}$ d. i. $\frac{720}{8} = 90$, und es iſt auch wirklich 90 die vierte Proportionalzahl. Denn es verhält ſich, $8 : 20 = 36 : 90$, weil 8 in 20, $2\frac{1}{2}$ mal und 36 in 90 auch $2\frac{1}{2}$ mal enthalten iſt.

§. 104.

Auf dieſer letzten Aufgabe beruht die ganze Regel De-tri, welche auch daher ihren Namen bekommen, und eigentlich regula de tribus heißen ſollte, weil man hier zu 3 gegebenen Zahlen die vierte ſucht. Sie läßt ſich aber nur in den Fällen anwenden, wo die Dinge ſich wirklich in einem Verhältniß beſinden, wie aus der Natur der Sache klar iſt. In allen andern Fällen alſo, wo dieſes nicht ſtatt findet, würde man durch ihre Hülfe die 4te Zahl aus 3 gegebenen unmöglich entdecken können. Z. E. es memorirt jemand 2 Bogen in einer Stunde, wie viel Bogen wird er in 10 Stunden hinter einander memoriren? Hier habe ich zwar drey gegebene Zahlen, allein ich bin nicht im Stande durch Hülfe der Regel Detri, die 4te darzu zu entdecken, weil ſich dieſe Dinge nicht in einer genauen Verhältniß beſinden. Ich kann nicht ſagen, daß man in 2 Stunden, 2mal ſo viel als in einer, in 3 Stunden 3mal ſo viel u. ſ. w. memoriren könne. Denn je länger man mit dergleichen Arbeit anhält, deſtomehr werden die Kräfte ermüdet, und deſtoweniger kann man in den folgenden Stunden ausrichten. Hierzu kömmt noch, daß man bey langen und zuſammenhangenden Stücken nicht nur alle Theile, ſondern auch die Verbindung derſelben genau merken muß. Daher zu einer dreymal größern Abhandlung mehr als eine dreyfache Zeit nöthig iſt. Und alſo iſt klar, daß ſich hier die Regel Detri nicht anwenden läßt. Hingegen zwiſchen Waaren und ihren Preißen, zwiſchen Arbeit und dem Lohn u. ſ. w. befindet ſich eine genaue Proportion, z. E. für 2 Ellen Tuch muß man 2mal ſo viel als für eine, für 3 Ellen dreymal ſo viel, für 4 Ellen 4mal ſo viel, u. ſ. f. bezahlen, und der Preiß nimmt allezeit in eben dem Verhältniſſe zu, als die Waaren zunehmen. Sollte ich alſo

den

den Preiß von 45 Ellen Tuch beſtimmen, wovon die Elle 5 rthl. koſtete, ſo würde ſich dieſes vermittelſt voriger Aufgabe leicht thun laſſen, wenn ich zu den gegebenen 3 Zahlen die 4te Proportionalzahl ſuchte. Ich würde nämlich alſo ſchlüßen: Wie ſich 1 Elle zu 45 Ellen verhält, ſo verhält ſich der Preiß von einer Elle nämlich 5 rthl. zu dem Preiß von 45 Ellen, und würde dieſes alſo ſchreiben und rechnen

1 Elle : 45 Ellen = 5 rthl. : dem verlangten Preiße

$$\begin{array}{r} 5 \\ \hline 225 \text{ rthl.} \end{array}$$

Der Preiß von 45 Ellen alſo beträgt 225 rthl., und ich habe ihn erhalten, indem ich nach §. 103. 45 Ellen in 5 rthl. multiplicirt, und das Product durch 1 dividirt habe. Es verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß man die Diviſion mit 1 erſparen kann, weil eine Zahl, wenn man ſie mit 1 dividirt oder multiplicirt, unverändert bleibt. In den gewöhnlichen Rechenbüchern pflegt man gemeiniglich die Sache ſo auszudrücken:

1 Elle koſtet 5 rthl. was koſten 25 Ellen?

Hier werden alſo in jedem Verhältniſſe Ellen mit Thalern verglichen, welches eigentlich nicht angeht, weil wir §. 86. geſehen haben, daß man nur gleichartige Zahlen mit einander vergleichen könne. Da aber die leztere Proportion aus der erſtern ſich herleiten läßt, wenn man die gleichnahmigen Glieder zu einander ſezt, und alſo alternando nach §. 98. ſchlüßt, ſo entſteht in der Ausübung daraus kein Irrthum. Da übrigens die ganze Sache bey der Regel Detri darauf ankommt, daß man die mittlern Zahlen in einander multiplicirt, und hernach das Product durch die

erſtre dividirt, ſo würden wir wider unſre Abſicht handeln, wenn wir uns hierbey lange aufhalten wollten. Selbſt die vornehmſten Vortheile, die man in der Regel Detri anwenden kann, und die zuſammengenommen, die ſo genannte Wälſche Practik ausmachen, laſſen ſich ſchon aus den oben angeführten Methoden benannte Zahlen zu multipliciren und dividiren, größtentheils verſtehen. Sonſt läßt ſich auch aus §. 99. bisweilen ein guter Vortheil herleiten, wenn man nämlich das erſte und andre, oder das erſte und dritte Glied durch einerley Zahl völlig dividiren kann, wodurch man kleinere, und alſo bequemere Zahlen zum Rechnen erhält. Z. E. 36 Centner koſten 548 rthl. 16 gr. 4 pf. wieviel werden 288 Centner koſten? Hier ſieht man gleich, daß ſich 36 Centner und 288. Centner, durch verſchiedne Zahlen dividiren laſſen, man dividire alſo beyde Zahlen erſt durch 9 und alsdenn durch 4 folgendergeſtalt:

36 C. : 548 rthl. 16 gr. 4 pf. = 288 C. : dem unbekan̄ten Preiß.
9) 4   4389 rthl. 10 gr. 8 pf. (8   9) 32
4) 1   4) 8

ſo erhält man an der erſten Stelle 1, und an der dritten 8. Man braucht daher bloß mit 8 zu multipliciren und mit 1, d. i. gar nicht zu dividiren. Hätte man dieſen Vortheil nicht gebraucht, ſo würde man genöthigt geweſen ſeyn, die zuſammengeſetzte Zahl 548 rthl. 16 gr. 4 pf. durch 288 zu multipliciren, und alsdenn das Product durch 36 zu dividiren, welches weit mehr Mühe erfordert hätte. Will man die Probe bey dergleichen Exempeln machen, ſo darf man nur die Frage umkehren, und z. E. in dem gegenwärtigen Falle, aus dem Preiße von 288 Centnern, wel-

cher

cher 4389 rthl. 10 gr. 8 pf. beträgt, den Preiß von 36 Centnern ſuchen. Hat man richtig gerechnet, ſo muß man die gegebnen 548 rthl. 16 gr. 4 pf. wieder erhalten.

§. 105.

Die Verwandelung einer Münzſorte in eine andre läßt ſich gleichfalls vermittelſt der Regel Detri leicht bewerkſtelligen, wenn man nur das Verhältniß dieſer Münzſorten weiß. Z. E. 25486 Gulden in Thaler zu verwandeln. Es iſt bekannt, daß 2 Thaler und 3 Gulden gleich viel betragen. Ich könnte daher alſo ſchlüßen; wie ſich verhalten 3 Gulden zu 2 Thalern, ſo verhalten ſich auch 25486 Gulden, zu einer Summe Thaler, die der Summe Gulden gleich gilt.

3 Gulden : 2 Reichsthaler = 25486 Gulden
2
―――――
50972
3) 16990 rthl. 16 gr.

d. i. 25486 Gulden machen 16990 rthl. 16 gr.

§. 106.

In manchen Fällen nehmen etliche Dinge in eben dem Verhältniſſe ab, als andre zu nehmen, und von dieſen pflegt man zu ſagen, daß ſie ſich in einem umgewendeten Verhältniſſe befinden. Die Berechnung ſolcher Fälle nennen die Rechenmeiſter die **verkehrte Regel Detri**. Man braucht aber hierzu keine beſondre Regeln, wenn man nur die Proportion recht ſchreibet. Z. E. eine gewiſſe Arbeit könnte ich mit 50 Perſonen in 4 Monaten verrichten, wie viel brauchte ich Zeit, wenn ich 100 Perſonen nehmen wollte? Man ſieht leicht, je mehr ich Arbeiter nehme,

deſto

deſto weniger Zeit werde ich nöthig haben. Das Wachsthum der Arbeiter iſt alſo mit der Abnahme der Zeit verbunden, oder mathematiſch zu reden, die Zahl der Arbeiter und die Zeit befinden ſich in einem umgewendeten Verhältniſſe. Wollte ich alſo das vorige Exempel rechnen, ſo dürfte ich es nicht ſo ſchreiben

5ø Perſonen : 10ø Perſonen = 4 Monate :
5) 1   2   2
8 M.

Denn auf dieſe Art kämen 8 Monate heraus, und es wäre lächerlich, daß 100 Perſonen 8 Monate an einer Sache arbeiten ſollte, die 50 Perſonen in 4 Monaten vollbringen könnten. Man muß daher in dieſem Falle das erſte Verhältniß umwenden

10ø Perſonen : 5ø Perſonen = 4 Monate
5) 2   1   2) 2 Monate.

ſo erhält man 2 Monate; denn noch einmal ſo viel Arbeiter müſſen nur halb ſo viel Zeit brauchen.

§. 107.

Bisweilen werden 5 Zahlen gegeben, worzu man die 6te finden ſoll. Hieraus haben einige eine beſondre Regel gemacht, welche deswegen regula de quinque oder regula compoſita genannt wird. Man kann dieſelbe aber völlig entbehren, wenn man nur aus einem Exempel 2 Exempel macht, wovon ſich jedes nach der gewöhnlichen Regel De-tri rechnen läßt. Z. E. Es giebt jemand von 250 rthl. in 1 Jahre 15 rthl. Intereſſe, wie viel würde er wohl von 3625 rthl. in 12 Jahren geben müſſen? Hier ſuche man erſtlich, wieviel 3625 rthl. in 1 Jahre Intereſſe geben

müſſen;

müſſen; wenn 250 rthl. in eben der Zeit 15 rthl. giebt. Es iſt aber leicht einzuſehen, daß die Intereſſen, wenn die Zeiten gleich ſind, ſich wie die Capitalien verhalten. Man ſchlüße daher alſo

250 rthl. : 3625 rthl. = 15 thl. den Inter. von 3625 thl.

5) 50   5) 725   5) 3
5) 10   2175 (3 | 217 rthl.
10) 24
10) 120 | 12 gr.

Die Intereſſen alſo von 3625 rthl. betragen in einem Jahre 217 rthl. 12 gr. Allein ich ſollte die Intereſſen von 15 Jahren beſtimmen. Die Intereſſen von 15 Jahren von einerley Capital müſſen 15mal größer ſeyn, als die Intereſſen von 1 Jahre. Wer ſieht alſo nicht ein, daß, wenn die Capitalien gleich ſind, ſich die Intereſſen wie die Zeiten verhalten? Man ſchlüße daher wieder ſo

1 Jahr : 15 Jahr = 217 rthl. 12 gr.
15 = 3 × 5   652 — 12 (3
3262 rthl. 12 gr. (5

Folglich betragen die Intereſſen von 3625 rthl. in 15 Jahren unter der vorigen Bedingung 3262 rthl. 12 gr.

§. 108.

In manchen Fällen muß man die Regel Detri noch mehrmal anbringen, z. E. in den Geſellſchaftsrechnungen, wo ſo viel einzelne Exempel entſtehen, als Perſonen ſind, die an einem Gewinn oder Verluſt Antheil nehmen. Z. E. Es haben 3 Kaufleute Geld zuſammen geſchoſſen und damit

mit gehandelt. Der erſte hat 1200 rthl. der andre 2400 rthl. und der dritte 4800 rthl. gegeben. Mit dieſem Gelde zuſammen haben ſie 6500 rthl. gewonnen, nun fragt ſichs, wie viel ein jeder von dem Gewinnſt erhalten ſoll? Es würde unbillig ſeyn, wenn derjenige, der wenig gegeben, eben ſo viel bekommen ſollte, als derjenige der viel darzu beygetragen. Es iſt alſo klar, daß die Portion eines jeden von dem Gewinnſte, der Einlage proportionirlich ſeyn müſſe. Man addire daher alle drey Einlagen zuſammen, und ſchlüße folgendergeſtalt: wie ſich verhält die Summe aller Einlagen, zu der Einlage eines jeden insbeſondre, ſo verhält ſich auch der ganze Gewinnſt zu der Portion, die einem jeden insbeſondre davon zukömmt. Hat man nun auf dieſe Art die Portion eines jeden gefunden, ſo addire man alle Portionen zuſammen, und ſehe, ob die Summe davon dem ganzen Gewinnſt gleich iſt. Findet man eine Gleichheit, ſo iſt man überzeugt, daß man richtig gerechnet. Z. E.

Einlage des erſten 1200 rthl.
—— des andern 2400
—— des dritten 4800
Summa aller Einlage 8400 rthl.

84~~00~~ rthl. : 1200 rthl. = 65~~00~~ rthl. : Der Portion des erſten

6) 14	6) 200	200
		13000
14 = 2 × 7		2) 6500
		7) 928 rthl. 13 gr. $8\frac{4}{7}$ pf.

84ØØ rthl. : 2400 rthl. = 65ØØ rthl. : Der Por-
4) 21 4) 600 600 (tion des andern.
39000
21 = 3 × 7 3) 13000
7) 1857 rthl. 3 gr. $5\frac{1}{7}$ pf.

84ØØ rthl. : 4800 rthl. = 65ØØ rthl. : Der Por-
4) 21 4) 1200 400 (tion des dritten.
26000
3) 7 3) 400
7) 3714 rthl. 6 gr. $10\frac{2}{7}$ pf.

Probe.

928 rthl.	13 gr.	$8\frac{4}{7}$ pf.	Portion des erſten vom Gewinſte
1857 ſ	3 ſ	$5\frac{1}{7}$ ſ	Portion des andern.
3714 ſ	6 ſ	$10\frac{2}{7}$ ſ	Portion des dritten.
6500 rthl.	- gr.	- pf.	ganzer Gewinſt.

§. 107.

Es giebt noch andre Fälle, wo man eben ſo verfährt, und die ſich leicht beurtheilen laſſen, daher wir uns dabey nicht aufhalten wollen. Ueberhaupt wird ein junger Lehrling ſchon durch das bisher angeführte im Stande ſeyn, ſich in den gewöhnlichſten Fällen fortzuhelfen, wofern er es nicht an Aufmerkſamkeit und an Ausübung der Regeln, woran das meiſte gelegen iſt, hat fehlen laſſen. Wenigſtens wird es ihm nunmehr leichter ſeyn, aus vollſtändigern Schriften genauern Unterricht zu ſchöpfen. Wir wollen daher zu einer andern mathematiſchen Wiſſenſchaft fortgehen, die eben ſo nothwendig und über dieſes noch angenehmer iſt, als die Arithmetik.

Geometrie.

§. 1.

Die Geometrie iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die ſtetigen, d. i. die ausgedehnten Größen betrachtet und ſie meſſen lehret. Sie handelt alſo von Linien, Flächen und Körpern, weil dieſes die drey Claſſen der ausgedehnten Größen ſind, und wird daher auch von einigen in drey Theile abgetheilet, die man Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie nennt. Sonſt pflegt man meiſtentheils die erſtern beyden Theile zuſammen zu nehmen, und alſo die ganze Geometrie nur in zween Haupttheile zu zergliedern.

§. 2.

Der Urſprung dieſer Wiſſenſchaft iſt ohne Zweifel bey den Aegyptiern zu ſuchen. Dieſe waren einigermaßen genöthiget ſie zu erfinden, um der allgemeinen Verwirrung abzuhelfen, welche in ihren Ländern durch die Ueberſchwemmung des Nilſtroms verurſacht ward, wodurch die Gränzen ihrer Ländereyen unkenntlich wurden. Deswegen ward dieſe Erfindung, die zuerſt nur in Ausmeſſung der Felder beſtand, damit ein jeder ſo viel haben möchte, als ihm zukam, die Erdmeßkunſt oder Geometrie genannt. Hernach aber beſchäftigte man ſich mit noch tiefſinnigern Unterſuchungen, und aus einer ſehr mechaniſchen Handthierung brachte man unvermerkt dieſe feine Wiſſenſchaft hervor, welche mit unter die vornehmſten gerechnet zu werden verdienet.

§. 3.

Geom. tab. 1. № I.

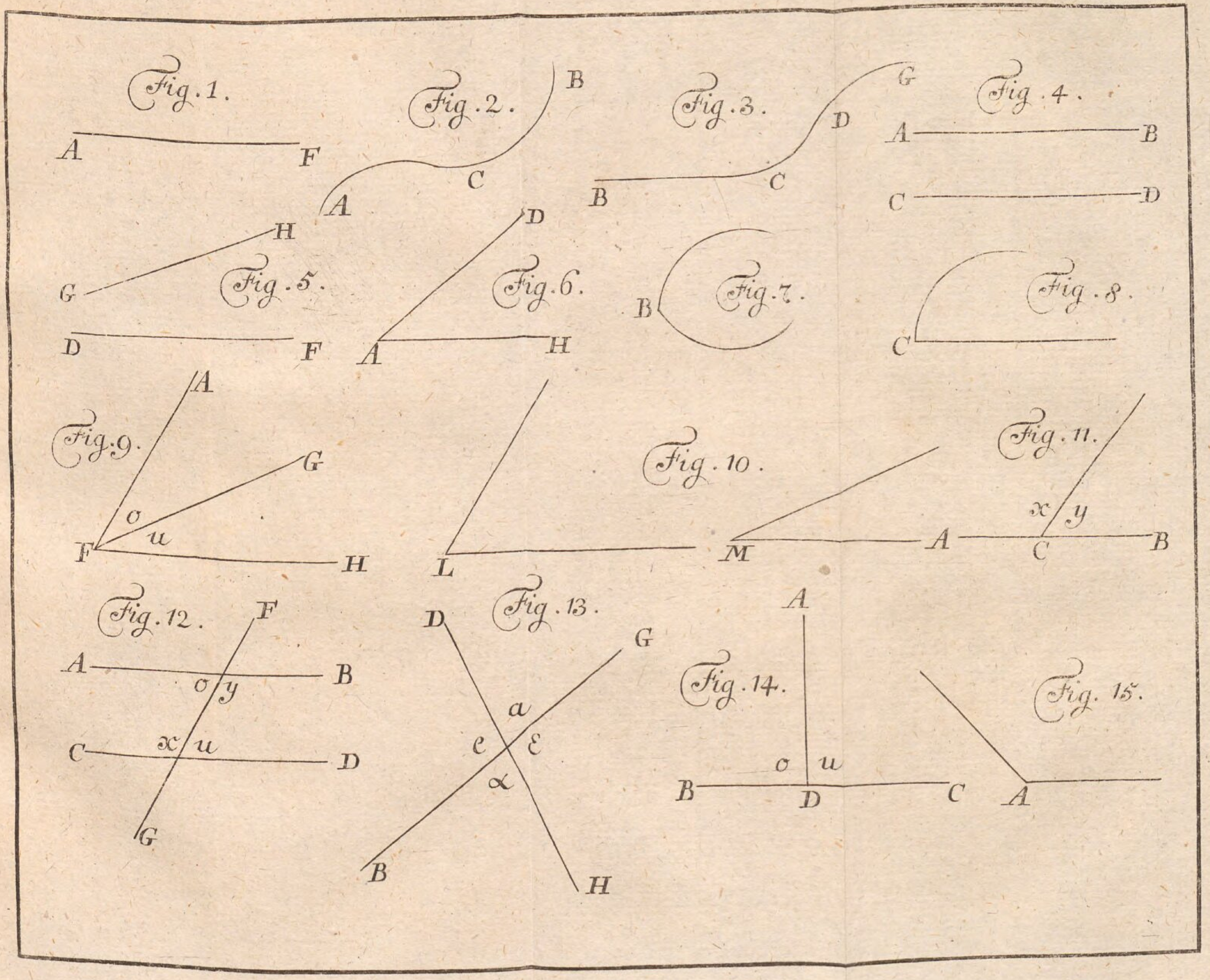


Fig. 1.
A F
Fig. 2.
A C B
Fig. 3.
B C D G
Fig. 4.
A B
C D
Fig. 5.
G H
D F
Fig. 6.
A H D
Fig. 7.
B
Fig. 8.
C
Fig. 9.
A G F H
o u
Fig. 10.
L M
Fig. 11.
A C B
x y
Fig. 12.
F A B C D G
o y x u
Fig. 13.
D G B H
a e ε α
Fig. 14.
A B D C
o u
Fig. 15.
A

§. 3.

Was den Nutzen dieſer Wiſſenſchaft anbetrift, ſo wird ihn wohl niemand in Zweifel ziehen, wenn er nicht in ihren Anfangsgründen und in den vornehmſten Theilen der Gelehrſamkeit ganz unwiſſend iſt. Ohne ſie würde man die Geſetze der Bewegung, und der verſchiednen Arten des Sehens niemals einſehen können. Die Ausmeſſung der himmliſchen Weltkörper und ihrer Entfernungen, die Ausmeſſung der Erde und der Zeit wird bloß durch ihre Hülfe bewerkſtelliget. Die ganze Naturlehre würde ein unverſtändliches Gewäſche ſeyn, wenn man die Geometrie daraus verbannen wollte. Die Ingenieurs und Baumeiſter müſſen die Gründe ihrer Wiſſenſchaft aus ihr entlehnen, und ſelbſt die Muſik und Zeichnungskunſt haben ſie zu ihrer Vollkommenheit nöthig. Ueberhaupt iſt ſie eine Wiſſenſchaft, die wenige entbehren, alle aber nützen können. Ich ſage alle ohne Hyperbel. Denn es wird wohl niemand mir einwenden, daß ein geſchärfter Verſtand, und dieſen verſchaft die Geometrie, bey irgend jemand ohne Nutzen ſey. Wir wollen nunmehr zu der Abhandlung der Geometrie ſelbſt fortgehen, um unſern jungen Liebhabern einen Theil von dieſer vortreflichen Wiſſenſchaft bekannt zu machen. Damit wir aber unſre Lehrſätze und Aufgaben gehörig beweiſen können, ſo müſſen wir uns erſtlich durch Erklärungen und Grundſätze den gehörigen Stoff darzu verſchaffen.

Erklärungen.

§. 4.

Unter einem geometriſchen Körper verſteht man eine zuſammenhangende oder ſtetige und umgrenzte Größe, die nach

allen Gegenden zu ausgedehnt iſt; oder, wie man ſonſt zu ſagen pflegt, eine Größe, der eine Ausdehnung in die Länge, Breite und Dicke zukömmt. Die Grenzen eines Körpers nennt man **Flächen**, die Grenzen der Flächen **Linien**, und die Grenzen der Linien **Puncte**.

§. 5.

Die Grenze eines Dinges iſt dasjenige, wo es aufhört, oder das äußerſte deſſelben. Da nun die Flächen Grenzen der Körper ſind, ſo erhellt hieraus, daß ihnen nur eine Ausdehnung in die Länge und Breite, aber keine Dicke zukommen könne. Denn wollte man ihnen auch eine Dicke zuſchreiben, ſo würde ſie ſelbſt Körper und keine Grenzen der Körper, folglich keine Flächen ſeyn. Da ferner die Linien Grenzen der Flächen ſind, ſo kann den Linien nur eine einzige Ausdehnung in die Länge zukommen. Denn wollte man ihnen auch eine Breite beylegen, ſo würde man an ihnen ſchmale Flächen, aber keine Grenzen der Flächen, keine Linien haben. Da endlich die Puncte Grenzen der Linie ſind, ſo können ſie gar keine Ausdehnung und folglich keine Größe haben. Denn hätten ſie die Ausdehnung der Linie, nämlich in die Länge, ſo würden ſie Theile der Linie und ſelbſt kleine Linien, aber keine Grenzen der Linien ſeyn.

§. 6.

Man verwirre den mathematiſchen Körper nicht mit dem phyſicaliſchen. Ein phyſicaliſcher Körper beſteht aus einer Menge einzelner Subſtanzen, die mit einander auf eine gewiſſe Art verbunden ſind; ein mathematiſcher Körper aber, wovon wir hier reden, iſt bloß der Raum, den ein phyſicaliſcher Körper einnimmt, und daher läßt ſich der

letztere

letztere bis ins Unendliche theilen, weil dieſe Theilung bloß in Gedanken geſchieht, und nur eine mögliche Abtheilung des Raums iſt; welches hingegen bey dem phyſicaliſchen Körper, und bey einer wirklichen Theilung nicht ſtatt finden kann, weil die Anzahl der wirklichen Theile, woraus ein zuſammengeſetztes Ding beſteht, allemal endlich ſeyn muß.

§. 7.

Man pflegt ſich gemeiniglich von Holz, Pappe oder andern Materien Vorſtellungen von mathematiſchen Körpern zu machen. Doch muß man ſich hierbey in Acht nehmen, daß man dieſe Dinge nicht vor die mathematiſchen Körper ſelbſt halte. Man kann ſich dieſelben darunter leicht vorſtellen, wenn man auf den Raum Achtung giebt, den ſie einnehmen. Gleichergeſtalt pflegt man ſich Bilder von Flächen, Linien und Puncten zu machen, wobey man wiederum eingedenk ſeyn muß, daß es bloße Abbildungen, und nicht die Sachen ſelbſt ſind. Wenn man auch mit dem feinſten Stifte eine Linie zöge, ſo würde dieſes doch niemals eine mathematiſche Linie, ſondern eine ſchmale Fläche, oder vielmehr ein Körper von einer unmerklichen Dicke ſeyn. Eben ſo ſind die Puncte, die man zu machen pflegt, wenn ſie auch noch ſo ſubtil wären, keine mathematiſchen Puncte, ſondern kleine Klümpchen von Kreide oder Bleyweiß, wobey man ſich nur einen mathematiſchen Punct vorſtellt.

§. 8.

Viele halten dieſe Begriffe vor unnöthige und allzu ſubtile Grillen der Mathematiker, an denen nicht viel gelegen ſey. Dieſe Meynung aber entſteht meiſtentheils daher, weil man zu flüchtig geweſen iſt, dieſe Sachen gehö-

rig zu überdenken, oder weil man ſich aus einem elenden Compendio falſche Vorſtellungen davon gemacht hat. Auſſerdem wird man leicht einſehen, daß die angeführten Begriffe der Mathematiker ihren völligen Grund haben. Denn wenn man die Größe eines exiſtirenden Körpers ausmeſſen ſoll, ſo wird nicht verlangt, daß man die Materie, woraus der Körper beſteht, und die Menge der Theile angeben ſoll, ſondern man will nur wiſſen, wieviel der Raum beträgt, den der Körper einnimmt, und alſo hat man hier einen mathematiſchen Körper zu beſtimmen. Soll man ein Feld oder einen andern Platz ausmeßen, ſo will man nur eine Ausdehnung in die Länge und Breite, aber nicht in die Dicke wiſſen, und folglich hat man hier eine Fläche zu beſtimmen. Wenn man nach der Entfernung eines Ortes von einem andern fragt, ſo verlangt man bloß eine Ausdehnung in die Länge ohne Breite, und folglich eine Linie zu wiſſen. Woraus man ſehen kann, daß man dieſe Begriffe nicht ohne Grund auf die angeführte Weiſe beſtimmt hat. Das alleranſtößigſte pflegt meiſtentheils der Punct zu ſeyn, weil man ſich denſelben ohne alle Größe denken ſoll. Ohngeachtet nur dieſes Anſtößige ſchon aus der oben angeführten Erklärung, wenn man ſie recht verſteht, zu heben iſt, ſo kann doch hierzu noch folgendes dienen. Wenn man eine Linie in etliche Theile theilt, ſo geſchieht jede Theilung in einem Puncte. Wollte man nun dem Puncte eine Größe beylegen, ſo würde bey jeder Theilung etwas von der ganzen Linie verlohren gehen, und die Theile zuſammen genommen, würden dem Ganzen nicht mehr gleich ſeyn, woraus bey vielen Beweiſen, und in der Ausübung eine große Unbequemlichkeit entſtehen würde.

§. 9.

Sonſt pflegt man auch von Linien, Flächen und Körpern folgende genetiſche Erklärungen zu geben. Eine **Linie** entſteht, indem ſich ein Punct von einem Ort gegen einen andern zu bewegt. Eine **Fläche**, wenn ſich eine Linie nach einer andern Richtung, als ſie ſelbſt hat, beweget. Aus der Bewegung einer Fläche nach einer Richtung, die von ihrer eigenen Richtung unterſchieden iſt, entſteht ein **Körper.**

§. 10.

Wenn ein Punct ſich immer nach einerley Gegend bewegt, ſo entſteht eine **gerade Linie** AF (Fig. 1. t. 1.) ändert er aber während der Bewegung ſeine Richtung, ſo wird eine **krumme Linie** erzeugt, ACB (Fig. 2.) Eine Linie, die aus einer geraden und krummen zuſammengeſetzt iſt, heißt eine **vermiſchte** Linie, z. E. BCDG (Fig. 3.)

§. 11.

Man pflegt die Linien durch Ruthen, Schuh, Zoll und Linien zu meſſen. Eine **Ruthe** iſt eine willkührlich angenommene Länge, die nicht an allen Orten gleich groß iſt, und ohngefähr 5 auch 6 Ellen beträgt. Ein **Schuh** iſt der 10te Theil einer Ruthe, ein **Zoll** der 10te Theil eines Schuhs, und eine **Linie** der 10te Theil eines Zolls. Dieſes 10theilichte Maaß nennt man das **geometriſche.** Nach dem rheinländiſchen oder Duodecimalmaaße wird eine Ruthe in 12 Schuh, ein Schuh in 12 Zoll, ein Zoll in 12 Linien eingetheilet, und ſo ſind an verſchiedenen Orten noch andre Eintheilungen üblich. Die Ruthen pflegt man durch o die Schuh durch ′ die Zolle durch ″ und die Linien durch ‴ auszudrücken. Z. E. 25 Ruthen, 8 Schuh, 7 Zoll, und 9 Linien würde man alſo ſchreiben: 25°, 8′, 7″, 9‴.

§. 12.

Wenn zwo Linien, die ſich in einer Fläche befinden, überall gleich weit von einander abſtehen, ſo werden ſie parallel oder **gleichlaufend** genannt, AB, CD. (Fig. 4. tab. 1.)

§. 13.

Stehen aber zwo Linien in einer Fläche nicht überall gleich weit von einander ab, z. E. GH, DF (Fig. 5.) ſo heißen ſie **convergent**, wo ſie ſich einander nähern, und **divergent**, wo ſie ſich von einander entfernen.

§. 14.

Ein **Winkel** (angulus) iſt die Neigung zwoer Linien, die einander in einem Puncte berühren oder durchſchneiden. (Fig. 6.) Der Punct A, wo die Linien einander berühren, heißt die **Spitze** oder der **Scheitel** des Winkels (apex, vertex anguli) und die Linien, AD, AH, die **Seiten** oder **Schenkel** (latera, crura.) Sind dieſe Seiten gerade Linien, wie Fig. 6. ſo wird er ein **geradelinichter** Winkel (angulus rectilineus), ſind ſie krumme Linien, (Fig. 7.) ein **krummlinichter** (curvilineus), und iſt eine Seite gerade die andre krumm (Fig. 8.) ein **gemiſchter** Winkel (angulus mixtus) genannt.

§. 15.

Man pflegt die Winkel folgendergeſtalt zu bezeichnen. Erſtlich, wenn ſich nur ein einziger Winkel an einem gewiſſen Puncte befindet, ſo benennt man ihn durch den Buchſtaben, der an der Spitze ſteht. Z. E. A wäre der Winkel Fig. 6. B der krummlinichte Winkel Fig. 7. u. ſ. f. Stoßen aber mehrere Winkel in einem einzigen Puncte zuſammen, ſo pflegt man, um die Verwirrung zu vermei-

vermeiden, entweder einen kleinen Buchſtaben hineinzuſchreiben, oder man deutet ihn durch die drey Buchſtaben an, die an der Spitze und an den Enden der Schenkel ſtehen, doch ſo, daß man allemal den Buchſtaben an der Spitze in die Mitten ſetzt. So würde man Fig: 9. den obern Winkel durch o oder AFG, den untern aber durch u oder GFH andeuten.

§. 16.

Ein Winkel heißt kleiner als ein anderer Winkel, wenn ſeine Schenkel nicht ſo weit von einander entfernt ſind, als die Schenkel des andern Winkels, und alſo hängt die Größe der Winkel von der Größe der Entfernung der Schenkel ab. So iſt Fig. 10. der Winkel L größer als der Winkel M.

§. 17.

Die Winkel x und y (Fig. 11.) die ſich über einer geraden Linie befinden, und eine gemeinſchaftliche Spitze haben, werden **Nebenwinkel** genannt, (anguli deinceps poſiti.)

§. 18.

Wenn zwo Linien z. E. AB und CD (Fig. 12.) von einer dritten FG durchſchnitten werden, ſo heißen die Winkel o und u, ferner x und y **Wechſelswinkel** (anguli alterni.)

§. 19.

Durchſchneiden zwo gerade Linien einander (Fig. 13.) ſo nennt man die gegenüberſtehenden Winkel z. E. a und α, oder e und ε **Verticalwinkel.**

§. 20.

Steht eine Linie AD (Fig. 14.) auf einer andern BC dergeſtalt, daß die Nebenwinkel o und u von einerley Größe ſind; ſo heißt AD **perpendicular** oder **ſenkrecht** (linea perpendicularis, normalis, verticalis), und die beyden gleichen Winkel o und u heiſſen **rechte Winkel** (anguli recti.) Man pflegt ſie bisweilen durch R anzudeuten. So heißt z. E. o = R ſo viel als: o iſt ein rechter Winkel.

§. 21.

Iſt ein Winkel größer als ein rechter, wie A Fig. 15. ſo heißt er ein **ſtumpfer** (angulus obtuſus) iſt er aber kleiner, wie D Fig. 16. tab. 2. ſo heißt er ein **ſpitziger** Winkel (angulus acutus.) Beyde werden mit dem gemeinſchaftlichen Nahmen **ſchiefe Winkel** (anguli obliqui) genannt.

§. 22.

Eine **Ebene Fläche** oder eine **Ebene** (planum, ſuperficies plana) iſt eine ſolche Fläche, auf welche man eine gerade Linie überall dergeſtalt legen kann, daß alle Puncte der Linie auf die Fläche ſelbſt fallen; wenn dieſes aber nicht überall angeht, ſo iſt die Fläche **krumm** oder **uneben**.

§. 23.

Eine Fläche, die in Linien eingeſchloſſen oder mit Linien umgränzt iſt, heißt eine **Figur**; die Linien, woraus die Figur beſtehet, heißen ihre **Seiten**. (latera) Sind es gerade Linien, ſo entſteht eine **geradelinichte Figur** (figura rectilinea) ſind es aber krumme Linien, ſo wird auch die Figur **krummlinicht** genannt.

§. 24.

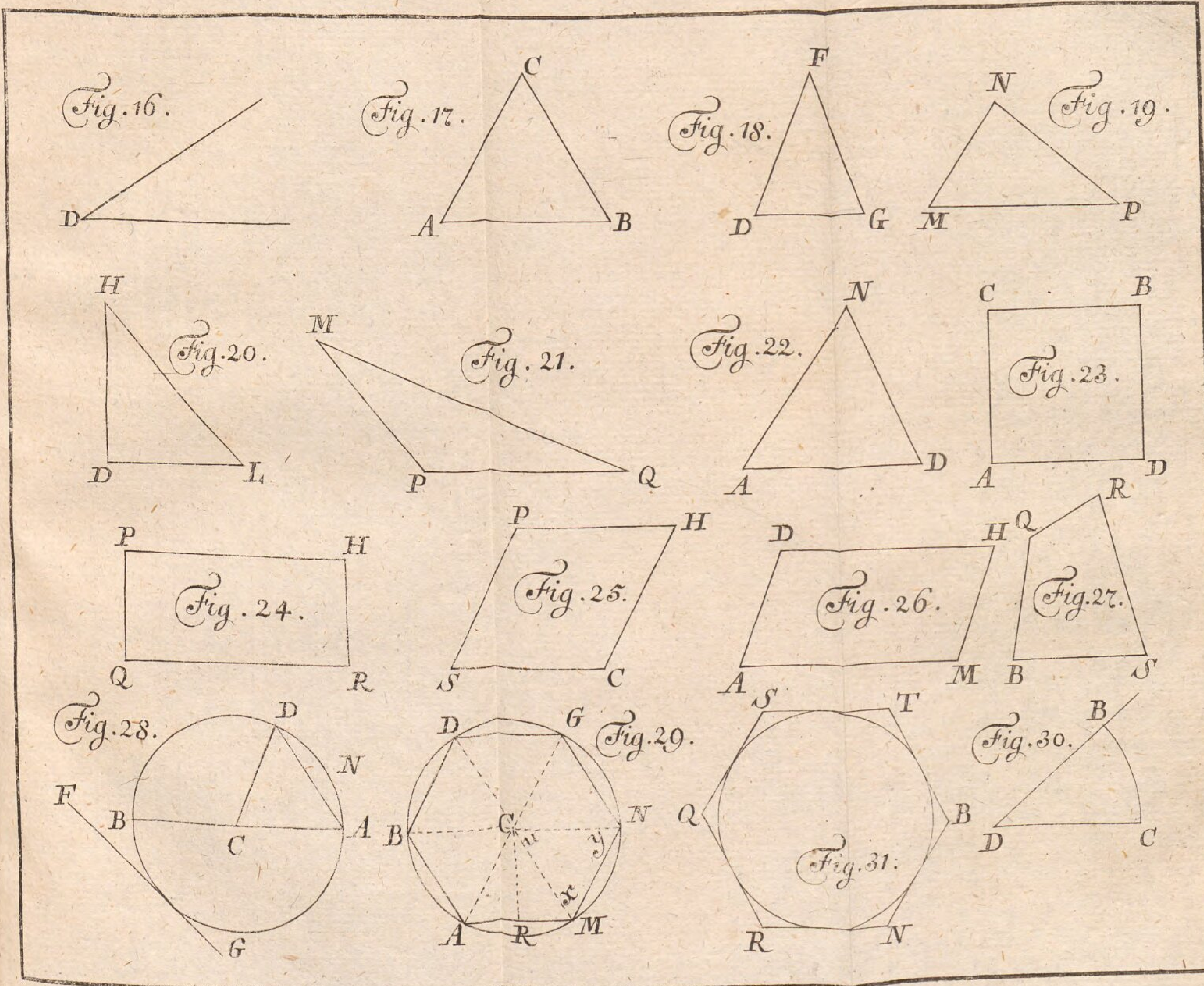


Fig. 16.
D
Fig. 17.
C
A
B
Fig. 18.
F
D
G
Fig. 19.
N
M
P
Fig. 20.
H
D
L
Fig. 21.
M
P
Q
Fig. 22.
N
A
D
Fig. 23.
C
B
A
D
Fig. 24.
P
H
Q
R
Fig. 25.
P
H
S
C
Fig. 26.
D
H
A
M
Fig. 27.
Q
R
B
S
Fig. 28.
D
N
F
B
C
A
G
Fig. 29.
D
G
B
C
N
u
y
x
A
R
M
Fig. 31.
S
T
Q
B
R
N
Fig. 30.
B
D
C

§. 24.

Weil eine geradelinichte Figur eben ſo viel Winkel als Seiten hat, ſo pflegt man in manchen Sprachen die Figuren nach der Anzahl der Winkel, in manchen aber nach der Anzahl der Seiten zu benennen. Hat eine Figur lauter gleiche Seiten, und lauter gleiche Winkel, ſo nennt man ſie eine ordentliche oder regulaire Figur; ſind aber die Seiten oder die Winkel, oder beyde ungleich, ſo heißt ſie irregulair.

§. 25.

Eine Figur, die aus drey Seiten beſteht, heißt ein Dreyeck oder Triangel. Man pflegt ihn durch die drey Buchſtaben zu bezeichnen, die an ſeinen Ecken ſtehen, und ſetzt noch, um ihn dadurch von den Winkeln zu unterſcheiden, einen kleinen Triangel davor. Z. E. den Triangel Fig. 17. tab. 2. würde man ſo ſchreiben △ ACB. Sowohl in Anſehung der Seiten, als auch in Anſehung der Winkel giebt es drey Claſſen von Triangeln. Sind in einem Triangel alle Seiten einander gleich, wie in ACB Fig. 17. ſo heißt der Triangel gleichſeitig (triangulum æquilaterum); ſind nur zwo Seiten, z. E. DF und FG Fig. 18. von einer Größe, ſo nennt man ihn gleichſchenklicht (æquicrurum, iſoſceles), iſt aber keine Seite der andern gleich, wie Fig. 19. ſo wird er ungleichſeitig (ſcalenum) genannt. Befindet ſich in einem Triangel ein rechter Winkel (Fig. 20.) ſo heißt er rechtwinklicht (triangulum rectiangulum) iſt ein ſtumpfer Winkel darinnen, (Fig. 21.) ſo heißt er ſtumpfwinklicht (triangulum obtuſangulum) ſind aber alle Winkel ſpitzig, ſo wird er ein ſpitzwinklichter Triangel (triangulum acutiangulum) genannt, wie AND Fig. 22.

§. 26.

Die Seite HL (Fig. 20. tab. 2.) welche dem rechten Winkel in dem rechtwinklichten Triangel DHL gegenüberſteht, nennt man die Hypothenuſe, die übrigen beyden Seiten HD und DL, welche den rechten Winkel einſchließen, werden catheti genannt.

§. 27.

Die vierſeitigen Figuren enthalten folgende Claſſen. Ein Quadrat, wie ACBD Fig. 23. tab. 2. hat lauter gleiche Seiten, und lauter gleiche und rechte Winkel; in einem länglichen Vierecke, welches auch Rectangulum, oder Oblongum genannt wird, (Fig. 24.) ſind zwar alle Winkel, aber nicht alle Seiten, ſondern nur die gegenüberſtehenden einander gleich; ein Rhombus (Fig. 25.) hat lauter gleiche Seiten und ſchiefe Winkel, wovon die gegenüberſtehenden von einerley Größe ſind. Sind ſowohl von den Seiten, als auch von den Winkeln nur die gegenüberſtehenden gleich groß, ſo heißt die Figur ein Rhomboides, wie ADHM Fig. 26. Die übrigen vierſeitigen Figuren, wo weder alle Seiten und Winkel, noch alle gegenüberſtehenden einander gleich ſind, heißen Trapezia. Z. E. BQRS Fig. 27.

§. 28.

Alle vierſeitige Figuren, wo die gegenüberſtehenden Seiten parallel ſind, werden Parallelogramma genennt.

§. 29.

Die übrigen Figuren, die mehr als vier Seiten haben, pflegt man meiſtentheils mit dem allgemeinen Namen der Vielecke oder Polygone zu benennen.

§. 30.

§. 30.

Wenn ſich eine Linie z. E. CD Fig. 28. auf einer ebenen Fläche um einen veſten Punct C bewegt, ſo entſteht ein Cirkel. Der Punct C heißt der **Mittelpunct** (centrum) die krumme Linie DNAGBD, die durch die Bewegung der Linie CD erzeugt wird, die **Peripherie**, die Linie CD ſelbſt, oder jegliche Linie, die man aus dem Mittelpuncte gegen die Peripherie zu ziehen kann, der **Radius** oder **Halbmeſſer** (ſemidiameter), die Linie DA, die von einem Puncte der Peripherie D gegen einen andern Punct derſelben A gezogen wird, eine **Chorde** oder **Sehne**, und geht eine ſolche Sehne durch den Mittelpunct, wie BA, ſo erhält ſie den Namen eines **Diameters** oder **Durchmeſſers**, und beträgt ſo viel wie zween Radien. Ein Stück der Peripherie, z. E. BD oder DNA heißt ein **Bogen**. (arcus) Die Fläche DNAC, die von den beyden Halbmeſſern CD, und CA, und von dem Bogen DNA gemacht wird, heißt ein **Ausſchnitt** oder **Sector**; die Fläche DNAD aber, die von dem Bogen DNA und von der Sehne DA entſtehet, ein **Abſchnitt** oder **Segment**. Berührt eine Linie, wie FG, die Peripherie des Cirkels dergeſtalt, daß ſie ihn nicht ſchneidet, wenn man ſie auch verlängert, ſo wird ſie ein **Tangente** oder **Berührungslinie** genannt.

§. 31.

Man pflegt die Peripherie eines jeden Cirkels, er mag groß oder klein ſeyn, in 360 Theile zu theilen, weil dieſes ein Zahl iſt, die ſich durch viele andre Zahlen dividiren läßt, wodurch man eine große Bequemlichkeit im Rechnen erhält. Ein ſolcher 360ſter Theil der Peripherie heißt ein **Grad** und wird wieder in 60 Theile oder **Minu**-

ten

ten eingetheilt. Der 60ſte Theil einer Minute, heißt eine Secunde, und der 60ſte Theil einer Secunde eine Terzie. Man ſchreibt die Grade wie die Ruthen, die Minuten wie die Schuh, die Secunden wie die Zolle, und die Tertien wie die Linien. Z. E. wenn von einem Stück der Peripherie eines Cirkels die Rede wäre, das 15 Grad, 45 Minuten und 8 Secunden betrüge, ſo würde man dieſes ſo ausdrücken: 15°, 45′, 8″.

§. 32.

Hierbey iſt noch zu merken, daß man die Cirkelbogen zu dem Maaße der Winkel annimmt. Man pflegt nämlich aus der Spitze eines Winkels, z. E. aus D Fig. 30. tab. 2. mit einem beliebigen Radio einen Bogen BC innerhalb den Schenkeln des Winkels zu beſchreiben. So viel Theile oder Grade auf den Bogen BC gehen, ſo viel Grade eignet man auch dem Winkel D zu. Wäre alſo der Bogen BC ohngefähr der 8te Theil von der ganzen Peripherie, oder welches einerley iſt, enthielte er 45 Grade, ſo würde man den Winkel D einen Winkel von 45 Graden nennen. Man pflegt halbe, bisweilen auch ganze Cirkel von Meßing und andern Materien zu machen, und die Peripherie in die gehörige Theile zu zergliedern, um dadurch die Größe der Winkel ausmeſſen zu können. Ein ſolches Inſtrument wird ein **Winkelmeſſer** oder **Transporteur** genannt.

§. 33.

Eine Figur heißt **in den Cirkel beſchrieben**, wenn ſich alle Scheitel ihrer Winkel (Fig. 29. tab. 2.) in der Peripherie des Cirkels befinden, und von dem Cirkel ſagt man in dem Falle, daß er **um die Figur beſchrieben** ſey.

Berüh-

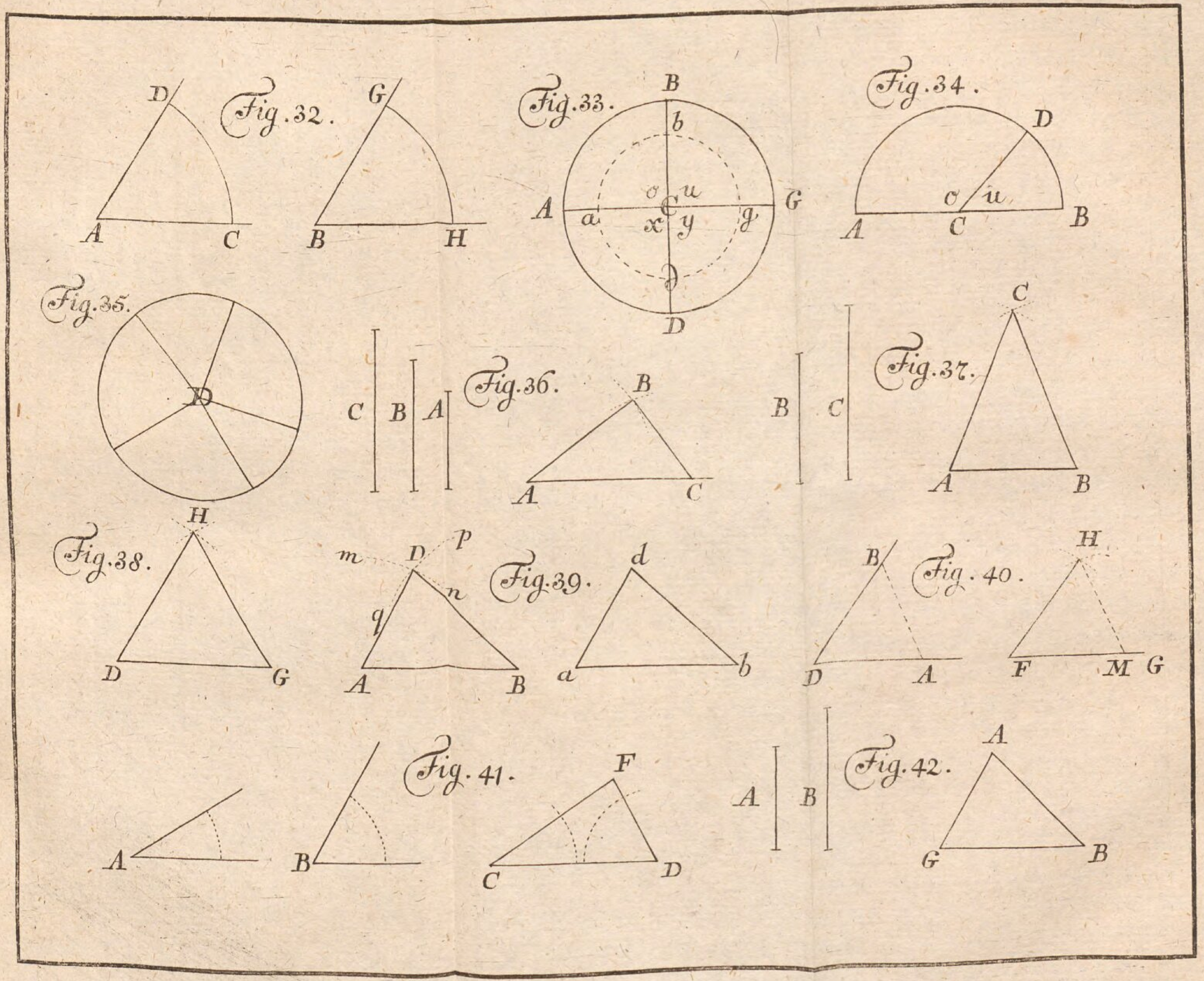


Fig. 32.
D
A
C
G
B
H
Fig. 33.
B
b
o u
A
a
C
x y
g
G
D
Fig. 34.
D
o u
A
C
B
Fig. 35.
D
C
B
A
Fig. 36.
B
A
C
B
C
Fig. 37.
C
A
B
Fig. 38.
H
D
G
m
D
p
n
q
A
B
Fig. 39.
d
a
b
B
Fig. 40.
D
A
H
F
M
G
Fig. 41.
A
B
F
C
D
A
B
Fig. 42.
A
G
B

Berühren aber alle Seiten der Figur die Peripherie des Cirkels, wie Fig. 31. ſo heißt die Figur um den Cirkel, und der Cirkel in die Figur beſchrieben.

§. 34.

Läßt ſich eine Figur auf eine andre dergeſtalt legen, daß alle Grenzen der einen auf die Grenzen der andern fallen, ſo ſagt man, ſie decken einander (congruunt.)

§. 35.

Gleichen alle Winkel einer Figur, den Winkeln einer andern Figur, in einerley Ordnung genommen, und haben die Seiten in beyden Figuren, welche einerley Winkel einſchließen, einerley Verhältniß, ſo nennt man die Figuren ähnlich. Das Zeichen der Aehnlichkeit iſt ∽. Wäre alſo eine Figur A einer andern Figur B ähnlich, ſo würde man dieſes ſo ſchreiben A∽B.

Forderungen oder Poſtulata.

§. 36.

Von einem jeden Punct gegen einen andern Punct eine gerade Linie zu ziehen.

§. 37.

Jede Linie ins Unendliche zu verlängern.

§. 38.

Aus jedem Puncte und mit jeder geraden Linie einen Cirkel zu beſchreiben.

Grundſätze

Grundſätze oder Axiomata.

§. 39.

Zwiſchen zween Puncten iſt nur eine einzige gerade Linie möglich, und dieſe iſt die kürzeſte unter allen übrigen Linien, die man von einem Puncte gegen einen andern ziehen kann. Folglich iſt durch zween Puncte die Lage einer geraden Linie völlig beſtimmt.

§. 40.

Zwo gerade Linien können einander nur in einem einzigen Puncte berühren oder durchſchneiden. Daher können zwo gerade Linien keinen Raum einſchließen, und folglich keine Figur ausmachen §. 23.

§. 41.

Alle Radien eines Cirkels ſind einander gleich, weil jeder Radius als die Linie angeſehen werden kann, durch deren Bewegung um den Mittelpunct der Cirkel entſtanden, und da der Diameter doppelt ſo groß iſt als der Radius, ſo müſſen auch alle Diameter einander gleich ſeyn. §. 30.

§. 42.

Linien, Winkel und Figuren, die einander decken, ſind einander gleich. §. 34. Dieſer Satz wird das principium congruentiæ genannt.

§. 43.

Linien und Winkel, die einander gleich ſind, müſſen einander decken.

§. 44.

Figuren, die einander gleich und ähnlich ſind, decken einander.

Anm. Man kann hier den Begriff des ähnlichen bey den Figuren nicht weglaſſen, wenn der Satz allgemein wahr

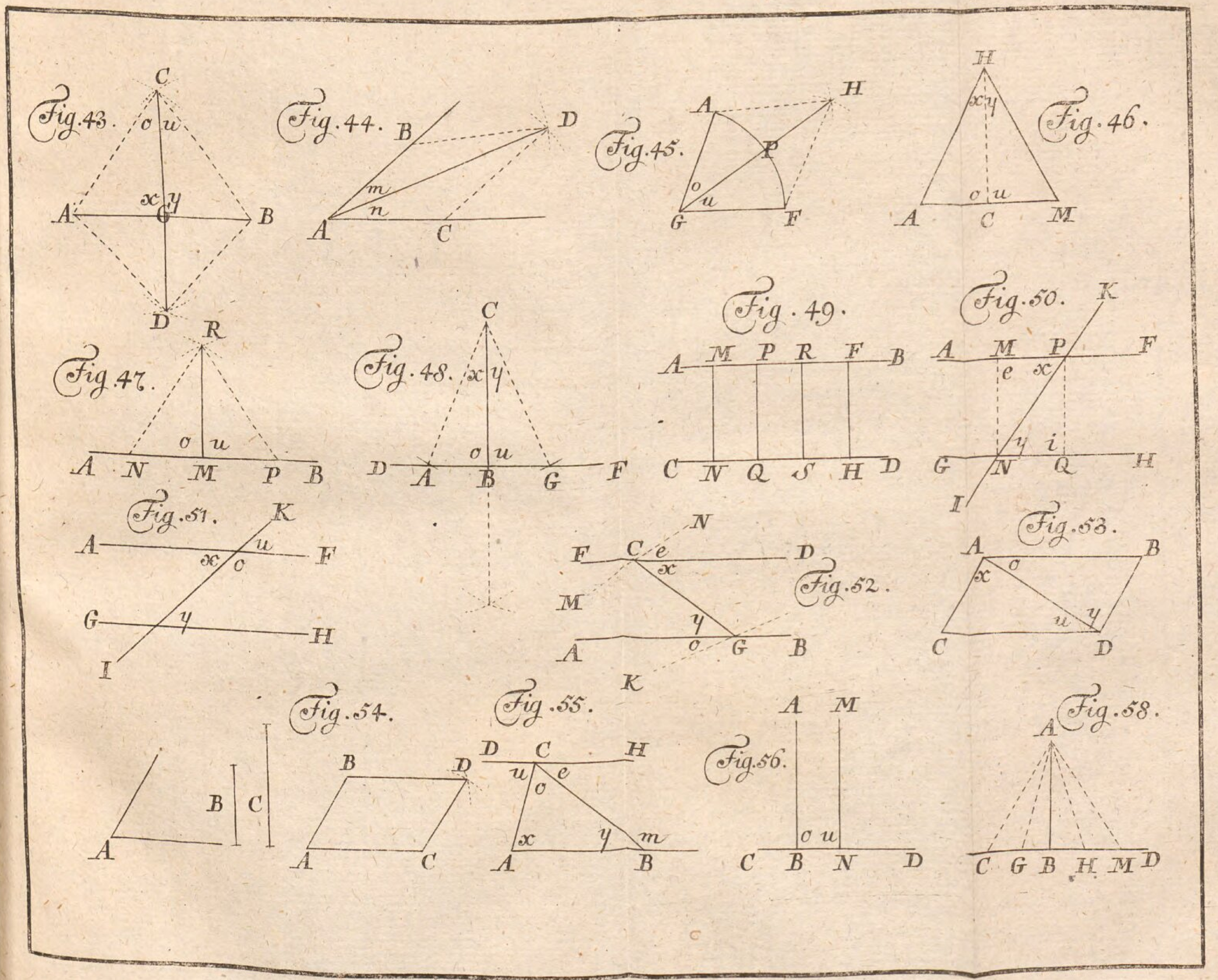


Fig. 43.
Fig. 44.
Fig. 45.
Fig. 46.
Fig. 47.
Fig. 48.
Fig. 49.
Fig. 50.
Fig. 51.
Fig. 52.
Fig. 53.
Fig. 54.
Fig. 55.
Fig. 56.
Fig. 58.

wahr ſeyn ſoll. Denn es kann eine Figur z. E. ein Triangel eben ſo viel Raum einnehmen, als eine andre Figur z. E. als ein Viereck, in welchem Falle beyde Figuren einander gleich wären, und doch würde keine die andre decken, weil die Theile der erſten Figur eine andre Lage haben, als die Theile der andern.

§. 45.

Alle rechte Winkel ſind einander gleich, denn ſie decken einander, §. 20. und daher muß auch jeder Winkel, der einem rechten Winkel gleicht, ſelbſt ein rechter Winkel ſeyn.

§. 46.

Winkel, die einerley Maaß haben, ſind einander gleich, und gleiche Winkel müſſen einerley Maaß haben. Wenn ich alſo aus den Spitzen zweyer gleicher Winkel A und B (Fig. 32. T. 3.) mit einerley Radio die Bogen DC und GH beſchreibe, ſo müſſen die beyden Bogen einander gleich ſeyn; und ſind die beyden Bogen, die aus den Spitzen zweyer Winkel innerhalb ihrer Schenkel mit einerley Radio beſchrieben worden, einander gleich, ſo müſſen auch die Winkel einerley Größe haben (§. 32.)

§. 47.

Lehrſatz. Der Diameter theilt die Peripherie und den Cirkel ſelbſt in zween gleiche Theile.

Beweiß.

Man ſtelle ſich vor, daß aus dem Mittelpuncte C (Fig. 33. T. 3.) eine Perpendicularlinie BC über dem Diameter, und eine andere CD unter dem Diameter befindlich ſey; ſo werden die Winkel o und u, ferner x und y rech-

te Winkel §. 20. und folglich alle einander gleich ſeyn §. 45. Nun ſind die Bogen AB, BG, DG, AD das Maaß der Winkel o, u, y, x §. 32. folglich ebenfalls von einerley Größe (§. 46.) und jeglicher Bogen beträgt den 4ten Theil der ganzen Peripherie. Da nun über dem Diameter und unter dem Diameter zween ſolche Bogen befindlich ſind, ſo iſt klar, daß der Diameter die Peripherie in 2 gleiche Theile zergliedert.

Nun ſtelle man ſich ferner vor, daß der obere Theil des Cirkels um den Diameter auf den untern Theil gelegt würde. Weil die Winkel o und x gleich ſind, ſo müſſen ſie einander decken §. 43. und da auch BC und CD einander gleichen, als Halbmeſſer eines Cirkels §. 41. ſo muß der Punct B auf den Punct D fallen §. 43. Es würde alſo der Bogeu AB den Bogen AD, auf eben die Art der Bogen BG den Bogen DG, und folglich der ganze obere Theil des Cirkels den ganzen untern Theil deſſelben decken. Sie ſind alſo beyde einander gleich, §. 42. und hieraus iſt klar, daß der Diameter auch die Cirkelfläche in 2 gleiche Theile theilet.

§. 48.

Es läßt ſich daher ſowohl über als auch unter eine gerade Linie ein halber Cirkel beſchrieben, wenn man einen Punct auf der Linie zum Mittelpunct annimmt. Ferner hat jeder von den 4 rechten Winkeln o, u, x, y, zu ſeinem Maaß einen Bogen, der den 4ten Theil der ganzen Peripherie beträgt. Da man nun die ganze Peripherie in 360 Grade abtheilt, (§. 31.) ſo iſt der 4te Theil davon 90 Grade. Folglich iſt ein Winkel von 90 Graden, und ein rechter Winkel einerley. Daher muß jeder Winkel, der mehr

als

als 90 Grade beträgt, ein ſtumpfer, und der unter 90 Graden iſt, ein ſpitziger Winkel ſeyn. §. 21.

§. 49.

Man beſchreibe aus dem Mittelpuncte C noch einen andern Cirkel, z. E. den kleinern punctirten Cirkel a b g d, ſo müſſen die Bogen a b, b g d g, a d, die ebenfalls das Maaß der Winkel o, u, y, x, ſeyn können, auch von einer Größe ſeyn, (§. 46.) und jeder muß alſo den 4ten Theil der Peripherie betragen. Folglich

ab : Peripher. abgd = 1 : 4
Da nun auch AB : Per. ABGD = 1 : 4

ſo folgt, daß ab : Per. abgd = AB : Per. ABGD
§. 91. Arithm.

Hieraus ſieht man, das die Cirkelbogen, die man innerhalb den Schenkeln eines Winkels, aus ſeiner Spitze, mit verſchiedenen Radiis beſchreiben kann, gegen die Peripherien ihrer Cirkel einerley Verhältniß haben, und daß es alſo gleichviel iſt, mit was für einem Radio man die Bogen beſchreibt, wodurch man die Größe des Winkels beſtimmen will.

§. 50.

Lehrſatz. Die beyden Nebenwinkel o und u, Fig. 34 Tab. 3. welche über der geraden Linie A B ſich befinden, betragen in der Summe 180 Grad, oder ſo viel wie zween rechte Winkel.

Beweiß.

Ueber die Linie A B läßt ſich aus dem Puncte C ein halber Cirkel beſchreiben §. 48. Die beyden Bogen aber A D und D B, woraus der halbe Cirkel beſteht, ſind das Maaß der beyden Winkel o und u. Da nun die

U 2 ganzen

ganze Peripherie 360 Grad enthält, (§. 31.) ſo muß die Helfte davon 180 Grad, oder 2 mal 90, das iſt 2 rechte Winkel betragen. §. 49.

§. 51.

Was von zween Winkeln jetzt geſagt worden, das gilt auch von mehrern Winkeln, die ſich über einer geraden Linie befinden, und eine gemeinſchaftliche Spitze haben, denn ihr Maaß würde allemal ein halber Cirkel ſeyn.

§. 52.

Iſt aber von zween Nebenwinkeln die Rede, ſo ſieht man leicht daß man vermittelſt des vorigen Satzes aus dem einen Winkel den andern beſtimmen kann, wenn man ihn nämlich von der Summe zweyer rechten Winkel, oder von 180° abzieht. Es ſey, z. E. $u = 50°$ ſo iſt $o = 180° - 50° = 130°$.

§. 53.

Lehrſatz. Alle Winkel die ſich um einen Punct befinden, betragen 360°, oder ſo viel als 4 rechte Winkel.

Beweiß.

Man beſchreibe aus dem Puncte D einen Cirkel §. 38, ſo wird die ganze Peripherie das Maaß aller der Winkel ſeyn, die ſich um den Punct D befinden, und folglich beträgt ihr Maaß 360° Grad, §. 31. oder ſo viel wie das Maaß 4 rechter Winkel, §. 48.

§. 54.

Lehrſatz. Alle Verticalwinkel ſind einander gleich; d. i. Fig. 13. Tab. 1. $a = \alpha$ und $e = \varepsilon$.

Beweiß.

Beweiß.

a und ε ſind Nebenwinkel, und

folglich $a+\varepsilon=180^\circ$ §. 50.

ingleichen $\alpha+\varepsilon=180^\circ$ §. 50.

folglich $a+\varepsilon=\alpha+\varepsilon$ §. 12. Arithm.

und wenn man $\varepsilon=\varepsilon$ ſubtr.

ſo folgt, daß $a=\alpha$ §. 15. Ar.

Auf eben die Art wird auch die Gleichheit der andern beyden Verticalwinkel e und ε erweiſen. Denn

$\alpha+\varepsilon=180^\circ$ §. 50.

$\alpha+e=180^\circ$ §. 50.

$\alpha+\varepsilon=\alpha+e$ §. 12. Arithm.

$\alpha=\alpha$ ſubtr.

$\varepsilon=e$ §. 15. Arithm.

§. 55.

Lehrſatz. In einem jeden Triangel iſt die Summe zwoer Seiten größer als die dritte Seite.

Beweiß.

Man kan (F. 19. T. 2.) die beyden Seiten MN + NP zuſammen genommen, weil ſie einen Winkel mit einander machen, als eine gebogne oder krumme Linie anſehen. Nun iſt MP eine gerade Linie, und folglich kleiner als MN + NP. §. 39. Auf eben die Art iſt auch klar, daß NP + MP > MN, und MP + MN > NP.

§. 56.

Aufgabe. Aus drey gegebenen Linien, wovon jede zwo zuſammen genommen, größer als die dritte ſind, einen Triangel zu verfertigen.

Aufloͤſung.

Es moͤgen C, B, A Fig. 36. die drey Linien ſeyn, welche die angefuͤhrte Eigenſchaft haben. Man nehme eine davon, z. E. C zur Grundlinie an, und mache AC = C, nun faſſe man die Linie B in den Cirkel, und beſchreibe aus dem Puncte A mit einem Radio = B einen Bogen; ferner nehme man auch die dritte Linie A in Cirkel, und beſchreibe damit aus dem Puncte C einen andern Bogen, der den erſtern durchſchneidet, und endlich ziehe man aus dem Durchſchnittspuncte die Linien A B und B C, ſo iſt der verlangte Triangel fertig.

Beweiß.

AC = C vermoͤge der Conſtruction

A B = B denn A B iſt ein Radius eines Cirkels, der mit B beſchrieben wurde, und alle Radien eines Cirkels ſind einander gleich. §. 41.

B C = C aus eben dem Grunde,

folglich enthaͤlt der Triangel ABC die drey gegebenen Linien. Haͤtten die gegebenen Linien nicht die Eigenſchaft, daß allemal 2 davon zuſammengenommen groͤßer als die dritte waͤren, ſo wuͤrden beyde Bogen einander nicht erreichen, und alſo wuͤrde kein Triangel moͤglich ſeyn. Der Grund davon iſt im vorigen Satze §. 55 enthalten.

§. 57.

Weil die Bogen uͤber der Linie A C einander nur in einem Puncte durchſcheiden koͤnnen, ſo iſt klar, daß man aus 3 Linien nur einen einzigen Triangel machen kann, und daß alſo durch die gegebenen Seiten eines Triangels ein Triange lvoͤllig beſtim̃t wird. Man haͤtte zwar auch eine ander

 Linie,

Linie, z. E. B oder A zur Grundlinie annehmen können, allein dadurch würde der Triangel nur eine andre Lage bekommen haben, übrigens aber mit dem vorigen Triangel völlig einerley ſeyn.

§. 58.

Sollte man aus zwo gegebenen Linien, z. E. B und C Fig. 37. einen gleichſchenklichten Triangel beſchreiben, ſo iſt die Art zu verfahren aus der vorhergehenden Aufgabe leicht einzuſehen. Man nehme eine von den beyden Linien, z. E. B zur Grundlinie an, ſo, daß A B = B. Alsdenn nehme man die andre Linie C in Cirkel, und beſchreibe damit ſowohl aus dem Puncte A, als auch aus dem Puncte B Bogen, die einander durchſchneiden, und ziehe aus dem Durchſchnittspuncte C die Linien A C und CB, ſo iſt AC = CB = B, und alſo der Triangel ABC ein gleichſchenklichter Triangel, §. 25. der aus den gegebenen Linien verfertigt worden.

§. 59.

Eben ſo leicht iſt nunmehr einzuſehen, wie man über eine gegebene Linie einen gleichſeitigen Triangel beſchreiben könne. Denn es ſey D G Fig 38. die gegebene Linie. Man ſetze den einen Schenkel des Cirkels in D, thue ihn bis G auf, und beſchreibe damit über D G einen Bogen; mit eben der Oeffnung des Cirkels beſchreibe man auch aus G einen andern Bogen, der den erſten durchſchneidet, und ziehe aus dem Durchſchnittspuncte die Linien D H und HG, ſo iſt

HD = DG §. 41.
HG = DG §. 41.

folglich auch HD = GH §. 12. Arithm.

Und alſo der Triangel D H G ein gleichſeitiger Triangel, und über die gegebene Linie D G beſchrieben.

§. 60.

Lehrſatz. Wenn in zween Triangeln alle Seiten einzeln genommen einander gleich ſind, ſo ſind auch alle Winkel und die Triangel ſelbſt einander gleich.

Bedingung oder Hypoth Fig. 39. T. 3. AD = ad
AB = ab
DB = db

Satz. A = a
B = b
D = d
und △ ADB = △ adb

Beweiß.

Weil man aus drey Linien nur einen einzigen Triangel machen kann, §. 57. ſo iſt hieraus ſchon klar, das zween Triangel einander gleich ſeyn müſſen, wenn ſie einerley Seiten haben. Man kann aber auch dieſen Satz aus dem principio congruentiae §. 42. herleiten. Denn man beſchreibe aus dem Puncte A des einen Triangels mit der Seite ad = AD den Bogen m n, der durch den Punct D gehen muß, ferner beſchreibe man aus dem Puncte B mit der Linie db = DB den Bogen pq, der auch durch den Punct D gehen muß. Nun lege man in Gedanken den Triangel adb auf den Triangel ADB dergeſtalt, daß der Punct a auf A, und b auf B fällt, welches wegen Gleichheit der Linien ab und AB angeht, (§. 43.) ſo muß der Punct d, welcher die Grenze der Linie ad, und auch der Linie bd iſt, ſowol in

den

Geom. tab. 5. n° V.

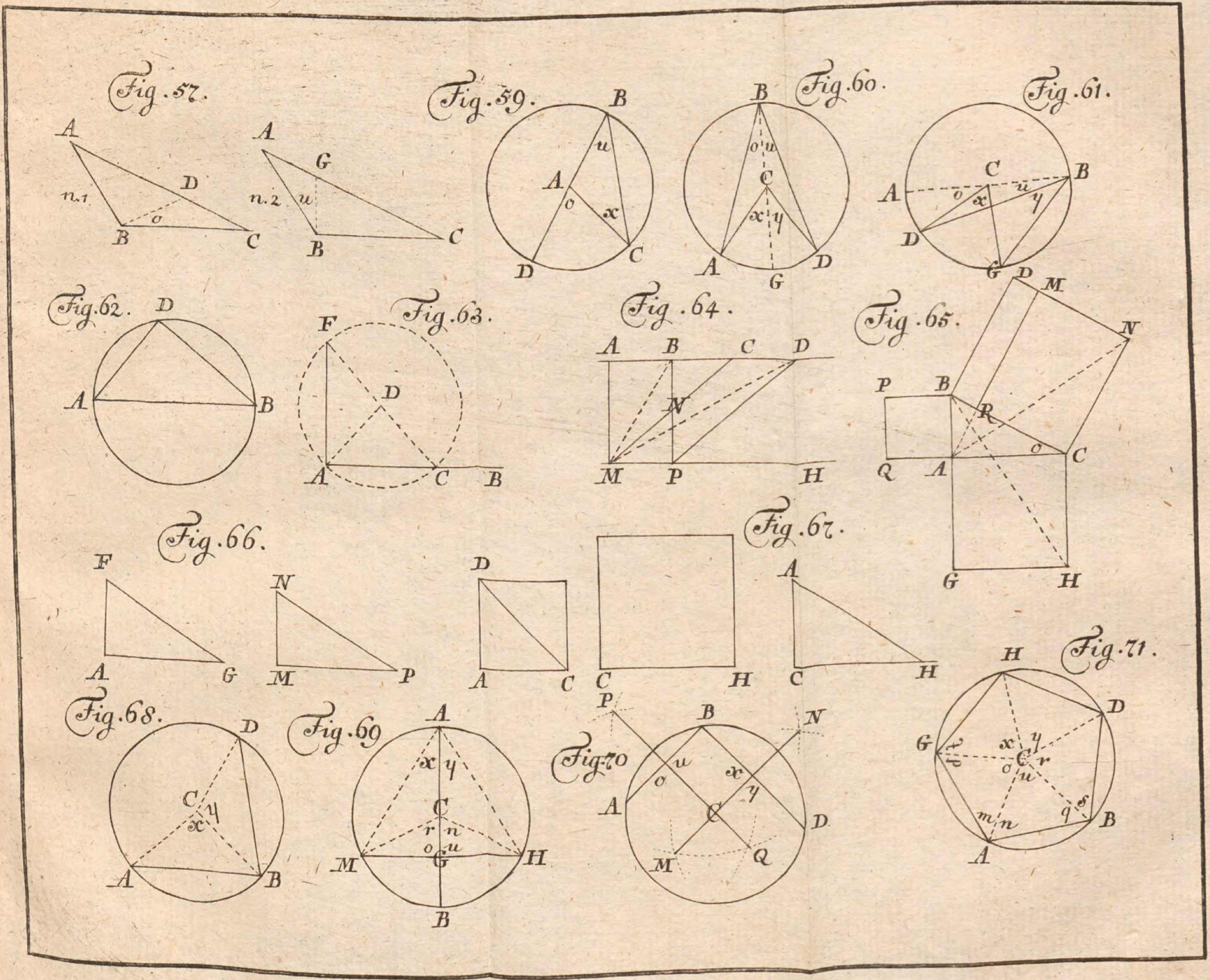
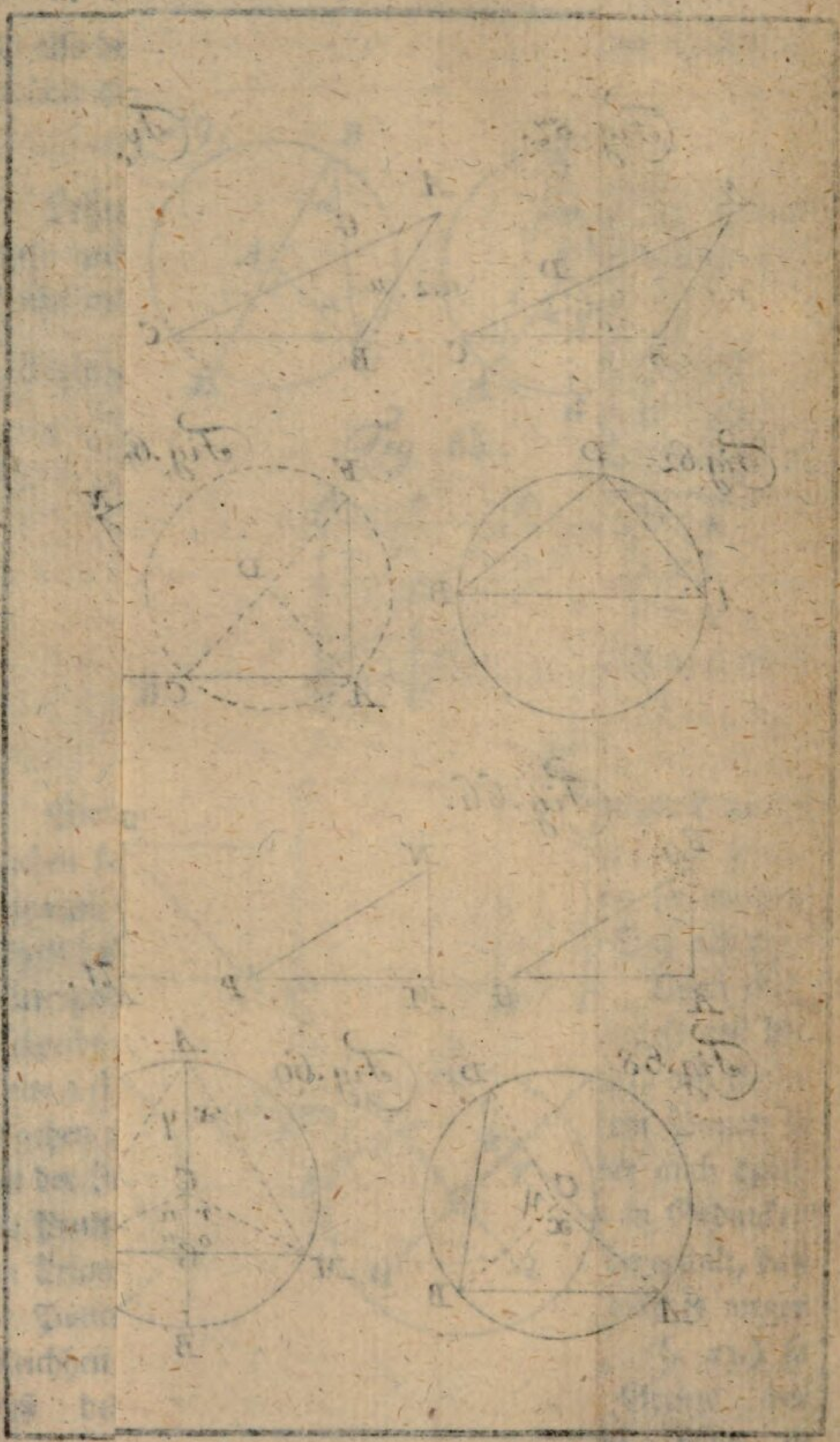


Fig. 57.
n. 1
n. 2
Fig. 59.
Fig. 60.
Fig. 61.
Fig. 62.
Fig. 63.
Fig. 64.
Fig. 65.
Fig. 66.
Fig. 67.
Fig. 68.
Fig. 69
Fig. 70
Fig. 71.



den Bogen m n, weil dieſer Bogen mit dem Radio a d beſchrieben worden, (§. 41.) als auch in den Bogen p q, weil derſelbe mit dem Radio b d beſchrieben worden, und folglich in den Durchſchnittspunct D fallen, weil dieſes derjenige Punct iſt, den beyde Bogen gemein haben. Fällt nun der Punct a auf A, b auf B, und d auf D, ſo fallen alle Grenzen des Triangels a d b auf die Grenzen des Triangels A D B, und folglich decken ſie einander (§. 34.) und ſind einander gleich. (§. 42.) Der Winkel a deckt den Winkel A, b deckt den Winkel B, und der Winkel d den Winkel D, und alſo ſind auch alle drey Winkel einzeln genommen in beyden Triangeln gleich. (§. 42.)

§. 61.

Wenn zween Triangel, wie die vorigen, einander decken, ſo müſſen allemal diejenigen Winkel einander decken, die einerley Seiten gegenüber ſtehen. Man kann daher folgenden Satz als allgemein annehmen. **In allen Triangeln, die einander decken, ſtehen gleichen Seiten, gleiche Winkel, und gleichen Winkeln, gleiche Seiten gegen über.** Dieſes iſt vornämlich deswegen zu bemerken, damit man bey dergleichen Triangeln aus den gleichen Seiten, die gleichen Winkel, und aus den gleichen Winkeln die gleichen Seiten, ohne ſich zu irren, finden könne, wenn auch die Triangel nicht einerley Lage haben.

§. 62.

Aufgabe. An einen gegeben Punct einer geraden Linie einen gegebenen Winkel zu ſetzen.

Auflöſung.

Es ſey Fig. 32. Tab. 3. B H die gegebene Linie, an deren Punct B der Winkel A geſetzt werden ſoll.

Man beſchreibe aus der Spitze des Winkels A mit einem beliebigen Radio den Bogen DC innerhalb den Schenkeln des Winkels; mit eben demſelben Radio beſchreibe man auch aus dem Puncte B über die gegebene Linie einen Bogen von unbeſtimmter Größe, und ſchneide davon das Stück GH, welches dem Bogen DC gleich iſt, ab, und ziehe durch den Punct G, die Linie BG, ſo iſt der Winkel B dem gegebenen Winkel A gleich.

Beweiß.

Die Bogen GH und DC ſind mit einerley Radio aus den Spitzen der Winkel B und A beſchrieben, und einander gleich gemacht worden. Da nun die Bogen GH und DC das Maaß der beyden Winkel B und A ſind, (§. 32.) ſo haben die beyden Winkel einerley Maaß, und folglich ſind ſie einander gleich. (§. 46.)

Andre Auflöſung.

Es ſey Fig. 40. Tab. 3. D ein Winkel, der über die Linie FG an den Punct F beſchrieben werden ſoll.

Man ſchneide auf den Schenkeln des gegebenen Winkels D die Stücke DA und DB von beliebiger Größe ab, und ziehe von dem Puncte A gegen den Punct B eine gerade Linie, oder ſtelle ſich eine vor; ſo ergiebt ſich der Triangel DBA. Hierauf mache man auf der gegebenen Linie FG das Stück FM = DA, und beſchreibe nach §. 56. den Triangel DBA über FM, ſo, daß auch FH = DB und MH = BA, ſo iſt der Winkel F dem gegeben Winkel D gleich.

Beweiß.

Der Triangel FHM iſt dem Triangel DBA gleich, weil vermöge der Conſtruction die Seiten in beyden Trian-

geln einerley ſind, (§. 60.) und da MH=AB, ſo iſt der Winkel F ſo groß als der Winkel D. §. 61.

§. 63.

Aufgabe. Aus zween gegebenen Winkeln, die zuſammen genommen weniger als 180 Grad betragen, und einer Seite, einen Triangel zu beſchreiben.

Auflöſung.

Es mögen A nnd B (Fig. 41. Tab. 3.) die beyden Winkel, und CD die gegebne Linie ſeyn.

Man ſetze den einen Winkel, z. E. A an das eine Ende der gegebenen Seite, z. E. an C, und den andern Winkel B an das andre Ende der Linie, nämlich an den Punct D, §. 62. und verlängere die Schenkel der beyden Winkel, bis ſie einander berühren, ſo entſteht ein Triangel, der die gegebene Seite und die gegebenen Winkel enthält. Der Beweiß hiervon iſt ſchon unmittelbar aus der Conſtruction klar.

Betrügen die beyden gegebenen Winkel A und B, oder, welches einerley iſt, C und D in der Summe mehr als 180° oder 2 rechte Winkel, ſo würden die Schenkel CF und FD nimmermehr zuſammen laufen, ſondern ſich immer mehr und mehr von einander entfernen; und folglich würde in dieſem Falle kein Triangel möglich ſeyn. Der Grund hiervon wird im folgenden vorkommen.

§. 64.

Lehrſatz. Wenn in zween Triangel zween Winkel nebſt der anliegenden Seite gleich ſind, ſo ſind die Triangel ſelbſt, und die übrigen Stücke auch gleich.

Bedingung

Bedingung oder Hypoth. F. 39. T. 3. $AB = ab$
$A = a$
$B = b$

Satz. $\triangle ADB = \triangle adb$
$D = d$
$AD = ad$
$DB = db$

Beweiß.

Man lege den Triangel adb auf den Triangel ADB dergeſtalt, daß der Punct a auf A, und die Linie ab auf AB fällt, ſo muß, weil $ab = AB$ per hypoth. der Punct b auf den Punct B fallen. (§. 43.) Da ferner $a = A$ ſo muß der Schenkel ad des Winkels a auf den Schenkel AD des Winkels A; und auf eben Art, weil auch $b = B$ per hypoth. der Schenkel die des Winkels b auf den Schenkel BD des Winkels B fallen. (§. 43.) Zwo Linien aber können einander nur in einem einzigen Puncte berühren oder durchſchneiden. (§. 40.) Da nun die Seiten ad und AD, ferner bd und BD auf einander fallen, und alſo als einerley Linien, in Anſehung der Richtung anzuſehen ſind, ſo muß der Berührungspunct d auf den Berührungspunct D treffen. Es fallen alſo alle Grenzen des Triangels adb auf die Grenzen des Triangels ADB, und folglich decken die Triangel einander (§. 34.) und ſind einander gleich. (§. 42.) Der Winkel b fällt auf den Winkel B, die Seite ad auf AD, und ab auf BD, und alſo ſind auch dieſe drey übrigen Stücke in beyden Triangeln von einerley Größe.

§. 65.

§. 65.

Aufgabe. Aus einem Winkel und zwo Linien einen Triangel zu beſchreiben.

Aufloͤſung.

Es ſey G (Fig. 42. T. 3.) der gegebene Winkel und A und B die beyden Linien. Man trage dieſe beyden Linien auf die Schenkel des Winkels G, und mache GA = A, GB = B, und ziehe die Linie BA, ſo entſtehet ein Triangel GBA, welcher den gegebenen Winkel, und die beyden Linien enthaͤlt.

§. 66.

Lehrſatz. Wenn in zweenen Triangeln zwo Seiten nebſt dem eingeſchloſſenen Winkel gleich ſind, ſo gleichen die ganzen Triangel und die uͤbrigen Stuͤcke einander.

Bedingung F. 39. ad = AD
ab = AB
a = A

Satz △ adb = △ ADB
db = DB
d = D
b = B

Beweiß.

Man lege den Triangel adb auf den Triangel ADB in Gedanken, dergeſtalt, daß der Punct a auf A, und b auf B faͤllt, welches deswegen angeht, weil ab = AB angenommen wird, (§. 43.) und da auch der Winkel a dem Winkel A gleich iſt, vermoͤge der angenommenen

Bedingung,

Bedingung, ſo muß auch der andre Schenkel des Winkels a, nämlich a d, auf den andern Schenkel des Winkels A d. i. auf A D, (§. 43.) und wegen Gleichheit der Linien a d und A D (per hypoth.) der Punct d auf den Punct D fallen. Zwiſchen 2 Puncten aber iſt nur eine gerade Linie möglich §. 39. Da nun der Punct d auf D, und b auf B fällt, ſo muß auch die Linie d b auf die Linie d b, und alſo alle Grenzen des Triangels a d b auf die Grenzen des andern Triangels A D B fallen. Folglich decken ſie einander nnd ſind einander gleich. (§. 34. 42.)

db fällt auf db daher $db = DB$ }
Der Winkel d auf D daher $d = D$ } §. 42.
Der Winkel b auf B daher $b = B$ }

§. 67.

Dieſe Lehrſätze von der Gleichheit der Triangel ſind ſehr wohl zu merken, weil nicht nur das Ausmeſſen der Weiten auf dem Felde durch Stäbe, ſondern auch ein ſehr großer Theil der Lehrſätze in der Geometrie und in andern mathematiſchen Wiſſenſchaften darauf beruhet.

§. 68.

Aufgabe. Eine gerade Linie in 2 gleiche Theile zu theilen.

Aufloſung.

Es ſey Fig. 43. Tab. 4. A B die gegebene gerade Linie. Man beſchreibe über dieſelbe und unter dieſelbe einen gleichſchenklichten Triangel von beliebiger Größe. (§. 58.) Die Spitzen dieſer beyden Triangel C und D verbinde man durch eine gerade Linie, ſo muß dieſelbe in dem

Durch-

Durchſchnittspuncte G die gegebene Linie in 2 gleiche Theile theilen.

Beweiß.

Hier kommt es darauf an, daß gezeigt wird, es ſey AG=GB.

Man vergleiche daher zuerſt die beyden Triangel ACD und DCB, ſo wird man finden, daß ſie einander gleich ſind.

Denn AC = CB } per Conſtruct.
AD = DB }
CD = CD §. 10. Arithm.

folglich △ ACD = △ DCB §. 60.
und da AD = DB

ſo iſt o = u §. 61.

Dieſe beyden Winkel aber gehören auch in die Triangel ACG und GCB, deren Gleichheit nunmehr auch klar iſt, weil außer dieſen Winkeln

auch AC = CB per Conſtr.
CG = CG §. 10. Arithm.

folglich △ ACG = △ GCB §. 66.
und AG = GB §. 61.

Da auch aus eben dieſem Grunde x=y ſo muß die Theilungslinie CD auf AB perpendicular ſtehen. (§. 20.)

§. 69.

Aufgabe. Einen Winkel in 2 gleiche Theile zu theilen.

Auf-

Aufloͤſung.

Man ſchneide auf den Schenkeln des gegebenen Winkels B A C (Fig. 44. T. 4.) 2 gleiche Stuͤcke von beliebiger Groͤße ab, ſo daß AB = AC. Aus den Puncten B und C beſchreibe man mit einerley Radio Bogen, die einander durſchneiden. Aus dem Durchſchnittspuncte D ziehe man eine gerade Linie in die Spitze A, ſo wird dadurch der gegebene Winkel in die beyden gleichen Theile m und n zergliedert.

Beweiß.

AB = AC per Conſtr,
BD = CD §. 41.
AD = AD §. 10. Arithm.

folglich △ABD = △ADC §. 60.
und m = n §. 61.

§. 70.

Auf eben die Art kann man auch einen Cirkelbogen halbiren. Es ſey AF Fig. 45. der gegebene Bogen, und G deſſelben Centrum. Man theile den Winkel AGF nach §. 69. in die beyden gleichen Theile o und u, ſo muß die Linie HG auch den Bogen in die gleichen Theile AP und PF zergliedern. Denn AP und PF ſind das Maaß gleicher Winkel, und alſo ſelbſt einander gleich. §. 46.

§. 71.

Lehrſatz. In einem gleichſchenklichten Triangel ſind die Winkel an den gleichen Schenkeln von einerley Groͤße.

Wenn Fig. 46. T. 4. AH = HM.
ſo iſt A = M

Beweiß.

Beweiß.

Man theile den Winkel H, welchen die beyden gleichen Schenkel mit einander machen, durch die Linie HC in 2 gleiche Theile (§. 69.) ſo iſt in den beyden Triangeln AHC und CHM

$$x = y \quad \text{per conſtruct.}$$
$$AH = HM \quad \text{per hypoth.}$$
$$HC = HC \quad \text{§. 10. Arithm.}$$

folglich $\triangle AHC = \triangle HCM$ §. 66.
und $A = M$ §. 61.

§. 72.

In einem gleichſeitigen Triangel müſſen alſo alle Winkel von einerley Größe ſeyn. Denn ein gleichſeitiger Triangel iſt zugleich ein gleichſchenklichter. Folglich iſt z. E. in dem Triangel ACB Fig. 17. Tab. 2. weil $AC = CB$,

$A = B$ §. 71. und weil auch $AB = BC$
$B = C$ §. 71.

alſo auch $A = C$ §. 12. Arithm.

§. 73.

Aufgabe. Auf einen gegebenen Punct einer geraden Linie, der kein Endpunct der Linie iſt, eine Perpendicularlinie zu fällen.

Aufloͤſung.

Es ſey M (Fig. 47. tab. 4.) derjenige Punct auf der gegebenen Linie AB, auf welchen eine Perpendicularlinie errichtet werden ſoll.

Man ſetze den einen Schenkel des Cirkels in den Punct M, und ſchneide mit einerley Eröffnung des Cirkels

die beyden gleichen Stücke NM und MP ab. Ueber NP errichte man den gleichſchenklichten Triangel NRP (§. 58.) den man von beliebiger Größe machen kann. Die Spitze deſſelben R verbinde man durch eine gerade Linie mit dem Puncte M, ſo muß dieſe Linie, nämlich MR auf der gegebenen Linie AB perpendicular oder ſenkrecht ſtehen.

Beweiß.

In den beyden Triangeln NRM und MRP iſt

NR = RP per conſtruct.
NM = MP per conſtruct.
MR = MR §. 10. Arithmet.

folglich △NRM = △MRP §. 60.
und o = u §. 61.

Nun ſind o und u Nebenwinkel (§. 17.) Wenn aber eine Linie, wie hier RM, auf einer andern dergeſtalt ſteht, daß die Nebenwinkel gleich ſind, ſo ſteht die erſte Linie auf der andern perpendicular, (§. 20.) und alſo iſt MR auf AB perpendicular, und ſteht anf dem gegebenen Puncte M.

§. 74.

Aufgabe. Von einem gegebenen Puncte über einer geraden Linie eine ſenkrechte Linie auf eine gegebene Linie zu fällen.

Aufloͤſung.

Es ſey (Fig. 48. tab. 4.) C der gegebene Punct, aus welchem auf die Linie DF eine ſenkrechte oder perpendiculaire Linie gefällt werden ſoll.

Man

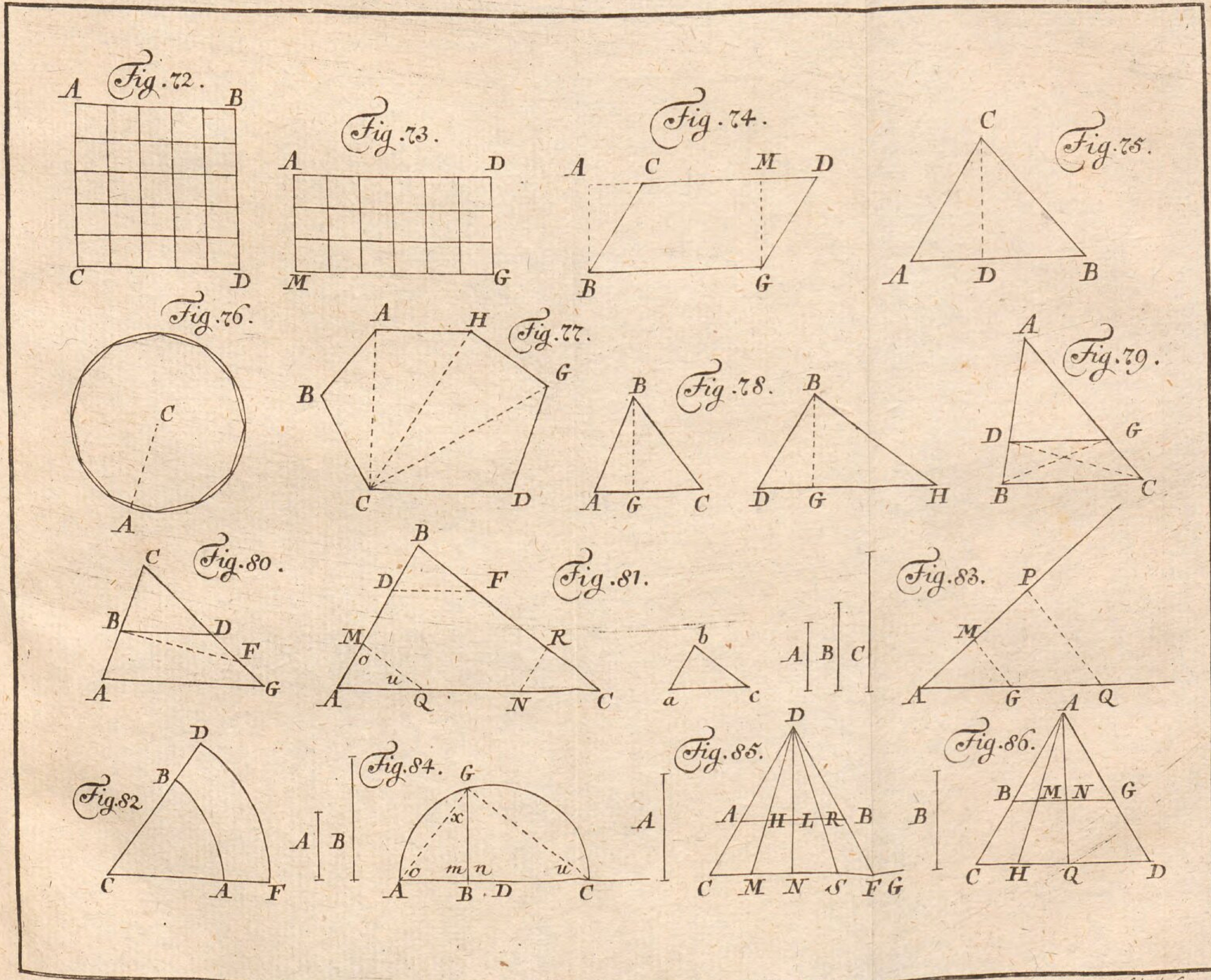


Fig. 72.
Fig. 73.
Fig. 74.
Fig. 75.
Fig. 76.
Fig. 77.
Fig. 78.
Fig. 79.
Fig. 80.
Fig. 81.
Fig. 82
Fig. 83.
Fig. 84.
Fig. 85.
Fig. 86.

Püſchel ſc.

Man ſetze den Cirkel in den Punct C, und thue denſelben ſo weit auf, daß man die gegebene Linie DF in zween Puncten, z. E. in A und G durchſchneiden kann. Dieſe Durchſchnittspuncte A und G verbinde man mit dem Puncte C durch gerade Linien, ſo erhält man den gleichſchenklichten Triangel ACG. Nun theile man den obern Winkel dieſes gleichſchenklichten Triangels, nämlich ACG (oder welches einerley iſt, die Seite AG) in 2 gleiche Theile, (§. 69.) ſo muß die Linie CB, welche den Winkel ACG in die beyden gleichen Theile x und y zergliedert, auf DF perpendicular ſtehen.

Beweiß.

Man darf nur, wie vorhin, die Gleichheit der Nebenwinkel o und u erweiſen, welche aus der Gleichheit der Triangel ACB und BCG erhellt.

Denn es iſt AC = CG §. 41.
x = y per conſtruct.
CB = CB §. 10. Arithm.

folglich △ACB = △BCG §. 66.
nnd o = u §. 61.

Iſt nun o = u, ſo ſteht CB auf DF ſenkrecht §. 20.

§. 75.

Weil eine Perpendicularlinie ſich weder zur Rechten noch zur Linken neiget, ſondern auf derjenigen Linie, auf welcher ſie errichtet iſt, ganz gerade aufſtehet, ſo kann man dadurch bey 2 Linien ſehen, was für ein Punct in der andern Linie, einem gewiſſen Puncte der einen Linie gerade gegenüberſteht. So ſteht z. E. Fig. 49. tab. 4. dem Puncte N auf der Linie CD, der Punct M in der andern Linie AB, dem

Puncte Q der Punct P u. ſ. f. gerade gegenüber; und daher wird der Abſtand eines Puncts von einer geraden Linie durch eine ſenkrechte Linie beſtimmt. Sind nun zwo Linien, wie AB und CD, unter ſich parallel, ſo müſſen alle Perpendicularlinien, z. E. MN, PQ, RS, FH u. ſ. f. die man von der einen Linie auf die andre fällen kann, von einerley Größe ſeyn, weil der Parallelismus der Linien eben darinnen beſteht, daß ſie überall gleichweit von einander abſtehen §. 12. Und ſind hingegen die Perpendicularlinien, die man zwiſchen zwo Linien ziehen kann, einander gleich, ſo müſſen die beyden Linien parallel ſeyn. Sollte man alſo beweiſen, daß die Linie AB mit der Linie CD parallel ſey, ſo dürfte man nur zeigen, daß z. E. die beyden Perpendickel MN und FH gleich groß wären. Man braucht es aber deswegen nur von zwo Perpendicularlinien zu beweiſen, weil durch 2 Puncte die Lage einer geraden Linie beſtimmt iſt §. 39. Steht alſo der Punct M eben ſo weit als der Punct F von der Linie CD ab, ſo iſt die Linie AB mit CD parallel. Nur müſſen dieſe beyden Linien einander nicht durchſchneiden.

§. 76.

Lehrſatz. Wenn zwo Linien von einer dritten dergeſtalt durchſchnitten werden, daß 1) die Wechſelswinkel einander gleichen, oder 2) daß der innere Winkel dem äußern und entgegengeſetzten gleich iſt, oder 3) daß die innern Winkel, die nach einer Gegend zu liegen, zuſammen 180 Grad betragen, ſo ſind die Linien parallel.

1 Satz. Wenn $x = y$ Fig. 50. Tab. 4.

ſo iſt AF parallel mit GH

Beweiß

Beweiß.

Man fälle aus dem Puncte P eine Perpendicularlinie auf GH, (§. 74.) ſo entſteht der rechte Winkel i (§. 20.), ferner trage man das Stück NQ aus P gegen A, ſo daß MP = NQ, und ziehe die Linie MN, ſo erhält man die beyden Triangel MPN und PNQ, die einander gleich ſind.

Denn MP = NQ per conſtruct.
PN = PN §. 10. Arithm.
x = y per hypoth.

folglich △MPN = △PNQ §. 66.
e = i §. 61.
und MN = PQ

Da nun i ein rechter Winkel iſt, ſo muß e auch ein rechter Winkel, (§. 45.) und folglich MN eben ſowohl als PR eine Perpendicularlinie ſeyn. (§. 20.) Da nun beyde gleich groß ſind, ſo iſt AF mit GH parallel. §. 75.

2 Satz Wenn y = u Fig. 51.
ſo iſt wieder AF mit GH parallel.

Beweiß.

Weil u und x Verticalwinkel ſind
ſo iſt x = u §. 54.
Ferner iſt auch y = u per hypoth.
folglich x = y §. 12. Arithm.

Nun ſind aber x und y Wechſelswinkel, daher muß, vermöge des erwieſenen 1 Satzes, AF mit GH paralle ſeyn.

3 Satz. Wenn y + o = 180° Fig. 51.
ſo iſt gleichfalls AF mit GH parallel.

Beweiß.

Die Winkel x und o ſind Nebenwinkel, und daher iſt

$$x + o = 180^\circ \quad \text{§. 50.}$$
$$y + o = 180^\circ \quad \text{per hypoth.}$$

folglich $x + o = y + o$ §. 12. Arithm.

Da nun $o = o$ §. 10. Arithm.

ſo iſt, wenn man ſubtr. $x = y$ §. 15. Arithm.

Weil alſo in dieſem Falle die Winkel x und y, als die Wechſelswinkel, gleich ſind, welches ein Kennzeichen von dem Parallelismo der Linien iſt, p. n. 1. ſo folgt hieraus wieder, daß AF mit GH parallel ſeyn muß.

§. 77.

Aufgabe. Durch einen gegebenen Punct eine Linie parallel mit einer gegebenen Linie zu ziehen.

Aufloſung.

Es ſey Fig. 52. Tab. 4. C der gegebne Punct, durch welchen mit der Linie AB eine Parallellinie gezogen werden ſoll.

Man ziehe aus dem Puncte C auf die Linie AB eine gerade Linie nach Belieben z. E. CG, den Winkel y, welchen ſie mit der gegebenen Linie AB macht, trage man an den Punct C (§. 62.) ſo daß $x = y$, und daß die Oeffnung des Winkels x auf die entgegengeſetzte Seite kömmt, d. h. wenn y gegen die linke Hand zuſteht, ſo muß x ſich gegen die Rechte zu kehren. Endlich verlängere man, nach Beſchaffenheit der Umſtände die Schenkel des Winkels x, ſo muß die Linie FD durch den Punct C mit der gegebenen Linie AB parallel laufen.

Beweiß.

Der Winkel x iſt dem Winkel y gleich gemacht, und an den gegebenen Punct C geſetzt worden; beyde aber ſind Wechſelswinkel. (§. 18.) Folglich werden die beyden Linien FD und AB von der dritten CG dergeſtalt durchſchnitten, daß die Wechſelswinkel x und y einander gleich ſind, und alſo iſt FD mit AB parallel. §. 76. n. 1.

§. 78.

Es iſt unmöglich, daß durch den Punct C noch eine andre Linie außer FD mit AB parallel gezogen werden könnte. Denn ſollte dieſelbe von FD verſchieden ſeyn, ſo müßte ſie entweder über oder unter FD fallen. Geſetzt ſie fiele über FD, wie CN, ſo würden die Puncte dieſer Linie gegen N zu, alle weiter, als der Punct C, von der Linie AB entfernt ſeyn. Fiele ſie aber unter FD wie MC, ſo würden alle Puncte derſelben gegen M zu der Linie AB näher liegen, als der Punct C, und alſo konnte weder CN noch CM mit der Linie AB parallel ſeyn. §. 12.

§. 79.

Lehrſatz. Wenn zwo Parallellinien von einer dritten durchſchnitten werden, ſo ſind 1) die Wechſelswinkel einander gleich, 2) der innere Winkel iſt dem äußern entgegengeſetzten Winkel gleich, und 3) die beyden innern Winkel, die nach einer Gegend zu liegen, betragen zuſammen 180 Grad.

1. Satz. Wenn FD mit AB parallel. Fig. 52. tab. 4.

ſo iſt $x = y$

Beweiß.

Der Winkel y iſt entweder größer, oder kleiner als x, oder ihm gleich. Wäre y größer als x, ſo müßte man x um ſo viel vergrößern können, biß es y gleich würde. Es ſey e das Stück das man zu x ſetzen müßte, um einen ſo großen Winkel als y zu erhalten, ſo wäre der Winkel NCG, d. i. e+x=y. Es werden alſo die beyden Linien MN und AB von der dritten CG dergeſtalt durchſchnitten, daß die Winkel e+x und y, welches Wechſelswinkel ſind, einerley Größe haben, folglich müßte MN mit AB parallel ſeyn. (§. 76. n. 1.) Es iſt aber auch FD mit AB parallel, vermöge der Bedingung des Satzes, und ſowohl MN als auch FD gehen durch den Punct C, folglich giengen in dieſem Falle zwo verſchiedne Linien durch einerley Punct mit AB parallel. Dieſes aber iſt unmöglich §. 78. alſo iſt es auch unmöglich, daß y größer als x ſeyn kann, weil das erſtre aus dem letztern folgt. Wäre nun der Winkel y kleiner als x, ſo müßte er ſich ſo weit vermehren laſſen, daß er x gleich käme. Es ſey der Winkel o der Theil, um welchen y kleiner ſeyn ſoll als x, ſo würde o+y=x. Hier werden alſo die beyden Linien FD und KG von der dritten CG wieder dergeſtalt durchſchnitten, daß die Wechſelswinkel x und y+o einander gleich ſind, folglich müßten FD und KG mit einander parallel ſeyn. (§. 76. n. 1.) Nun iſt aber auch AB mit FD parallel, vermöge der angenommenen Bedingung; und ſowohl AB als auch KG gehen durch einerley Punct G; alſo giengen hier wieder zwo verſchiedne Linien, durch einerley Punct, mit der Linie FD parallel. Da nun dieſes unmöglich iſt, (§. 78.) ſo iſt es auch unmöglich, daß der Winkel y kleiner ſeyn kann als der Winkel x. Vorhin wurde die

Unmöglichkeit gezeigt, daß y größer als x ſeyn könne. Wenn alſo y weder kleiner noch größer als x iſt, ſo muß y und x von einer Größe ſeyn.

2. Satz. Wenn AF mit GH parallel Fig. 51. tab. 4.

ſo iſt $y = u$.

Beweiß.

Weil AF mit GH parallel iſt, ſo iſt, vermöge des vorigen 1. Satzes

$y = x$

Nun iſt aber $x = u$ §. 54.

folglich $y = u$ §. 12. Arithm.

3. Satz. Wenn AF mit GH parallel

ſo iſt $y + o = 180°$.

Beweiß.

$y = x$ vermöge des 1. Satzes

$o = o$ §. 10. Arithm.

folglich $y + o = x + o$ §. 14. Arithm.

Nun iſt $x + o = 180°$ §. 50.

alſo auch $y + o = 180°$ §. 12. Arithm.

§. 80.

Lehrſatz. Jede vierſeitige Figur, wo die gegenüberſtehenden Seiten einerley Größe haben, iſt ein Parallelogrammum.

Es ſey Fig. 53. tab. 4. $AB = CD$

$AC = BD$

ſo iſt ABDC ein Parallelogr.

 Beweiß.

Beweiß.

Man ziehe aus ein paar Winkeln, die einander gegenüberſtehn, z. E. von A nach D eine gerade Linie, die man eine Diagonallinie zu nennen pflegt, ſo entſtehn die beyden gleichen Triangel ACD und ADB.

Denn $\left.\begin{array}{l} AB = CD \\ AC = BD \end{array}\right\}$ per hypoth.

$AD = AD$ §. 10. Arithm.

folglich $\triangle ACD = \triangle ABD$ §. 60.

und $\left.\begin{array}{l} u = o \\ x = y \end{array}\right\}$ §. 61.

u und o aber ſind Wechſelswinkel, welche entſtehen, indem AB und CD von der Linie AD durchſchnitten werden. Da nun dieſe Wechſelswinkel gleich ſind, ſo muß AB mit CD parallel ſeyn. (§. 76. n. 1.) Ferner ſind auch x und y Wechſelswinkel, welche entſtehen, indem AC und BD von AD durchſchnitten werden, folglich iſt auch AC mit BD, wegen der Gleichheit dieſer Winkel, parallel, (§. 76. n. 1.) und alſo ABCD ein Parallelogrammum §. 28.

§. 81.

Beym Quadrat und Rhombo ſind alle Seiten, und alſo auch die gegenüberſtehenden, beym Oblongo oder Rectangulo und Rhomboide die gegenüberſtehenden Seiten einander gleich, (§. 27.) folglich ſind dieſe 4 Gattungen von vierſeitigen Figuren Parallelogramma.

§. 82.

Lehrſatz. In jedem Parallelogrammo ſind die gegenüberſtehenden Seiten und Winkel gleich, und die Diagonallinie theilt das Parallelogrammum in 2 gleiche Theile.

Es

Es ſey Fig. 53. tab. 4. ABCD ein Parallelogrammum.

ſo iſt $C = B$

$o + x = u + y$

$CD = AB$

$AC = BD$

$\triangle ACD = \triangle ABD$

Beweiß.

Man ziehe die Diagonallinie AD; weil nun ACDB ein Parallelogrammum iſt, ſo muß ſowohl AB mit CD, als auch AC mit BD parallel ſeyn. §. 28.

und daher $\left.\begin{matrix} o = u \\ x = y \end{matrix}\right\}$ §. 79. n. 1.

$AD = AD$ §. 10. Arithm.

folglich $\triangle ACD = \triangle ADB$ §. 64.

$\left.\begin{matrix} C = B \\ CD = AB \\ AC = BD \end{matrix}\right\}$ §. 61.

und $o + x = u + y$ §. 14. Arithm.

§. 83.

Aufgabe. Aus einem gegebenen Winkel und 2 Linien, ein Parallelogrammum zu verfertigen.

Aufloͤſung.

Es ſey Fig. 54. tab. 4. A der gegebene Winkel, B und C die beyden Linien.

Man nehme die eine Linie, z. E. C zur Grundlinie an, und mache $AC = C$; an den Punct A trage man den gegebenen Winkel, (§. 62.) und auf deſſen andern Schenkel die andre Linie B, ſo daß $AB = B$. Nun faſſe man AC in den Cirkel, und beſchreibe damit einen Bogen aus B, ferner nehme man AB in Cirkel und be-

ſchreibe

ſchreibe damit aus C einen andern Bogen, der den erſtern durchſchneidet, und aus dem Durchſchnittspuncte D ziehe man gerade Linien nach B und C, ſo entſteht ein Parallelogrammum, das die gegebenen Stücke enthält.

Beweiß.

Der Winkel A = A } AC = C } per conſtruct. AB = B }

folglich enthält die Figur ABCD die gegebenen Stücke, und da ferner

AC = BD } AB = CD } per conſtruct.

So muß dieſe Figur ein Parallelogrammum ſeyn. §. 80.

§. 84.

Soll das Parallelogrammum ein Rectangulum werden, ſo brauchen nur 2 Seiten, ſoll es ein Rhombus werden, eine Seite und ein Winkel, ſoll es aber ein Quadrat werden, bloß eine Seite gegeben zu ſeyn, welches man leicht aus dem Begriffe dieſer Figuren (§. 27.) einſehen kann. Ihre Verfertigung ſelbſt iſt übrigens ſo leicht, daß es überflüßig ſeyn würde, wenn wir uns dabey aufhalten wollten. Da man ferner, wie aus der vorigen Aufgabe erhellt, aus einem Winkel und 2 Seiten nur ein einziges Parallelogram verfertigen kann, ſo müſſen 2 Parallelogramma, in welchen 2 Seiten, nebſt dem eingeſchloſſenen Winkel einerley ſind, einander gleichen. Und da ein Quadrat lauter gleiche Seiten und gleiche Winkel hat, ſo kann man die Gleichheit zweyer Quadrate ſchon daraus ſchließen, wenn eine Seite in dem einen Quadrate einer Seite in dem andern Quadrate gleich iſt.

§. 85.

§. 85.

Lehrſatz. In jedem Triangel beträgt die Summe aller Winkel 180°, oder ſo viel wie 2 rechte Winkel.

Es ſey Fig. 55. Tab. 4. ein Triangel ABC

ſo muß $x+y+o = 180° = 2R$

Beweiß.

Es läßt ſich in jedem Triangel mit einer Seite durch die gegenüberſtehende Spitze eine Parallellinie ziehen, daher ziehe man z. E. mit der Seite AB durch die Spitze C die Linie DH parallel. Hier werden alſo die beyden Parallellinien DH und AB ſowohl von CA, als auch von CB durchſchnitten, daher iſt

$x = u$ } §. 79. n. 1.
und $y = e$ }
$o = o$ §. 10. Arithm.

folglich wenn man addirt $x+y+o = u+e+o$ §. 14. Arithm.

Nun iſt $u+e+o = 180°$ §. 50. 51.

alſo auch $x+y+o = 180°$ §. 12. Arithm.

§. 86.

Wenn alſo drey Winkel in einem Triangel 180° betragen, ſo iſt es unmöglich, daß 2 Winkel 180° ausmachen können. Dieſes iſt der Grund, warum bey der Aufgabe, aus einer Seite und 2 Winkeln einen Triangel zu beſchreiben (§. 63.) darzu geſetzt wurde, daß beyde Winkel zuſammen genommen, weniger als 180° betragen müßten. Es kann daher auch in keinem Triangel mehr als ein rechter Winkel, noch vielweniger mehr als ein ſtumpfer Winkel ſtatt finden.

§. 87.

Stehen ferner 2 Linien, die ſich in einerley Fläche befinden, auf einer dritten ſenkrecht, wie AB und MN auf CD (Fig. 56. tab. 4.) ſo müſſen ſie unter ſich parallel ſeyn. Denn weil ſowohl o als u rechte Winkel ſind (§. 20.) und alſo $o + u = 2R$ oder 180°, ſo können ſie nicht zuſammenlaufen, und einen Triangel ausmachen, (§. 86.) ſondern AB muß mit MN parallel ſeyn. (§. 76. n. 3.)

§. 88.

Ziehet man die Summe zweyer Winkel in einem Triangel von 180° Grad ab, ſo muß man den dritten Winkel bekommen, und zieht man einen Winkel von 180° Grad ab, ſo muß der Ueberreſt die Summe der übrigen beyden anzeigen.

§. 89.

Sind alſo in 2 Triangeln zween Winkel von einer Größe, ſo muß auch der dritte dem dritten gleich ſeyn.

§. 90.

In einem gleichſeitigen Triangel muß jeder Winkel 60° betragen, weil alle Winkel gleich groß ſind, (§. 72.) und 3mal $60 = 180$.

§. 91.

Lehrſatz. Wenn man eine Seite in einem Triangel verlängert, ſo iſt der äußere Winkel der Summe der beyden innern entgegengeſetzten gleich.

Man verlängere z. E. die Seite AB in dem Triangel ACB Fig. 55. tab. 4.

ſo iſt $m = o + x$

Beweiß.

Beweiß.

$$y+o+x = 180^\circ \quad §. 85.$$
$$y+m = 180^\circ \quad §. 50.$$

folglich $y+o+x = y+m$ §. 12. Arithm.
ſubtr. $y = y$ §. 10. Arithm.

ſo iſt $o+x = m$ §. 15. Arithm.

§. 92.

Lehrſatz. Sind in einem Triangel 2 gleiche Winkel, ſo iſt der Triangel gleichſchenklicht.

Wenn Fig. 46. Tab. 4. $A = M$

ſo iſt auch $AH = HM$

Beweiß.

Man theile den dritten Winkel H in 2 gleiche Theile, §. 69. und ziehe die Linie HC, ſo iſt

$x = y$ per conſtruct.
$A = M$ per hypotheſ.

und daher auch $o = u$ §. 89.
Da ferner $HC = HC$ §. 10. Arithm.

ſo iſt $\triangle AHC = \triangle HCM$ §. 64.
und $AH = HM$ §. 61.

§. 93.

Hat alſo ein Triangel lauter gleiche Winkel, ſo iſt er gleichſeitig, weil, vermöge des vorigen Beweiſes, allemal die Seiten, die an gleichen Winkeln liegen, gleich ſind.

§. 94.

Lehrſatz. In jedem Triangel ſteht dem größten Winkel auch die größte Seite gegenüber.

Wenn Fig. 57. tab. 5. der Winkel $ABC > C$
$> A$

ſo iſt auch $AC > AB$
$> BC$

Beweiß.

Weil erſtlich der Winkel ABC größer als der Winkel C iſt, ſo muß ein Theil von ABC dem Winkel C gleich ſeyn. Man mache daher in dem Winkel ABC den Winkel $o = C$ (Fig. 57. n. 1.) und ziehe die Linie BD, ſo entſteht ein gleichſchenklichter Triangel BDC. Denn weil $o = C$,

ſo iſt auch $BD = DC$ §. 92.
Nun iſt $AD = AD$ §. 10. Arithm.

folgl. wenn man addirt $BD + AD = DC + AD$ §. 14. Arith.
Nun iſt $BD + AD > AB$ §. 55.

alſo auch $DC + AD > AB$ §. 13. Arith.

$DC + AD$ aber machen die ganze Linie AC aus, alſo iſt $AC > AB$. Auf eben die Weiſe läßt ſich zeigen, daß auch $AC > BC$. Denn weil der Winkel ABC auch größer iſt als A, ſo muß ſich in den Winkel ABC ein andrer beſchreiben laſſen, der dem Winkel A gleich iſt. Es werde daher $u = A$ gemacht (Fig. 57. n. 2.) und die

Linie

Linie BG gezogen, ſo iſt der Triangel AGB gleichſchenklicht, nämlich $AG = GB$ §. 92.

$GC = GC$ §. 10. Arithm.

folglich $AG + GC = GB + GC$ §. 14. Arithm.

Nun iſt $GB + GC > BC$ §. 55.

alſo auch $AG + GC$ oder $AC > BC$ §. 13. Arithm.

§. 95.

Weil nun in einem rechtwinklichten Triangel, der rechte Winkel der größte iſt, (§. 86.) ſo muß die Seite, welche dem rechten Winkel gegenüber ſteht, die größte ſeyn. Eben ſo muß in einem ſtumpfwinklichten Triangel, dem ſtumpfen, als dem größten Winkel, die größte Seite gegenüber ſtehen.

§. 96.

Lehrſatz. Die Perpendicularlinie, iſt die kürzeſte unter allen Linien, die man von einem Puncte auf eine gerade Linie ziehen kann.

Beweiß.

Man ziehe außer der Perpendicularlinie AB (Fig. 58. t. 4.) noch eine Menge anderer Linien aus dem Puncte A auf die Linie CD, z. E. AC, AG, AH, AM, ſo iſt erſtlich klar, daß AH größer ſeyn muß, als AB; denn der Triangel ABH iſt rechtwinklicht, weil AB perpendicular angenommen wird, folglich muß die Seite AH, welche dem rechten Winkel gegenüberſteht, die größte und alſo größer als AB ſeyn, (§. 94. 95.) die Seite AM, in dem ſtumpfwinklichten Triangel AHM muß gleichfalls die größte, und daher größer als AH ſeyn, weil ſie dem ſtumpfen Win-

kel gegenüber ſteht. (§. 95.) Nun war aber AH ſchon größer als AB, folglich muß AM noch vielmehr größer als AB ſeyn. Auf eben die Art läßt ſich auch zeigen, daß AG, AC und alle übrigen Linien, die aus dem Puncte A auf die Linie CD noch gezogen werden können, größer als AB ſeyn müſſen. Sind ſie nun alle größer als AB, ſo iſt AB, als die Perpendicularlinie, die kleinſte unter allen übrigen.

§. 97.

Der vorige Satz enthält den Grund, warum man den Abſtand eines Puncts von einer geraden Linie, oder den Abſtand einer geraden Linie von einer andern durch Perpendickel zu beſtimmen pflegt. Denn wenn man die Entfernung oder den Abſtand einer Sache von einer andern wiſſen will, ſo verlangt man die kürzeſte Linie, die zwiſchen die beyden Dinge fällt. Daher wird die Höhe eines Parallelograms durch eine Perpendicularlinie, die man von einer Seite auf die ihr entgegenſtehende; die Höhe eines Triangels durch eine Perpendicularlinie von einer Spitze auf die ihr entgegenſtehende Seite u. ſ. f. beſtimmt, woraus dasjenige nun eine mehrere Deutlichkeit erhalten kann, was ſchon §. 75. angemerkt worden.

§. 98.

Lehrſatz. Wenn ein Winkel an der Peripherie und ein Winkel an dem Mittelpuncte eines Cirkels auf einerley Bogen ſtehen, ſo iſt der Winkel an dem Mittelpuncte noch einmal ſo groß als der Winkel an der Peripherie.

Es giebt hier drey Fälle. Entweder es geht einer von den Schenkeln des Winkels an der Peripherie durch den Mittelpunct, oder die beyden Schenkel ſchließen den Mittel-

Mittelpunct ein, oder der Mittelpunct liegt außerhalb den Schenkeln dieſes Winkels. Wird nun die Wahrheit eines jeden Falles bewieſen, ſo muß der Satz ohne Zweifel allgemein wahr ſeyn.

1. Fall. Fig. 59. tab. 5.

$o = 2u$ oder $\frac{1}{2}o = u$.

Beweiß.

Weil AB und AC Radii eines Cirkels ſind, ſo müſſen ſie einander gleich ſeyn (§. 41.) und alſo iſt $\triangle ABC$ ein gleichſchenklichter Triangel (§. 25.) und $u = x$ (§. 71.) Der Winkel o aber iſt ein äußerer Winkel, welcher entſtanden, indem die Seite AB von dem Triangel ABC verlängert worden, daher beträgt o ſoviel als $u + x$, (§. 91.) oder weil $x = u$, wie jetzt erwieſen worden, ſoviel als $u + u$ oder $2u$. Nun iſt der Winkel o ein Winkel am Mittelpunct, und u ein Winkel an der Peripherie, und beyde ſtehen auf einerley Bogen, nämlich auf DC, folglich iſt klar, daß in dem Falle, wenn ein Schenkel des Winkels an der Peripherie durch den Mittelpunct gehet, ein ſolcher Winkel nur halb ſo groß iſt, als der Winkel am Mittelpunct, der auf einerley Bogen mit ihm ſtehet.

2. Fall $ACD = 2ABD$ Fig. 60.

Beweiß.

Weil in dieſem Falle die Schenkel des Winkels an der Peripherie den Mittelpunct einſchließen, ſo läßt ſich aus der Spitze des erſtern Winkels eine gerade Linie, nämlich BG durch den Mittelpunct ziehen, wodurch ſowohl der Winkel an der Peripherie, als auch der Winkel am

Mittelpuncte in 2 Theile zergliedert wird. Der Winkel ABD an der Peripherie beſteht aus den beyden Theilen o und u, der Winkel am Mittelpunct ACD aus den beyden Theilen x und y. Wenn man nun die kleinern Winkel x und o, ferner y und u betrachtet, ſo wird man ſehen, daß x ein Winkel am Mittelpuncte, o aber ein Winkel an der Peripherie iſt, deſſen einer Schenkel durch den Mittelpunct gehet, und daß beyde auf einerley Bogen, nämlich auf AG ſtehen, folglich iſt vermöge des 1ſten Falles $x = 2o$ aus eben dem

Grunde iſt auch $y = 2u$

wenn man nun addirt $x + y = 2o + 2u$ §. 14. Arithm.

oder $x + y = 2(o + u)$

Nun iſt $x + y = ACD$ und $o + u = ABD$ §. 11. Ar.

folglich iſt $ACD = 2ABD$.

3. Fall. $x = 2y$ Fig. 61. Tab. 5.

Beweiß.

Man ziehe wieder eine Linie BA durch den Mittelpunct, damit auch dieſer Fall auf den erſtern reducirt werde. Hier iſt alſo $ACG = o + x$ und $ABG = u + y$

Weil nun $ACG = 2ABG$ per caſ. 1.

ſo iſt wenn man ſubſtituirt $o + x = 2(u + y)$

oder $o + x = 2u + 2y$

Nun iſt ferner $o = 2u$ per caſ. 1.

folglich wenn man ſubtrahirt $x = 2y$ §. 15. Arithm.

Da nun nicht mehr als dieſe drey Fälle möglich ſind, ſo iſt es überhaupt erwieſen, daß der Winkel am Mittelpuncte

puncte allezeit noch einmal ſo groß iſt, als der Winkel an der Peripherie, wenn beyde auf einerley Cirkelbogen ſtehen.

§. 99.

Man kann alſo die Größe eines Winkels an der Peripherie aus dem Bogen, worauf er ſteht, erkennen. Denn ſein Maaß würde, vermöge des vorigen Satzes, die Helſte dieſes Bogens ſeyn. Hieraus iſt auch ferner klar, daß alle Winkel an der Peripherie, die auf einerley Cirkelbogen ſtehen, einander gleich ſeyn müſſen, weil ſie in dieſem Falle einerley Maaß haben, und daß auch umgekehrt die Bogen in einem Cirkel einander gleichen müſſen, auf welche gleich große Winkel an der Peripherie ſtehen.

§. 100.

Steht nun ein Winkel an der Peripherie mit ſeinen Schenkeln auf einem halben Cirkel, oder welches einerley iſt, auf den Endpuncten des Diameters, ſo muß ſein Maaß die Helſte von dem halben Cirkel, d. i. der 4te Theil vom ganzen Cirkel oder 90 Grad ſeyn, und folglich iſt ein ſolcher Winkel ein rechter Winkel. (§. 48.) Hieraus erhellt alſo eine neue und ſehr bequeme Methode einen rechten Winkel genau zu beſchreiben. Denn man darf nur in einem Cirkel (Fig. 62. T. 5.) den Diameter AB, und aus einem beliebigen Puncte der Peripherie, z. E. aus D gegen die Endpuncte des Diameters die geraden Linien DA und DB ziehen, ſo iſt ADB ein rechter Winkel. Hätte man ſich nun ein Inſtrument verfertigen laſſen, um dadurch dergleichen Winkel in der Geſchwindigkeit zu beſchreiben, ſo könnte man dieſes Inſtrument leicht prüfen, wenn man es auf einen ſolchen rechten Winkel legte.

Wäre es richtig verfertigt, ſo müßten die Schenkel des Inſtruments und des Winkels einander decken, weil alle rechte Winkel einander gleich ſind. (§. 45.)

§. 101.

Aufgabe. An das Ende einer geraden Linie eine Perpendicularlinie zu errichten.

Aufloͤſung.

Es ſey AB (Fig. 63. tab. 5.) die Linie auf deren einem Ende A eine Perpendicularlinie aufgerichtet werden ſoll. Man beſchreibe über einen beliebigen Theil der Linie, z. E. über AC, einen gleichſchenklichten Triangel, ſo daß AD = DC. Die Seite DC verlängere man, und mache DF = DC = AD. Den Punct F verbinde man mit dem Puncte A durch eine gerade Linie, ſo ſteht FA perpendicular auf AB.

Beweiß.

Weil AD = DC = DF vermöge der Conſtruction, ſo können dieſe drey gleichen Linien Halbmeſſer eines Cirkels vorſtellen, und folglich läßt ſich aus dem Puncte D mit dem Radio DC ein Cirkel beſchreiben, der durch die Puncte C, A und F geht, (§. 41.) und deſſen Diameter FC iſt. Hier erſcheint alſo der Winkel FAC als ein Winkel an der Peripherie, der auf einem halben Cirkel oder auf den Endpuncten des Diameters ſteht, und folglich iſt er ein rechter Winkel. (§. 100.) Iſt aber FAC ein rechter Winkel, ſo ſteht FA auf AB perpendicular. (§. 20.)

§. 102.

Lehrſatz. Parallelogrammen, die zwiſchen einerley Parallellinien liegen, und auf einerley Grundlinie ſtehen, ſind einander gleich.

Es

Es ſey die Linie AD Fig. 64. mit MH parallel, und zwiſchen dieſen beyden Parallellinien ſtehe ſowohl das Parallelogramm AMPB, als auch MCDP auf einerley Grundlinie MP, ſo ſoll erwieſen werden, daß unter dieſen Bedingungen Parallelogr. AMPB = Parallelogr. CMPD.

Beweiß.

Das Parallelogrammum AMPB beſteht aus dem Trapezio ABNM und dem Triangel MNP. Das andre Parallelogr. CMPD beſteht aus eben dem Triangel MNP und dem Trapezio NCDP. Könnte man nun die Gleichheit der beyden Trapeziorum erweiſen, ſo wird auch die Gleichheit der Parallelogrammen erwieſen ſeyn. Das erſtre Trapezium ABNM aber entſtehet, wenn man von dem Triangel ACM den kleinen Triangel BCN wegnimmt. Das andre Trapezium NCDP entſtehet, wenn man eben dieſen kleinern Triangel BCN, von dem größern Triangel BDP wegnimmt. Es kömmt alſo auf die Gleichheit der größern Triangel ACM und BDP an, welche ſich folgendergeſtalt beweiſen läßt. AM = BP denn es ſind gegenüberſtehende Seiten eines Parallelograms. §. 82. Aus eben dem Grunde iſt auch MC = PD,

und AB = MP
CD = MP

folglich AB = CD §. 12. Arithm.
und wenn man add. BC = BC §. 10. Arithm.

AB + BC = CD + BC §. 14. Ar.

oder welches einerley iſt AC = BD §. 11 Arithm.

Da nun alſo beyde Triangel einerley Seiten haben, ſo müſſen ſie einander gleich ſeyn. §. 60.

D. i. △ACM = △BDP
Nun iſt △BCN = △BCN §. 10. Arithm.

folgl. w. m. abz. △ACM − △BCN = △BDP − △BCN

§. 15. Arithm.

oder Trap. ABNM = Trap. NCDP

und wenn man add. △MNP = △MNP §. 10 Ar.

Trap. ABNM + △MNP = Trap. NCDP + △MNP

§. 14. Arithm.

D. h. Parallelogr. AMPB = Parall. CMPD §. 11. Ar.

§. 103.

Weil alle Perpendicularlinien, die man zwiſchen zwo Parallelinien ziehen kann, einander gleich ſeyn müſſen, (§. 75.) und die Höhen der Parallelogrammen durch Perpendicularlinien, die man von einer beliebigen Seite auf die gegenüberſtehende fällt, beſtimmt werden, (§. 97.) ſo iſt klar, daß man den vorigen Satz auch ſo abfaſſen könne: Parallelogrammen, die einerley Grundlinie und Höhen haben, ſind einander gleich.

§. 104.

Weil die Diagonallinie jedes Parallelogrammum in 2 gleiche Theile oder Triangel zergliedert, (§. 82.) ſo folgt aus dem vorigen Lehrſatze, daß auch Triangel einander gleich ſeyn müſſen, die auf einerley Grundlinie ſtehen, und zwiſchen einerley Parallellinien liegen, oder welches einerley iſt, gleiche Höhen haben. Denn man ziehe in dem

Parallelogr.

Parallelogr. AMPB die Diagonale MB, und in dem andern Parallelogr. CMPD die Diagonale MD, ſo erhält man unter andern die Triangel MBP und MDP, welche beyde zwiſchen einerley Parallelinien AD und MH liegen, und auf einerley Grundlinie MP ſtehen. Nun war

Parallelogr. AMPB = Parall. CMPD §. 102.

folglich $\frac{1}{2}$AMPB = $\frac{1}{2}$ CMPD §. 20. Ar.
d. i. △MBP = △MDP §. 82.

§. 105.

Es muß alſo auch ein Triangel die Helfte von einem jeden Parallelogram ſeyn, das mit ihm einerley Grundlinie hat, und ſich zwiſchen einerley Parallellinien befindet. Denn weil die Diagonale ein Parallelogr. ein 2 gleiche Theile theilt, (§. 82.)

ſo iſt 2△MBP = P. AMPB
Nun war P. AMPB = P. CMPD

folglich 2△MBP = P. CMPD §. 12. Ar.
oder w. einerley iſt △MBP = $\frac{1}{2}$P. CMPD §. 20. Ar.

Der Triangel △MBP aber, und das Parallelogramum CMBD haben die Eigenſchaft, daß ſie zwiſchen einerley Parallellinien liegen, und einerley Grundlinie haben.

§. 106.

Lehrſatz. In jedem rechtwinklichten Triangel beträgt das Quadrat derjenigen Seite, welche dem rechten Winkel gegenüber ſteht, ſo viel, als die Quadrate der übrigen beyden Seiten zuſammen genommen.

Es ſey ABC (Fig. 65. Tab. 5.) ein rechtwinklichter Triangel, über deſſen Seiten Quadrate beſchrieben worden, ſo ſoll erwieſen werden, daß Quadr. BC = Quadrat AC + Quadrat AB.

Beweiß.

Man ziehe aus der Spitze des rechten Winkels die Linie AM parallel mit den Seiten des Quadrats BC, ſo wird dieſes Quadrat dadurch in die beyden Parallelogrammen, oder Rectangula RMNC und RMDB zergliedert. Läßt ſich nun erweiſen, daß das erſtre Rectangulum RMNC dem Quadrate AC, und das andre Rectang. RMDB dem Quadrate AB gleich ſey, ſo iſt klar, daß das große Quadrat BC, welches eben aus den beyden Parallelogrammen beſteht, den beyden übrigen Quadraten zuſammen genommen gleich ſeyn müſſe. Man vergleiche daher erſtlich das Rectang. RMNC mit dem Qradrat AC, wobey man ſich erinnern muß, daß ſowohl die Rectangula als auch die Quadrate Parallelogrammen ſind. (§. 81.) Nun ſteht der Triangel ANC mit dem Rectang. RMNC auf einerley Grundlinie CN, und zwiſchen einerley Parallellinien AM und CN, (denn AM wurde mit den Seiten des größern Quadrats parallel gezogen) folglich iſt der Triangel die Helfte von dem Rectangulo, (§. 105.) Eben ſo ſteht auch der Triangel BHC mit dem Quadrat AC auf einerley Grundlinie HC, und zwiſchen einerley Parallelen GB und HC, und daher iſt auch der Triangel BHC die Helfte von dem Quadrate AC. (§. 105.) Wären nun die Triangel ANC und BHC einander gleich, ſo müſſte auch das Rectang. RMNC dem Quadrat AC gleich ſeyn, weil jene die Helften von dieſen ſind. Die Gleichheit der beyden Triangel aber erhellt folgendergeſtalt. Die Seite NC in dem erſtern Triangel ANC iſt der Seite CB in dem andern Triangel BHC gleich, weil beyde Linien Seiten eines und eben deſſelben Quadrats ſind, (§. 27.) die Seite AC im erſtern Triangel iſt aus eben dem Grunde (§. 27.) der Seite CH in dem

andern

andern Triangel gleich. Der Winkel ACN in dem erſten Triangel, welcher von den Seiten AC und CN eingeſchloſſen wird, gleicht dem Winkel BCH, welchen die Seiten BC und CH in dem andern Triangel machen; denn jeder beſteht aus einem rechten Winkel und dem Winkel o. Alſo iſt

$\triangle ANC = \triangle BHC$ §. 66.

folglich $2\triangle ANC = 2\triangle BHC$ §. 18. Arithm.
d. i. Rect. RMNC = Quadr. AC §. 105.

Auf eben die Art wird erwieſen, daß das Rect. RMDB dem Quadr. AB gleich ſey, man darf nur aus A gegen D, und aus C gegen P gerade Linien ziehen, daher wir, um die Weitläuftigkeit zuvermeiden, den Beweiß, welcher in allen Stücken dem vorigen gleich iſt, nicht herſetzen wollen. Iſt nun alſo

Rect. RMNC = Quadr. AC
und Rect. RMDB = Quadr. AB

ſo muß Rect. RMNC + Rect. RMDB = Quadr. AC + Qu. AB §. 14. Ar.
d. i. Quadr. BC = Qu. AC + Qu. AB §. 11. Ar.

§. 107.

Pythagoras ſoll der Erfinder von dieſem Satze, oder vielmehr von dem Beweiſe dieſes Satzes ſeyn, welcher einer der nützlichſten und vornehmſten in der ganzen Mathematik iſt, und ſeinem Erfinder zu Ehren, der pythagoriſche Lehrſatz, ſonſt auch Magiſter Matheſeos, genannt wird. Man erzehlt, das Pythagoras, vor Freuden über dieſe Erfindung, den Göttern eine Hecatombe geopfert habe. Was dieſes eigentlich für ein Opfer geweſen, darüber ſtreiten die Kunſtrichter noch bis auf den heutigen Tag.

§. 108.

§. 108.

Trift man alſo in zween rechtwinklichten Triangeln außer der Hypothenuſe, noch eine andre Seite von einerley Größe an, ſo muß auch die dritte Seite der dritten und überhaupt beyde Triangel einander gleich ſeyn. Denn es ſey in den beyden Triangeln AFG und MNP (Fig. 66. Tab. 5.) FG = NP und AF = MN ſo muß

	Qu. FG = Qu. NP	§. 84.
und weil	Qu. FG = Qu. AF + Qu. AG	§. 106.
ſo iſt	Qu. NP = Qu. AF + Qu. AG	§. 12 A.
und weil ferner	Qu. NP = Qu. MN + Qu. MP	§. 106.
ſo iſt auch	Qu. AF + Qu. AG = Qu. MN + Qu. MP	§. 12. Arithm.
Nun iſt	Qu. AF = Qu. MN weil AF = MN	
folgl. w. man ſubtr.	Q. AG = Qu. MP	§. 13. Arithm.
und alſo auch	AG = MP	§. 84.

Iſt nun alſo unter dieſen Bedingungen auch die dritte Seite des einen Triangels der dritten Seite des andern Triangels gleich, ſo müſſen auch die Triangel einander ſelbſt gleich ſeyn. (§. 60.)

§. 109.

Sollte man daher ein Quadrat machen, das noch einmal ſo groß wäre, als ein gegebenes Quadrat, z. E. als das Quadrat AC (Fig. 67. Tab. 5.) ſo ziehe man die Diagonale DC. Dieſe muß die Seite eines Quadrats ſeyn, das doppelt ſo groß iſt als das gegebene. Denn der Triangel DAC iſt ein rechtwinklichter Triangel, und folglich Quadrat DC = Qu. AD + Qu. AC oder Qu. DC = Qu. AC + Qu. AC + d. i. = 2 Qu. AC, weil

AD

AD = AC als Seiten eines Quadrats. (§. 27.) Sollte man ferner ein Quadrat machen, das ſo groß wäre, als 2 Quadrate zuſammengenommen, z. E. ſo groß als das Quadrat AC und Quadrat CH, ſo ſetze man die Seiten der beyden Quadrate nämlich AC und CH rechtwinklicht an einander, und ziehe die Linie AH, welche die Seite des verlangten Quadrats ſeyn muß, weil in dem rechtwinklichten Triangel ACH Quadr. AH = Qu. AC + Qu. CH (§. 106.) u. ſ. f.

§. 110.

Lehrſatz. Gleiche Bogen in einem Cirkel ſind allemal mit gleichen Sehnen, und gleiche Sehnen mit gleichen Bogen verbunden.

1. S. Wenn der Bogen AB = Bog. BD F. 68. T. 5.

ſo iſt auch die Sehne AB = Sehn. BD

Beweiß.

Man ziehe gegen die Endpuncte der Sehnen die Radios AC, CB, CD, ſo entſtehen die beyden gleichen Triangel ACB und CBD. Denn weil die Bogen AB und BD, welche das Maaß der Winkel x und y ausmachen, vermöge der angenommenen Bedingung von einerley Größe ſind, ſo muß

x = y §. 46.
Nun iſt ferner AC = CD §. 41.
und CB = CB §. 10. Arith.

folglich △ACB = △CBD §. 66.
und Seite AB = S. BD §. 61.

2. S. Wenn die Sehne AB = S. BD

ſo iſt der Bogen AB = B. BD

Beweiß.

Beweiß.

Weil die Sehnen AB und BD, als Seiten der Triangel ACB und BCD, einander gleich ſind, und AC = CB = CD (§. 41.) ſo ſind alle Seiten in dieſen beyden Triangeln, und folglich auch die Triangel ſelbſt, (§. 60.) und die Winkel, die gleichen Seiten gegenüber ſtehen, einander gleich, und x = y (§. 61.) Nun haben dieſe beyden Winkel zu ihrem Maaß die Bogen AB und BD. Da nun die Winkel gleich ſind, ſo müſſen auch dieſe Bogen gleich ſeyn. §. 46.

§. 111.

Hieraus ſieht man den Grund, warum man eigentlich die Sehnen gleich macht, wenn man einen Bogen einem andern Bogen in einerley Cirkel gleich machen ſoll. Denn in den Zirkel kann man keine krummen, ſondern nur gerade Linien faſſen.

§. 112.

Ferner iſt auch aus dem vorigen Satze klar, daß, wenn man die Peripherie eines Cirkels in lauter gleiche Theile theilt, und die Sehnen zieht, eine regulaire Figur entſtehe. Denn dadurch werden nicht nur die Seiten, als die Sehnen gleicher Bogen, ſondern auch die Winkel, weil ſie ſich alle in der Peripherie endigen, und auf einerley Cirkelbogen ſtehen, (§. 99.) einander gleich, welches die Eigenſchaften einer regulairen Figur ſind. §. 24.

§. 113.

Lehrſatz. Die Perpendicularlinie, welche die Sehne in zween gleiche Theile zergliedert, theilt auch den Bogen in zween gleiche Theile, und geht durch den Mittelpunct des Cirkels.

Es

Es theile (Fig. 69. tab. 5.) die Perpendicularlinie AB die Sehne MH in zween gleiche Theile, ſo daß MG = GH, ſo ſoll bewieſen werden, daß auch MB = BH, und daß AB durch das Centrum gehe.

Beweiß.

Man ziehe die Linien AM und AH, ſo entſtehen die beyden gleichen Triangel MAG und AGH.

Denn MG = GH per hypoth.
AG = AG §. 10. Arithm.
o = u weil AB perpendicular auf MH §. 20.

---

folglich △MAG = △AGH §. 66.
und MA = AH }
x = y } §. 61.

Weil nun der Winkel x = y ſo muß auch der Bogen MB = Bog. BH ſeyn §. 99.

Ferner der Bog. MA = dem Bog. AH, weil MA = HA §. 111.

---

folglich Bog. MB + Bog. MA = Bog. BH + Bog. AH §. 14. Arithm.

und alſo theilt die Linie AB die Peripherie in 2 gleiche Theile, daher muß ſie ein Diameter ſeyn, (§. 41.) und durch den Mittelpunct des Cirkels gehen. (§. 30.)

§. 114.

Lehrſatz. Wenn man aus den Mittelpuncte eines Cirkels eine Perpendicularlinie auf eine Sehne zieht, ſo wird dadurch ſowohl die Sehne als auch der Bogen in 2 gleiche Theile getheilt.

Es

Es ſey (Fig. 69. T. 5.) die Linie AB perpendiculair auf die Sehne MH aus dem Centro C gezogen, ſo ſoll bewieſen werden, daß MG = GH
MB = BH.

Beweiß.

Man ziehe die Radios MC und CH, ſo entſtehen die rechtwinklichten Triangel MCG und CGH; weil nun MC = CH (§. 41.) und CG = CG (§. 10. Arithm.) ſo ſind ſie einander gleich und MG = GH (§. 108.) und r = n folglich auch MB = BH, weil dieſe Bogen das Maaß der Winkel r und n ſind. (§. 46.)

§. 115.

Aufgabe. Durch drey Puncte, die nicht in einer geraden Linie liegen, einen Cirkel zu beſchreiben.

Aufloͤſung.

Es moͤgen (Fig. 70. tab. 5.) A, B, D die drey gegebenen Puncte ſeyn. Man ziehe die Linien AB und BD und theile jede in zwey gleiche Theile. (§. 68.) Wo die Theilungslinien PQ und MN einander durchſchneiden, wie hier in C, da muß der Mittelpunct desjenigen Cirkels ſeyn, deſſen Peripherie durch die gegebenen drey Puncte gehet.

Beweiß.

Weil die drey Puncte A, B und D in der Peripherie eines Cirkels liegen ſollen, ſo kann man die Linien AB und BD als Sehnen anſehen. (§. 30.) Nun ſtehen die Theilungslinien perpendiculair auf den Linien, welche ſie in 2 Theile zergliedern. (§. 68.) Es wird alſo die

Sehne

Sehne AB durch die Perpendicularlinie PQ, und die Sehne BD durch die Perpendicularlinie NM in zween gleiche Theile getheilt. Es muß daher ſowohl PQ als auch NM durch den Mittelpunct gehen. (§. 113.) Soll aber der Mittelpunct in beyden Linien liegen, ſo muß er ſich nothwendig im Durchſchnittspuncte C befinden.

§. 116.

Man ſieht alſo hieraus zugleich, wie man zu einem gegebenen Cirkel, oder zu einem Cirkelbogen den Mittelpunct finden kann. Man darf nur in beyden Fällen zwo Sehnen ziehen, und jede Sehne in zween gleiche Theile theilen. Der Durchſchnittspunct der Theilungslinien iſt der Mittelpunct.

§. 117.

Ein Polygonwinkel iſt derjenige, den 2 Seiten eines regulairen Vielecks mit einander machen, z. E. ABD, BDH ꝛc. (Fig. 71. tab. 5.) Der Centriwinkel aber wird derjenige genannt, der von zwo Linien entſteht, die aus dem Mittelpuncte gegen die Endpuncte einer Seite gezogen worden; dergleichen Winkel ſind o, x, y, r, u.

§. 118.

Aufgabe. Ein jedes regulaires Polygon in einen Cirkel zu beſchreiben.

Aufloͤſung.

Man theile die Peripherie des Cirkels in ſo viel gleiche Theile, als das Vieleck Seiten haben ſoll, z. E. in 5 Theile, wenn man ein Fünfeck beſchreiben ſollte, und ziehe alsdenn die Sehnen, ſo hat man das verlangte regulaire Polygon in den Cirkel beſchrieben.

Beweiß.

Dieſer iſt völlig klar aus §. 112.

§. 119.

Weil man die Peripherie eines Cirkels nicht geometriſch in jede beliebige Theile zergliedern kann, ſo pflegt man hierbey gemeiniglich mechaniſch zu verfahren. Nämlich man ſucht erſtlich den Centriwinkel, den man erhält, wenn man 360 Grad durch die Anzahl der Seiten dividirt, wie man leicht aus der Betrachtung der Figur einſehen kann. Bey einem Fünfeck alſo würde er ſeyn $\frac{360^\circ}{5}$ d. i. 72°. Dieſen Winkel nun trägt man durch Hülfe des Transporteurs an das Centrum, z. E. an C (Fig. 71. tab. 5.) ſo daß u = 72°, ſo muß der Bogen AB, welcher das Maaß des Winkels u iſt, auch 72° und alſo den fünften Theil von der ganzen Peripherie ausmachen, und folglich werde ich ihn, oder vielmehr die Sehne AB, fünfmal in dem Cirkel herumtragen können. Und ſo verfährt man auch in andern Fällen.

§. 120.

Lehrſatz. Die geraden Linien, welche aus dem Mittelpuncte eines regulairen Vielecks in einen Polygonwinkel gezogen werden, theilen dieſen Winkel in 2 gleiche Theile.

Es ſoll alſo (Fig. 71. tab. 5.) erwieſen werden, daß m = n

Beweiß.

CG, CA, CB ſind Radien, und alſo gleich groß. (§. 41.) GA = AB als Seiten einer regulairen Figur, (§. 24.) und folglich △CGA = △CAB und m = n (§. 60. 61.)

§. 121.

Aufgabe. Den Winkel eines regulairen Vielecks oder den Polygonwinkel zu finden.

Aufloͤſung.

Man ziehe den Centriwinkel von 180° ab, oder welches einerley iſt, man dividire 360° durch die Anzahl der Seiten, und den Quotienten ſubtrahire man von 180°. Z. E. der Winkel eines regulairen Fuͤnfecks iſt $180° - \frac{360°}{5}$ d. i. $180° - 72° = 108°$, eines Sechsecks $180° - \frac{360°}{6} = 180° - 60° = 120°$ u. ſ. f.

Beweiß.

Es ſey (Fig. 71. tab. 5.) ein regulaires Fuͤnfeck in einem Cirkel beſchrieben. Man ziehe aus dem Mittelpuncte in die Spitzen der Winkel A und B die Linien CA und CB ſo iſt ſowohl n als auch q der halbe Polygonwinkel (§. 120.) und folglich n + q ſo viel als der ganze Polygonwinkel. Nun

iſt $n + q + u = 180°$ §. 85.

$u = \frac{360°}{5}$ weil u der Centriwinkel §. 119.

folglich wenn man ſubtr. $n + q = 180° - \frac{360°}{5}$ §. 15. Ar.

d. h. n + q oder der ganze Winkel des Fuͤnfecks entſteht, wenn man 360° durch 5 dividirt, und den Quotienten von 180 Grad abzieht. Und eben ſo wuͤrde ſich der Beweiß von allen uͤbrigen regulairen Vielecken fuͤhren laſſen.

§. 122.

Da man nun den Polygonwinkel erhaͤlt, wenn man den Centriwinkel von 180° abzieht, ſo iſt hieraus klar, daß man den Centriwinkel wiederum erhalten muͤſſe, wenn

man den ganzen Polygonwinkel, oder welches einerley iſt, die Summe der beyden halben Polygonwinkel von 180° abzieht. Denn in dem Triangel CAB (Fig. 71.) iſt $u = 180° - (n + q)$ (§. 88.) u aber iſt der Centriwinkel, und n und q ſind halbe Polygonwinkel. Man ſieht alſo hieraus, daß, wenn man an das Ende einer geraden Linie die halben Polygonwinkel trüge, und die Schenkel dieſer Winkel verlängerte, biß ſie einander durchſchnitten, ein Triangel entſtehen müßte, deſſen dritter Winkel der Centriwinkel desjenigen Vielecks wäre, wovon man die halben Polygonwinkel an die Endpuncte der geraden Linie geſetzt.

§. 123.

Aufgabe. Ein regulaires Vieleck über eine gegebene Linie zu beſchreiben.

Auflöſung.

Es ſey AB (Fig. 71. tab. 5.) die gegebene Linie, über welche man ein regulaires Fünfeck beſchreiben ſoll.

Man ſuche den Polygonwinkel, welcher in dieſem Falle ſo viel iſt als $180° - \frac{360°}{5}$, d. i. 108°. (§. 121.) Die Helfte davon trage man an den Punct A, und auch an den Punct B, ſo daß $n = q = 54°$. Aus dem Puncte, wo die Schenkel dieſer Winkel einander durchſchneiden, nämlich aus C, beſchreibe man mit $CB = CA$ einen Cirkel, ſo wird ſich die gegebene Linie AB fünfmal darinnen herumtragen laſſen.

Beweiß.

Weil n und q halbe Polygonwinkel ſind, ſo muß u der Centriwinkel ſeyn. (§. 122.) Iſt aber u der Centriwinkel, d. i. in unſerm Falle $\frac{360°}{5}$ (§. 119.) oder der fünfte

fünfte Theil von der Peripherie eines ganzen Cirkels, ſo muß auch der Bogen AB, den man aus der Spitze des Winkels u, mit dem Radio CB beſchreiben kann, weil er das Maaß des Winkels u iſt, den fünften Theil der ganzen Peripherie ausmachen, und folglich wird ſich AB fünfmal in dem Cirkel herumtragen laſſen, wodurch nothwendig ein regulaires Fünfeck entſtehen muß. (§. 112.)

§. 124.

Lehrſatz. Die Seite eines regulairen Sechsecks iſt ſo groß, als der Radius.

Es ſey Fig. 29. tab. 2. ein regulaires Sechseck in einem Cirkel beſchrieben, ſo ſoll bewieſen werden

daß MC oder CN = MN

Beweiß.

Man ziehe gegen die beyden Endpuncte einer Seite des Sechsecks die beyden Radios MC und CN, ſo entſteht der Triangel MCN. Der Winkel u als der Centriwinkel muß den ſechſten Theil der Peripherie, d. i. $\frac{360^\circ}{6}$ oder 60° betragen, weil die Figur ein regulaires Sechseck iſt, (§. 119.) und folglich iſt $x + y = 180^\circ - 60 = 120^\circ$ (§. 88.) Da aber CM = CN denn es ſind Radii eines Cirkels, (§. 41.) ſo iſt auch $x = y$ (§. 71.) und folglich beträgt ſowohl x als auch y 60°. Da nun alle Winkel 60° ausmachen, und alſo von einer Größe ſind, ſo müſſen auch die Seiten einander gleich, (§. 93.) und MC, d. i. der Radius, ſo groß wie MN, wie die Seite des Sechsecks ſeyn.

§. 125.

Es iſt alſo überaus leicht, ein regulaires Sechseck in einen Cirkel zu beſchreiben. Denn man darf nur den Ra-

dium, weil er der Seite eines regulairen Sechsecks gleich iſt, ſechsmal in dem Cirkel herumtragen. Und ſollte man ein regulaires Sechseck über eine gegebene Linie beſchreiben, ſo braucht man nur über dieſelbe einen gleichſeitigen Triangel zu errichten, und aus der Spitze, welche der gegebenen Linie gegenüber ſteht, mit einer Eröffnung des Cirkels, welche dieſer Linie gleicht, einen Cirkel zu beſchreiben, ſo wird ſich dieſelbe ſechsmal in dem Cirkel herumtragen laſſen.

Von der Ausmeſſung der Figuren.

§. 126.

Ausmeſſen hieß nichts anders, als eine Größe mit einer andern Größe von eben der Art, die uns ſchon bekannt iſt, vergleichen und unterſuchen, wie oft die letztere in der erſtern enthalten iſt. (§. 2. Einleit.) Da alſo zur Beſtimmung oder Ausmeſſung der Größen, homogene Größſen, oder Größen von einer Art, erfordert werden, ſo iſt klar, daß man bey der Ausmeſſung der Flächen nichts anders als Flächen zum Maasſtabe annehmen könne. Eine Fläche alſo ausmeſſen, heißt ſo viel, als unterſuchen, wie oft eine bekannte Fläche in der auszumeſſenden enthalten iſt. Man hat zu dem Maasſtabe der Flächen, Quadrate erwählt, weil ſich dieſe Figuren am beſten darzu ſchicken, und zwar ſolche Quadrate, deren Seiten bekannte und im Ausmeſſen übliche Längen ſind. Z. E. Quadratruthen, Quadratſchuhe, Quadratzolle, Quadratlinien. Eine Quadratruthe iſt alſo nichts anders, als ein großes Quadrat, deſſen Seiten 1 Ruthe betragen, ein Quadratſchuhe ein Quadrat, deſſen Seiten 1 Schuh ausmachen, u. ſ. f. Und weil man alſo die Flächen durch Quadrate aus-

auszumeſſen pflegt, ſo iſt daher der Ausdruck eine Figur **quadriren** entſtanden, welcher nichts anders ſagen will, als den Inhalt einer Figur beſtimmen. Man ſchreibt übrigens dieſes Maaß, wie man das Längenmaaß zu ſchreiben pflegt, nur daß man zum Unterſchiede oben ein klein Quadratchen ſetzt, z. E. 48 Quadratruthen 27 Quadratſchuhe, 19 Quadratzolle wird ſo ausgedrückt $48^{\square °}, 27^{\square '}, 19^{\square ''}$.

§. 127.

Aufgabe. Den Inhalt eines Quadrats zu finden, oder die Fläche eines Quadrats auszumeſſen.

Auflöſung.

Man meſſe eine Seite des Quadrats, und multiplicire ſie in ſich ſelbſt, ſo zeigt das Product den verlangten Inhalt an. Z. E. es ſey (Fig. 72. tab. 6.) die Seite des Quadrats $= 5''$ ſo wird der Inhalt 5×5 oder $25^{\square ''}$ ſeyn, d. h. beträgt die Seite 5 Zoll nach dem Längenmaaß, ſo muß das ganze Quadrat 25 kleinere Quadrate, deren Seiten 1 Zoll ausmachen, oder, welches einerley iſt, 25 Quadratzolle enthalten.

Beweiß.

Weil die Seite CD 5 Zoll beträgt, ſo wird man auf die Linie CD 5 kleine Quadratchen ſetzen können, deren Seiten 1 Zoll betragen. Da nun in einem Quadrat alle Seiten gleich ſind, ſo wird ſich dieſe Reihe von 5 Quadraten 5mal über einander ſetzen laſſen. Hält nun jede Reihe 5 Quadratzolle, und beſteht das ganze Quadrat aus 5 ſolchen Reihen, ſo muß der Inhalt davon 5mal 5 oder 25 Quadratzolle ſeyn.

§. 128.

Weil nach dem geometriſchen Längenmaaß, die Ruthe in 10 Schuhe, der Schuh in 10 Zoll u. ſ. f. eingetheilt wird, ſo iſt klar, daß nach dem geometriſchen Flächenmaaße eine Quadratruthe 100 Quadratſchuhe, ein Quatratſchuh 100 Quadratzolle, und ein Quadratzoll 100 Quadratlinien enthalten müſſe. Denn beträgt die Seite eines Quadrats 10, ſo muß vermöge des vorigen Satzes der Inhalt des Quadrats 10 ⋈ 10, d. i. 100 ſeyn. Nach dem rheinländiſchen Längenmaaß wird die Ruthe in 12 Schuh, der Schuh in 12 Zoll u. ſ. w. eingetheilt, folglich muß nach dem rheinländiſchen Flächenmaaß die Quadratruthe 144 Quadratſchuhe, der Quadratſchuhe 144 Quadratzolle u. ſ. f. enthalten; denn 12 ⋈ 12 iſt 144.

§. 129.

Aufgabe. Den Inhalt eines Rectanguli zu finden.

Aufloſung.

Man meſſe 2 Seiten, die an einander liegen, und multipl.cire dieſelben in einander, ſo zeigt das Product den verlangten Inhalt. Z. E. es ſey (Fig. 73. tab. 6.) AM=3″, MG=6″, ſo iſt der Inhalt 3 ⋈ 6 = 18□″.

Der Beweiß hiervon iſt aus dem vorhergehenden Satze klar, und aus der Figur leicht einzuſehen.

§. 130.

Aufgabe. Den Inhalt eines jeden Parallelogramms zu finden.

Aufloſung.

Es ſey Fig. 74. tab. 6. BCDG ein Parallelogram, deſſen Inhalt man beſtimmen ſoll. Man nehme eine

eine Seite, z. E. BG zur Grundlinie an, und fälle von ihr auf die gegenüberſtehende Seite eine perpendicularlinie um die Höhe zu erhalten. (§. 97.) Man multiplicire die Grundlinie und Höhe in einander, nachdem man dieſelben gemeſſen, ſo zeigt das Product den Inhalt des Parallelograms. Es ſey z. E. die Grundlinie = 8″ die Höhe = 4″ ſo würde der Inhalt 8 ⋉ 4 d. i. 32 □″ ſeyn.

Beweiß.

Man errichte über die Grundlinie BG an die beyden Endpuncte derſelben Perpendicularlinien, ſo daß die eine Perpendicularlinie MG die Seite CD und AB die verlängerte Seite AD berührt; ſo wird eine ſolche Linie, z. E. MG die Höhe des Parallelograms BCDG vorſtellen, (§. 97.) und zugleich eine Seite von dem rechtwinklichten Parallelogram, oder Rectangulo ABGM ſeyn. Nun hat aber dieſes Rectangulum mit dem Parallelogram CBGD einerley Grundlinie, nämlich BG und einerley Höhe, nämlich MG, folglich müſſen beyde von einer Größe, (§. 102.) und alſo auch gleiches Inhalts ſeyn. Man würde aber den Inhalt des Rectanguli ABGM finden, wenn man BG in MG multiplicirte, (§. 129.) folglich muß auch dieſes Product BG ⋉ MG, d. h. die Grundlinie multiplicirt in die Höhe, der Inhalt des Parallelograms CBGD ſeyn.

§. 131.

Weil jeder Triangel die Helfte eines Parallelograms iſt, das mit ihm einerley Grundlinie und Höhe hat, ſo iſt klar, daß man den Inhalt eines Triangels findet, wenn man die Grundlinie in die Höhe multiplicirt, und das Product halbirt, oder welches einerley iſt, wenn man die hal-

be Höhe in die ganze Grundlinie, oder die halbe Grundlinie in die ganze Höhe multiplicirt. Z. E. es ſey (Fig. 75. tab. 6.) die Grundlinie $AB = 6''$ die Höhe $CD = 4''$, ſo iſt der Inhalt $\frac{6 \times 4}{2}$ oder $\frac{1}{2} 6 \times 4$ oder $\frac{1}{2} 4 \times 6$, d. i. $12 \square''$.

§. 132.

Aufgabe. Den Inhalt eines regulairen Vielecks zu finden.

Aufloſung und Beweiß.

Ein regulaires Vieleck läßt ſich durch gerade Linien, die man aus dem Mittelpuncte in die Spitzen der Winkel zieht, in ſo viel gleiche Triangel zergliedern, als die Figur Seiten hat. So würde man z. E. das regulaire Sechseck (Fig. 29. tab. 2.) in 6 gleiche Triangel zertheilen können. Daß aber dieſe Triangel gleich ſeyn müſſen, erhellt daraus, weil die Seiten theils aus Radien von einerley Cirkel, theils aus Seiten des regulairen Sechsecks beſtehen. Da nun alle Radien eines Cirkels, (§. 41.) ferner auch die Seiten einer regulairen Figur von einer Größe ſind, (§. 24.) ſo iſt klar, daß dieſe 6 Triangel einerley Seiten haben, und alſo einander gleich ſeyn müſſen. (§. 60.) Man dürfte alſo nur den Inhalt eines ſolchen Triangels, z. E. des $\triangle ACM$ ſuchen, und dieſen Inhalt in die Anzahl der Seiten des Vielecks multipliciren, ſo hätte man den verlangten Inhalt des ganzen Polygons. Man fälle alſo aus dem Mittelpuncte C die Perpendicularlinie CR auf die Seite AM, ſo iſt CR die Höhe, und AM die Grundlinie in dem Triangel ACM (§. 79.) und alſo der Inhalt dieſes Triangels $\frac{1}{2} CR \times AM$ (§. 131.) und folglich der Inhalt des ganzen Vielecks $\frac{1}{2} CR \times AM \times 6$. Die Seite AM aber 6 mal genommen,

men, macht die Summe aller Seiten oder den Umfang, den man ſonſt auch den Perimeter zu nennen pflegt, von dieſem regulairen Sechseck aus. Wenn man nun den Perimeter, der hier ſoviel iſt als AM $\times$ 6, mit dem Buchſtaben P benennt, ſo iſt

$$\tfrac{1}{2}CR \times AM \times 6 = \tfrac{1}{2}CR \times P$$

d. h. der Inhalt des Sechsecks wird erlangt, wenn man die Helfte von der Perpendicularlinie, welche den Abſtand einer Seite von dem Mittelpunct anzeigt, in die Summe aller Seiten, oder in den Perimeter multiplicirt.

§. 133.

Jemehr ein Polygon, das in einem Cirkel beſchrieben iſt, Seiten hat, deſto näher kommen dieſe Seiten der Peripherie, und um deſto weniger iſt das Polygon von dem Cirkel unterſchieden. So wird man z. E. Fig. 76. tab. 6. ſchon keinen großen Unterſchied zwiſchen dem 12 Eck und dem Cirkel bemerken. Stellte man ſich nun vor, daß ein Vieleck von einer unendlichen Anzahl Seiten in einem Cirkel beſchrieben wäre, ſo müßten die Seiten faſt ganz in die Peripherie fallen, und dieſes Unendlicheck würde dem Cirkel gleich ſeyn, wenigſtens würde man den Unterſchied ganz und gar nicht bemerken können. Daher betrachtet man den Cirkel als ein regulaires Vieleck von unendlichen Seiten. Weil nun hier die Seiten faſt in die Peripherie fallen, ſo würde die Perpendicularlinie aus dem Centro auf eine Seite eines ſolchen Unendlichecks, z. E. CA dem Radio gleich kommen; und die Summe aller Seiten würde ſo groß ſeyn als die Peripherie des Cirkels. Da man nun vermöge des vorhergehenden Satzes §. 132. den Inhalt eines regulairen Vielecks findet, wenn man den halben

den Abſtand einer Seite vom Mittelpuncte in den Umfang des Vielecks multiplicirt, ſo iſt klar, daß ſich der Inhalt des Cirkels wird beſtimmen laſſen, wenn man den halben Radium, oder welches eben ſo viel iſt, den 4ten Theil des Diameters, in ſeine Peripherie multiplicirt.

§. 134.

Man hat gefunden, daß ſich der Diameter eines Cirkels zur Peripherie, beynahe wie 100 zu 314 verhalte, wovon ſich der Grund aber hier nicht zeigen läßt. Vermöge dieſer Verhältniß nun kann man aus dem gegebenen Diameter eines Cirkels ſeine Peripherie, oder aus der Peripherie den Diameter durch die Regel Detri finden, daß man alſo nicht nöthig hat, wenn man die Fläche eines Cirkels beſtimmen will, beydes auszumeſſen. Z. E. wenn der Diameter eines Cirkels, deſſen Inhalt man ſuchen ſollte, 12 Schuh betrüge, ſo dürfte man nur erſt die Peripherie auf folgende Art ſuchen. Wie ſich verhält 100 zu 314. ſo verhält ſich auch der gegebene Diameter 12′ zu der Peripherie; und alſo wäre die Peripherie die 4te Proportionalzahl zu 100, 314, und dem gegebenen Diameter 12′, und würde ſich alſo berechnen laſſen, (§. 103. Ar.)

$$100 : 314 = 12$$

$$\begin{array}{r} 314 \\ 12 \\ \hline 628 \\ 314 \\ \hline \end{array}$$

$$100)\ 3768\,|\,37\tfrac{68}{100}{}' = 37', 6'', 8'''.$$

Dieſe

Dieſe gefundne Peripherie nun, nämlich 37′, 6″, 8‴ oder 3768‴ multiplicire man in den 4ten Theil des Diameters, (§. 133.) d. i. in 3′ oder 300‴

$$\begin{array}{r} 3768 \\ 300''' \\ \hline 1130400 \,\square'' \end{array}$$

ſo iſt der Inhalt des gegebenen Cirkels 1130400 Quadratlinien, oder 1 Quadratruthe, 13 Quadratſchuhe, und 4 Quadratzoll.

§. 135.

Um den Inhalt eines jeden irregulairen geradelinichten Vielecks zu finden, darf man nur das Vieleck in Triangel zergliedern, den Inhalt derſelben ſuchen, und den gefundnen Inhalt aller Triangel zuſammen addiren. Es läßt ſich aber jedes Vieleck durch Diagonallinien, die einander nicht durchſchneiden, in ſo viel Triangel zertheilen, als die Figur Seiten hat, weniger zwey. So würde man z. E. das irregulaire Sechseck Fig. 77. tab. 6. in 6 weniger 2, d. i. in 4 Triangel zergliedern können. Suchte man nun den Inhalt aller dieſer 4 Triangel nach §. 131. ſo müßte die Summe davon den Inhalt der ganzen Figur anzeigen, weil dieſe 4 Triangel die ganze Figur ausmachen.

Von der Aehnlichkeit der Figuren.

§. 136.

Zur Aehnlichkeit der Figuren wird zweyerley erfordert, erſtlich, daß die Winkel einzeln und in einerley Ordnung genommen, einerley Größe haben, und zweytens, daß

daß allemal zwo neben einander liegende Seiten in der einen Figur, eben das Verhältniß haben, als die zwo Seiten in der andern Figur, die einerley Winkel einſchließen, welches aus der oben angeführten Erklärung §. 35. ſchon erhellet. Da nun in jedem regulairen Vielecke die Seiten und Winkel von einerley Größe ſind, ſo iſt klar, daß alle regulaire Vielecke, die eine gleiche Anzahl Seiten haben, einander ähnlich ſeyn müſſen. So ſind z. E. alle regulaire Fünfecke einander ähnlich. Denn weil die Seiten gleich ſind, (§. 24) ſo müſſen ſie nothwendig einerley Verhältniß unter einander haben, und da allemal der Polygonwinkel in einem regulairen Fünfeck 108° beträgt, ſo iſt klar, daß auch allen regulairen Fünfecken einerley Winkel zukommen, und daß ſie alſo einander ähnlich ſeyn müſſen. Da nun Cirkel als regulaire Vielecke von unendlichen Seiten angeſehen werden können, (§. 133.) ſo müſſen auch alle Cirkel einander ähnlich ſeyn, weil ſie alle eine unendliche, und folglich eine gleiche Anzahl Seiten haben. Wir wollen nunmehr vornehmlich die Aehnlichkeit der Triangel betrachten, weil ſich alle andre geradlinichte Figuren in Triangel zergliedern laſſen. Zuvor aber müſſen wir einige hierzu nothwendige Sätze voraus ſchicken.

§. 137.

Lehrſatz. Triangel, die einerley Höhe haben, verhalten ſich wie die Grundlinien.

Es ſey in den beyden Triang. Fig. 78. tab. 6.
Die Höhe des erſtern BG = BG der Höhe des andern Triangels.

ſo muß △ABC : △DBH = AC : DH.

Beweiß.

Beweiß.

Der Inhalt des erſtern Triangels ABC iſt = $\frac{1}{2}BG \times AC$ und des andern Triangels DBH = $\frac{1}{2}BG \times DH$ (§. 131.)

folglich $\triangle ABC : \triangle DBH = \frac{1}{2}BG \times AC : \frac{1}{2}BG \times DH$

und alſo $\triangle ABC : \triangle DBH = \frac{\frac{1}{2}BG \times AC}{\frac{1}{2}BG} : \frac{\frac{1}{2}BG \times DH}{\frac{1}{2}BG}$ §. 99. Arithm.

d. i. $\triangle ABC : \triangle DBH = AC : DH$ §. 23. Arithm.

§. 138.

Auf eben die Art läßt ſich auch zeigen, daß Triangel von gleichen Grundlinien, ſich wie die Höhen verhalten. Und da Parallelogramma, die einerley Grundlinie und Höhe mit Triangeln haben, das doppelte von ihnen ſind, (§. 105.) ſo iſt klar, daß auch Parallelogrammen ſich wie die Grundlinien, wenn die Höhen gleich ſind, und wie die Höhen, wenn die Grundlinien einerley Größe haben, verhalten müſſen.

§. 139.

Lehrſatz. Wenn man in einem Triangel mit einer Seite eine Linie parallel zieht, ſo verhalten ſich die beyden durch die Parallellinie abgeſchnittenen Stücke, wie die Seiten, welche von der Parallellinie durchſchnitten werden.

Es ſey Fig. 79. tab. 6. DG parallel mit der Seite BC, ſo ſoll erwieſen werden, daß AD : AG = AB : AC.

Beweiß.

Beweiß.

Man ziehe die Linien BG und DC, ſo entſtehen die beyden Triangel DGB und DCG. Beyde ſtehen zwiſchen einerley Parallellinien DG und BC, und auf einerley Seite DG, die man als die Grundlinie betrachten kann, folglich iſt

$\triangle DGB = \triangle DCG$ §. 104.

Vergleicht man den Triangel ADG mit dem Triangel DGB, und nimmt AD und DB zu den Grundlinien an, weil ſich jegliche Seite in einem Triangel als die Grundlinie betrachten läßt, ſo ſieht man, daß beyden einerley Höhe zukömmt, weil ſie die gemeinſchaftliche Spitze G haben. Daher iſt

$\triangle ADG : \triangle DGB = AD : DB$ (§. 137.)

Es war aber $\triangle DGB = \triangle DCG$

wenn man nun anſtatt $\triangle DGB$ den andern $\triangle DCG$ ſetzt,

ſo folgt, daß $\triangle ADG : \triangle DCG = AD : DB$.

Allein auch die Triangel ADG und DCG haben einerley Höhe, wegen der gemeinſchaftlichen Spitze D, und alſo müſſen ſie ſich ebenfalls wie ihre Grundlinien AG und GC verhalten, d. i.

$\triangle ADG : \triangle DCG = AG : GC$ §. 137.

vorhin war $\triangle ADG : \triangle DCG = AD : DB$

folglich $AD : DB = AG : GC$ §. 91. Ar.

invertendo $DB : AD = GC : AG$ §. 97. Ar.

compon. $DB + AD : AD = GC + AG : AG$ §. 100 Ar.

d. i. $AB : AD = AC : AG$

und alſo altern. $AB : AC = AD : AG$ §. 98. Ar.

§. 140.

§. 140.

Lehrſatz. Wenn in einem Triangel eine Linie dergeſtalt gezogen wird, daß ſich die beyden Seiten, welche von der Linie durchſchnitten werden, eben ſo verhalten, wie die abgeſchnittenen Stücke, ſo muß dieſe Linie mit der gegenüberſtehenden Seite parallel ſeyn.

Es ſey Fig. 80. tab. 16. in dem Triangel ACG die Linie BD dergeſtalt gezogen, daß

$$CA : CG = CB : CD$$

ſo muß BD parallel ſeyn mit AG.

Beweiß.

Entweder BD iſt mit AG parallel oder nicht. Folgt eine Ungereimtheit daraus, wenn man behaupten wollte, ſie wäre nicht parallel, ſo muß das erſtre wahr ſeyn. Wir wollen alſo unterdeſſen annehmen, daß BD mit AG unter den erwehnten Bedingungen nicht parallel ſey, ſo muß doch eine andre Linie durch den Punct B mit AG parallel gezogen werden können. Es ſey daher BF mit AG parallel, ſo wird

$$CA : CG = CB : CF$$ §. 139.

folglich $$CF = \frac{CG \times CB}{CA}$$ §. 103. Nr.

Nun iſt aber auch $$CA : CG = CB : CD$$ per hypoth.

und alſo $$CD = \frac{CG \times CB}{CA}$$ §. 103. Nr.

folglich $$CD = CF$$ §. 12. Nr.

CD aber iſt ein Theil von der Linie CF. Es müßte alſo ein Theil ſo groß als das Ganze ſeyn. Da nun dieſes ungereimt iſt, (§. 11. Ar.) ſo iſt es auch unmöglich, daß BD nicht parallel mit AG ſeyn ſollte. Da man auch auf dieſe Ungereimtheit beſtändig kommen würde, wenn man, anſtatt der Linie BD, eine andre Linie als BF, die durch den Punct B gienge, mit AG parallel ſetzen wollte; ſo iſt hieraus klar, daß BD mit AG parallel ſeyn muß.

§. 141.

Lehrſatz. Wenn in zween Triangeln zween Winkel einzeln genommen einander gleich ſind, ſo ſind die Triangel einander ähnlich

Es ſey Fig. 81. tab. 6. $A = a$
$C = c$

ſo iſt $\triangle ABC \backsim \triangle abc$

das heißt es iſt auch $B = b$

$AB : AC = ab : ac$

$AB : BC = ab : bc$

$BC : AC = bc : ac$

Beweiß.

Daß der Winkel B dem Winkel b gleich ſeyn muß, erhellt ſchon daraus, weil $A = a$ und $C = c$ §. 89. Daß aber die Seiten, welche einerley Winkel einſchließen, eine Proportion haben, läßt ſich folgendergeſtalt zeigen. Man ſchneide auf der Seite AB des großen Triangels, das Stück $AM = ab$ ab, und ſo mache man auf der andern Seite $AQ = ac$, und ziehe die Linie MQ.

Weil

Weil nun A = a per hypoth. ſo muß der Triangel AMQ dem Triangel abc gleich ſeyn, (§. 66.)
und alſo der Winkel o = b (§. 61.)
Und da B = b per hypoth.

ſo iſt auch o = B §. 12. Ar.
und folglich MQ mit BC parallel §. 76. n. 1.
Iſt nun MQ mit BC parallel
ſo folgt, daß AB : AC = AM : AQ §. 139.
und weil AM = ab, AQ = ac per conſtr.

ſo iſt klar, daß AB : AC = ab : ac.

Auf eben die Art läßt ſich zeigen, daß AB : BC = ab : bc, man darf nur den Triangel abc in den größern ABC dergeſtalt ſetzen, daß der Winkel b auf dem Winkel B kömmt, welche einander gleich ſind. Dieſes ließe ſich aber thun, wenn man DB = ab und BF = bc machte. Setzt man endlich den Triangel abc in den größern dergeſtalt, daß die Spitze c auf die Spitze C käme, welches wiederum dadurch geſchehen könnte, wenn man NC = ac und RC = bc machte, ſo ſieht man, daß auch BC : AC = bc : ac. Uebrigens iſt der Beweiß mit dem erſtern völlig einerley.

§. 142.

Man ſieht alſo zugleich aus dem vorhergehenden, daß in ähnlichen Triangeln gleichen Winkeln proportionirliche Seiten, und proportionirlichen Seiten gleiche Winkel gegenüberſtehen.

§. 143.

Wenn man in einem Triangel eine Linie mit einer Seite parallel zieht, ſo muß ein Triangel entſtehen, wel-

cher dem erſtern Triangel ähnlich iſt. Z. E. es ſey (Fig. 81. Tab. 6.) in dem △ ABC die Linie MQ parallel mit der Seite BC, ſo iſt o = B (§. 79. n. 1.) und A = A folglich △ AMQ ∽ △ ABC §. 141. und alſo kann man außer den oben angeführten Proportionen, (§. 139.) noch folgende daraus herleiten:

$$AB : BC = AM : MQ$$
$$AC : BC = AQ : MQ$$

§. 144.

Lehrſatz. Wenn ein paar Seiten in einem Triangel eben das Verhältniß haben, als ein paar Seiten in einem andern Triangel, und wenn ferner der Winkel, der von dieſen Seiten eingeſchloſſen wird, in beyden Triangeln gleich groß iſt, ſo ſind die Triangel einander ähnlich.

Es ſey Fig. 81. Tab. 6. $AB : AC = ab : ac$
und $A = a$

ſo ſoll erwieſen werden daß △ ABC ∽ △ abc

Beweiß.

Es iſt ſchon vermöge der angenommenen Bedingung A = a. Man darf alſo nur noch die Gleichheit ein paar andrer Winkel, z. E. B und b zeigen, um die Aehnlichkeit dieſer Triangel darzuthun. Man mache alſo AM = ab und AQ = ac und ziehe die Linie MQ, ſo muß der Triangel AMQ dem Triangel abc gleich ſeyn, (§. 66.) und alſo auch o = b §. 61.

Da nun AB : AC = ab : ac per hypoth.
und ab = AM ac = AQ per conſt.

ſo folgt daß AB : AC = AM : AQ
und alſo iſt MQ mit BC parallel §. 140.

und daher o = B §. 79. n. 1.
vorhin aber war o = b

folglich auch B = b §. 12. Arithm.

Es iſt alſo in den beyden Triangeln nicht nur der Winkel A dem Winkel a, ſondern auch B dem Winkel b gleich, und folglich der Triangel ABC dem Triangel abc ähnlich, §. 141. d. h. auch C = c

AB : BC = ab : bc
und BC : AC = bc : ac

§. 145.

Lehrſatz. Wenn zween Triangel lauter proportionirliche Seiten haben, ſo ſind ſie einander ähnlich, d. h. es müſſen überdieſes auch die Winkel in beyden Triangeln, die von proportionirlichen Seiten eingeſchloſſen werden, einander gleich ſeyn.

Es ſey Fig. 81. AB : AC = ab : ac
AB : BC = ab : bc
und BC : AC = bc : ac

ſo iſt △ABC ∽ △acb

d. h. A = a
B = b
C = c

Beweiß.

Man mache AM = ab und AQ = ac und ziehe die Linie MQ. Weil nun

AB : AC = ab : ac per hypoth.
und AM = ab . AQ = ac per conſtr.

ſo iſt auch AB : AC = AM : AQ
und daher MQ mit BC parallel §. 140.

folgl. auch AB : BC = AM : MQ §. 143.
und da AB : BC = ab : bc per hypoth.

ſo muß AM : MQ = ab : bc §. 91. Arithm.

und alt. AM : ab = MQ : bc. §. 98. Arithm.
Weil nun AM = ab per conſtr.

ſo iſt auch MQ = bc

Und alſo ſind in den Triangel AMQ und abc alle drey Seiten einzeln genommen einander gleich, weil AM = ab und AQ = ac gemacht worden; daher müſſen dieſe Triangel ſelbſt einander gleich ſeyn, (§. 66.)

und o = b u = c §. 61.
Es iſt aber auch o = B und u = C weil MQ mit BC parall.

folglich b = B und c = C §. 12. Arithm.
und alſo auch a = A §. 89.

§. 146.

§. 146.

Dieſe Lehrſätze von der Aehnlichkeit der Triangel ſind vorzüglich zu merken, weil nicht nur alle Ausmeſſungen der Weiten und Höhen, die man durch Inſtrumente anſtellet, ſondern auch viele andre Sätze in der Mathematik darauf beruhen. Man ſieht auch hieraus leicht, wie man ähnliche Triangel verfertigen könne. Und da ſich alle geradlinichte Vielecke durch Diagonallinien, die einander nicht durchſchneiden, in ſo viel Triangel zergliedern laſſen, als ſie Seiten haben, weniger zwey; ſo iſt klar, daß man ähnliche Figuren beſchreiben kann, wenn man ſolche Triangel, die den Triangeln einer gewiſſen Figur ähnlich ſind, in eben der Ordnung und Lage an einander ſetzt.

§. 147.

Lehrſatz. Wenn man in zween Sectoribus einerley Winkel antrift, ſo verhalten ſich die Bogen, wie die Radien.

Es ſey Fig. 82. tab. 6. einerley Winkel C
in den beyden Sectoribus CBA und CDF

ſo muß CB : CD = BA : DF

Beweiß.

Wir wollen die Peripherie, wovon BA, der Bogen des kleinern Sectors, ein Theil iſt, per. und die Peripherie, wovon DF, als der Bogen des größern Sectors, ein Stück iſt, Per. nennen. Da nun ſowohl BA, als auch DF das Maaß von einerley Winkel iſt, ſo muß auch bey-

den eine gleiche Anzahl Grade zukommen, d. h. BA muß ſich zu ſeiner Peripherie eben ſo, wie DF gegen ſeine Peripherie verhalten BA : per. = DF : Per §. 49.
und alternan. BA : DF = per : Per §. 98. Ar.

Es verhält ſich aber in jedem Cirkel der Diameter zur Peripherie wie 100 : 314 (§. 134.) und folglich der Radius zur Peripherie, wie 50 : 314, daher

BC : per = 50 : 314
DC : Per = 50 : 314

folglich BC : per = DC : Per §. 92. Ar.
und alternando BC : DC = per : Per §. 98. Ar.
Vorhin aber war BA : DF = per : Per

alſo BC : DC = BA : DF §. 91. Ar.

und überhaupt ſind dergleichen Sectores einander ähnlich.

§. 148.

Aufgabe. Zu drey gegebenen Linien die 4te Proportionallinie zu finden.

Aufloͤſung.

Es mögen Fig. 83. Tab. 6. A, B und C die drey gegebenen Linien ſeyn. Man beſchreibe einen Winkel nach Belieben, z. E. den Winkel A. Auf den einen Schenkel trage man die erſte von den gegebenen Linien ſo, daß AM = A, auf den andern Schenkel trage man die andre von dieſen Linien und mache alſo AG = B. Man ziehe die gerade Linie GM. Endlich trage man wiederum auf den erſtern Schenkel die dritte Linie C ſo daß AP = C und

und ziehe durch den Punct P die Linie PQ parallel mit MG, ſo muß AQ die verlangte vierte Proportionallinie ſeyn.

Beweiß.

Weil QP mit GM parallel iſt,
ſo muß AM : AG = AP : AQ §. 139.
Nun iſt AM = A, AG = B, AP = C per conſtr.

Folglich, wenn man in dieſer Proportion, anſtatt der Glieder AM, AG, AP diejenigen Größen, die ihnen gleich ſind, ſetzt A : B = C : AQ.

§. 149.

Soll man zu zwo gegebenen Linien die dritte Proportionallinie ſuchen, ſo darf man nur die zwote Linie zwey mal ſetzen. Das ganze Verfahren iſt übrigens mit dem vorhergehenden völlig einerley.

§. 150.

Aufgabe. Zu zwo gegebenen Linien die mittlere Proportionallinie zu finden.

Aufloſung.

Wenn A und B (Fig. 84. tab. 6.) die beyden gegebenen Linien wären, ſo trage man dieſelbe auf eine gerade Linie, ſo, daß AB = A und BC = B. Die Linie AC, als die Summe der beyden gegebenen, theile man in zween gleiche Theile, und beſchreibe aus der Mitten D einen halben Cirkel. Endlich errichte man aus dem Puncte B eine Perpendicularlinie und verlängere dieſelbe, bis ſie die Peripherie des Cirkels berührt, ſo muß GB die mittlere Proportionallinie zu den beyden gegebenen ſeyn.

Beweiß.

Man ziehe die Linien AG und GC, ſo muß AGC ein rechter Winkel ſeyn, weil er auf dem Diameter ſtehet, und ein Winkel an der Peripherie iſt. (§. 100.) Da nun GB perpendicular errichtet worden, ſo iſt m auch ein rechter Winkel, (§. 20.) und alſo AGC = m. (§. 45.) Nun iſt der Winkel o ſowohl in dem Triangel AGB, als auch in dem △ AGC, folglich haben dieſe beyden Triangel 2 gemeinſchaftliche Winkel, daher iſt auch x = u (§. 89.) Der Winkel u aber befindet ſich auch in dem △ GBC, und da überdieſes n = m per conſtr.

ſo iſt △ AGB ∽ GBC und alſo
AB : BG = BG : BC §. 141. 142.
d. i. A : BG = BG : B

§. 151.

Aufgabe. Eine gerade Linie in ſo viel gleiche Theile zu theilen, als verlangt wird.

Aufloſung.

Wir wollen ſetzen die Linie A Fig. 85. tab. 6. ſollte in 4 Theile getheilt werden. Man ziehe eine Linie von unbeſtimmter Lange, z. E. CG, und trage darauf 4 gleiche Stücke, ſo, daß CM = MN = NS = SF über CF errichte man den gleichſeitigen Triangel DCF, und verbinde mit der Spitze D die Puncte M, N und S durch gerade Linien. Ferner trage man aus der Spitze D auf einen Schenkel dieſes Triangels die gegebene Linie A, ſo, daß DA = A und ziehe durch den Punct A die Linie AB parallel mit der Seite CF, ſo muß AB der gegebenen Linie A gleich und in 4 gleiche Theile eingetheilt ſeyn.

Beweiß.

Beweiß.

Weil AB mit CF parallel vermöge der Conſtruction,

ſo muß	DA : AB = DC : CF	§. 143.
Nun iſt	DC = CF	per conſtr.
folglich	DA = AB	
und da	DA = A	per conſtr.
ſo iſt auch	AB = A	§. 12. Arithm.

Ferner iſt CM der vierte Theil von CF oder von DC vermöge der Conſtruction,

und alſo	DC : CM = 4 : 1	
Es muß aber	DA : AH = DC : CM	§. 143.
Folglich	DA : AH = 4 : 1	§. 91. Ar.
d. i.	AB : AH = 4 : 1	weil AB = DA

Alſo iſt AH der vierte Theil von AB oder von A und auf eben die Art iſt auch klar, daß die übrigen Stücke den vierten Theil von AB oder A ausmachen, und folglich iſt die Linie AB in vier gleiche Theile getheilt worden.

Hieraus ſieht man zugleich wie man eine gegebene Linie in jede andre beliebige gleiche Theile zergliedern könne.

§. 152.

Soll man eine Linie nach der Abtheilung einer andern eintheilen, ſo verfährt man auf eine ähnliche Weiſe. Es ſey z. E. die Linie B (Fig. 86.) gegeben, die man nach eben der Proportion eintheilen ſoll, nach welcher die Linie CD eingetheilt iſt. Man beſchreibe wieder über die Linie CD einen gleichſeitigen Triangel, und trage auf den einen Schenkel, z. E. auf AC die gegebene Linie B, ſo daß AB=b. Durch den Punct B ziehe man die Linie BG parallel mit CD und aus den Puncten H und Q gerade Linien gegen die Spitze des Triangels, ſo wird BG=B und nach eben der Proportion, als CD, eingetheilt ſeyn. Der Beweiß iſt mit dem vorigen völlig einerley.

Dritte Abtheilung.

Architectur, Mechanik, Erdbeſchreibung und Sternkunſt.

Architectur.

Die Architectur heißt nach der gewöhnlichen Erklärung die Kunſt zu bauen, oder Gebäude, die ſowohl zur Wohnung als Vertheidigung geſchickt ſind, zu errichten.

Die Architectur wird insgemein in Abſicht auf ihre Gegenſtände in drey Gattungen, in die bürgerliche, Kriegs- und Schiffsbaukunſt eingetheilt.

Die bürgerliche Baukunſt (von welcher wir allein hier handeln wollen) wird eigentlich wegen ihrer Vortreflichkeit Architectur genennt; und ſie iſt die Kunſt, bequeme Gebäude zum Gebrauch des bürgerlichen Lebens, als Privathäuſer, Tempel, Theater, öffentliche Gebäude, Brücken, große Gänge u. d. zu entwerfen und aufzurichten.

In Anſehung des Alterthums, iſt die Architectur faſt keiner von den andern Künſten nachzuſetzen. — Die Natur und die Nothwendigkeit lehrten die erſten Einwohner der Erden ſich Hütten, Zelter und kleine Häuſer zu bauen. In der Folge der Zeit, gelangten ſie nach und nach zu regelmäßigern und prächtigern Wohnungen, die mit mannichfaltigen Zierrathen, Verhältniſſen u. d. erbaut waren.

Nach den allgemeinen Nachrichten, ſoll die Architectur faſt ganz einen griechiſchen Urſprung haben. Drey von den regelmäßigen Ordnungen oder Bauarten haben von ihnen den Namen bekommen: die Corinthiſche, Joniſche und Doriſche; und faſt jeder Theil, jedes einzelne Glied und Geſimſe, iſt uns mit einem griechiſchen Namen überliefert worden.

Die

Die bürgerliche Baukunſt kann, in Abſicht auf die verſchiedenen Zeitpuncte und Schickſale derſelben, in die Antique, Aeltere, Gothiſche und Neuere, eingetheilt werden.

Eine andere Eintheilung der bürgerlichen Baukunſt entſpringt aus den verſchiedenen Proportionen, welche nach den verſchiedenen Bauarten nothwendig geworden ſind, damit wir gewiſſe Proportionen haben mögen, die zu jeder Abſicht nach der erforderlichen Größe, Stärke, Feinheit, Koſtbarkeit oder Einfalt eingerichtet ſind.

Hieraus entſtehen fünf Ordnungen oder Bauarten, die alle von den Alten zu verſchiedenen Zeiten und bey verſchiedenen Gelegenheiten erfunden worden, nämlich die Toſcaniſche, Doriſche, Joniſche, Corinthiſche und die zuſammengeſetzte.

Eine Ordnung beſteht in einer Säule mit ihrem Fuß und Capitäl, worauf das Hauptgeſimſe geſetzt iſt, welches aus dem Unterbalken, dem Frieß und Karniß beſtehet; und welche auf den Säulenſtuhl geſetzt iſt. S. die angehängte Platte.

Die Erklärungen, welche Vitruvius, Barbaro, Scamozzi von den Ordnungen gegeben, ſind ſo dunkel, daß es überflüßig ſeyn würde, ſie zu wiederholen. Ohne uns alſo bey den Erklärungen eines Worts aufzuhalten, welches die Gewohnheit eingeführt hat, müſſen wir nur anmerken, daß es fünf Säulenordnungen giebt, wovon drey Griechiſch ſind, die Doriſche, Joniſche und Corinthiſche; und zwo Italiäniſche, nämlich die Toſcaniſche und zuſammengeſetzte.

Die drey Griechiſchen Ordnungen ſtellen die drey verſchiedenen Arten zu bauen vor, nämlich die feſte, feine und mittlere Art; die beyden Italiäniſchen ſind in dieſer Abſicht

ſicht nur unvollkommene Gattungen. Wie wenig Achtung die Römer für dieſe leztern bezeigten, erhellt daraus, weil wir kein einziges Beyſpiel in dem Alterthume antreffen, wo dieſelben untermiſcht wären. Dieſer Mißbrauch, den die Neuern durch die Verbindung der griechiſchen und lateiniſchen Ordnungen eingeführt haben, entſpringt, wie Daviler bemerket, aus der wenigen Aufmerkſamkeit, die ſie auf den Gebrauch derſelben bey den Alten gerichtet haben.

Der Urſprung der Ordnungen iſt faſt ſo alt, als die menſchliche Geſellſchaft. Die Menſchen wurden zuerſt von der Strenge der Jahrszeiten genöthiget ſich kleine Hütten zu bauen, um ſich da zu verbergen; anfangs halb unter der Erde, und die obere Hälfte mit Stroh bedeckt; endlich wurden ſie erfahrner; ſie richteten Stämme von Bäumen in die Höhe, legten andre kreuzweiſe darüber, um die Bedeckung zu unterſtüzen.

Daher bekamen ſie Anlaß zu einer regelmäßigen Architectur. Denn die emporgerichteten Stämme der Bäume ſtellten Säulen vor; die Bänder und Befeſtigungen, welche die Stämme zuſammenhielten, zeigten den Säulenfuß und das Capitäl an; und die kreuzweiſe gelegten Querbalken, waren eine Anleitung zum Hauptgeſimſe; ſo wie die Bedeckung, die ſich in Spizen endigte, zu den obern Zierrathen am Kranze. Dieß iſt die Hypotheſe des Vitruvs, die man bey dem Blondel ſehr ſchön erläutert findet.

Andre nehmen an, daß die Säulen ihren Urſprung von den Pyramiden gehabt, welche die Alten über ihre Gräber errichteten; und daß die Urnen, worinn ſie die Aſche der Todten verſchloſſen, daß Capitäl vorſtellten, deſſen Platte ein Ziegel war, der drauf gelegt wurde, um die Urne zu bedecken; aber Vitruvens Meynung ſcheint natürlicher.

Endlich ordneten die Griechen die Höhe ihrer Säulen nach den Proportionen des menſchlichen Körpers. Die Doriſche ſtellte einen Mann von einem ſtarken, dauerhaften Körper vor; die Joniſche die Bildung einer Frau; und die Corinthiſche die Geſtalt eines Mädchens; ihre Fußgeſtelle und Capitäle waren ihr Hauptſchmuck, ihre Schuhe u. ſ. w.

Dieſe Ordnungen erhielten ihre Benennungen von dem Volke, bey welchem ſie erfunden worden. Scamozzi bedient ſich gewiſſer characteriſirender Benennungen, um ſie anzuzeigen, indem er die Toſcaniſche Ordnung, die Rieſenmäßige; die Doriſche, die Herculiſche; die Joniſche die matronenähnliche; die zuſammengeſetzte, die heroiſche; und die Corinthiſche, die jungfräuliche nennet.

Um einen allgemeinen Begriff von den Ordnungen zu geben, muß man anmerken, daß das Ganze bey einer jeden Ordnung wenigſtens aus zween Theilen, nämlich aus der Säule und dem Hauptgeſimſe beſtehet, und höchſtens aus vieren, wenn unter der Säule ein Säulenſtuhl, und eine Giebelzinne oder kleines Geſimſe, zu oberſt an dem Hauptgeſimſe ſich befindet; daß die Säule drey Theile, nämlich den Säulenſtuhl, den Schaft und das Hauptgeſimſe hat. Dieſes letztere heißt auch das Gebälke, und hat wieder drey Theile, den Unterbalken oder Architrav, den Frieß oder Borten, und den Kranz oder Karniß; welche Theile in den unterſchiedenen Ordnungen alle verſchieden ſind.

Die Toſcaniſche Ordnung iſt die erſte, einfachſte und feſteſte. Ihre Säulen ſind ſieben Durchmeſſer hoch, und ihre Capitäl, Säulenſtuhl und Gebälke haben nur wenig erhabene Arbeit oder Figuren. S. die 1. Fig.

Die Doriſche Ordnung iſt die zweyte, und der Natur am meiſten gemäß. Sie hat in ihrem Säulenſtuhl und

Capitål keine Verzierungen. Ihre Höhe betrågt acht Durchmeſſer, Ihr Frieß iſt in Triglyphen und Schlitzen eingetheilt. S. die 2. Fig.

Die Joniſche Ordnung iſt die dritte, und eine Art von mittlerer Proportion zwiſchen der feſten und feinen Manier. Ihr Capitål iſt mit Schneckenaugen, und ihr Karniß mit Kålberzåhnen geziert. S. die 3. Fig.

Michel Angelo giebt, wider alle andre Schriftſteller, der Joniſchen Ordnung eine einzelne Reihe Blåtter, am Grunde vom Capitål.

Die Corinthiſche Ordnung, welche Callimachus erfunden, iſt die vierte, die koſtbarſte und feinſte. Ihr Capitål iſt mit zwo Reihen Blåttern und mit acht Schnörkeln geziert, welche die Platte unterſtützen. Ihre Såule iſt zehen Durchmeſſer hoch, und ihr Karniß hat Kragſteine. S. die 4. Fig.

Die zuſammengeſetzte Ordnung, die fünfte und letzte (ob ſie gleich Scamozzi und le Clerc zur vierten machen,) wird ſo genennt, weil ihr Capitål aus denen von den andern Ordnungen zuſammengeſetzt iſt. Sie hat die beyden Reihen Blåtter von der Corinthiſchen und die Schneckenaugen von der Joniſchen. Sie wird auch die Römiſche genennt, weil ſie bey dieſem Volke erfunden worden. Ihre Såule iſt zehn Durchmeſſer hoch; und ihr Karniß hat Kålberzåhne oder einfache Kragſteine. S. die 5. Fig. Es ſind verſchiedene Künſte, deren Hülfe ſich die Architectur bedient, als die Zimmermannskunſt, die Måurerkunſt, das Pflaſtern, die Tiſcherkunſt, die Schmidts, Glaſer, Gießer und Gipsarbeiten, das Verguldeu, die Malerey u. d. g.

Bey den Gebåuden ſieht man hauptſåchlich auf drey Dinge, nåmlich auf die Bequemlichkeit, Feſtigkeit und Schönheit. Um dieſe Endzwecke zu erlangen, betrachtet

Heinrich Wotton die ganze Materie unter zween Abſchnitten, nämlich in Anſehung der Lage und des Gebäudes ſelbſt.

Was die Lage eines Gebäudes betrift, ſo muß man dieſelbe theils in Abſicht auf das Ganze, theils in Abſicht auf ſeine Theile betrachten.

In Anſehung des erſten muß man auf die Eigenſchaft der Luft, ob ſie gemäßigt und geſund ſey, Acht haben; auf die Bequemlichkeit des Waſſers, des Holzes, der Zufuhre u. d. g. und auf die Annehmlichkeit der Ausſicht.

In Abſicht auf das zweyte, müſſen die vornehmſten Zimmer, Studierſtuben, Bibliotheken, gegen Morgen; Gemächer, die Hitze erfordern, als Küchen, Diſtillirſtuben, Brauhäuſer, gegen Mittag; die, worinn eine kühle, friſche Luft ſeyn muß, als Keller, Speiſekammern, Kornböden, gegen Mitternacht liegen, wie auch die Gallerien zu Gemälden, Kunſtzimmer u. d. g. welche ein immer gleiches Licht erfordern. — Er ſetzt hinzu, daß die alten Griechen und Römer insgemein die Fronte ihrer Häuſer gegen Mittag richteten; aber daß die neuern Italiäner dieſe Regel nicht immer beobachten. — In der That muß man hierinn ſtets ſeine Rückſicht auf die Gegend haben, weil ein jeder wider die Unbequemlichkeiten, die ihn beſonders treffen, ſich in Acht nehmen muß; ſo daß ein artiger Saal in Aegypten, ein guter Keller in England ſeyn würde. Wenn man die Lage gehörig beſtimmt hat, ſo iſt das nächſte, was man betrachten muß, das

Werk ſelbſt, oder die Aufrichtung des Gebäudes, wohin erſt die vornehmſten Theile, und dann die zufälligen oder die Zierrathen gehören. Zu den vornehmſten gehören erſt die Materialien, und dann die Geſtalt oder die Einrichtung.

Die

Die Materialien eines Gebäudes ſind entweder Stein, als Marmor, Quaderſteine, Ziegel zu den Wänden u. d. g. oder Holz, als Tannen, Cypreſſen, Cedern zu Pfoſten und Pfeilern, die gerade ſtehen ſollen; Eichen zu Balken, Querbalken, und zu Streben die das Gebäude zuſammen halten.

Was die Geſtalt oder Einrichtung eines Gebäudes betrift, ſo muß ſie entweder einfach oder vermiſcht ſeyn. Die einfachen Geſtalten ſind entweder cirkelförmig oder eckig; und die erſtern ſind entweder vollkommen rund, wie die Kugeln; oder nicht völlig cirkelrund, wie die Ovale.

Die cirkelförmige Geſtalt iſt ſehr bequem; ſie faßt den weiteſten Raum in ſich; ſie iſt ſtark, weit dauerhafter als die andern, und ſehr ſchön; aber man findet auch, daß ſie unter allen am koſtbarſten iſt. Es geht viel Raum bey den Krümmungen der Mauern verlohren, wenn das Gebäude abgetheilt werden ſoll. Ueberdieß wird das Licht bey derſelben nicht gut ausgetheilet, ausgenommen, in dem Mittelpuncte des Daches. In Erwegung deſſen geſchah es, daß die Alten ſich der cirkelförmigen Geſtalten nur zu Tempeln und Amphitheatern bedienten, welche keine Abtheilung nöthig hatten. — Die ovalen Figuren haben eben dieſelben Unbequemlichkeiten, ohne einerley Vorzüge mit jenen zu haben, weil ſie von weniger Umfang ſind.

Bey den eckigten Figuren, merkt Heinrich Wotton an, daß ein Gebäude weder zu viel noch zu wenig Winkel haben müſſe. So wird, zum Beyſpiele, das Dreyeck unter allen andern Figuren verworfen, weil es ihr an Umfang und Feſtigkeit mangelt, und weil man ſie auch bey den innwendigen Abtheilungen in keine andere regulaire Figur verwandeln kann, als wieder in ihre eigene. — Die Figuren von fünf, ſechs, ſieben und mehr Winkeln ſchicken ſich zu Feſtungen beſſer als zu bürgerlichen Gebäuden. Man

ſiehet zwar ein berühmtes Gebäude vom Vignola, zu Caprarola, in der Geſtalt eines Fünfecks; aber der Baumeiſter hat mit außerordentlichen Schwürigkeiten ſtreiten müſſen, um das Licht gehörig auszutheilen, und die leeren Plätze zu vermeiden. Dergleichen Gebäude ſcheinen alſo mehr der Seltenheit, als der Bequemlichkeit wegen errichtet zu ſeyn, und deßwegen muß man ein rechtwinklichtes Viereck erwählen, weil dieſes zwiſchen beyden fehlerhaften Figuren, das Mittel iſt. Aber nun fragt man weiter, ob dieß Viereck nothwendig ein Quadrat oder ein Oblongum ſeyn müſſe. Heinrich Wotton giebt dem letztern den Vorzug, wenn man nur voraus ſetzet, daß die Länge nicht über ein Drittheil größer ſey, als die Breite.

Die vermiſchten Figuren, die zum Theil cirkelförmig, zum Theil winklich ſind, kann man nach eben den Regeln, wie die einfachen, beurtheilen; nur den beſondern Fehler muß man bey ihnen bemerken, daß ſie wider die Einförmigkeit ſtreiten. In der That ſollte es ſcheinen, daß Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit einander entgegen geſetzt wären; aber Wotton merkt an, daß man beyde vereinigen könne; und als ein Beyſpiel führt er den Bau des menſchlichen Körpers an, wo man beyde gewahr wird.

Die Theile eines Gebäudes begreift Baptiſta Alberti, unter fünf Hauptſtücken, nämlich den Grund, die Mauer, die Oeffnungen, die Abtheilung und das Dach.

Was den Grund betrift, ſo verlangt Vitruvius, daß man, um ſeine Feſtigkeit zu unterſuchen, die Erde aufgraben laſſe, und daß man einer ſcheinbaren Dichtigkeit nicht trauen ſoll, wenn man nicht den ganzen durchgrabenen Boden feſt befindet. Er beſtimmt aber nicht eigentlich die

Tiefe, wie weit man graben müſſe. **Palladius** ſetzt ſie auf den ſechſten Theil der Höhe des Gebäudes; dieß nennt **Wotton** den natürlichen Grund, auf welchen man das Gemäuer, oder die Grundlage ſetzen muß, um die Mauern zu unterſtützen, und dieſen nennt er den **künſtlichen Grund**. Dieſer wird denn die Richtſchnur; ſeine unterſte Lage, oder Reihe, iſt nur von Steinen, welche mit Mauerſpeiß dicht an einander gelegt ſind, und muß ſo breit als möglich ſeyn, wenigſtens ſoll ſie zweymal ſo breit als die Mauer ſeyn. Einige ſagen auch noch, daß die Materialien unten eben ſo gelegt werden müſſen, wie ſie in der Steingrube wachſen; weil man glaubt, daß ſie in ihrer natürlichen Lage die größte Stärke haben. **De Lorme** behauptet dieß, indem er anmerkt, daß wenn an dieſem Orte ein Stein, nur um ſo viel als ein Meſſerrücken breit iſt, zerbricht oder nachgiebt, dadurch in dem obern Gebäude ein Riß über einen halben Schuh groß entſtehen würde. Von Einſchlagung der Pfäle, bey Anlegung eines Grundes, welche Vitruvius ſo ſehr empfielt, ſagen wir nichts, weil dieſelbe nur bey einem ſeichten, moraſtigen Boden erforderlich iſt, den man nie zu einem Gebäude wählen ſollte; und man wird auch keine Beyſpiele von dieſer Bauart finden, wo nicht die Nothwendigkeit ſie veranlaſſet hat.

Die Wände ſind entweder zuſammenhangend oder unterbrochen; und die Unterſcheidungen ſind entweder Säulen oder Pfeiler. Ganze oder zuſammenhangende Wände werden verſchiedentlich eingetheilt; von einigen, nach der Beſchaffenheit der Materialien, da ſie von Bruchſteinen, Ziegelſteinen u. d. erbauet ſind; andre betrachten nur die Lage der Materialien; wenn die Ziegel oder Quaderſtücken nach ihrer Länge, von der Seite und von forn zuſammen, oder

ſo gelegt ſind, daß die Ecken zuſammenſtoßen, wie ein Netzwerk.

Die vornehmſten Geſetze bey den Mauern ſind, daß die Mauern ſenkrecht auf dem Grunde aufſtehen müſſen; weil der rechte Winkel der Grund aller Feſtigkeit iſt; daß die gröbſten und ſchwerſten Materialien ganz unten liegen müſſen, weil ſie beſſer tragen, als getragen werden können; daß das Werk, je mehr es ſich erhebt, in der Dicke abnehmen muß, ſowohl um die Laſt, als um die Ausgaben zu erleichtern, daß gewiſſe Schichten von größrer Stärke, als das übrige iſt, müſſen eingeſchoben werden, damit ſie gleich den Füßen, das Gebäude von dem gänzlichen Einfalle aufhalten mögen, wenn die untern Theile ſchadhaft werden ſollten, und endlich, daß die Winkel feſt geſchloſſen werden müſſen, weil ſie die Nerven des ganzen Gebäudes ſind, und insgemein von den Italiänern, an jeder Seite der Ecken, auch bey Gebäuden von Ziegeln, mit Quaderſtücken befeſtiget werden; welche ſowohl die Schönheit als die Feſtigkeit vermehren.

Die Mauern werden, wie wir vorhero anmerkten, entweder durch Säulen oder Pfeiler getrennet, wovon es fünf Ordnungen giebt, die Toſcaniſche, Doriſche, Joniſche, Corinthiſche und die zuſammengeſetzte.

Säulen und Pfeiler werden öfters, ſowohl der Schönheit als des prächtigen Anſehens wegen, bogenweiſe geſetzt.

Was die Oeffnungen betrift, ſo ſind ſolche entweder Thüren, Fenſter, Treppen, Feuereſſen oder Ableitungen.

Nur in Abſicht auf die letztern, muß man anmerken, daß die Kunſt bey dieſen unangenehmen Abführungen die Natur nachahmen, ſie vom Auge entfernen, und wenn kein fließendes Waſſer in der Nähe iſt, ſie in den entfernteſten, nie-

niedrigſten und dichteſten Theilen des Grundes anlegen ſollte; mit verborgenen Luftlöchern, die aufwärts durch die Mauer in die freye Luft gehen, wie die Röhren eines Schorſteins, welche die Italiäner insgeſammt empfehlen, um die ſchädlichen Dünſte abzuleiten.

Zu der Abtheilung des Grundes in die Zimmer u. d. ſetzt **Wotton** folgende Vorſchriften zum voraus; daß der Baumeiſter niemals mit ſeiner Vorſtellung bey einem Riſſe ſtehen bleibe, wenn er auch noch ſo genau perſpectiviſch gezeichnet iſt; vielweniger bey einem bloßen Entwurfe, ohne ein Modell, oder eine Vorſtellung von dem ganzen Gebäude und einem jeden Theile deſſelben in Pappe oder Holz zu haben; daß dieſes Modell ſo platt und ungeziert als möglich ſey, damit nicht das Auge hintergangen werde; und daß das Model um ſo viel beſſer iſt, je gröber es iſt.

In der Abtheilung ſelbſt, muß man überhaupt auf zweyerley ſehen; auf die Annehmlichkeit und Nutzbarkeit der Eintheilung, für Plätze zu Kammern und Sälen, ſo weit als der Umfang des Gebäudes, und die Beſchaffenheit des Orts es verſtatten werden. Die Annehmlichkeit beſteht in einer doppelten Analogie oder Uebereinſtimmung; erſtlich zwiſchen den Theilen und dem Ganzen, weswegen ein weitläuftiges Gebäude, weitläuftige Abtheilungen, Eingänge, Thüren, Säulen, kurz alle Theile größer haben muß; die zweyte, zwiſchen den Theilen ſelbſt, in Abſicht auf ihre Länge, Breite und Höhe. Die Alten beſtimmten die Länge von ihren Zimmern ſo, daß ſie längliche Vierecke ſeyn mußten, doppelt ſo lang, als ſie breit waren; und ſo hoch, als die Hälfte von ihrer Breite und Länge zuſammengenommen.

War das Zimmer ein vollkommen Quadrat, ſo machten ſie die Höhe halb ſo lang als die Breite betrug. Von dieſen

ſen Regeln nehmen oft die Neuern Gelegenheit abzugehen. Sie machen aus der Breite ein Quadrat, und nehmen die Diagonallinie, oder auch bisweilen etwas mehr als dieſe, zum Maaße der Höhe. Dieſe Abweichung von den Vorſchriften der Alten wird dem Michel Angelo zugeſchrieben.

Die zweyte Betrachtung bey der Abtheilung, betrift die Nutzbarkeit, welche darinn beſteht, daß man eine zulängliche Anzahl von Zimmern von allen Arten, mit ihren gehörigen Zugängen habe, ohne daß ſie unordentlich angebracht ſind. Die vornehmſte Schwürigkeit liegt hier darinne, daß man das Licht und die Treppen gehörig anbringe. Die Alten wußten ſich bey beyden Puncten ſehr leicht zu helfen. Sie hatten insgemein zween verſchloſſene offene Höfe; einen auf der Seite des Frauenzimmers, den andern auf der Seite der Männer. Dadurch konnten ſie leicht in das eigentliche große Gebäude Licht bekommen. Wir hingegen müſſen uns daſſelbe, entweder durch die offene Form des Gebäudes, oder durch geſchickte Durchbrechungen, oft mit Niederreiſſung eines Stockwerks, um der Dunkelheit zu entgehen, oder durch Abajours, wo das Licht von oben herein fällt, verſchaffen. — Bey Anlegung der Treppen muß man anmerken, daß die Italiäner oft die Küche, das Backhauß, die Speiſekammer u. d. unter der Erde anlegen, nicht weit über dem Grunde, und bisweilen in Einer Höhe mit dem Boden des Kellers; ſie erhöhen den erſten Zugang in das Haus auf funfzehn Schuhe hoch und noch höher, wodurch nicht nur alles Widrige von dem Auge entfernt, ſondern auch oben viel Raum erlangt wird, indem er das Vordertheil des Hauſes erhebt, und das ganze Anſehen majeſtätiſch macht. Wotton bemerkt aber, die natürliche Gaſtfreyheit in England würde nicht verſtatten, daß

die

die Speiſekammer von einem jeden ſo weit entfernt wäre; und daß überdieß eine Küche mehr Licht haben, und von dem Speiſezimmer nicht ſo weit abſtehen müſſe, als es bey dieſer Abtheilung möglich wäre.

Bey der Abtheilung der Wohnzimmer iſt es ein allgemeiner und alter Fehler, beſonders unter den Italiänern, daß man die Abſchnitte ſo entwirft, daß, wenn alle Thüren geöfnet werden, man durch das ganze Haus hindurch ſehen kann. Dieſes gründet ſich auf den Ehrgeiz, einem Fremden auf einmal den ganzen Aufputz der Zimmer zu zeigen. Es iſt aber eine unerträgliche Beſchwerlichkeit bey allen Zimmern, außer bey dem innerſten, wohin niemand kommen kann, ohne durch alle die andern zu gehen; es müßten denn die Mauern zu verborgnen Durchgängen allzu dick ſeyn; und auch dieſe werden wenig nützen, wenn nicht wenigſtens drey Thüren zu jedem Zimmer gehen, welches ein unverzeihlicher Fehler, außer in heißen Ländern, iſt. Ueberdieß wird dadurch das Gebäude ſehr geſchwächt, und die Nothwendigkeit veranlaßt, ſo viel gleich große Zimmer anzulegen als Stockwerke ſind, die einen großen Theil des Raums wegnehmen, der beſſer zu Plätzen für Nebenzimmer hätte angewendet werden können; zugleich aber werden ſie dunkel ſeyn, weil ſie durch die Mitten des Hauſes hingehen.

Bey der Abtheilung wird oft der Baumeiſter ſich einiger Kunſtgriffe bedienen können, zu denen ihn mehr ſein eigner Scharfſinn als alle Regeln führen muß. So wird er oft mit dem Mangel des Raums ſtreiten; bisweilen wird er ein Zimmer zum Vortheile der übrigen weglaſſen oder eine Speiſekammer unter einer Treppe verbergen; ein andermal wird er die Zimmer, welche am meiſten in die

Augen

Augen fallen, am ſchönſten ausbauen, und die übrigen, gleich dem Maler, im Schatten laſſen.

Das Dach eines Gebäudes iſt zwar bey der Ausführung das letzte, aber das erſte in der Abſicht. Denn wer baut nicht, um ſich zu bedecken? Bey dem Dache muß man die beyden entgegengeſetzten Fehler vermeiden; man muß es weder zu ſchwer noch zu leicht verfertigen. Im erſtern Fall, wird es das unterſte Gebäude zu ſehr niederdrücken; im letztern hat es eine noch geheimere Unbequemlichkeit; denn das Dach iſt nicht nur eine bloße Vertheidigung, ſondern auch ein zuſammenhaltendes Band für das ganze Gebäude; und da erfordert es ein hinlängliches Gewichte. In der That iſt unter den beyden entgegengeſetzten Fehlern, dieſer der größte, wenn ein Haus ein allzuſchweres Dach hat. Man muß auch dafür beſorgt ſeyn, daß der Druck auf beyden Seiten gleich ſey; und Palladius verlangt, daß die ganze Laſt nicht auf die äußern Mauern allein gelegt werde, ſondern daß die innern gleichfals ihr Theil tagen ſollen. Die Italiäner ſind bey dem Ebenmaaße und der Annehmlichkeit des Vordachs oder der Abhängigkeit des Dachs ſehr ſorgfältig. Sie theilen die ganze Breite in neun Theile, und davon nehmen ſie zween Theile zu der Höhe der höchſten Dachſpitze von der unterſten an gerechnet. Aber hierinn muß man auf die Beſchaffenheit der Gegend Achtung geben, denn, wie Palladius anzeigt, in denjenigen Gegenden, wo man befürchten muß, daß ſehr ziel Schnee fällt, muß man die Vordächer weit niedergebogener, als in andern, machen.

Was die Zufälligkeiten oder Zierathen eines Gebäudes betrifft, ſo werden ſie von der Malerey und Bildhauerkunſt entlehnt. Das vornehmſte, was man zuerſt bemerken

ken muß, iſt, daß kein Zimmer zu viel von ſolchen Zieraten haben müſſe, weil dieß den Ueberdruß verurſacht; die Gallerien und andre ſolche Plätze ſind davon ausgenommen. Die beſten Stücke müſſen in die Zimmer geſetzt werden, die das wenigſte Licht haben. Solchen Zimmern, die verſchiedene Fenſter haben, ſind die Maler feind; und es kann auch kein Gemälde in ſeiner Vollkommenheit geſehen werden, als wenn es, gleich der Natur, nur durch ein Licht erleuchtet wird. Wenn man daſſelbe aufhängt, ſo muß man eben die Stellung beobachten, in welcher der Maler daran arbeitete, weil dieß auch für den Zuſchauer die natürlichſte Stellung iſt. Die Gemälde müſſen ſich auch zu der Beſtimmung desjenigen Zimmers ſchicken, worinne ſie gebraucht werden. Bey der Bildhauerarbeit muß man anmerken, daß ſie nicht allzuüberflüßig angebracht werden darf; beſonders wenn man ſich zu erſt dem Gebäude nähert oder am Eingange, wo eine Doriſche Verzierung weit vorzüglicher iſt als eine Corinthiſche. Die Nichen, wenn ſie Figuren von weiſſen Steinen enthalten, müſſen in ihrem Gewölbe nicht allzu ſchwarz, ſondern nur etwas dunkel angeſtrichen werden, weil das Auge durch einen allzuſchnellen Uebergang von einem Extrem zum andern beleidiget wird. Die feinern Bildhauerarbeiten werden vortheilhafter in der Nähe, die gröbern in der Ferne geſtellt; und wenn man Figuren in die Höhe ſetzt, ſo müſſen ſie ein wenig vorwärts gebogen werden; weil die Geſichtslinie, die bis an den Kopf der Figur reicht, länger iſt, als die, welche bis an ihren Fuß gehet, wodurch nothwendig jener Theil weiter hinaus zu ſtehen ſcheinen wird; ſo daß man die Figur ein wenig ſich vorwärts beugen laſſen muß, wenn man ſie dem Auge in eine gerade Stellung bringen will. Le Clerc aber will dieſe Herüberbeugung nicht verſtatten, ſondern

dern verlangt, daß jeder Theil in ſeiner gehörigen Perpendicularlinie ſtehe.

Was die Steine und den Gips, die zu Gebäuden gebraucht werden und anfangs friſch und weiß ſind, betrift, und, wie man insgemein glaubt, durch die Luft, durch den Dampf und durch andre Dinge unſcheinbar werden; ſo iſt dieß die wahre Urſache davon, weil ſie mit einer ſehr kleinen Art von Pflanzen überzogen werden, welche ihre Farbe verändern. Eine Art von gelblichen, bräunlichen oder grünlichen Steinſaamen, der insgemein an den Baumrinden wächſt, entſprießt auch auf den Steinen, Mörtel, Gipsarbeiten, und auch ſogar auf den Schieferdächern, und wird durch kleinen, leichten Saamen fortgepflanzet, den der Wind und Regen ausſtreuet. Das beſte Mittel, das man dagegen weis, iſt Kohle vom Lindenholz.

Um von Gebäuden urtheilen zu können, ſetzt Wotton folgende Regeln feſt — daß man, ehe man ein Urtheil fällt, von dem Alter des Gebäudes benachrichtiget ſeyn muß; weil, wenn man findet, daß die ſichtlichen Gebrechen mit der Zeit in keinem Verhältniſſe ſtehen, man ohne weiter zu unterſuchen, ſchlieſſen kann, daß entweder die Lage unbequem ſey, oder die Materialien und Arbeit nicht dauerhaft geweſen. — Wenn man befindet, daß das Gebäude ſeine Jahre gut ausgehalten hat, ſo muß man von den Zierraten und Dingen, die zuerſt das Auge rühren, zu den weſentlichen Theilen zurück gehen, bis man vermögenden ſey den Schluß zu faſſen, daß das Werk bequem, feſt und angenehm ſey; drey Bedingungen, die wir zuerſt bey einem guten Gebäude zum Grunde ſetzten, und die von allen Schriftſtellern angenommen werden — dieß hält unſer Autor für das allerverſtändigſte Mittel zu urtheilen.

Waſſa=

Vaſſari ſchlägt ein anders vor: man ſoll eine geſchwinde Unt[illegible]ſuchung über das ganze Gebäude anſtellen, und es mit der Structur eines wohlgebildeten Mannes vergleichen, ob nämlich die Mauern gerade auf einem ſaubern Fußboden oder Grunde ſtehen; ob das Gebäude eine ſchöne Höhe habe; ob es in der Breite recht eben gemacht ſey; ob der vornehmſte Eingang in der mittlern Linie der Fronte, oder des Geſichts, wie unſer Mund, ſtehe; ob die Fenſter gleich den Augen auf beyden Seiten in gleicher Anzahl und Entfernung geſetzt ſind; ob die Vorrathskammern, gleich den Adern, vortheilhaft angebracht worden u. ſ. w.

Vitruvius giebt eine dritte Methode zu urtheilen an. Er bringt die ganze Kunſt unter dieſe ſechs Hauptpuncte; die Anordnung oder die Abfaſſung des Models und des Maaſſes vom ganzen Werke; die Einrichtung, oder die richtige Ausführung des erſten Entwurfs davon, (welche beyde Puncte nach Wottons Meynung, Vitruv weglaſſen konnte, weil ſie mehr für den Baumeiſter als für den Kunſtrichter gehören) die Eurythmie oder die angenehme Uebereinſtimmung zwiſchen der Länge, Breite und Höhe der verſchiedenen Zimmer, u. d. g. Die Symmetrie oder das gleiche Verhältniß der Theile zu dem Ganzen; den Anſtand oder die gehörige Beziehung des Gebäudes auf den Bewohner, woraus Palladius folgert, daß der vornehmſte Eingang niemals nach einer gewiſſen Regel, ſondern nach der Würde und der Freygebigkeit des Herrn beſtimmt werden müſſe; und endlich die Eintheilung; da man die verſchiedenen Zimmer zu Vorrathskammern, Speiſeſälen oder Putzzimmern beſtimmt. — Dieſe vier letzten Puncte muß man allezeit überlegen, ehe man ein beſtimmtes Urtheil fällen kann, und dieſe allein, ſagt Wotton, ſind hinreichend

um den Werth oder Unwerth eines Gebäudes zu beſtimmen.

D. Fuller giebt uns einige gute Lehrſätze zum Bauen. Der erſte iſt: Man muß nicht die Zimmer, die allgemein seyn ſollten, zu abgeſonderten, und nicht die abgeſonderten Zimmer zu allgemeinen machen; das heißt, die allgemeinen Zimmer, als Säle, Gallerien, welche offen ſeyn müſſen, muß man nicht zu abgeſonderten und geheimen Zimmern machen, wie die Wohnſtuben ſind. 2. Es iſt beſſer, wenn ein Hauß einen Tag lang zu klein iſt, als wenn es das ganze Jahr hindurch zu groß wäre. Die Häuſer müſſen alſo nur nach ordentlichen Bedürfniſſen, nicht nach außerordentlichen eingerichtet ſeyn. 3. Landhäuſer müſſen, wie die Subſtantiva, für ſich allein beſtehen können; nicht wie die Stadtgebäude, die auf jeder Seite von ihren Nachbarn unterſtützet und bedecket werden. 4. Laßt die Fronte einen Fremden, der hereintritt, nicht anſchielen, ſondern gerade anſehen. 5. Gebt den Speiſekammern ihre gehörigen Entfernungen von dem Wohnhauſe; diejenigen werden allzu vertraut, welche mit denſelben unter einem Dache wohnen.

Der Entwurf oder Riß von einem Gebäude wird gemeiniglich in drey verſchiedenen Zeichnungen verfertiget.

Die erſte iſt der Grundriß, welcher die Länge, Eintheilung und Austheilung des Grundes zu den verſchiedenen Zimmern und andern verlangten Bequemlichkeiten, vorſtellt.

Die zweyte zeigt die Stockwerke, ihre Höhe, und die äußerlichen Schönheiten und die Geſtalt des ganzen Gebäudes; dieſe wird insgemein von den Baumeiſtern der Aufriß genennt.

Die

Die dritte Zeichnung wird insgemein durch den perpendiculairen Durchſchnitt unterſchieden, und zeigt die innern Theile des Baues. Dieſe heißt das Profil.

Aus dieſen drey verſchiedenen Riſſen ziehen die Baumeiſter eine Berechnung der Unkoſten des ganzen aufzurichtenden Gebåudes und auch der Zeit, in welcher daſſelbe vollendet werden kann.

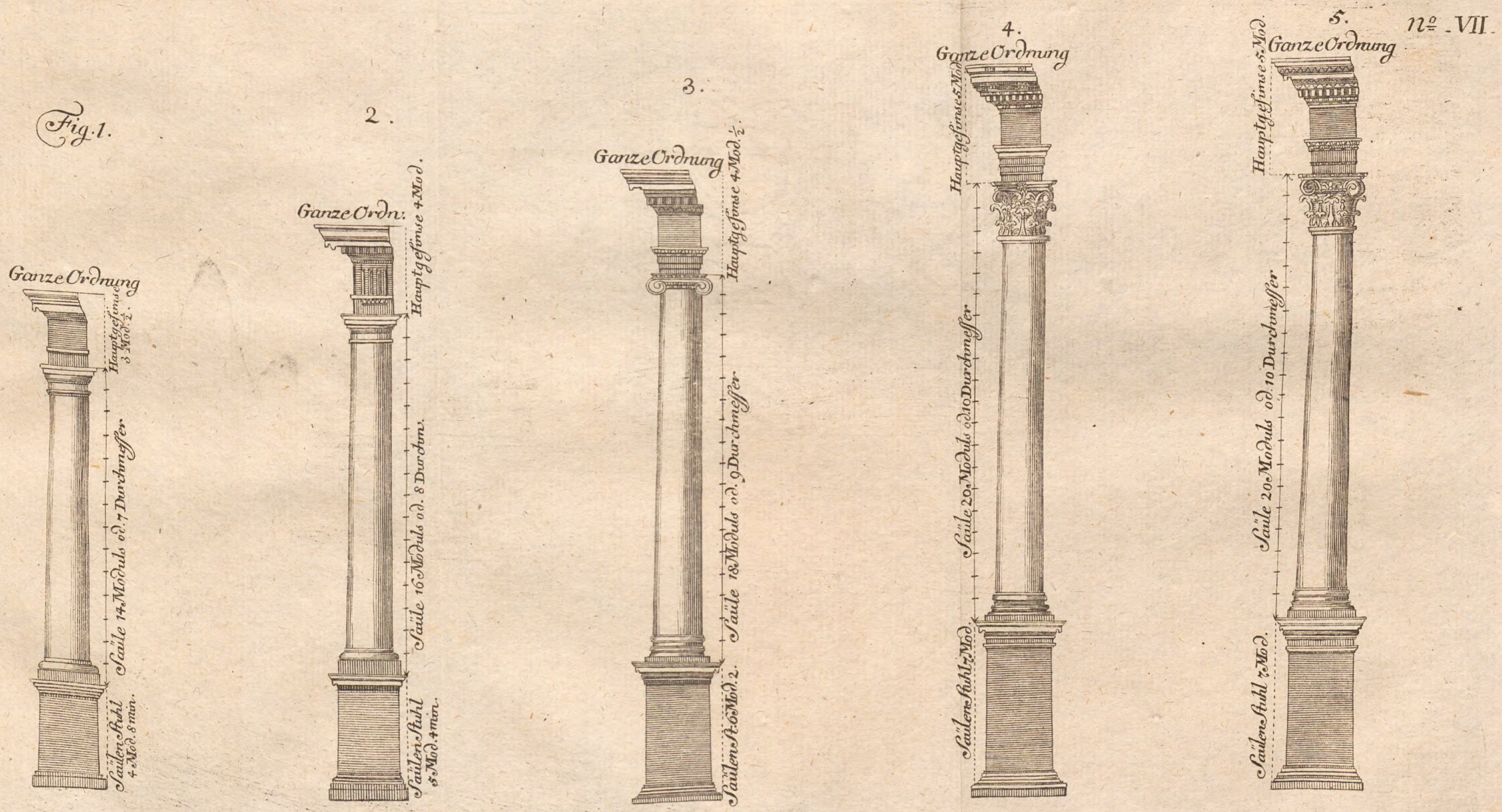
In Abſicht auf die bůrgerliche Baukunſt, iſt es gewiß, daß überhaupt diejenigen Nationen, welche keine koſtbaren und prächtigen Gebåude haben, insgemein arm und ungeſittet ſind. Da die Landhåuſer und alle Gattungen von Gebåuden einer erſtaunenden Menge Volks Arbeit verſchaffen, ſo ſollten diejenigen, die durch ihr Vermögen oder Anſehen dazu geſchickt ſind, alles, was eine Beziehung auf die Verbeſſerung der Baukunſt hat, ſorgfåltig in Aufnehmen zu bringen ſuchen: und dieß ſollten ſie nicht nur wegen des Glanzes und der Pracht des Staats, ſondern zur Beförderung nůtzlicher Künſte ſowohl als zum Vortheil ihrer anſehnlichen Landgůter thun. Denn dieſe Kunſt giebt Anlaß zu einem erſtaunlichen Verbrauche des Bauholzes, der Ziegel, der Steine, des Kalks, Eiſenwerkes u. d. g. Dadurch kann man das anſehnlichſte Vermögen mit beſonderm Vortheile nutzen. Aber derſelbe wird auch ferner durch die gute Ausfüllung dieſer prächtigen Gebåude, nachdem ſie errichtet ſind, befördert; und überdieß bekömmt eine unendliche Anzahl von andern Künſtlern und Handarbeitern dadurch ihren tåglichen Unterhalt. Dieſe mechaniſchen Künſte befördern die Macht, den Reichthum und die Größe einer Nation, ſie erziehen nach und nach, und unterhalten ein beſtåndiges Geſchlecht von practiſchen Künſtlern und Handarbeitern,

tern, die dadurch die wichtigen Werkzeuge werden, Schätze in den Staat hereinzubringen, indem wir unſere inländiſchen Waaren den auswärtigen Nationen verkaufen.

Es iſt auch wider die Klugheit, wenn die Großen und Reichen die mechaniſchen Künſte überhaupt verachten, wie vielleicht nur allzu viele zu thun pflegen. Man ſagt, daß der große Heraclitus, als ihn ſeine Schüler in dem Laden eines Künſtlers fanden, wo ſie ſich ſchämten hereinzutreten, zu ihnen geſagt habe: die Götter ließen ſich an dieſen Oertern eben ſo leicht als an andern finden; wodurch er anzeigen wollte, daß man auch an ſolchen gemeinen Künſten eine göttliche Macht und Weisheit erkennen könnte, ſo ſehr dieſelben auch aus Irrthum überſehen und verachtet würden.

Man weiß, wie ſehr der Czaar Peter I. die Künſtler und Mechaniker in allen Arten, hochgeſchätzt und zu gewinnen geſucht hat. Und ſehet die außerordentlichen Wirkungen einer ſolchen Politik bey dieſem weiſen Fürſten! der durch dieſe Maasregeln eine ganze Nation von Wilden, in Menſchen verwandelt hat.

Es giebt Leute, die allzugroße Beförderer der Baukunſt ſind, ſie bringen ſowohl ſich als die Arbeitsleute, die ſie brauchen, ins Unglück, indem ſie dieſe unruhige Begierde mehr befriedigen, als es die Schranken ihres Vermögens erlauben. Als eine Folge von dieſer grenzenloſen Verſchwendung ſehen wir oft, daß prächtige und koſtbare Schlöſſer, welche unermeßliche Summen gekoſtet haben, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, in Verfall gerathen, weil ſie nicht bewohnt werden; oder daß ſie, nach der Gewohnheit der neuern Zeiten, dem Erdboden gleich gemacht werden,


Nº VII.
Fig. 1.
Ganze Ordnung
Hauptgeſimse 3 Mod. ½.
Säule 14 Moduls od. 7 Durchmeſſer
Säulen Stuhl 4 Mod. 8 min.
2.
Ganze Ordn.
Hauptgeſimse 4 Mod.
Säule 16 Moduls od. 8 Durchm.
Säulen Stuhl 5 Mod. 4 min.
3.
Ganze Ordnung
Hauptgeſimse 4 Mod. ½.
Säule 18 Moduls od. 9 Durchmeſſer
Säulen St. 6 Mod. 2.
4.
Ganze Ordnung
Hauptgeſimse 5 Mod.
Säule 20 Moduls od. 10 Durchmeſſer
Säulen Stuhl 7 Mod.
5.
Ganze Ordnung
Hauptgeſimse 5 Mod.
Säule 20 Moduls od. 10 Durchmeſſer
Säulen Stuhl 7 Mod.

damit man ſie ſtückweiſe öffentlich verkaufen könne. Und ſo bringen Gebäude, welche einige Hundert tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben, nicht den zwanzigſten Theil von den erſten Koſten demjenigen wieder ein, der es übernommen. Da alſo das Vermögen auf die Errichtung dieſer prächtigen Gebäude und auf die Unkoſten, ſie in einem Glanze, der ihrer Pracht gleich ſey, zu erhalten, verwendet worden; ſo ſind viele große Familien in die größte Dürftigkeit gerathen. Dieß iſt eine traurige Betrachtung für den Eigenthümer, obgleich dieſe Gewohnheit den Arbeitsleuten zu thun giebt, denen ſie aber bisweilen eben ſo ſchädlich geweſen iſt, als den Familien dererjenigen, die einen ausſchweifenden Geſchmack an der Baukunſt gefunden haben.

Mechanik.

§. 1.

Wenn ein Körper ſeinen Raum verändert, ſo ſchreibt man ihm eine Bewegung zu. Die Bewegung alſo iſt nichts anders, als die Veränderung des Raums. Diejenige Wiſſenſchaft, welche die Bewegung der feſten Körper, und die Maſchinen betrachtet, wodurch man auf eine vortheilhafte Art eine Bewegung hervorbringen kann, heißt die Mechanik. Betrachtet man die Körper bloß im Gleichgewichte, ſo wird dieſes die Statik genannt, wie ſchon oben in der Einleitung §. 6. p. 197. erinnert worden iſt.

§. 2.

Dasjenige, was eine Bewegung hervorbringt, oder möglich macht, nennt man eine Kraft, was aber die Bewegung verhindert, oder was bewegt wird, heißt eine Laſt. Ein Körper, wodurch man in den Stand geſetzt wird, eine vortheilhafte Bewegung hervorzubringen, erhält den Namen einer Maſchine.

§. 3.

Die mechaniſchen Potenzen beſtehen aus den einfachen Maſchinen, aus welchen alle andre, ſie mögen noch ſo mannigfaltig ſeyn, zuſammengeſetzt werden. Sie ſind folgende: Der Hebel, das Rad, der Kloben, der Keil und die Schraube. Weil ſie ſich aber doch alle unter die erſte Potenz bringen laſſen, und wir nicht zur Ab-

ſicht haben, eine ganze Mechanik vorzutragen, ſo wollen wir, zur Vermeidung der Weitläuftigkeit, bloß eine kurze Betrachtung über den Hebel, und über den Hauptſatz der ganzen Mechanik anſtellen.

§. 4.

Unter einem geradelinichten Hebel (vectis) verſteht man eine gerade ſteife Linie, an welcher ſich drey Puncte gedenken laſſen, ein Ruhepunct (hypomochlium) um welchen ſich der Hebel bewegen kann, und zween andre Puncte, an deren einem ſich die Laſt, an dem andern aber die Kraft befindet. Fällt der Ruhepunct zwiſchen die Kraft und die Laſt, ſo heißt dieſes ein Hebel der erſtern Art. (vectis heterodromus.) Befindet ſich aber der Ruhepunct an dem einen Ende, ſo wird dieſes ein Hebel der zweyten Art (vectis homodromus) genannt. Um nun den Hauptſatz von dem Hebel richtig einzuſehen, müſſen wir folgende kurze Betrachtung voran ſchicken.

§. 5.

Wenn ein Körper in einer gewiſſen Zeit einen beſtimmten Raum zurücke legt, ſo ſchreibt man ihm eine Geſchwindigkeit zu. Da nun dieſes bey jeder Bewegung ſtatt findet, ſo iſt klar, daß einem jeden bewegten Körper eine gewiſſe Geſchwindigkeit zukommen müſſe. Man muß ſich hier die Sprache des gemeinen Lebens nicht irre machen laſſen, wo man nur eine ſolche Bewegung geſchwinde nennt, die einen ſehr merklichen Grad der Geſchwindigkeit hat.

§. 6.

Bewegen ſich zween Körper in einerley Zeit durch einerley Raum, ſo müſſen ſie ohnſtreitig beyde einerley Geſchwindigkeit haben. Hingegen, wenn ſich in einerley Zeit der eine Körper durch einen größern Raum bewegt als der andre, z. E. wenn der erſtre Körper in einer Minute 10 Schuh, der andre aber in eben der Zeit nur 5 Schuh zurück legt, ſo muß dem erſtern auch eine größere Geſchwindigkeit, als dem andern zukommen, und zwar wird in dieſem Falle die Geſchwindigkeit des erſtern noch einmal ſo groß ſeyn, als die Geſchwindigkeit des andern, weil der Raum, durch welchen ſich der erſtre bewegt, noch einmal ſo groß iſt, als der Raum des andern. Hieraus iſt alſo klar, daß die Geſchwindigkeiten zweyer Körper ſich wie die Räume verhalten, wenn ihre Bewegung in einerley Zeit geſchieht.

§. 7.

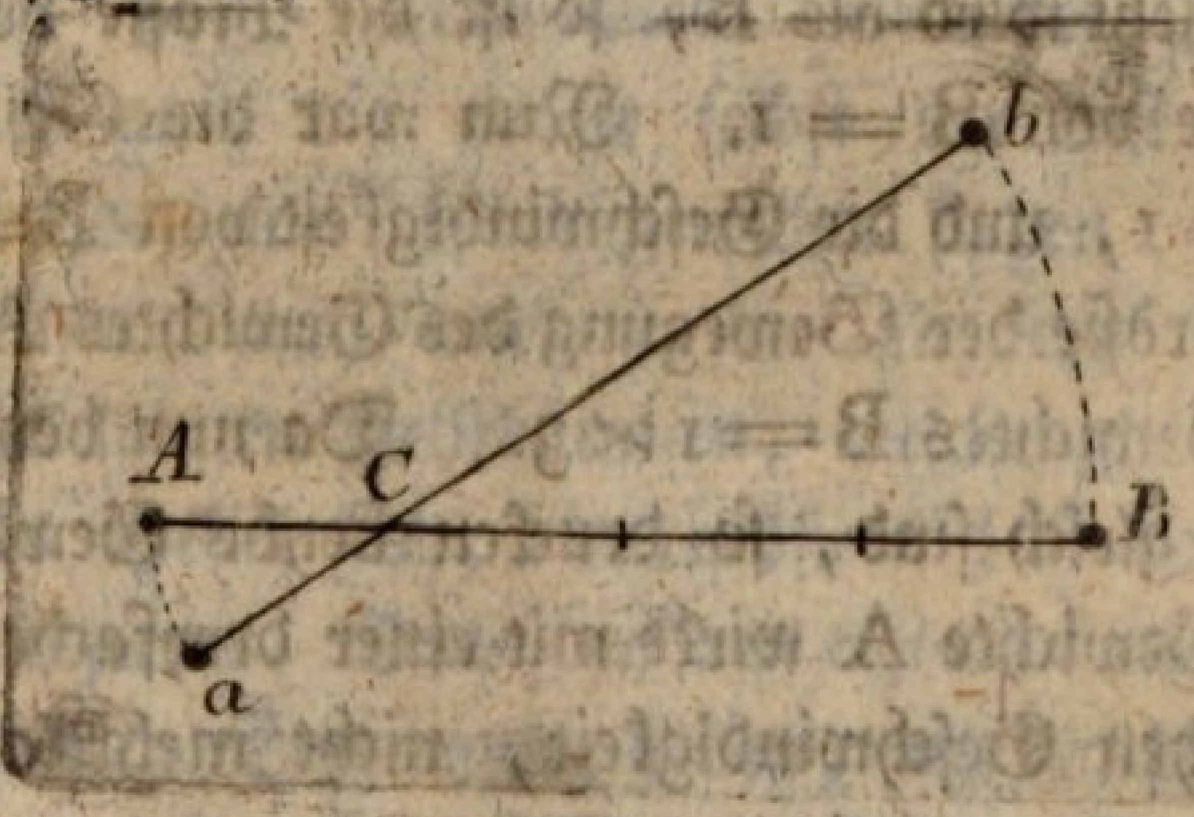
Wenn man die Größe der Bewegung beſtimmen will, ſo muß man nicht nur auf die Geſchwindigkeit, ſondern auch auf die Maße, (d. i. auf die Menge der Theile,) woraus ein Körper beſteht, ſehen. Man ſtelle ſich die Sache durch Gewichte vor. Je ſchwerer ein Gewichte iſt, einen deſto größern Druck übet es aus, und dieſer Druck wird noch mehr vermehrt, wenn ſeine Geſchwindigkeit zunimmt. Denn ein Körper, muß eine größere Wirkung hervorbringen, wenn er ſich geſchwinder, als wenn er ſich langſamer bewegt, weil ihm im erſten Falle mehrere Actionen zukommen, als im andern. Es ſey z. E. ein Körper A noch einmal ſo ſchwer als ein andrer Körper B, ferner bewege ſich der erſtre dreymal ſo geſchwinde, als der andre, ſo muß die Größe der Bewegung des erſten Kör-

pers

pers 2mal 3mal, d. i. 6mal mehr betragen, als die Größe der Bewegung des andern Körpers. Man pflegt daher die Größe der Bewegung, die man auch das Momentum nennt, durch ein Product aus der Maße in die Geſchwindigkeit eines Cörpers zu beſtimmen. In dem jetzt angeführten Beyſpiele, war die Maße des Körpers A = 2, ſeine Geſchwindigkeit = 3, die Maße des andern Körpers = 1, und ſeine Geſchwindigkeit ebenfals = 1, folglich wäre die Größe der Bewegung im erſtern Falle 2 × 3, d. i. 6 und im andern Falle 1 × 1, d. i. 1.

§. 8.

Wenn zwey Gewichte an einem Hebel ſich in einem umgewendeten Verhältniſſe ihrer Entfernungen vom Ruhepuncte befinden, ſo erhalten ſie einander im Gleichgewichte.



Es ſey z. E. an dem Hebel AB ein Gewichte in A von 3 Pfunden, und ein andres in B von 1 Pfund befindlich. In C ſey der Ruhepunct, und die Entfernung des Gewichtes A betrage 1, die Entfernung des andern Gewichtes B vom Ruhepuncte betrage 3, ſo müſſen die beyden Gewichte einander im Gleichgewichte erhalten. Denn geſetzt, ſie hielten einander nicht das Gleichgewichte, ſondern A bewegte ſich biß a, und B biß b, ſo müßten ſich die Geſchwindigkeiten der beyden Gewichte A und

und B, wie die Bogen Aa und bB verhalten, weil ſie ſich beyde in einerley Zeit durch dieſe Räume bewegt haben. (§. 6.) Weil aber die Winkel n und m, als Verticalwinkel, einander gleich ſind, (§. 54. Geometr.) ſo müſſen ſich die Bogen Aa und Bb, wie die Linien AC und CB verhalten, weil dieſes die Radii in den beyden ähnlichen Sectoribus ACa und bCB ſind (§. 147. Geometrie.) Nun wurde aber angenommen, daß die Entfernung des Gewichtes B vom Ruhepuncte 3mal größer seyn ſollte, als die Entfernung des Gewichtes A. Da nun CB und AC dieſe Entfernungen ausdrücken, ſo müſſen ſich die Bogen bB und Aa wie 3 : 1 verhalten, und alſo würde das Gewichte B eine dreymal größere Geſchwindigkeit haben als das Gewichte A. Wenn man die Maße in die Geſchwindigkeit multiplicirt, ſo erhält man die Größe der Bewegung. (§. 7.) Da nun A dreymal ſchwerer geſetzt wird als B, ſo iſt die Maße von A = 3, die Maße von B = 1. Nun war die Geſchwindigkeit von A = 1, und die Geſchwindigkeit von B = 3, folglich iſt die Größe der Bewegung des Gewichtes A = 3 × 1, und des Gewichtes B = 1 × 3. Da nun beyde Producte einander gleich ſind, ſo drucken beyde Gewichte gleich ſtark, das Gewichte A wirkt mit einer dreyfachen Schwere, aber einfachen Geſchwindigkeit, nicht mehr als das Gewichte B mit einer einfachen Schwere und dreyfachen Geſchwindigkeit, folglich können ſie einander in dieſem Falle unmöglich bewegen, ſondern müſſen im Gleichgewichte ſtehen.

§. 9.

Aus dieſem jetzt angeführten Satze, welches der Hauptſatz der ganzen Mechanik iſt, ſiehet man alſo, wie ſich

ſich mit einer geringen Kr... eine große Laſt erhalten und bewegen läßt. Daher kann man durch eine Schnellwage, welche nichts anders als ein Hebel iſt, mit 1 Pf. 6, 7, 8 und mehrere Pfunde, nach Beſchaffenheit der Länge und Eintheilung derſelben abwiegen. Denn gebe ich dem Gewichte eine noch einmal ſo große Entfernung von dem Ruhepuncte, als der abzuwiegenden Sache, ſo werde ich mit 1 Pfunde, 2 Pfund im Gleichgewichte erhalten, wäre die Entfernung des Gewichtes vom Ruhepuncte 10mal größer, als die Entfernung der abzuwiegenden Sache, ſo würde ich mit 1 Pfunde 10 Pfunde abwägen können. u. ſ. f. Weil aber bey einer gewöhnlichen Waage, die Waagebalken gleich groß ſind, ſo ſieht man leicht ein, warum man zum Abwägen ein Gewicht haben muß, deſſen Schwere eben ſo viel beträgt, als die Schwere der abzuwägenden Sache. Denn hier ſind die Entfernungen der Kraft und Laſt vom Ruhepuncte einander gleich, und folglich muß auch die Kraft ſelbſt der Laſt gleich ſeyn, wenn beyde im Gleichgewichte ſtehen ſollen. Ferner kann man auch daraus die Urſache ſehen, warum man mit langen Hebebäumen, welche gleichfalls nichts anders als Hebel ſind, eine größere Laſt bewegen kann, als mit kürzern. Denn bey den erſtern kann man der Kraft eine größere Entfernung geben, als bey den letztern, und daher muß auch die Kraft ſelbſt im erſten Falle vermögender ſeyn, als im andern. Und ſo wird man aus dieſem einzigen Satze ſehr vieles bey den Maſchinen einſehen können, daher wir ihn auch hier kürzlich vorgetragen haben, ohngeachtet uns weder der Raum, noch unſre Abſicht erlauben, uns weiter in die Mechanik einzulaſſen.

Erdbeſchreibung und Sternkunſt.

Lehrer.

Die Wiſſenſchaft der Erdbeſchreibung und Sternkunſt, beſonders aber der erſten, iſt es, was ich mir itzt zu betrachten vorgenommen habe. Bey der Sternkunſt, will ich mich begnügen euch nur einen kleinen Begriff von dem Copernicaniſchen Lehrgebäude zu geben, und es euch überlaſſen, in wie fern ihr und eure Freunde vor gut befinden werden, in dieſelben weiter zu gehen, wenn ihr in euern Studien zunehmt. Aber ohne eine hinlängliche Kenntniß der Erdbeſchreibung, kann man weder die Geſchichte noch die Staatswiſſenſchaft verſtehen; ja man kann auch unmöglich richtige Begriffe von der Schiffart oder der Handlung erlangen.

Es beſteht aber die Wiſſenſchaft der Erdbeſchreibung vornämlich in einer Beſchreibung von der Oberfläche der Erdkugel, die von Natur aus zween Theilen, aus Erde und Waſſer zuſammengeſetzt iſt, und deßwegen die bewäſſerte Erdkugel genannt wird. Jedes von dieſen Elementen wird wieder in mancherley Theile abgetheilt, und durch andre Namen unterſchieden.

Schüler. Wie werden die einzelnen Theile der Erde von einander unterſchieden?

Lehrer. Man theilt die Erde ein, in feſtes Land, in Inſeln, Halbinſeln, Erdengen und Vorgebürge.

Ein feſtes Land iſt ein breiter Strich Landes, der verſchiedne Gegenden enthält, die mit einander vereinigt, und durch keine See getrennt ſind. So machen Europa, Aſien und Africa, nur ein feſtes Land gegen Morgen, und America ein anders gegen Abend aus.

Eine Inſel iſt ein Strich Landes, das von Waſſer umgeben iſt, wie Großbritannien.

Eine Halbinſel iſt ein Strich Landes, welches vom Waſſer, ausgenommen an der einen Seite, umgeben iſt, wo es mit einem andern Lande, durch einen Iſthmus oder eine Erdenge vereinigt iſt. So hängt Africa mit Aſien durch die Erdenge bey Suez, und Morea mit Achaia durch die Erdenge von Corinth, zuſammen.

Ein Iſthmus iſt diejenige Erdenge, welche zwey Länder vereiniget, ſo wie der Iſthmus bey Darien, das nördliche America mit dem ſüdlichen, und der Iſthmus bey Corinth, Achaia und Morea mit einder verbindet.

Ein Vorgebürge, iſt eine Spitze Landes, die ſich weit in die See hinein erſtreckt, ſo wie das Vorgebürge der guten Hofnung in Africa, und das Vorgebürge Comorin in Oſtindien.

Schüler. Wie theilt man die Gewäſſer ein?

Lehrer. Die Gewäſſer werden in Weltmeere, Seen, Meerengen, Meerbuſen oder Reeden, ſtehende Waſſer und Flüſſe eingetheilt.

Die Weltmeere ſind weite Seen, die einen Theil der Erde von dem andern trennen, wie das Atlantiſche Meer, welches Europa und Africa von America abſondert, und das ſtille Meer oder die Südſee, die America von Aſien trennt.

Seen ſind kleinere Maßen Waſſers, die eine Gegend von der andern abſondern, wie die mittländiſche See, welche Europa von Africa trennt, und die baltiſche See, die Schweden von Deutſchland ſcheidet.

Ein Meerbuſen oder Bay, iſt eine See, die mit Land umgeben iſt, ausgenommen an der einen Seite, an welcher die Schiffe hineingehen, wie der Meerbuſen bey Mexico in America, und der finnländiſche Meerbuſen in dem baltiſchen Meere. Die kleinern Meerbuſen, nennt man oft Mündungen, oder Buchten, wie die bey Plymouth.

Eine Meerenge iſt ein enger Zugang in eine See, wie die Meerenge bey Gibraltar; und bisweilen nennt man ſie auch eine Mündung, wie diejenige iſt, wodurch man in das baltiſche Meer kömmt.

Eine ſtehende See oder Lache iſt eigentlich ein großes Waſſer, das mit Land umgeben iſt, und keine merkliche Verbindung mit einer andern See hat. So iſt die Caſpiſche See in Aſien. Aber verſchiedene andre Gewäſſer, welche mit der See eine Verbindung haben, werden auch ſtehende Seen genennt, wie die Onega See in Rußland, und die See von Nicaragua in America.

Ein Fluß iſt ein Strom, der aus einer Quelle entſpringt, und nachdem er in einer groſſen Weite fortgefloſſen, ſich insgemein in eine See ſtürzet. So entſpringt die Donau in den Alpengebürgen, und nachdem ſie einen Lauf von vielen hundert Meilen, von Abend gegen Morgen, durch einen groſſen Theil von Deutſchland, Hungarn, und der Türkey vollendet hat, ſtürzet ſie ſich durch verſchiedene Ausgänge in das ſchwarze Meer.

Schüler. Was für einen Umfang hat die Erdkugel?

Lehrer. Die Peripherie der Erdkugel macht 360 Grad aus, wovon jeder Grad 15 geographiſche Meilen enthält,

hält, ſodaß der ganze Umkreiß 5400 ſolche Meilen enthält; und wenn der Durchmeſſer der dritte Theil der Peripherie wäre, ſo würde der Durchmeſſer 1800 geographiſcho Meilen enthalten. Aber der Durchmeſſer verhält ſich wie 7 zu 22, und iſt folglich etwas kleiner als der dritte Theil der Peripherie. Es iſt bekannt daß eine jede von dieſen Meilen ſo viel als 23629. rheinlär.diſche Schuhe enthalte.

Schüler. Worauf iſt die Erde gegründet?

Lehrer. Die Erdkugel ruhet auf nichts, ſondern ſcheint auf jeglicher Seite von dem Himmel auf gleiche Art umgeben zu ſeyn. Damit man dieß beſſer einſehe, ſo wird es nöthig ſeyn, die verſchiedenen eingebildeten Cirkel zu bemerken, die auf der künſtlichen Erdkugel (Globus) beſchrieben ſind. 1. Der Aequator (die Mittellinie oder die Linie) und die Cirkel, die mit ihm parallel laufen. 2. Der erſte Mittagscirkel und die übrigen mittäglichen Linien. 3. Der Thierkreis, welcher die Ecliptic oder die Sonnenſtraße enthält. 4. Der Horizont oder Geſichtskreis. 5. Die beyden Wendecirkel. 6. Der nördliche und ſüdliche Polarcirkel. Man nimmt auch an, daß eine Linie durch den Mittelpunct der Kugel gehet, die man ihre Axe nennt, um welche ſie ſich in 24 Stunden herum bewegt. Die Endpuncte dieſer Axe werden die Pole (Angeln) der Erde genennt. Der eine in Norden, heißt der nördliche, oder auch Polus Arcticus, von einem Sterne am Himmel, der in der Gegend ſteht, und einen Theil des Geſtirns, das der kleine Bär heißt, ausmacht. Der andre Pol in Süden heißt der Südliche oder Polus Antarcticus, weil er dem erſtern grade entgegen geſetzt iſt.

Schüler. Zu was dient der Cirkel, welcher der Aequator heißt?

Leh=

Lehrer. Durch den Aequator wird die Kugel in zween gleiche Theile oder Halbkugeln abgeſondert; und auf eben dieſem Cirkel, werden die Grade der Länge, von dem erſten Mittagscirkel an, nach Oſten oder Weſten zu, bemerkt. Die Parallelcirkel haben dieſen Namen, weil ſie mit dem Aequator parallel laufen, und es ſind ihrer neune an der Zahl, die zwiſchen dem Aequator und einem jeglichen Pole liegen, davon jeder zehn Grade weit von dem andern abſtehet; ſo daß jeder Grad der Breite, 15 geographiſche Meilen, und alſo zehn Grade allzeit 150 ſolche Meilen enthalten. Folglich ſind 1350 Meilen, von dem Aequator bis zu jeglichem Pole, welches der vierte Theil des Umkreiſes der Erdkugel, nach deutſchen Meilen gerechnet, iſt.

Schüler. Zu was dient der erſte Mittagscirkel?

Lehrer. Der erſte Mittagscirkel (Meridianus) wird durch den meßingenen Cirkel vorgeſtellt, worinn ſich die Kugel bewegt. Er theilt ſie in die öſtliche und weſtliche Halbkugel; und man bemerket darauf die Grade der Breite, welche nordwärts vom Aequator nach dem Nordpol, und ſüdwärts vom Aequator nach dem Südpol zu, gezehlet werden.

Wenn 24 Mittagslinien auf dem Globus verzeichnet ſind, ſo ſind ſie 15 Grad, oder um eine Stunde, von einander. Diejenigen, welche unter der Mittagslinie zur rechten Hand, das heißt, nach der öſtlichen Gegend des erſten Mittagscirkel zu, wohnen, haben die Sonne eine Stunde früher als wir; und die, welche unter der Mittagslinie zur linken Hand, das heißt, uns gegen Abend zu, wohnen, ſehen die Sonne eine Stunde ſpäter als wir. Daraus zeigt ſich, was man durch die weſtliche und öſtliche Länge verſtehe. Und wie die Länge nichts anders als diejenige Entfernung iſt, die ein Ort gegen Morgen oder Abend zu, von dem erſten

ſten Mittagscirkel hat; ſo iſt die Breite eines Orts diejenige Entfernung, die er vom Aequator nach dem Nord- oder Südpol zu, hat. Liegt der Ort zwiſchen dem Aequator und dem nördlichen Pole; ſo heißt es die nördliche Breite, und wenn derſelbe vom Aequator nach Süden zu liegt, ſo nennt man ſie die ſüdliche Breite.

Schüler. Wohin ſetzt man insgemein den erſten Mittagscirkel?

Lehrer. In den ältern Landkarten, zog man den erſten Mittagscirkel entweder durch die eine Canariſche Inſel Teneriffa, 17 Grad weſtwärts von London, oder durch die andre Ferro, die 19 Grad weſtwärts von London liegt. Aber heut zu Tage zieht faſt jede Nation den erſten Mittagscirkel in ihren verſchiedenen Karten, durch eine jede von ihren Hauptſtädten. In Molls Karte von Engelland, welches die richtigſte iſt, die wir haben, wird an dem einen Ende der Karte, die Mittagslinie durch London, und an dem andern durch Ferro gezogen, welches, wie geſagt worden, 19 Grad weſtwärts von London liegt. Und in dieſen Karten iſt das obere Ende allzeit Norden, das untere Süden; zur Rechten iſt Oſten, und zur Linken Weſten. Die Grade der Länge ſind zu oberſt bey jeder Karte, und die Grade der Breite, an den Seiten derſelben angezeigt.

Schüler. Was verſteht man durch den Thierkreis?

Lehrer. Der Thierkreis iſt derjenige Streif, welcher zwiſchen den beyden Wendecirkeln liegt, und in zwölf Zeichen abgetheilt wird, durch welche die Sonne in einer Zeit von zwölf Monaten zu gehen ſcheinet, und wovon ein jedes 30 Grad der Länge enthält.

Die Ecliptic iſt eine Linie, die durch die Mitte des Thierkreiſes gehet, und die Bahn der Sonne, oder vielmehr der Erde bezeichnet, in der ſie ſich jährlich beweget.

Schüler. Warum ſagt ihr, die Bahn der Erde? Iſt es nicht die Sonne, die ſich beweget?

Lehrer. Nein; aber die Erdbeſchreiber reden nach dem Augenſchein, und dieſer iſt noch immer derſelbe, es mag ſich die Erde von Weſten nach Oſten zu, oder die Sonne von Morgen nach Abend zu bewegen.

Schüler. Welcher von den Cirkeln wird der Horizont genennt?

Lehrer. Der Horizont iſt derjenige breite Cirkel, in welchem der Globus ſtehet und wodurch er in die obere und untere Halbkugel abgetheilt wird. Der Ort, wo ein jeder ſich befindet, iſt der Mittelpunct dieſes Horizonts und der Halbkugel. Der ſcheinbare Horinzont ſcheint die Oberfläche der Erde zu berühren, und iſt die äuſſerſte Grenze unſrer Ausſicht auf einer ebenen Fläche. Der wahre Horizont wird in Gedanken mit jenem parallel gezogen, und bis an den Himmel ausgedehnt.

Die Pole unſers Horizonts, ſind zween eingebildete Puncte am Himmel, welche Zenith und Nadir heiſſen. Zenith iſt der Punct, der gerade über unſerm Haupte iſt; und Nadir, der Punct am Himmel, unter unſern Füſſen, der dem Zenith im Diameter entgegenſtehet.

Schüler. Iſt denn ein Theil des Himmels unter uns?

Lehrer. Weil die Erde ſich allemal binnen 24 Stunden um ihre Axe beweget, woher Tag und Nacht entſteht; ſo muß derjenige Ort des Himmels, der um 12 Uhr des Mittags über unſern Häuptern war, nothwendig um 12 Uhr des Nachts, unter unſern Füſſen ſeyn. Aber eigentlich zu reden, kann man von keinem Theile der Erde ſagen, daß er zu oberſt, oder zu unterſt ſich befinde. Alle Einwohner der Erde, ſcheinen dieſelbe unter ihren Füſſen, und den Him-

mel über ihren Häuptern zu haben; und die Schiffe ſegeln ſo, daß ihre Boden einander entgegen ſtehen.

Schüler. Zu was nützen aber die Cirkel, die man Wendecirkel nennt?

Lehrer. Die Wendecirkel zeigen an, wie weit die Sonne oder vielmehr die Erde, in jedem Tage, von dem Aequator ſich nach Norden oder Süden zu entfernet. Der Wendecirkel des Krebſes iſt auf dem Globus, um 23 Grad, 30 Minuten, vom Aequator gegen den Nordpol zu; und der Wendecirkel des Steinbocks um 23 Grad, 30 Minuten, vom Aequator nach dem Südpol zu, entfernet.

Schüler. Wohin ſind die Polarcirkel geſetzt?

Lehrer. Die Polarcirkel ſind 23 Grad 30 Minuten weit von einem jeden Pole, und 66 und einen halben Grad weit, vom Aequator entfernt.

Schüler. Was ſind dieß für Abtheilungen der Erde die man Gürtel (Zonen) nennt?

Lehrer. Die Erde wird in fünf Gürtel abgetheilt, nämlich in den hitzigen, in die beyden kalten und in die zwo gemäßigten Erdgürtel. Sie heiſſen Zonen, weil ſie die Erde wie ein Gürtel umfaſſen, welcher im Griechiſchen ζώνη genennt wird.

Die hitzige Zone liegt zwiſchen den beyden Wendecirkeln, und wird wegen der ausnehmenden Hitze des Himmelſtrichs ſo genennt, indem die Sonne jährlich zweymal durch dieſelben gehet.

Die beyden kalten Zonen liegen zwiſchen den Polarcirkeln, und werden, wegen der ausnehmenden Kälte, die darinn iſt, ſo genennet.

Die nördliche gemäßigte Zone liegt zwiſchen dem Wendecirkel des Krebſes, und dem nordlichen Polarcirkel, die

ſüdliche gemäßigte Zone hingegen, zwiſchen dem Wendecirkel des Steinbocks und dem ſüdlichen Polarcirkel.

Schüler. Was verſtehet man unter der Polhöhe?

Lehrer. Die Polhöhe iſt der Abſtand des Pols vom Horizont, die allezeit mit der Breite eines Orts einerley iſt. So liegt der ſüdliche Theil von England im 50 Grade nördlicher Breite; und folglich muß da der Nordpol um 50 Grad über den Horizont erhoben ſeyn. Deswegen bedient man ſich ohne Unterſchied der Breite eines Orts, nnd der Polhöhe um einerley auszudrücken.

Schüler. Seyd ſo gut und erklärt dieß mit einem Beyſpiel.

Lehrer. Wenn ihr den Globum richtet, und einen Ort unter das Zenith bringt; ſo muß der Horizont nothwendig 90 Grad weit von dieſem Ort entfernet ſeyn, ſowohl nordwärts, als ſüdwärts. Geſetzt nun, der gegebene Ort liegt im 50 Grad nördlicher Breite, ſo muß folglich der gegebene Ort 40 Grad weit vom Nordpol entfernt ſeyn, und der Pol muß um 50 Grad über den Horizont dieſes Orts erhoben ſeyn, um die 90 Grad auf dieſer Seite auszumachen. Und weil auf der andern Seite, der gegebene Ort um 50 Grad nördlicher Breite vom Aequator entfernt liegt, ſo wird euer Horizont ſich bis 40 Grad ſüdlicher Breite erſtrecken, um die übrigen 90 Grade auf dieſer Seite auszumachen. Um dieß noch weiter zu erklären, ſo nehmt Petersburg zum Ort an, den ihr unter das Zenith bringt. Dieſer liegt in dem 60 Grade nördlicher Breite, und folglich im 30 Grade vom Pole. Denn es müſſen 30 Grad zwiſchen dem Pole und dem Horizont liegen, um die Summe von 90 Graden auszumachen. Und auf der andern Seite wird der Horizont von Petersburg ſich nur auf 30 Grad ſüdlicher Breite erſtrecken; ſo daß die Summe 90 Grad auch auf

dieſer

dieſer Seite beträgt. Denn zwiſchen dem Zenith und dem Horizont werden allezeit auf jeder Seite 90 Grad ſeyn, um die Halbkugel auszumachen.

Schüler. Wozu nützet der Stundencirkel an dem Globus?

Lehrer. Der meßingene Stundencirkel, der an jedem Globus mit einem Zeiger befeſtiget iſt, weiſet um wie viel Stunden, und folglich um wie viel Grade ein Ort von dem andern, oſt- oder weſtwärts entfernt ſey; denn wie allzeit 15 Grad oſt- oder weſtwärts eine Stunde ausmachen, ſo enthält jede Stunde 15 Grad.

Der Höhenquadrant iſt ein beweglicher metallener Bogen, der in 90 Grad eingetheilet iſt, im vierten Theil vom Globo, dadurch man die Entfernungen der Oerter finden, und viele nützliche Aufgaben auflöſen kann.

Schüler. Wie werden die Einwohner der Erde in Abſicht auf ihre verſchiedene Lage eingetheilt?

Lehrer. Sie werden entweder Periäci, Antäci, oder Antipoden genennt.

Die Periäci wohnen unter einerley Parallelcirkeln, aber in entgegengeſetzten Hälften des Mittagscirkels. Es iſt Mitternacht bey den einen, wenn es bey den andern Mittag iſt. Die Länge ihrer Tage und Jahreszeiten aber, iſt bey beyden gleich. Und dieſe findet man, wenn man den Stundenzeiger um 12 Stunden oder den Globum halb herum wendet.

Die Antäci ſind die, welche unter einerley Mittagscirkeln, aber entgegengeſetzten Parallelcirkeln gelegen ſind. Bey ihnen ſind die Jahreszeiten den unſrigen ganz entgegen geſetzt, aber die Tage von einerley Länge; doch ſo, daß ſie die kürzeſten Tage haben, wenn bey uns die längſten ſind. Dieſe findet man, wenn man auf der entgegengeſetzten

Seite des Aequators, ſo viel Grade zählet, als bey uns auf der einen Seite ſich finden.

Die Antipoden (Gegenfüßler) wohnen unter denen uns entgegenſtehenden Mittags- und Parallelcirkeln. Dieſe haben verſchiedne Jahrszeiten; und ihr Mittag iſt bey uns die Zeit der Mitternacht; ihr längſter Tag iſt dann, wenn wir den kürzeſten haben. Dieſe werden gefunden, wenn man den Stundenzeiger um 12 Stunden von dem gegebenen Orte wegwendet, oder den Globum halb herum kehret, und dann eben ſo viel Grade an der entgegengeſetzten Seite des Aequators zählet, als von dem gegebenen Orte an auf dieſer ſich befinden.

Schüler. Sind ſie noch durch andere Umſtände von einander unterſchieden?

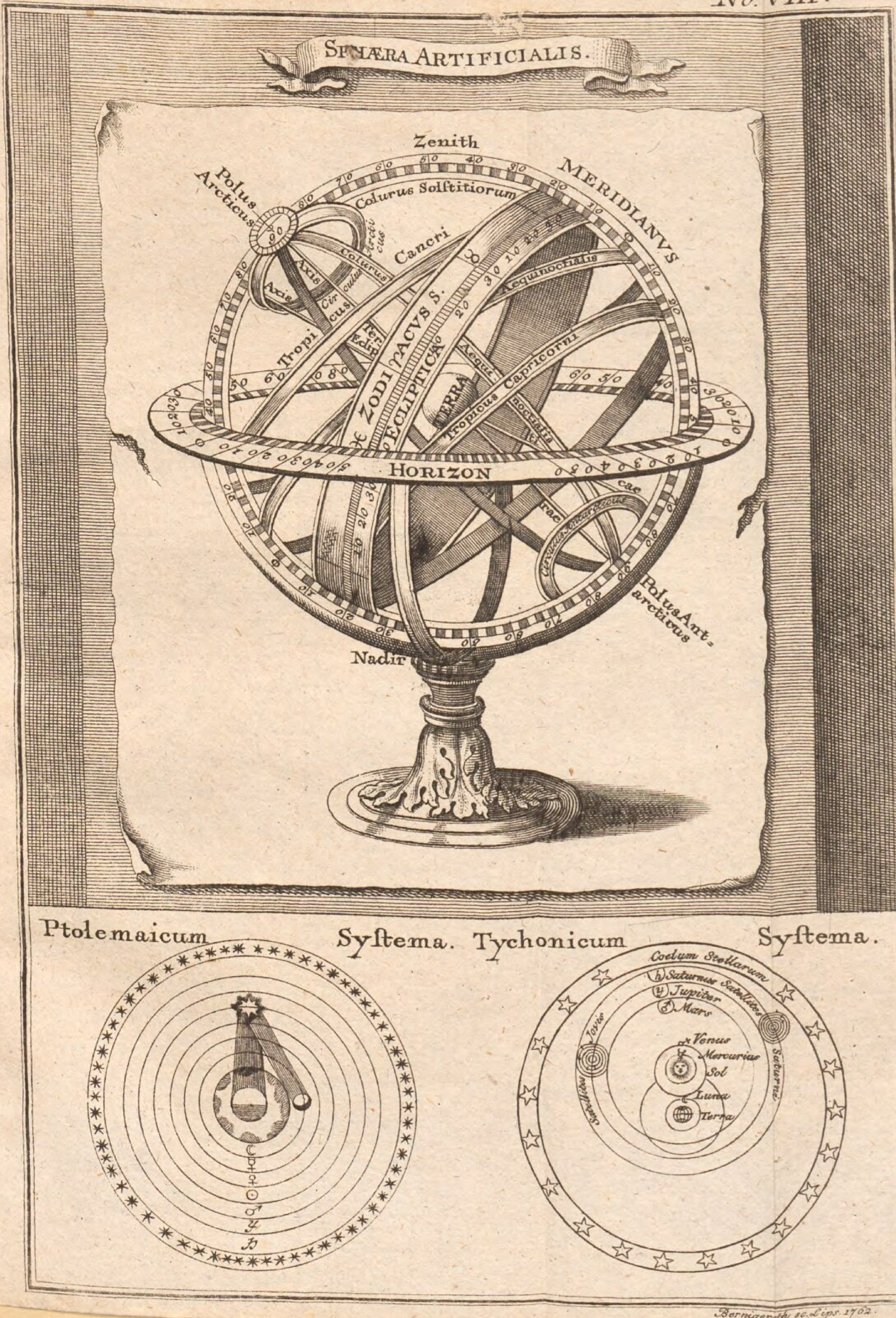
Lehrer. Die Einwohner der Erde werden durch ihre verſchiedenen Schatten im Mittage unterſchieden, und entweder Amphiſcii, (Zweyſchattige) Aſcii, (Unſchattige) Heteroſcii, (Einſchattige) oder Periſcii (Umſchattige) genennt.

Die Amphiſcii bewohnen die heiſſe Zone, und ſehen im Mittage ihren Schatten ſowohl nord- als ſüdwärts. Wenn die Sonne ſüdwärts ſie beſcheint, ſo fällt ihr Schatten nordwärts; und iſt ihnen die Sonne nordwärts, ſo ſehen ſie ihren Schatten ſüdwärts, ſie werden auch Aſcii genennt, weil die Sonne zweymal im Jahre des Mittags gerade über ihrem Haupte ſtehet; und dann haben ſie keinen Schatten.

Die Heteroſcii, welche die gemäßigten Zonen bewohnen, ſehen ihren Schatten des Mittags, das ganze Jahr über, auf eine Seite fallen. In der nordlichen gemäßigten Zone, fällt ihr Schatten des Mittags allzeit gegen Norden, und in der ſüdlichen gemäßigten Zone, allzeit gegen Süden zu.

Die

No. VIII.



Bernigeroth sc. Lips. 1762.

Die Periſcii wohnen innerhalb den Polarcirkeln und ſehen ihren Schatten nach allen Seiten zu, weil die Sonne verſchiedene Monate hindurch, alle 24 Stunden, über ihrem Horizonte bleibet; nämlich wenn ſie mit ihnen auf einer Seite von dem Aequator ſich befindet. Wenn es auf einem von den Polen noch Einwohner giebt, ſo müſſen ſie nur einen Tag von 6 Monaten, und eine eben ſo lange Nacht haben.

Schüler. Was müſſen wir unter den Climaten verſtehen?

Lehrer. Climata ſind Räume auf der Oberfläche des Globus, die in eingebildete Cirkel eingeſchloſſen werden, welche mit dem Aequator parallel laufen, und ſo breit ſind, daß der längſte Tag in dem einen, die Größe deſſelben in dem andern um eine halbe Stunde überſteiget; und deren ſind ihrer 60 an der Zahl; nämlich 24 vom Aequator an, bis zu einem jeden von den Polarcirkeln; und 6 von einem jeden Polarcirkel an, bis nach ſeinem Pol. Doch iſt zwiſchen dieſen letztern ein Unterſchied von einem ganzen Monate, weil die Sonne in den erſten, einen Monat lang über dem Horizont erſcheint, ohne unterzugehen; in dem zweyten zwey Monat lang, und ſo fort, bis an den Pol, wo der Tag 6 Monat lang, und die Nacht eben ſo lange dauert, wenn die Sonne auf der entgegengeſetzten Seite des Aequators ſich aufhält.

Schüler. Sind dieſe Climata von gleicher Breite?

Lehrer. Nein. Die, welche dem Aequator näher ſind, ſind am allerbreiteſten. Zum Beyſpiel, das erſte Clima zunächſt dem Aequator hat 8 Grad und etliche Minuten in der Breite, da hingegen das eilfte Clima, wenig mehr als 2 Grad breit iſt, wie man aus der folgenden Tafel ſehen kann.

Climata	Stunden.	Minuten.	Breite Grade.	Breite Minuten.
1. Der Anfang des erſten Climatis beym Aequator.	12	00	00	00
2 Clima	12	30	08	25
3	13	00	16	25
4	13	30	23	50
5	14	00	30	20
6	14	30	36	28
7	15	00	41	32
8	15	30	45	29
9	16	00	49	01
10	16	30	51	58
11	17	00	54	27
12	17	30	56	37
13	18	00	58	29
14	18	30	59	58
15	19	00	61	18
16	19	30	62	25
17	20	00	63	22
18	20	30	64	06
19	21	00	64	49
20	21	30	65	21
21	22	00	65	47
22	22	30	66	06
23	23	00	66	20
24	23	30	66	28
	zu 24 St.		zu 66	30

In der kalten Zone nehmen die Tage nach Monaten zu

Ein Tag von einem Monat in	67	30
2 Monaten in	69	30
3 Monaten in	73	20
4 Monaten in	78	20
5 Monaten in	84	00
6 Monaten in	90	00

Anm.

Anm. Das Ende des einen Climatis iſt der Anfang des nächſt drauf folgenden. Bey dem erſten Clima, welches beym Aequator ſich anfängt, iſt der Tag nur 12 Stunden lang, im Anfange des Climatis; und 12 Stunden 30 Minuten, am Ende deſſelben, nämlich im 8 Grade 25 Minuten der Breite, wo das zweyte Clima ſich anfängt.

Schüler. Ich bemerke, daß ein Grad der Breite, 15 deutſche Meilen enthält. Sagt mir doch, wie viel dergleichen Meilen in einem Grade der Länge enhalten ſind?

Lehrer. Ein jeder Grad der Länge, wenn man ihn auf dem Aequator berechnet, enthält 15 deutſche Meilen. Weil aber die Mittagslinien immer näher an einander kommen, je mehr ihr euch einem von den Polen nähert; ſo muß auch nothwendig die Anzahl der Meilen zwiſchen dieſen Linien, nach Verhältniß abnehmen, ſo enthält zum Beyſpiel, ein Grad der Länge nur $9\frac{1}{4}$ Meile, im 52 Grade der Breite, obgleich eben derſelbe auf dem Aequator volle 15 Meilen begreift; und dieß wird man ſowohl aus dem Maaße der Entfernungen, als auch aus der folgenden Tafel erſehen, welche zeigt, wie viel Meilen ein Grad der Länge in jeglicher Breite enthalte.

Tafel
von der Größe eines Grads der Länge, in jeglicher Breite.

	Grad	Meil.	Min.	Grad	Meil.	Min.
Aequat	00	15	00	6	14	55
	1	14	59	7	14	54
	2	14	58	8	14	51
	3	14	58	9	14	47
	4	14	57	10	14	45
	5	14	56	11	14	43

Grad	Meil.	Min.	Grad	Meil.	Min.
12	14	40	46	10	25
13	14	37	47	10	00
14	14	33	48	10	2
15	14	30	49	9	50
16	14	25	50	9	38
17	14	20	51	9	26
18	14	16	52	9	15
19	14	11	53	9	2
20	14	6	54	8	51
21	14	0	55	8	36
22	13	54	56	8	23
23	13	48	57	8	10
24	13	42	58	7	57
25	13	36	59	7	45
26	13	30	60	7	30
27	13	22	61	7	16
28	13	15	62	7	2
29	13	7	63	6	48
30	12	59	64	6	34
31	12	51	65	6	20
32	12	43	66	6	6
33	12	35	67	5	52
34	12	26	68	5	38
35	12	17	69	5	23
36	12	8	70	5	8
37	11	59	71	4	53
38	11	49	72	4	38
30	11	39	73	4	23
40	11	00	74	4	8
41	11	19	75	3	53
42	11	9	76	3	38
43	10	58	77	3	23
44	10	47	78	3	8
45	10	36	79	2	52

Grad	Meil.	Min.	Grad	Meil.	Min.
80	2	36	86	1	3
81	2	20	87	0	48
82	2	5	88	0	31
83	1	50	89	0	16
84	1	33	90	0	00
85	1	18			

Schüler. Was iſt das für eine Stellung des Globus, welche man eine gerade Sphäre nennt?

Lehrer. Die Einwohner der Erde werden bisweilen, nach der verſchiedenen Lage ihres Geſichtskreiſes eingetheilt, nachdem ſie in einer geraden, parallelen oder ſchiefen Sphäre gelegen ſind. S. 3. Taf.

In einer geraden Sphäre gehet der Aequator durch das Zenith und Nadir; und die Parallelcirkel ſtehen ſenkrecht auf dem Horizont und in dieſer Lage befinden ſich diejenigen Völker, die unter der Linie wohnen.

Bey einer Parallelſphäre ſind die Pole im Zenith und Nadir. Der Aequator iſt mit dem Horizonte, worinn er liegt, parallel. Die Parallelcirkel ſind mit dem Horizont parallel; und dieß kann man nur von den Völkern unter den Polen ſagen.

Bey einer ſchiefen Sphäre, haben die Einwohner einen von den Polen über dem Horizont, und den andern unter ihm; ſo daß der Aequator und die Parallelcirkel, den Horizont ſchief durchſchneiden. In dieſer Lage befinden ſich alle Völker, die nicht unter der Linie, oder unter den Polen, leben.

Schüler. Wie muß man aber den Globus richten, wenn man die eigentliche Lage eines Orts darauf finden will?

Lehrer. Setzt den Globus auf eine ebene Tafel; ſo daß der metallene Meridianus nach Norden und Süden zu

richtig ſtehe. Führet dann den gegebenen Ort unter den metallenen Meridianum, ſo daß 90 Grad zwiſchen dieſem Orte, und dem Horizont nach Süden und Norden zu, liegen; ſo wird der gegebene Ort im Zenith ſeyn, und ihr werdet, da der Globus ſo gerichtet iſt, nun alle Aufgaben auflöſen können.

Schüler. Wie kann ich die Länge und Breite des gegebenen Orts finden?

Lehrer. Ihr werdet die Länge dieſes Orts entdecken, wenn ihr auf dem Aequator ſo viel Grade zählet, als der Ort Oſt- oder Weſtwärts von dem erſten Mittagscirkel entfernt liegt; und die Breite werdet ihr finden können, wenn ihr auf dem metallenen Meridiano ſo viel Grade zählet, als der Ort, vom Aequator Nord oder Südwärts entfernt iſt. Deßwegen müßt ihr den Globum nach Oſten oder Weſten wenden, bis der gegebene Ort unter dem metallenen Meridiano iſt, und da werdet ihr den Grad der Länge auf dem Aequator bemerkt ſehen. Zugleich aber habt ihr auch die Breite gefunden, wenn ihr nur die Grade an dem metallenen Meridiano Nord oder Südwärts vom Aequator an bis an den gegebenen Ort zählet.

Schüler. Wie kann ich finden, was für Oerter mit dem gegebenen, unter einerley Mittagscirkel liegen?

Lehrer. Dieß geſchieht, wenn ihr nur den gegebenen Ort, unter den metallenen Mittagscirkel bringet, und anmerkt, was für Oerter unter dieſem Mittagscirkel, ſowohl Nord als Südwärts vom Aequator an, liegen.

Schüler. Wie kann ich finden, welche Oerter einerley Breite haben?

Lehrer. Dieß geſchieht, wenn ihr nur den Globum herumdrehet, und an dem metallenen Mittagscirkel Achtung gebet, was für Oerter mit dem gegebenen Orte unter einerley Grade der Breite zu ſtehen kommen.

Schüler. Wie werde ich den Stand der Sonne im Thierkreiſe zu jeder Zeit des Jahres, finden können?

Lehrer. Wenn ihr den Monat, und den Tag dieſes Monats wißt; ſo werdet ihr auf dem hölzernen Horizonte, das Zeichen finden, worinn die Sonne dem Tage des Monats entgegen ſtehet; und dieß iſt zu dieſer Zeit der Stand der Sonne in dem Thierkreiſe.

Schüler. Wie kann ich die Länge der Tage zu allen Zeiten und an allen Orten finden.

Lehrer. Bringt den gegebenen Ort unter das Zenith; führt dann den Ort der Sonne in dem Thierkreiſe auf die öſtliche Seite des Horizonts, und richtet den Zeiger des Stundencirkels auf 12. des Mittags, oder auf die obere Ziffer 12. Wendet drauf den Globus, bis der angezeigte Ort in dem Thierkreiſe die Weſtliche Seite des Horizonts berühret; ſo wird die Anzahl der Stunden zwiſchen der obern Ziffer 12. und derjenigen Ziffer, worauf der Zeiger weiſet, anzeigen, wieviel Stunden der Tag lang iſt, und folglich wielange auch die Nacht dauert; weil ſo viel Stunden, als von den 24. des Tages abgehen, auf die Nacht gerechnet werden.

Schüler.

Schüler. Wie werde ich auf dem Globo diejenigen Oerter finden, wo ſich die Sonne zu einer jeglichen Zeit in dem Meridiano befindet?

Lehrer. Wenn ihr den Globum gerichtet, und den Ort, wo ihr ſeyd, unter den metallenen Meridianum geführt habt; ſo ſtellet den Zeiger des Stundencirkels auf die Stunde des Tages an dieſem Orte. Drauf drehet den Globum, bis der Zeiger auf die obere Zahl 12 weiſet; ſo werdet ihr alle diejenigen Oerter finden, wo die Sonne itzt im Meridiano ſtehet. Wenn es bey euch zum Beyſpiel, 11 Uhr des Morgens in London iſt, und ihr ſtellet den Zeiger auf 11. und drehet den Globum, bis der Zeiger auf die obere Ziffer 12. weiſet; ſo werdet ihr Neapolis finden, welches eine Stunde oder 15 Grad Oſtwärts von London liegt. Und an allen Orten, welche mit Neapolis unter einerley Meridiano liegen, muß es nothwendig um eben dieſe Zeit 12 Uhr oder Mittag ſeyn.

Auf gleiche Art, wenn es um 4 Uhr des Nachmittags in London iſt, und ihr ſtellet den Zeiger auf 4. und drehet den Globum bis der Zeiger auf die obere Ziffer 12. weiſet; ſo werdet ihr Barbados finden, das vier Stunden oder 60 Grad Weſtwärts von London liegt; und an allen Orten, die mit Barbados unter einerley Mittagscirkel liegen, muß es nothwendig um dieſe Zeit 12 Uhr oder Mittag ſeyn.

Schüler. Wie kann ich den Ort entdecken, wo die Sonne zu jeglicher Zeit im Jahre vertical ſtehe?

Lehrer. Die Sonne kann nur an ſolchen Oertern vertical ſtehen, welche zwiſchen den Wendecirkeln liegen.

Wenn

Wenn ihr aber dieß entdecken wollt, ſo dürft ihr nur den Ort der Sonne im Thierkreiſe ſuchen, und dieſen Ort unter den metallenen Meridian bringen, und den Grad ſeiner Breite bemerken. Denn an allen Oertern, die eben dieſe Breite haben, wird die Sonne an dem Tage vertical ſtehen, und ihr werdet alle dieſe Plätze finden, wenn ihr nur den Globum herumdrehet, und anmerkt, welche Oerter durch den metallenen Meridianum gehen.

Schüler. Wie kann ich finden, wo die Sonne über dem Horizont iſt, oder ohne unterzugehen, alle 24 Stunden in der Nördlichen Halbkugel ſcheinet?

Lehrer. Der gegebene Tag muß einer von denen ſeyn, da die Sonne in den Nördlichen Zeichen ſtehet; und wenn ihr ihren Stand im Thierkreiſe gefunden habt; ſo müßt ihr dieſen Ort unter den metallenen Meridian führen. Darauf zählt ihr eben ſo viel Grade vom Nordpole nach dem Aequator zu, als zwiſchen dem Aequator und dem Stande der Sonnen im Thierkreiſe, befindlich ſind. Denn drehet ihr den Globum herum; und in allen denjenigen Oertern, die durch den letztern vom Nordpole an gezählten Grad durchgehen, wird die Sonne an dem gegebenen Tage beſtändig zu ſcheinen anfangen, ohne unterzugehen. Und umgekehrt wird eben dieſe Regel für jeden Ort, der in der Südlichen Halbkugel liegt, gelten, wenn die Sonne in dem Südlichen Himmelszeichen erſcheinet.

Schüler. Wie kann ich die Größe der längſten und kürzeſten Tage und Nächte auf jedem Orte in unſrer Nördlichen Halbkugel entdecken?

Lehrer.

Lehrer. Richtet die Kugel nach der Breite des gegebenen Orts; oder, welches einerley iſt, bringt den gegebenen Ort unter das Zenith. Drauf führt den erſten Grad des Krebſes nach der öſtlichen Seite des Horizonts; und wenn ihr den Zeiger des Stundencirkels auf die obere Ziffer 12. geſtellt habt; ſo drehet den Globum, bis das Zeichen des Krebſes die Weſtliche Seite des Horizonts berühret; und merket die Stunden an, auf die der Zeiger fortrückt; ſo iſt dieß die Größe des längſten Tages; und folglich beſtehet die kürzeſte Nacht aus ſo viel Stunden, als an 24, dem Tage fehlen; da hingegen die Länge der Tage und Nächte in Südlicher Breite, gerade das Gegentheil von denen iſt, die in Nördlicher Breite liegen; und die Tafel der Climatum zeigt ſowohl die eine als die andre.

Schüler. Wie kann ich wohl finden, an welchen Orten, die Sonne im Aufgange oder Untergange oder in ihrem Mittagscirkel ſich befindet, oder welche Theile der Erde zu einer beſtimmten Zeit erleuchtet ſind.

Lehrer. Zuerſt müßt ihr finden, wo die Sonne zu der gegebenen Stunde vertical ſtehet. Dieſen Ort bringt in das Zenith, unter den metallenen Mittagscirkel. Drauf merket an, was für Oerter in dem Oeſtlichen halben Cirkel des Horizonts liegen; denn da gehet die Sonne unter. In den andern Oertern, im Weſtlichen halben Cirkel des Horizonts hingegen, gehet die Sonne auf; und an allen Orten unter dem metallenen Meridian iſt es Mittag. Alle dieſe Oerter in der obern Halbkugel des Globi ſind erleuchtet; und die hingegen in der niedern Halbkugel haben Nacht.

Schüler. Wie kann ich die Entfernung des einen Orts von dem andern, auf dem Globo finden?

Lehrer. Wenn beyde Oerter unter einerley Mittagscirkel liegen; ſo bringt ſie unter den metallenen Meridianum, und zählet darauf, um wie viel Grade der Breite, die beyden Plätze von einander entfernt ſind; welches die wahre Entfernung iſt, wenn man es in Zahlen verwandelt. Jeder Grad der Breite enthält 15 Geographiſche Meilen, wie wir ſie ſchon angemerkt haben, und 15 Geographiſche Meilen machen eben ſo viel deutſche Meilen aus. Wenn die beyden Oerter unter einerley Parallelcirkel der Breite liegen, ſo bemerkt an dem Aequator, um wie viel Grade der Länge ſie von einander entfernt ſind; und ſehet in der Tafel nach, wie viel Meilen ein Grad der Länge in dieſer Breite beträgt. Darauf zählet die Grade der Länge auf dem Aequator, und verwandelt ſie in Meilen; ſo werdet ihr die Entfernung der beyden Oerter haben. Nehmt zum Beyſpiel an, Rotterdam liege im 52. Grad Nördlicher Breite, und im 4. Grade Oeſtlicher Länge; und Pyrmont liege unter eben dem Parallelcirkel 5. Grad Oſtwärts von Rotterdam. Nun finde ich, daß jeder Grad der Länge in dieſer Breite $9\frac{1}{4}$ Meile beträgt; ſo multiplicire ich dieſe $9\frac{1}{4}$ Meile durch 5, welches $46\frac{1}{4}$ Meile beträgt, und die Zahl der Meilen zwiſchen Rotterdam und Pyrmont iſt.

Wenn die beyden Plätze ſowohl in der Länge als Breite verſchieden ſind; ſo kann man die Entfernung derſelben finden, wenn man die Anzahl der Grade, um wie viel ſie von einander abſtehen, mit dem Höhen-Quadranten abmißt, und dieſe Grade in Meilen verwandelt. So ſehe ich

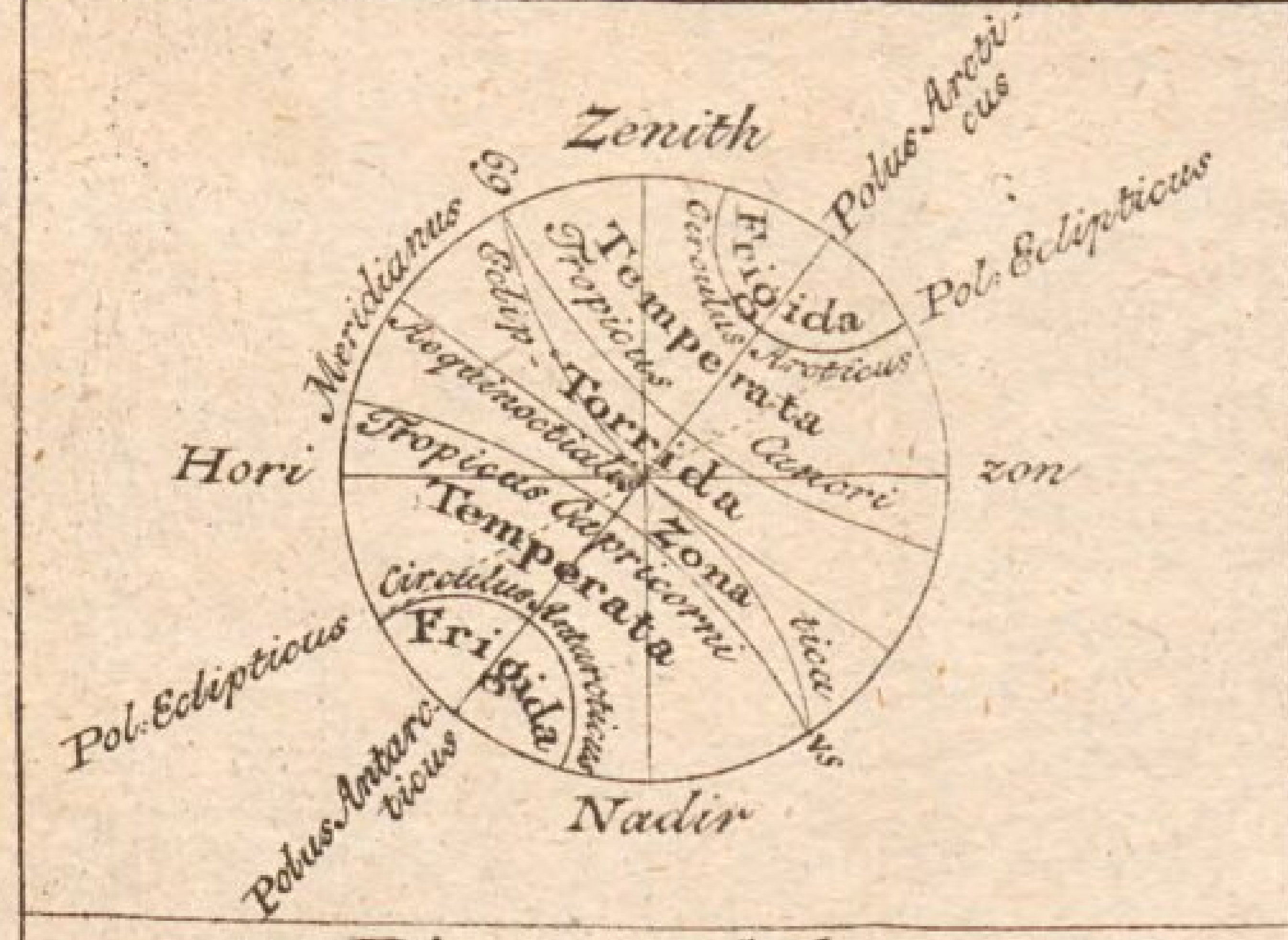
ich zum Beyſpiele, wenn ich vermittelſt des Quadranten finde, daß die beyden Plätze um 10 Grad weit von einander entfernt ſind, daß ſie nothwendig 150 Meilen von einander abſtehen müſſen; weil 15 Meilen, oder die Weite von 1 Grade der Breite, mit 10. multiplicirt, 150 Meilen auf dem Globo ausmacht; es mag ein Ort nach Norden, Oſten, Süden oder Weſten oder einer andern Gegend zu liegen.

Schüler. Wie kann ich die Lage eines Orts, in Anſehung eines andern finden, das heißt, ob er Nord-Weſt, Süd-Weſt oder ſonſt in einem andern Puncte des Compaſſes, in Anſehung eines andern Orts gelegen iſt?

Lehrer. Bringt einen von dieſen Oertern unter das Zenith, und richtet darauf den Höhen-Quadranten; ziehet denſelben bis zu dem andern Orte, deſſen Lage ihr wiſſen wollt; ſo wird der unterſte Theil des Quadrantens, den hölzernen Horizont an dem Puncte des Compaſſes, der auf dem hölzernen Horizonte bemerkt iſt, berühren; und dieß iſt die wahre Lage des gegebenen Ortes.

Schüler. Wie kann ich finden, bey welchem Puncte des Compaſſes, die Sonne an einem Orte, auf oder untergehet?

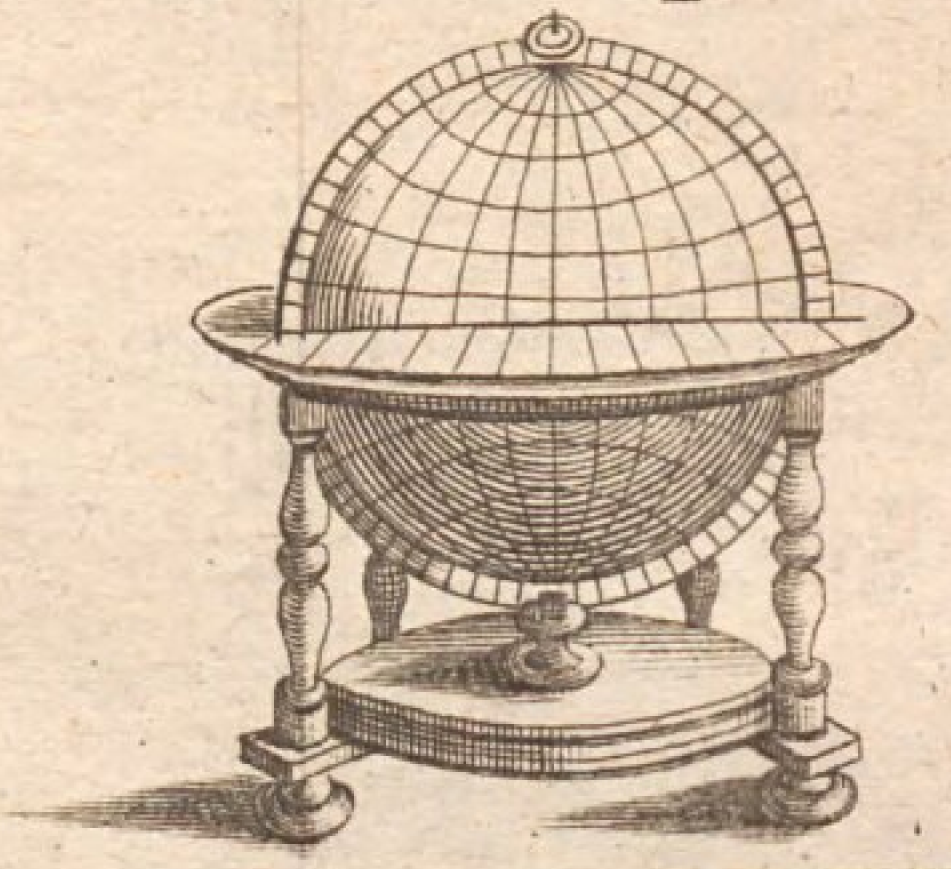
Lehrer. Bringt den gegebenen Ort unter das Zenith; und wenn ihr den Stand der Sonne im Thierkreiſe gefunden habt; ſo führt denſelben auf die Oeſtliche Seite des Horizonts, wo er euch zeigen wird, in welchem Puncte des Compaſſes die Sonne aufgehet. Im andern Fall, wenn ihr den Stand der Sonne im Thierkreiſe in die Weſtliche Seite des Horizonts bringet; ſo wird er anzeigen bey welchem Puncte des Compaſſes die Sonne untergehet.



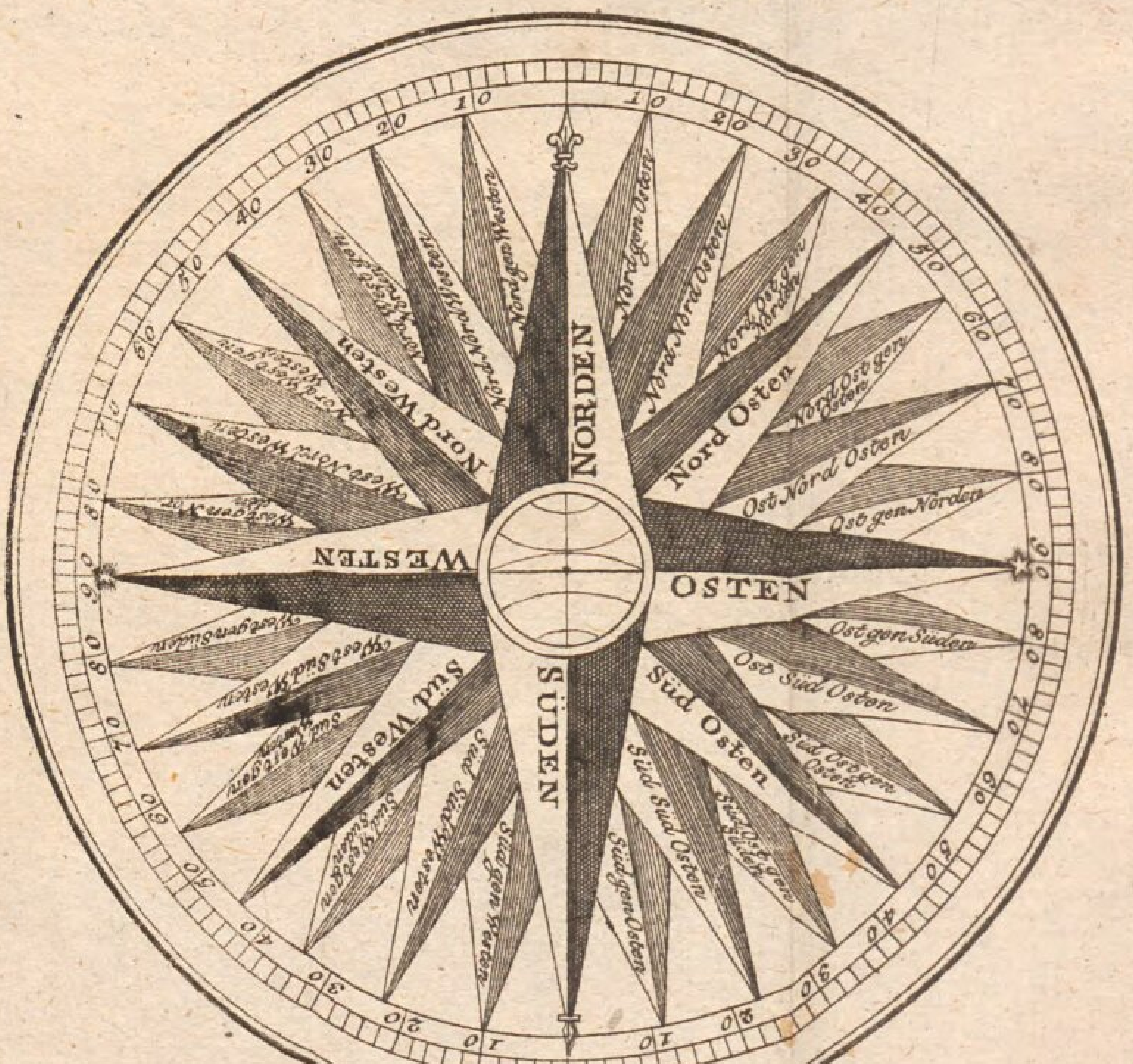
Obliqua Sphaera

Directa Sphaera

Parallela Sphaera



DER SEE COMPASS.



Bernigeroth sc. 1762.

Von den größern und kleinern Abtheilungen der Erde.

Schüler. Seyd ſo gut, und beſchreibet mir die Lage der verſchiedenen Nationen auf der Oberfläche der Erde.

Lehrer. Die Erde wird insgemein in die Oeſtlichen und Weſtlichen feſten Länder, oder in die alte und neue Welt eingetheilt. Die Länder zur rechten Hand werden auf der Karte, welche die ganze Erdkugel vorſtellet, die Oeſtlichen, und die zur Linken, die Weſtlichen genennt.

Schüler. Was begreift der Weſtliche Theil des feſten Landes in ſich?

Lehrer. Er enthält Europa, Aſien und Africa. Europa iſt der Nord-Weſtliche Theil; Aſien der Nord-Oeſtliche, und Africa der Südliche Theil dieſer Länder gegen Morgen.

Die Eintheilung der bewohnbaren Erde, die Quadratmeilen von jeder größern und kleinern Eintheilung, die Hauptſtädte mit der Entfernung und die Lage einer jeden in Anſehung London, wie auch die Zeit eines jeden Landes mit der in England verglichen.

Die bewäſſerte Erdkugel wird eingetheilt, in

I. Europa	171, 834	Quadrat-Meilen, 15 Meilen in der Länge auf einen Grad.
II. Aſia	641, 093	
III. Africa	531, 638	
IV. America	572, 110	
Bewohnbare Erde	1, 916, 675	
Seen, und unbekannte Länder	7, 365, 925	
Oberfläche der ganzen Erdkugel	9, 282, 600	

Größere und kleinere Eintheilungen.	Quadrat-Meilen.	Haupt-Städte.	Entfernungen u. Lage von London.	Unterſchied der Zeit von London.
I. Europa.				S. M. *
1. Spanien	9, 390	Madrid	172 S	0 16 W
2. Portugal	1, 740	Liſſabon	210 SW	0 38 W
3. Frankreich	8, 677	Paris	51 O	0 9 O
4. Italien	4, 723	Rom	195 SO	0 52 O
5. Deutſchland	11, 352	Wien	162 O	1 5 O
6. Holland	596	Amſterdam	33 O	0 18 O
7. Dännemark	10, 812	Copenhagen	120 NO	0 50 O
8. Schweden	14, 394	Stockholm	180 NO	1 10 O
9. Rußland	68, 930	Petersburg	270 NO	2 2 O
10. Polen	14, 152	Warſchau	191 NO	1 23 O
11. Türkey in Eur.	13, 264	Conſtantinopel	325 SW	1 56 O
12. Brittiſche Inſ.	6, 602	London	Erſter Mit	tagscirkel
II. Aſien.				
1. Aſiat. Türkey	31, 919	Burſa	349 SO	1 58 O
2. Arabien	43, 750	Mecca	660 SO	
3. Perſien	50, 000	Iſpahan	637 O	3 21 O
4. Indien	116, 000	Agra	945 O	5 15 O
5. China	69, 062	Pekin	1095 NO	7 24 O
6. Aſiatiſche Inſeln	50, 749			
7. Tartarey				
1. Chineſiſche	40, 250	Chinyan	1120 NO	8 4 O
2. Freye	48, 518	Samarchand	600 O	4 26 O
3. Moſcowitiſche	178, 125	Tobolsky	603 NO	4 10 O
III. Africa.				
1. Aegypten	8, 794	Groß-Cairo	480 SO	2 10 O
2. Barca	4, 150	Tolemeta	360 SO	1 26 O
3. Aber	1, 875	Coquiko	895 SO	2 36 O
4. Fez u. Marocco	7, 425	Fez u. Marocco	270 S 322 S	0 21 0 30 W
5. Taflet u. Segelmeſſe	6, 288	Taflet u. Segelmeſſe	344 S 310 S	0 30 0 18 W
6. Algier	8, 975	Algier	230 S	0 13 O
7. Tunis	3, 400	Tunis	247 SO	0 39 O
8. Tripoli	4, 687	Tripoli	315 SO	0 56 O
9. Biledulgerid	30, 312	Dara	391 S	0 36 W
10. Zaara	46, 200	Tegaſſa	460 S	0 24 W

Größere und kleinere Eintheilungen.	Quadrat-Meilen.	Haupt-Städte.	Entfernung und Lage von London.	Unterſchied der Zeit von London.
				S. M.
11. Negerland	64, 125	Madinga	625 S	0 38 W
12. Guinea	31, 875	Benin	675 S	0 20 O
13. Loango	3, 088	Loango	825 S	1 43 O
14. Longo	10, 800	St. Salvator	870 S	1 0 O
15. Angola	2, 400	Machina	937 S	0 58 O
16. Benguela	4, 000	Benguela	975 S	0 58 O
17. Mataman	9, 000			
18. Monomotapa	13, 906	Monomotapa	1125 S	1 18 O
19. Monoemugi	19, 375	Chicova	1065 S	1 44 O
20. Caffers	12, 521	C. Guter Hofn.	1300 S	1 4 O
21. Saſſala	1, 718	Saſpala	1150 SO	2 17 O
22. Zanguebar	17, 187	Mozambigue	1110 SO	2 38 O
23. Anian	14, 622	Brava	925 SO	2 40 O
24. Abißinien	23, 625	Caxumo		
25. Nubia	16, 500	Dancala	604 SO	2 13 O
26. Wüſte v. Barca	11, 556	Angela	420 SO	1 33 O
27. Aethiopien	76, 250			
28. African. Inſeln	11, 354			
IV. America.				
1. Britiſches Gebiet				
1. Carolina	3, 593	Charles Town	862 W	5 35 W
2. Virginien	1, 297	James Town	802 W	5 2 W
3. Mariland	766	Baltinord	750 W	4 45 W
4. Penſylvanien	781	Philadelphia	775 W	4 55 W
5. New Jerſey	625	Elizabeth To.	760 W	4 50 W
6. New York	516	New York	750 W	4 53 W
7. NeuEngland		Boſton	697 W	4 40 W
u. Schottland	7, 188	Anapolis	645 W	4 24 W
8. Inſeln	2, 686	Kingſton	1020 W	5 6 W
2. Span. Gebiet.				
1. Alt Mexico	35, 702	Mexico	1200 NW	6 54 W
2. Neu Mexico	18, 762	Sancta Fr.	1080 NW	7 17 W
3. Florida	7, 375	St. Auguſtin	922 W	5 25 W
4. Terra Firma	51, 762	Carthagena	1080 W	5 6 W
5. Peru	60, 625	Lima	1425 SW	5 4 W
6. Chili	12, 875	St. Jago	1800 SW	5 6 W

Größere und kleinere Eintheilungen.	Quadrat-Meilen.	Haupt-Städte.	Entfernung und Lage von London.	Unterſchied der Zeit von London.
				S. M.
7. Paragua	71, 876	Aſſumtion	1365 SW	3 52 W
8. Land der Amazonen	62, 100	Unbekannt		
9. Magellanica	20, 312	Unbekannt		
10. California	15, 000	Unbekannt		
11. Inſeln	8, 137	Havanna		5 26 W
3. Neue Engliſche Eroberungen				
1. Canada und Neu Frankr.	66, 139	Quebec	1020 NW	4 56 W
2. Franz. Inſeln				
4. Franz. Gebiet Louiſiana	1, 345	Fort Louis		6 W
5. Deutſch. Gebiet				
1. Curaſſow	21			
2. Bonair	20			
6. Portugieſiſches Gebiet				
1. Braſilien	58, 750	St. Salvador	565 SW	4 42 W
2. Ter de Labovador	19, 922	Unbekannt		

Wegen

* Da ein Grad der Länge 4 Minuten der Zeit nach iſt; ſo haben wir mit der Länge zugleich die Zeit gefunden. Eine Uhr, die nach der Zeit in London geſtellt iſt, würde 16 Minuten zu geſchwind in Madrid gehen, weil dieß vom Londener Mittagscirkel nach Weſten zu lieget. Und da Wien 16 Grad und 20 Minuten vom Londener Mittagscirkel nach Oſten zu gelegen iſt, ſo wird folglich eine Uhr, die in London geſtellt worden, in Wien, um 1 Stunde 5 Minuten zu langſam gehen.

** Die Größe der Länder nach Quadratmeilen hat Büſching im 1 Th. S. 114. etwas verſchieden angezeiget.

Ueb.

Wegen der Lage eines jeden beſondern Landes, in Abſicht auf die Breite und Länge, und ſeiner angränzenden Staaten, beziehen wir uns auf die Karten, weil es dieſe auf eine angenehmere und deutlichere Art zeigen, als man es durch eine ſchriftliche Nachricht thun könnte.

Den Gebrauch der Karten kann man leicht aus ihrer Zeichnung erkennen. Die Grade der Mittagscirkel und Parallelcirkel zeigen die Länge und Breite der Oerter an, und der angehängte Meilenzeiger weiſt ihre Entfernungen. Die Lage der Oerter gegen einander, ſowohl als die Cardinalpuncte, kann man gleich aus dem Anblick erkennen, weil allezeit das oberſte Ende der Karte, Norden, das unterſte, Süden, die Seite zur rechten Hand, Oſten, und die zur linken, Weſten anzeiget; es müßte denn der Compaß, welcher insgemein beygeſetzt iſt, das Gegentheil andeuten.

Die Kürze, welche wir nothwendig beobachten müſſen, verhindert uns auch, ſowohl von den Unterabtheilungen der Länder, als von verſchiedenen andern Sonderbarkeiten, die man in größern Abhandlungen von dieſer Materie finden kann, etwas zu ſagen. Aber wir hoffen, daß man unſre Nachricht von den verſchiedenen Ländern ſo angenehm und hinlänglich finden wird, als es ihre Kürze verſtatten wollte. Und ob wir gleich überhaupt vom Clima, von der Regierung, vom Handel, von Einkünften, Truppen, Character, Sitten, Religion, Merkwürdigkeiten ꝛc. der verſchiedenen Nationen, Nachricht gegeben; ſo haben wir es doch nicht allezeit für nöthig befunden, etwas unter dieſen Titeln zu ſagen. Wir haben ſie vielmehr erweitert, oder gänzlich mit Stillſchweigen übergangen, nachdem wir glaubten, daß es das Vergnügen oder die Erwartung der Leſer am meiſten befriedigen würde.

Von Spanien.

Clima.] Die Luft iſt in Spanien überhaupt rein und trocken, heiß, aber außerordentlich geſund. Der Winter iſt in den Thälern ſo gemäßigt, daß man jährlich neun Monat lang da ſelten Feuer braucht. Hingegen muß man geſtehen, daß in den Monaten Junius, Julius und Auguſt die Hitze den Fremden, beſonders in der Mitte des Landes und gegen Süden zu, unerträglich iſt. Der Mangel des Getreides wird durch verſchiedene Gattungen von vortreflichen Früchten und Wein hinlänglich erſetzt, welcher hier mit wenig Kunſt und Arbeit, in großem Ueberfluſſe hervorgebracht wird. *

Regierung.] Der König von Spanien iſt einer der unumſchränkteſten Monarchen auf der Erde. Seine Krone iſt erblich und wird auch den weiblichen Nachkommen übertragen, wenn der männliche Stamm erloſchen iſt.

Einkünfte.] Man glaubt, daß die Königlichen Einkünfte, welche aus verſchiedenen Zöllen und Gebühren beſtehen, die auf Waaren und andre Dinge gelegt ſind, nicht viel über 5,000,000. Pfund Sterling, betragen, wenn die große Summe der Beſoldungen, Accidentien u. ſ. w. abgezogen wird. (Nach dem Herrn Büſching ſind ſie unter Ferdinand VI. bis auf 42 Millionen Eſcudos de Vellon erhöhet worden.)

Macht.] Man ſagt, daß die ſpaniſchen Truppen über 70,000. Mann in Friedenszeiten ausmachen, welches eine hinlängliche Macht iſt, um jeden Feind zurückzutreiben, der es wagen ſollte, ſie anzugreifen, ja ſo gar Frankreich, wenn es nicht von den Seepotenzen unterſtützt wird. (Die Land-

* Büſching ſagt eben dieß im 2 B. 107. S.

Landmacht beſtand 1754. in 96597 Mann, und die Seemacht in 19014. Büſch.)

Religion.] Seit dem 2ten Jahrhunderte iſt die chriſtliche Lehre in Spanien bekannter geworden. Die Gothen entſagten 589. der arianiſchen Lehre. Die römiſchcatholiſche Lehre iſt die herrſchende, und das Inquiſitionsgericht iſt vom K. Ferdinand und ſeiner Gemahlin Iſabella 1478. errichtet. Zu Madrid iſt die Generalinquiſition, unter welcher die andern Inquiſitionsgerichte ſtehen.

Sitten.] In der Charwoche beobachten die Spanier eine große Strenge. Einige laſſen ſich in einem leichten Gewand, mit ausgebreiteten Armen an ein Kreuz heften, um unſern Heiland nachzuahmen, und laſſen da das ſchrecklichſte Gewinſel und Wehklagen hören. Andre gehen mit entblößten Füßen, über Felſen und Berge zu einem entfernten Altare, um ihre Andacht zu haben.

Aber bey Feſttagen verändert ſich die Scene ſehr. Sie ſtellen dann die koſtbarſten Altäre und alle Schätze ihrer Kirchen öffentlich aus. Das Volk ziert ſich mit allen ſeinen Juwelen; und in dem heiſſeſten Wetter, wenn die Sonne in ihrem vollen Glanze ſtrahlt, tragen ſie brennende Fackeln in Händen, bey denen die abergläubiſche Menge, der noch die Sonnenſtralen auf das Haupt fallen, faſt ſchmelzet.

Die Serenaden ſcheinen eine faſt eigenthümliche Ergötzung für dieſes Volk zu ſeyn. Faſt jeder Jüngling, der vom Affect der Liebe eingenommen iſt, verſchwendet den größten Theil der Nacht mit ſolchen Vergnügungen, wenn er gleich ſeine Schöne ſo wenig kennt, als Don Quixot die berühmte Dulcinea.

Die Spanier ſind von ihren Stiergefechten ſehr eingenommen, obgleich dieſe Schauſpiele nicht mehr ſo oft als ehemals vorgeſtellt werden.

Merkwürdigkeiten.] In der Stadt Granada iſt ein großer und prächtiger Pallaſt der Könige der Mauren, der, wie man ſagt, faſt für vierzig tauſend Perſonen Wohnungen und Bequemlichkeiten in ſich faſſen ſoll. Die Wände deſſelben ſind mit Jaſpis, Porphyr und andern ſchönem Marmor ausgelegt, die eine Art von moſaiſcher Arbeit vorſtellen und mit Aufſchriften in arabiſchen Characteren bereichert ſind.

Von Portugal.

Clima.] Die Geſtalt dieſes Landes iſt ſehr rauh; und die Berge gehören mit unter die kahlſten in dieſem Theile des feſten Landes. Doch ſind ſie am Fuße mit Weinſtöcken gut bepflanzt, die vortreflichen Wein geben. Portugal liefert eine Menge von Oliven, Orangen, Lemonien, Citronen, Mandeln, Kaſtanien, Feigen, Roſinen, Granatäpfeln, und andern Früchten, die wir auch haben; aber man hält ſie nicht für ſo gut, als die in den ſüdlichen Provinzen von Spanien.

Regierung.] Dieſes Königreich ward nach verſchiedenen erſtaunlichen Wechſeln des Schickſals, im Jahr 1580. von Philipp II. König von Spanien in Beſitz genommen, und bis 1640. blieb es eine ſpaniſche Provinz. Da die Spanier durch einen langen Krieg mit Frankreich und durch den Aufſtand in Catalonien abgemattet worden, ſo fanden die Portugieſen eine gute Gelegenheit, ihr Land von dem unerträglichen fremden Joche zu befreyen; und weil der Herzog von Braganza der nächſte Blutsverwandte von ihren vorigen Fürſten war, ſo bothen ſie ihm die Krone an, die er auch annahm. Der König von Portugal iſt ein ſouverainer Herr, und ſeine Krone erblich. Die bürgerliche

Regimentsverfaſſung in Portugal iſt der Spaniſchen ſehr ähnlich. Denn in allen öffentlichen Angelegenheiten bemühen ſich die Portugieſen ihre Nachbarn nachzuamen.

Einkünfte.] Die Einkünfte des Königs von Portugal entſtehen beſonders aus der Ein- und Ausfuhr der Waaren. (und wie Büſching ſagt; aus dem 5ten Theil des braſiliſchen Goldes) Nach einer mäßigen Berechnung beträgt die eigentliche ganze Summe der Einkünfte, ohngefähr 1, 200, 000 Pf. Sterling.

Macht.] Die Truppen des Königs von Portugal ſind nach den beſten Nachrichten nicht über 20, 000 Mann, (nach dem Herrn Büſching betrugen ſie 1760 zu Lande 19897 Mann) und man glaubt auch nicht, daß er leicht über 30 Kriegsſchiffe von der Linie ausrüſten und erhalten kann. Wenn ſie dieſe Anzahl von Schiffen haben, ſo wird eine engliſche oder deutſche Eſcadre, die nur halb ſo ſtark iſt, ſich nicht fürchten ſie anzugreifen. Sie dienen hauptſächlich zur Begleitung für ihre braſiliſche Flotte, und werden ſehr oft als Kauffartheyſchiffe gebraucht, um Waaren oder Schätze aus ihren ausländiſchen Colonien zu holen.

Religion.] Die römiſchkatholiſche Lehre iſt die allein erlaubte im Lande; und deswegen hat König Johann III. die Inquiſition eingeführt, welche aber König Johann V. und beſonders König Joſeph I. durch eine Verordnung von 1758. ſehr eingeſchränkt hat.

Sitten.] Sie ſind einigermaßen wie bey den Spaniern.

Merkwürdigkeiten.] In einem See auf der Spitze des Berges Stella in Portugal, findet man Ueberbleibſel von Schiffen, ob er gleich mehr als zwölf Meilen weit von der See entfernt iſt. Nahe bey Roja liegt eine See, die wegen ihres murmelnden Geräuſches merkwürdig iſt,

welches man insgemein vor einem Sturm, und zwar in einer Ferne von funfzehen bis ſechszehen Meilen höret. Ungefähr acht Meilen von **Coimbra** iſt eine Quelle, welche alles, was nur die Oberfläche ihres Waſſers berührt, in ſich ziehet, welches man oft mit Stämmen von Bäumen verſucht hat.

Von Frankreich.

Clima.] Die Luft in dieſem Lande, iſt überhaupt ſehr gemäßigt, angenehm und geſund; der Boden iſt auſſerordentlich fruchtbar; beſonders an Korn, Wein und Obſt.

Regierung.] Was die Regimentsverfaſſung in Frankreich betrift, ſo iſt die Macht Geſetze zu geben und ſie auch in Erfüllung zu bringen, nur allein dem Könige anvertrauet. Seine Befehle ſind eben ſo gültig, als die Parlamentsacten in England, und er ernennt die Richter und Bedienten, die ſie ausrichten müſſen. Die franzöſiſche Krone iſt erblich, aber das weibliche Geſchlecht iſt durch das ſaliſche Geſetz ausgeſchloſſen.

Einkünfte.] Die Abgaben, die insgemein in Frankreich erhoben werden, ſind die **Steuer.** (Taille) Die **Nachſteuer** (Taillon) zum Unterhalt der Soldaten, der **Licent** vom Weine (Aides) und die **Auflage** auf das Salz (Gabelles). Die übrigen Abgaben ſind die Kopfſteuer, der zehnte Theil (oder wie **Büſching** ſagt der zwanzigſte) von allem Vermögen im Königreiche; der funfzehnte Pfennig oder funfzehnte Theil von Landfrüchten; der zehnte Theil und die freywilligen Geſchenke der Geiſtlichkeit. Hieraus, und aus den Einkünften der Domainen, Geldſtrafen u. ſ. w. wie auch aus den großen Gefällen, die auf alle nach **Paris** gebrachte Lebensmittel gelegt ſind, gewinnt jährlich die Regierung funfzehen Millionen Pf. Sterling und drüber. (Unter

dem König Ludewig XIV. ſagt Büſching, haben ſie ordentlicher Weiſe 230 Millionen Livres betragen.)*

Ich kann nicht unterlaſſen der ſehr harten Maasregeln zu erwähnen, deren ſich oft der franzöſiſche Hof bedient, um Geld zu der Ausführung ſeiner Anſchläge und für ſeine zahlreichen Armeen aufzubringen. Man erhöhet nämlich den Werth der Münze, und nöthiget das Volk, Papier ſtatt ſeines Geldes zu nehmen, und hernach vergleicht man ſich mit ihm, daß ein jeder die Hälfte oder auch den vierten Theil von ſeiner Schuldforderung annimmt, wenn ſie bezahlt werden ſoll. Man behauptet, daß der König durch dieſe Mittel, welche die Unterthanen drücken, eben ſo viel als durch die oberwähnten jährlichen Einkünfte gewinnt.

Macht.] Die franzöſiſchen Kriegsheere ſind nie ſo zahlreich geweſen, als unter der Regierung Ludewigs XIV. In dem Kriege, der vor dem Utrechter Frieden geführt ward, machten ſie faſt 400, 000 Mann aus. (Büſching ſagt, daß Frankreich in Friedenszeiten wenigſtens 150, 000 Mann regelmäßiger Soldaten, und über 5000 Landmiliz erhalten könne.)

Religion.] Die herrſchende Religion in Frankreich iſt die Römiſchkotholiſche; aber die Gallicaniſche Kirche behauptet größere Freyheiten und Vorrechte zu genieſſen, und dem römiſchen Stuhle weniger unterworfen zu ſeyn, als alle andere chriſtliche Staaten dieſer Gemeinde. Die Nation theilt ſich in zwo große Partheyen, wovon die eine für die Vertheidigung der Rechte der Gallicaniſchen Kirche, wider die Eingriffe von Rom eifrig wachet, und die andre eben ſo eifrig die Oberherrſchaft des Pabſtes vertheidiget. Die Proteſtanten (die insgemein Hugenotten genennt

* Ein Pf. Sterling iſt ohngefähr 5 Thaler und etliche Groſchen, und ein Livre 6 Groſchen und etliche Pfennige.

nennt werden) erlangten vormals die Erlaubniß der freyen Ausübung ihrer Religion, durch verſchiedene Edicte der franzöſiſchen Könige. Aber da man dieſe verſchiedenen Edicte widerrief, ſo entſtunden dadurch die bürgerlichen Kriege, und endlich befahl Ludewig XIV. daß alle ihre Kirchen zerſtört und die Proteſtanten heftig verfolgt wurden. Dieß nöthigte eine große Anzahl das Königreich zu verlaſſen, und in fremden Ländern Schutz zu ſuchen.

Sitten.] Die gewöhnlichen Ergötzungen der Franzoſen ſind entweder Spatziergänge, Schauſpiele, Jagden, oder Spatzierfahrten. Ihre Opern in Paris ſind ſchön, und ihre Muſik iſt vortreflich. Die Thuillerien, wo die Geſellſchaften in den angenehmen Gärten dieſes Palaſts ſpatzieren gehen, ſind ſehr ſchön.

Gelehrſamkeit.] Zu Paris ſind außer der alten Univerſität (welche ſchon 784 von Carl dem Großen geſtiftet ſeyn ſoll) und dem College royal 4 Akademien, nämlich die Academie Francoiſe, Academie des Inſcriptions et belles lettres, Academie de Chirurgie, und Academie des Sciences, ingleichen 3 Akademien, darinnen junge Edelleute erzogen werden. Außerdem ſind in dieſem Königreiche noch 18 Univerſitäten und noch mehrere Akademien. Büſching.

Merkwürdigkeiten.] Das Louvre, dieſer königliche Reſidenzpallaſt iſt zum Theil von Franz I. 1528 angefangen und von Herinrich II. vollendet worden 1548. Ludewig XIV. unternahm einen ganz neuen Bau, der, wenn er vollendet worden, ſehr prächtig geweſen ſeyn würde. Man findet in der einen Gallerie deſſelben 180 Muſter von franzöſiſchen und andern Feſtungen, worinn dieſelben genau vorgeſtellt ſind. Die Meiſterſtücke der Maler von der Akademie ſind in 3 Sälen aufgeſtellt. Zu Verſailles iſt das königliche Luſtſchloß, welches Ludewig XIV. mit einer ver-

ſchwenderiſchen Pracht aufgeführt hat. Um das Waſſer zu den zahlreichen Springwaſſern und Waſſerfällen dahin zu leiten, hat man eine Meile davon in einem Dorfe Marly, an einem Arme der Seine eine bewundernswürdige Waſſermaſchine, nach der Erfindung des Ritters de Ville erbaut, die aus 14 Rädern zuſammengeſetzt iſt. Das Waſſer der Seine wird durch einen Thurm darinnen ein groſſes Waſſerbehältniß iſt, getrieben, aus welchem es in die Waſſerleitung, die 330 Klaftern lang iſt, getrieben wird, und weiter 350 Klaftern weit nach Marly in die großen Behältniſſe fließt, woraus es endlich nach Verſailles gebracht wird. Dieſe Maſchine koſtet jährlich 150000 Livres zu unterhalten, Büſching.

Von Italien.

Italien beſteht aus verſchiedenen unabhängigen Staaten, die wir deswegen beſonders anzeigen wollen. Von dem ganzen Lande werden wir darnach etwas ſagen.

Die vier erſten Abtheilungen von Italien gehören dem Könige von Sardinien. Die erſte iſt Savoyen, 2. Piemont. 3. Monferrat. 4. Nice. Die Einkünfte des Königs von Sardinien ſind ungefähr 100000 Livres*. Er hält eine ziemliche Anzahl Truppen in Friedenszeiten, und kann auf 30,000 gute Soldaten werben. Die Inſel Sardinien (die dem Herzoge von Savoyen gehört) eine von den größten Inſeln in der mittelländiſchen See, iſt 171 Meilen von Norden nach Süden, und 96 von Oſten nach Weſten zu, groß. Es ſind noch 44 kleine Inſeln, die dazu

* Ich habe den Autor aus den Nachrichten des Herrn Büſchings hier und an einigen andern Orten verbeſſert. Ueb.

dazu gehören, unter denen S. Antioco, S. Pietro, Travolara und Aſinara die vornehmſten ſind; viele von den andern ſind unbewohnt. Der Herzog von Savoyen erhielt 1718 Sardinien von dem Kaiſer, wie auch den königlichen Titel, an ſtatt Sicilien, welches er durch die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Baden erhalten und 1718. wieder abgetreten hatte. Der Boden in dieſer Inſel iſt fruchtbar, wenn er zubereitet wird. Die Luft iſt im Sommer heiß und ſchwüle, und ſoll ſehr ungeſund ſeyn. Es ſind nur wenige Städte von einigem Anſehen da, und ſie ſind nur ſchwach bevölkert. Die Nation iſt da ſehr ungeſittet. Die Geſtalt dieſer Inſel iſt ſehr rauh. 5. Genua eine Republik. Die Regierung iſt dem Doge oder Herzoge aufgetragen, der alle zwey Jahr gewählet wird, aber eigentlich hängt ſie vom Senate ab. Die Einkünfte ſind 200, 000 P. die Truppen 18, 000. Die Flotte beſteht in 6 Galeeren. 6. Mayland, ein Herzogthum. Die Regierung iſt in den Händen des Generalgouverneurs, der vom Hauſe Oeſterreich ernennet wird. Die Einkünfte ſind ohngefähr 300, 000 P. Die Truppen, die errichtet werden können, ſind beynahe 30, 000 Mann. 7. Mantua ein Herzogthum, wird von Oeſterreich beſeſſen und von dem Generalgouverneur in Mayland mit regiert. Die Einkünfte ſind ohngefähr 80, 000 P. 8. Modena ein Herzogthum. Die Einkünfte dieſes Herzogs, der unumſchränkt regiert, betragen faſt 100, 000 P. 9. Parma gehört dem Don Philipp von Spanien, ſeit 1748. Die Einkünfte werden auf 5 bis 600,000 Scudi geſchätzet. 10 Venedig; die Venetianiſche Herrſchaft iſt in den Händen des Adels, aber unter Bedingungen dem Doge überlaſſen, welcher lebenslang dieſe Ehrenſtelle behält. Die Einkünfte ſollen ſich jährlich auf 8200000 Ducati di Venezia belaufen.

Die

Die Truppen zu Lande ſind bey nahe 29000 Mann. Die Seemacht ſoll neuerlich in 14 Kriegsſchiffen, 20 Galeaſſen und 25 Galeeren beſtehen. 11. **Toſcana**, wird eingetheilt, 1. in das **Florentiniſche**, 2. **Piſaniſche**, und 3. **Sieniſche** Gebiete; iſt ſeinem eigenen Herzoge unterworfen, trägt jährlich ungefähr 180000 Ducaten, hat eine geringe Landmacht, und 12 Galeeren. 12. **Lucca**, eine Republik, iſt im ſpaniſchen Schutz, nennt ihren Doge **Gonfaloniere** (Fähnrich) ſoll 400000 Scudi tragen und hält 500 Mann. 13. **Degli Preſidii** ein kleiner Staat gehört ſeit 1735 dem Könige beyder Sicilien. 14. **Piombino** gehört nun zum vorigen. 15. **S. Marino** eine kleine Republik. 16. **Das Päbſtliche Gebiete.** Darinn iſt die Herrſchaft ſo unumſchränkt als nur irgend in Europa. Die Einkünfte ſeiner Heiligkeit werden überhaupt auf 8700,000 Scudi geſchätzet. Die Anzahl der Truppen iſt veränderlich. Die Flotte ſoll ungefähr aus 20 Galeeren beſtehen. 17. **Neapolis.** Dieſes Königreich ward nebſt Sicilien dem Don Carlos mit dem königlichen Titel im Jahr 1736 vom Kaiſer abgetreten. Seine Einkünfte von den Ständen ſind ein freywilliges Geſchenk von 1500,000 Scudi. Die Kriegsmacht zu Lande iſt 30, 000 Mann. Die Seemacht beſteht hauptſächlich aus Galeeren, und einigen Kriegsſchiffen. 18. **Sicilien**, welches in einem ſehr heiſſen Himmelsſtriche liegt, aber eine geſunde Luft hat, die von den Seen und Bergen durch kühle Winde erfriſcht wird. Es iſt kein Land in **Europa**, deſſen Hügel und Thäler fruchtbarer wären, als die in dieſer Inſel, welche nun mit Neapoli unter einem Oberherrn ſtehet. 19. **Corſica**, eine Inſel, worüber **Genua** die Herrſchaft zu behaupten ſucht. 20. **Malta** eine kleine Inſel, die ohngefähr im Umfange 60000 Schritt beträgt, in einer eyförmigen Figur,

gur, iſt ihrem Großmeiſter unterworfen, und ſoll 76000. Scudi eintragen. Sie liegt auf einem weislichen Felſen, der ungefähr einen Fuß hoch mit Erde bedeckt iſt. Die Luft iſt überhaupt rein und geſund, aber außerordentlich heiß, wenn die kühlen Lüfte von der See her, ſie nicht erfriſchen; der Boden iſt fruchtbar genung. Die Inſel iſt von ausſchweifenden Frauenzimmern aus Griechenland erfüllt, die ſich wegen der unverheiratheten Ritter und andrer Verächter eines ehelichen Lebens hierher begeben. Ihre Sprache iſt ein barbariſches Arabiſch.

Clima.] Die Luft in Italien iſt überhaupt rein, gemäßigt und geſund, ausgenommen in Campania unweit Rom, wo ſie vom Junius bis zum September ſehr ungeſund iſt. Auf den Apenniniſchen Gebürgen iſt ſie ausnehmend kalt. An der ſüdlichen Seite derſelben, beſonders im ſüdlichen Theile von Neapoli iſt die Hitze beſchwerlich. Die nördliche Seite derſelben iſt geſünder und auch kühler, als die Provinzen nach Süden, obgleich auch hier einige ungeſunde Plätze ſind.

Handel.] Italien nimmt von England grob Tuch, Frieß, Drugget, Calimanc und verſchiedene andere Stoffe; Zinn, Bley, eine große Anzahl Fiſche, als Sartellen, Heringe, Lachs, Stockfiſch von Newfoundland u. d. g. Pfeffer und andre oſtindianiſche Waaren. Die, welche England von ihnen nimmt, ſind rohe, geſponnene und bearbeitete Seide, Wein, Oel, Seife, Oliven, einige Färber-Waaren, eingemachte Fiſche, Marmor u. d. g. Vormals hatten ſie ein Beträchtliches an England zu zahlen. Aber da die Franzoſen ſie nun mit einer großen Menge von wollenen Manufacturarbeiten verſorgen, und auch einen großen Antheil an den Handel aus Neufoundland erhalten haben, und England hingegen eine große Menge von

geſponnener und roher Seide von dorther holet, um ſeine Manufacturen fortzutreiben, ſo glaubt man, daß nun das Soldo, welches England zu bezahlen hat, beträchtlich ſey. Die Waaren, welche aus Italien in andre auswärtige Länder ausgeführt werden, ſind vornehmlich Korn, Wein, Reiß, Seide, Sammt, Taffente, kameelhärne Zeuge (Grograms) Bliſchſammt, als ihre eigne Manufacturarbeiten; Golddrat, Alaun, Rüſtungen, Gläſer u. d. g.

Sitten.] Die Italiäner bezeigen ganz vorzüglich ein höfliches und verbindliches Betragen gegen einander und viel Leutſeligkeit gegen Fremde; ſie beobachten das Mittel zwiſchen der Flüchtigkeit der Franzoſen, und der ſteifen Ernſthaftigkeit der Spanier, und ſie ſind faſt die mäßigſten Völker in der chriſtlichen Welt, ob ſie gleich einen Ueberfluß an dem auserleſenſten Weine haben; auch an der Tafel der Großen findet man kein Merkmal der Ueppigkeit. Sie ſind überhaupt Männer von Verſtande, und haben ein Genie für die Künſte und Wiſſenſchaften; ja auch der Fleiß fehlt ihnen nicht. Tonkunſt, Poeſie, Mahlerey, Bildhauerkunſt und Baukunſt ſind ihre geliebteſten Studien, und kein Volk auf der Welt hat dieſelben zu einer größern Vollkommenheit gebracht.

Religion.] Die Italiäner ſind eifrige Bekenner der Lehre der römiſchen Kirche. Die Juden werden hier in der öffentlichen Ausübung ihrer Religion geduldet. Die Einheimiſchen haben von denenjenigen, die mit der römiſchen Kirche nicht einerley glauben, die ſeltſamſten Begriffe, vielleicht aus Furcht für der ſchrecklichen Inquiſition, oder aus Ehrerbietung für den Pabſt, oder weil ſie mit Fleiß über die proteſtantiſche Lehre in Unwiſſenheit gelaſſen werden.

Merkwürdigkeiten.] Das Sehenswürdigſte in dieſem Lande iſt hauptſächlich folgendes. In Rom ſind

Amphitheaters, beſonders die, welche Veſpaſian anfieng und Domitian vollendete; Triumphbogen, wie der von Conſtantin dem Großen, der für ihn zum Andenken ſeines Sieges, den er über den Tyrannen Maxentius erhielt, aufgerichtet worden. Er hat dieſe Innſchrift: Liberatori Vrbis, Fundatori Pacis. Ein andrer iſt dem T. Veſpaſianus zu Ehren errichtet, nachdem er die Stadt Jeruſalem erobert und ihren Tempel beraubt hatte. Ueberdieß ſind auch noch nahe bey Port Angelo die Ueberbleibſel der vormals ſo berühmten Triumphsbrücke zu ſehen, welche durch ein Decret des Senats, keinem von den Pöbel, zu betreten verſtattet war. Die Bäder des Antoninus Pius, die von erſtaunlicher Größe waren; die vom Alexander Severus, wovon die prächtigen Ueberbleibſel nahe bey der Kirche von St. Euſtachio ſind; die Säule, welche der Kaiſer M. Aurelius Antoninus, ſeinem Vater Antoninus Pius zu Ehren, errichtete, und noch itzt 175 Fuß hoch iſt. Eine andre Säule zur Ehre des Trajans; eine andre dem Julius zu Ehren wegen ſeines Siegs über die Flotte der Carthaginienſer. Hierzu kann man noch die beyden Obelisken ſetzen, die vormals zu dem berühmten Circus Maximus gehörten; Tarquinius Priſcus hatte ſie angefangen, J. Cäſar und Auguſtus hatten ſie vermehrt, und Trajan und Heliogabalus hatten ſie ausgeziert. Ferner, die drey Säulen von bewundernswürdiger Structur, die vormals zum Tempel des Jovis Statoris gehörten, welchen Romulus nach ſeinem Siege über die Sabiner erbaut hat. Die Ruinen des Templi Pacis, der vom Titus Veſpaſianus erbaut und mit einigen Stücken von dem Raube des Tempels zu Jeruſalem, ausgeſchmückt worden. Endlich kann man noch eben die ſteinerne Tafel im Capitolio ſehen, worauf die Geſetze der

zehen

zehen Tafeln geſchrieben worden. In dem Königreiche Napoli ſieht man noch die Ueberbleibſel eines ſchönen Amphitheaters, und die Academie des Cicero, nahe bey Puzzuolo; es ſind auch zwiſchen dieſem Ort und Bajä, die Schwibbogen und Ueberbleibſel von der erſtaunlichen Brücke, die drey Meilen lang und vom Caligula erbaut iſt. Die Ueberbleibſel von des Nero Pallaſte, nebſt dem Grabe des P. Virgilius Maro, in den Gärten von St. Severino, nahe beym Eingange der Grotte von Pauſilipus, bey Napoli. Dieſe Grotte iſt ein breiter Fuhrweg, der ungefähr eine Meile weit unter der Erde, ganz durch einen Berg eingehauen iſt. Dazu müſſen wir noch das Wunder der Natur, den ſchrecklichen Veſuvius, der 5 Italieniſche Meilen von Napoli liegt, ſetzen. Eben denſelben Stein, worauf Julius Cäſar geſtanden haben ſoll, als er an ſeine Soldaten eine Rede hielt, um ſie zu bewegen, über den Rubico, und gerade auf Rom zu zugehen, zeigt man noch zu Rimini. Unter die berühmten Römiſchen Wege, müſſen wir den Flaminiſchen rechnen, der von Rom bis Rimini reicht, und fünf Tagereiſen lang iſt. Er beſchäftigte die Soldaten in Friedenszeiten.

Von Deutſchland.

Clima.] Dieſes Land, welches im eigentlichen Verſtande genommen, 11124 Quadratmeilen, überhaupt aber, wenn man Burgund und Lothringen dazu rechnet, 12000 Quadratmeilen im Umfange beträgt, hat zwar eine gemäßigte aber in Anſehung der Wärme und Reinigkeit ſehr unterſchiedene Luft. So iſt der größte Theil des Oeſterreichiſchen Kreiſes warm und fruchtbar. Steyermark iſt gebürgicht, aber doch an Wein und türkiſchen

Weitzen reich. Kärnthen iſt bergicht und waldicht, und hat nur Eiſen. Krain iſt ſchon fruchtbarer an Obſt und Wein. Tyrol hat hohe Berge, mit angebauten Thälern vermiſcht. Im Burgundiſchen Kreiſe hat das Herzogthum Braband einen Boden von unterſchiedener Güte. Limburg hat guten Ackerbau und Weide, Luxemburg vornehmlich Eiſenbergwerke. Flandern iſt fruchtbar. Im Churrheiniſchen Kreiſe hat das Erzſtiſt Cölln, das meiſt am Rheine liegt, guten Weinwachs. Die Pfalz am Rhein iſt bergicht aber fruchtbar. Die Bergſtraße zwiſchen Heidelberg und Darmſtadt geht in einer blühenden und reichen Gegend fort. Im Fränkiſchen Kreiſe iſt das Hochſtift Würzburg wegen ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines Weins merkwürdig. Das Erzſtift Salzburg im Bayeriſchen Kreiſe iſt wegen der vielen Berge ohne Ackerbau, hat aber gute Weide, Vieh- und Pferdezucht, wie auch Bergwerke. Das Herzogthum Bayern iſt theils bergicht und ſumpficht, theils fruchtbar an Getreide, und an Bergwerken. Im Schwäbiſchen Kreiſe macht das Herzogthum Würtemberg den fruchtbarſten Theil aus. Außer dem Ueberfluſſe an Obſt und Getreide, hat das Land auch vielen Wein, Mineralien und Bäder. Das ganze Fürſtenthum Baaden iſt an natürlichen Gütern reich. Im Oberrheiniſchen Kreiſe iſt das Hochſtift Worms durch ſeine Lage am Rheine an Wein und Ackerbau fruchtbar. Speyer iſt waldicht und bergicht; aber nicht unangebaut. Eben ſo iſt Fulda. Das Fürſtenthum Zweybrücken iſt bergicht aber doch einträglich. Die Landgrafſchaft Heſſen hat fruchtbare Thäler, Wein und Bäder. Die Grafſchaft Hanau iſt wegen ihres vortreflichen Getreides und Weinbaues, auch Ueberfluſſes an Obſt, und wegen der Bergwerke berühmt. Im Niederrheiniſch-Weſtphä-

liſchen

liſchen Kreiſe iſt das Hochſtift Münſter wegen ſeiner natürlichen Vortheile merkwürdig. Paderborn iſt es wegen ſeiner Viehzucht, und wegen des fruchtbaren Strichs: das Sintfeld. Das Fürſtenthum Oſtfriesland hat an der Nordſee ungemein fetten Boden. Im Oberſächſiſchen Kreiſe gehören die Lande des Churhauſes Sachſen im Ganzen genommen zu den einträglichſten von Deutſchland. Sie ſind reich an Getreide und Gartenfrüchten; in Thüringen wird Hopfen, Flachs, Hanf; in Meiſſen und Naumburgiſchen viel Wein erbaut. Die Mineralien ſind in Meiſſen, ſo wie die Bergwerke im Erzgebürge, wichtig; davon die Silberbergwerke 4 Tonnen Goldes jährlich eintragen ſollen. Die Porcellanerde, Färbererden, Marmor und andre gute, auch Bernſteine werden da gefunden. Die Viehzucht iſt auch hier erheblich. In der Mark Brandenburg iſt der Ackerbau unter König Friederichen II. ſehr vermehrt worden; aber die wichtigſte Nahrung kömmt von der Viehzucht. Die Waldungen ſind einträglich. Unter den Fürſtlichen Sächſiſchen Häuſern iſt Altenburg wegen ſeiner Fruchtbarkeit merkwürdig. In dem Niederſächſiſchen Kreiſe hat das Herzogthum Magdeburg viel Getreide, Bergwerke und die reichſten Salzquellen. Das Churhaus Braunſchweig hat im Herzogthum Bremen ſehr fruchtbare Marſchländer. Lüneburg iſt nicht ſo ergiebig. Im Fürſtenthum Grubenhagen ſind die Waldungen, Mineralien und der Flachsbau, beträchtlich. Calenberg hat vielerley natürliche Güter. Halberſtadt hat eine gute Viehzucht. Die Mecklenburgiſchen Lande haben beträchtliche Holzungen. Hollſtein iſt in der Mitten ſehr ſandicht, aber ſonſt hat es gute Marſchländer. Das Bißthum Hildesheim hat meiſt guten Ackerbau, beträchtliche Holzungen und Steinbrüche nebſt Eiſenhütten. Das Her-

Herzogthum Schleſien hat meiſt einen fruchtbaren Boden und verſchiedene natürliche Güter. Die Waldungen, die Bergwerke, ſind erheblich, und die Schaafzucht iſt vorzüglich gut. Das Marggrafthum Mähren iſt über die Hälfte gebürgicht, bringt aber Getreide, Reiß, Hanf, Flachs und Wein hervor. In den Markgrafthümern Ober- und Niederlauſitz iſt die Viehzucht anſehnlich, und der Vertrieb der Wollen- und Leinenmanufacturen groß. Das Königreich Böhmen gehört mit zu den fruchtbarſten Gegenden in Deutſchland. Es iſt reich an Getreide, an Wein und Heerden. Die Bergwerke ſind hier ergiebig. Mineralien, Steine, Geſundbrunnen, findet man da. Der Böhmiſche Wald ſcheidet das Land von Bayern, Oberpfalz, Franken und Vogtland. Das Sudetiſche Gebirge zwiſchen Böhmen und Schleſien, der Kalenberg unweit Wien, der 50 Meilen weit gehet, der Birnbaumerwald in Krain, der Schwarzwald in Schwaben, der Harz in Niederſachſen, das Rieſengebürge in Schleſien, ſind wegen ihrer Größe merkwürdig. Die ſchiffbaren Ströhme ſind, 1) die Donau, die in Schwaben entſpringt, und durch Deutſchland nach Ungarn geht, 2) der Rhein, der aus Helvetien kömmt und in die Niederlande fließt; 3) die Elbe, die in Schleſien entſtehet und in die Nordſee ſich ergießt; 4) die Oder, welche aus Mähren kommt und in die Oſtſee ſich verliert; 5) die Weſer, welche bey Münden entſpringt und in die Nordſee fließt. Deutſchland enthält 2300 Städte.

Regierungsform.] Das deutſche Reich beſtehet aus vielen kleinern Staaten von unterſchiedener Wichtigkeit, welche mit einander verbunden ſind, und ein gemeinſchaftliches Oberhaupt haben. Nur eins von ihnen iſt ein

König-

Königreich. Sie haben ihre beſondern Regierungen, denen die Landeshoheit zukömmt. Die Landesherren ſind unmittelbare Reichsglieder; die Unterthanen, mittelbare. Die meiſten derſelben ſind im Jahr 1521. auf dem Reichstage zu Worms, in die zehen obengenannten Kreiſe vertheilet worden. Wer zu den Verſammlungen derſelben, oder Kreißtagen gezogen wird, iſt ein Stand derſelben. In jedem iſt ein Kreißausſchreibender Fürſt. Das deutſche Reich iſt ſeit Ludewig dem Frommen, Carls des Großen Sohne, immer ein Wahlreich geweſen; die Wahl iſt aber oft nur auf eine Familie gefallen. Unter den unmittelbaren Erzbiſchöffen des Reichs ſind 3, und unter den unmittelbaren Reichsfürſten ſind 6, welche im Namen des Reichs ſein Oberhaupt wählen, und deßwegen Churfürſten heiſſen. Man ſoll von dieſem Vorrechte ſchon in den Zeiten, da Alphonſus und Richard gewählt worden, im dreyzehnten Jahrhunderte Spuren finden. Die geiſtlichen ſind, die Erzbiſchöffe zu Maynz, Trier und Cölln; die weltlichen ſind der König zu Böheim, der regierende Herzog zu Bayern, der erſtgebohrne Herzog zu Sachſen, vom Albertiniſchen Stamm, der erſtgebohrne Markgraf zu Brandenburg von der älteſten Linie, der erſtgebohrne Pfalzgraf beym Rhein Rudolphiſcher älteſter Linie, und der erſtgebohrne Herzog zu Braunſchweig-Lüneburg hannöveriſcher Linie. Der Wahlort iſt Frankfurt am Mayn. Die Krönung ſoll in der Reichsſtadt Aachen geſchehen. Dieß Oberhaupt des Reichs iſt eigentlich ein König; aber ſobald er erwählt worden, auch ein erwählter Römiſcher Kayſer. Seit Maximilian I. hat er beſtändig dieſen Titel. Seine Gewalt in Regierungsſachen iſt eingeſchränkt; und zu den wichtigſten Reichsgeſchäften iſt die Einwilligung der unmittelbaren Reichsglieder nothwendig. Die dazu gehörige

Verſammlung wird der Reichstag genennt, und ſeit 1663 faſt ununterbrochen zu Regensburg gehalten. Die Reichsſtände ſind da in das Churfürſtliche, Fürſtliche und Reichsſtädtiſche Collegium abgetheilet. Das Directorium hat der Churfürſt zu Maynz oder ſein Geſandter. Außerdem ſind die höchſten Reichsgerichte, der am Kaiſerlichen Hofe gehaltene Reichshofrath, und das Kayſerliche und Reichskammergericht, welches die Stände in Wetzlar unterhalten. Die Einkünfte des Kayſers ſind geringe. Die ordentlichen Steuern der Stände ſind die jährlichen Kammerzieler zur Unterhaltung des Reichskammergerichts, welche 78783 Rthlr. betragen ſollen. Die außerordentlichen werden bisweilen bey Reichskriegen, Einfällen der Türken, und zu Verbeſſerung der Reichsfeſtungen Philipsburg und Kehl, nach den ſogenannten Römermonaten bewilliget, wovon der Urſprung in den vormaligen Zügen der Kayſer nach Rom zu ſuchen iſt, und einer ungefähr 50,000 Fl. einbringen ſoll. Vermöge des Reichstagsſchluſſes von 1702 ſollen die Reichsſtände ein Reichskriegsheer von 120,000 Mann zu Kriegszeiten ſtellen.

Geſchichte.] In den erſten Jahrhunderten nach der Geburt Chriſti, war Deutſchland in viele kleine Staaten vertheilet, welche aber von den Franken eingenommen und unter Carl dem Großen zu einem Reiche verbunden worden, das zu der Fränkiſchen Monarchie gehörte. Carl brachte im Jahr 800 die erneuerte Würde eines Römiſchen Kayſers auf ſein Haus, und regierte die Landſchaften durch Miſſos Regios oder Grafen. Die Stände willigten in die Wahl ſeines Sohnes Ludwigs zum Könige. Deſſen dritter Sohn Ludwig bekam Deutſchland durch den zu Verdun 843. geſtifteten Vergleich. Sein jüngſter Sohn,

Sohn Carl der Dicke brachte alles übrige wieder an ſich; aber ſeines Bruders Carlmanns Enkel, Ludwig das Kind beſchloß 911 die deutſche Carolingiſche Linie. Ihm folgte Conrad aus Franken, der den Ständen, Heinrichen Herzogen von Sachſen ſterbend empfohl, von dem die ſächſiſche Linie unter den drey Ottonen das Kaiſerthum verwaltet und mit Heinrich II. 1024 ſich beſchloſſen. Der erſte Otto hat Lothringen, Italien, Böheim und Jütland ſich unterwürfig gemacht. Conrad II. Salicus ward zum Könige erwählt, und brachte Burgund und Pohlen an das Reich, auf welchen Heinrich III. der Ungarn ihm zinnsbar machte, der unglückliche Feind des römiſchen Stuhls, Heinrich IV. und dann Heinrich der V. folgte, mit dem ſich die fränkiſchen Kaiſer 1125 endigen. Durch den Pabſt ward Lotharius Herzog von Sachſen zur Krone befördert. Conrad von Hohenſtaufen Herzog von Schwaben folgte ihm. Friedrich I. ſein Neffe herrſchte über Rom, behauptete das Königreich Arelat und machte Pohlen zinnsbar. Nach Heinrich VI. und den Unruhen unter Philipp und Otto den IV. gieng mit Friedrich II, das Anſehen der deutſchen Kaiſer in Italien verlohren, und die ſchwäbiſche Linie mit Conrad dem IV. 1254 zu Ende. Wilhelm Graf von Holland regierte nur 2 Jahr, und obgleich Alphonſus von Caſtilien und Richard von England erwählt wurden, ſo dauerte doch ein großes Interregnum in Deutſchland, bis 1273 Rudolph von Habsburg, der Stammvater des öſterrichiſchen Hauſes, zum römiſchen Könige erwählt ward. Nach ihm kamen Graf Adolph von Naſſau, Albrecht I. von Oeſterreich, Heinrich VII. von Lützelburg, und Ludwig von Bayern, wovon die letzten nur gekrönt wurden. Seine Gegenkaiſer waren Friedrich von Oeſterreich und der böheimiſche Prinz Carl, der nach Ludwigs Tode Kaiſer

ward. Er machte 1356. die güldene Bulle zu Nürnberg, oder die Verordnung wegen der deutſchen Königswahlen. Noch bey ſeinem Leben ward ſein Sohn Wenzel zum römiſchen König erwählt. Zwar ward Pfalzgraf Rupertus und Jodocus aus Mähren nach ihm römiſcher König, aber Wenzels Bruder Sigismund war am glücklichſten, regierte am längſten und hielt 1414. das Coſtnitzer Concilium. Durch ſeiner Tochter Eliſabeth Vermählung mit Albrechten II. von Oeſterreich, bekam dieſer Böheim und Ungarn, und ward 1437 römiſcher Kaiſer. Mit ihm fängt ſich die lange Reihe der öſterreichiſchen Kaiſer an, die bis 1740 gedauert hat. Kaiſer Friedrich III. der ihm 1440 folgte, regierte bis 1493, errichte 1448 die Concordata nationis Germanicae mit dem Pabſte zu deſſen Vortheile. Sein Sohn Maximilian I. ſtiftete 1495 zu Worms den Landfrieden und auch das Reichskammergerichte, Carl V. ſein Enkel beſchwor eine Capitulation und führte den Religionskrieg, 1555 ward derſelbe durch den Frieden zu Augſpurg beſchloſſen. Sein Bruder Ferdinand I. ward 1531 römiſcher König, und ſtiftete den Reichshofrath. Maximilian II. und Rudolph II. wurden römiſche Könige. Nach deſſen Bruder Matthias I. kam Ferdinaud II. zum Kaiſerthume, unter dem der 30 jährige Krieg 1618 ſeinen Anfang nahm, der unter deſſen Sohne Ferdinand III. 1648 durch den merkwürdigen weſtphäliſchen Frieden geendiget ward. Dieſem folgte 1658 ſein Sohn Leopold, der die neunte Churwürde dem Hauſe Braunſchweig ertheilte, und nach welchem ſein Sohn Joſeph und deſſen Bruder Carl VI. regiert haben. Dieſer machte 1713 eine Verordnung wegen der Erbfolge in ſeinem Hauſe nach Recht und Erſtgeburt und nach den Linien, welche Sanctio Pragmatica heißt, und ſtarb 1740 ohne männ.

männliche Erben. Carl VII. aus Bayern ward 1742 mit Suſpendirung der böhmiſchen Stimme und nach ſeinem Tode 1745 der Groß-Herzog von Toſcana und Herzog von Lothringen Franz I. zum Kaiſer erwählet.

Religion.] Durch den Augſpurger Religionsfrieden von 1555 und den weſtphäliſchen Frieden von 1648 ſind die catholiſchen, lutheriſchen und reformirten Religionsübungen im Reiche beſtätiget worden. Die chriſtliche Lehre iſt gegen das Ende des 7 Jahrhunderts denen Deutſchen bekannt worden. Die Sachſen wurden erſt 785 zur Annehmung derſelben durch K. Carl genöthiget. Im 16ten Jahrhundert ward die Kirchenverbeſſerung glücklich ausgeführet. Nach dem weſtphäliſchen Frieden, muß jeder Landsherr ſeine Lehnleute und Unterthanen im Beſitz ihrer Religion und dahin gehörigen Umſtänden ſo laſſen, wie ſie am 1 Jenner 1624 ſich darinn befunden, welches Jahr deswegen annus decretorius heißt. Auch die Juden werden im deutſchen Reiche geduldet.

Gelehrſamkeit.] Man findet im deutſchen Reiche 17 proteſtantiſche, 17 katholiſche und 2 vermiſchte Univerſitäten. Zu Wien, Berlin, Göttingen, Erfurt, Duisburg und Jena ſind gelehrte Geſellſchaften. S. mehr in Herrn Büſchings Einleitung im 1 B. der Erdbeſchreibung. ſ. 37.

Eintheilung.] Zu dem öſterreichiſchen Kreiſe, der unter dem Erzherzoge ſtehet, gehören 1) das eigentliche Erzherzogthum, oder das Land unter und ob der Ens, 2) das Inneröſterreich, als Steuermark, Kärnthen, Krain und Friaul, 3) Das Oberöſterreich oder Tyrol, 4) Vorderröſterreich, das Biſchofthum Trient, Brixen, die Balley des deutſchen Ordens und die Herrſchaft Traſp. Der burgundi-

gundiſche Kreis, der itzt dem öſterreichiſchen Hauſe gehöret, faßt in ſich, den größten Theil des Herzogthums Brabant, einen Theil von Limburg, das meiſte von Luxemburg, ein Theil von Herzogthum Gelderland, die Grafſchaft Flandern, Hennegau und Namur. Im unterrheiniſchen Kreiſe liegen 1) die Churlande von Maynz, die Stadt Erfurt, das Eichsfeld, das Erzſtift Trier, Cöln, die Pfalz am Rhein, das Fürſtenthum Aremberg, die Balley Coblenz, die Herrſchaft Beilſtein, Niederyſenburg und das Burggrafthum Reineck. Der fränkiſche Kreis enthält die Hochſtifter Bamberg, Würzburg, Eichſtett, des deutſchen Ordens Meiſterthum Mergentheim und die Balleyen Franken, Elſas, Oeſtreich, an der Etſch, Coblenz u. a.; die fränkiſchen Fürſtenthümer der Marggrafen zu Brandenburg Culmbach und Onolzbach; die gefürſtete Grafſchaft Henneberg, Schwarzenberg; die Grafſchaft Hohenlohe, Caſtell, Wertheim, Reineck, Erbach, Limburg und etliche Herrſchaften; die Reichsſtadt Nürnberg u. a. Der bayeriſche Kreis enthält 1) das Erzſtift Salzburg, 2) das Hochſtift Freyſing 3) Regensburg, 4) Paſſau, 5) die gefürſtete Probſtey Berchtolsgaden 6) einige Abteyen 7) das Herzogthum Bayern nebſt der Oberpfalz 8) die Fürſtenthümer Neuburg und Sulzbach und einige Herrſchaften nebſt der freyen Reichsſtadt Regensburg. Im ſchwäbiſchen Kreiſe findet man das Hochſtift Coſtanz, das Hochſtift Augsburg, die fürſtliche Probſtey Ellwangen, die fürſtliche Abtey Kempten, das Herzogthum Würtemberg, die Marggrafſchaft Baadenbaaden und Durlach die fürſtlichen Hohenzolleriſchen Lande, die gefürſtete Abtey Lindau und Buchau, die gefürſtete Grafſchaft Thengen, die fürſtlich fürſtenbergiſchen Lande, die Werdenbergiſchen Güter, die fürſtlich und gräflich Oettingiſchen Lande, Kletgau, Lichtenſtein,

die

die Reichsprälaten, die Commenthurey Aſchenhauſen, die Landgrafſchaft Stühlingen, und Baar, und einige Herrſchaften. Der oberrheiniſche Kreis faßt in ſich 1) die Hochſtifter Worms 2) Speyer, 3) Straßburg; 4) die gefürſtete Probſtey Weiſſenburg; 5) das Hochſtift Baſel 6) und Fulda 7) das Johannitermeiſterthum 8) die gefürſtete Abtey Prünn 9) die Reichsprobſtey Odenheim 10) die Fürſtenthümer Simmern, Leutern, Veldenz, Zweybrücken 11) die Landgrafſchaft Heſſen 12) die Grafſchaft Sponheim, Romeny, Salm, 13) die Fürſtl. Naſſauiſchen Lande des oberrheiniſchen Kreiſes. 14) Naſſauweilburg. 15) Naſſauſaarbrück. 16) Die Grafſchaft Waldeck, Hanau, Münzenberg, 17) die Herrſchaft Hanau Lichtenberg, 18) die Gräfl. Solmiſchen Lande 19) die Grafſchaft Königſtein und Oberyſenburg. 20) Die Lande der Wild- und Rheingrafen 21) die Grafſchaft Leiningen, Münzfelden, Witgenſtein und einige kleinere Herrſchaften. Die Reichsſtädte in dieſem Kreiſe ſind Worms, Speyer, Frankfurt am Mayn, Friedberg und Wetzlar. Der niederrheiniſchweſtphäliſche Kreis enthält das Hochſtift Münſter, das von Paderborn und das von Lüttich; ferner das Hochſtift Osnabrück; die Stifter Corvey, Stablo und Malmody, Werden, St. Cornelis Münſter, Eſſen, Thorn, Herford; das Herzogthum Cleve nebſt Mark und Ravensberg; die Herzogthümer Jülich und Berg; die Fürſtenthümer Minden und Verden; die Fürſtl. Naſſauiſchen Lande; das Fürſtenthum Oſtfriesland und das von Mörs; die Grafſchaft Wied, Sayn, Schauenburg, Oldenburg und Delmenhorſt, Lippe, Bentheim, Steinfurt, Teklenburg und Lingen, Hoya, und einige kleinere Herrſchaften. Cöln, Aachen und Dortmund ſind Reichsſtädte in dieſem Kreiſe. Der oberſächſiſche Kreis enthält 22 Stände, als Churſachſen, Churbrandenburg,

burg, Sachſenweimar, Sachſeneiſenach, Sachſencoburg, Sachſengotha, Sachſenaltenburg, Sachſenquerfurt, Vorpommern, Hinterpommern und Camin, Anhalt, Quedlinburg, Gernrode, Walkenried, Schwarzburgſondershauſen, Schwarzburgrudolſtadt, Mannsfeld, Stolberg, Barby, die Grafen Reuſſen und Schönburg. Das Churfürſtenthum Sachſen verdient hier wegen unſrer Abſicht eine beſondere Betrachtung. Alle Länder, die itzt dazu gehören, betragen ungefähr 729 Quadratmeilen. Von ſeinen natürlichen Einkünften haben wir unter dem Artikel vom Clima, einige angezeigt. Die Elbe iſt der vornehmſte Fluß des Landes. Im Jahr 1750 hat man im Churfürſtenthum Sachſen 224 Städte gezählet. Man rechnet auch 4241 Dörfer darinn, ohne die in der Lauſitz und im Antheile von Henneberg. Herr Büſching, unſer beſter Erdbeſchreiber, hat 232 Städte und 35 Flecken berechnet. Die Landſaſſen ſind entweder Schriftſaſſen, die unter der Lehnskanzley oder den Hofgerichten unmittelbar ſtehen, oder Amtsſaſſen. Die Landſchaft, beſteht 1) aus Prälaten, als den Stiftern, aus Grafen und Herren und den Univerſitäten, Leipzig und Wittenberg, 2) aus der allgemeinen Ritterſchaft, und 3) aus den allgemeinen Städten deren 102 ſind. Die Landtäge ſollen alle 6 Jahr gehalten werden. Das Archiv der Landſchaft iſt dem Erbmarſchalle anvertraut, welches allzeit einer aus dem adelichen Geſchlechte Löſer aus dem Hauſe Salis iſt. Die evangeliſchlutheriſche Religion iſt in dieſem Lande, im 16 Jahrhunderte gegründet, durch die Reverſalien König Auguſts vom Jahr 1697 und durch den mit Schweden 1706 geſchloſſenen Frieden von Altranſtädt befeſtiget, auch von dem gegenwärtigen hohen Beſitzer der Chur nochmals dem Lande verſichert worden.

Zu

Zu der Beförderung der Gelehrſamkeit iſt die Univerſität zu Leipzig 1409 und die zu Wittenberg 1502 geſtiftet; und Churfürſt Moritz hat zu Meiſſen, Pforta und Grimma Fürſten- oder Landſchulen angelegt.

Die heutigen Churfürſten von Sachſen ſtammen von den Markgrafen von Meiſſen ab, welche zuerſt die Landgrafſchaft Thüringen, hernach das Churfürſtenthum Sachſen und andre Länder an ſich gebracht, und von denen Friedrich der Streitbare der erſte Churfürſt 1422 ward. Seinem Sohne Fridrich II. folgten in der Landesregierung ſeine Söhne, Ernſt nnd Albrecht, die ſich nach 20 Jahren einer gemeinſchaftlichen Regierung 1485 theilten, und die beyden Hauptlinien ſtifteten. Anfangs war die Churwürde bey der Erneſtiniſchen, und die Söhne der Churfürſten Ernſts, Friedrich der Weiſe, und Johann der Beſtändige, beſaſſen ſie, denen des letztern Sohn Johann Friedrich darinn folgte, der aber 1547 von K. Carl V. wegen der Religionsſtreitigkeiten in die Acht erklärt wurde, und alle ſeine Länder nebſt der Churwürde ſeinem Vetter Herzog Moritzen, dem Sohne Herzogen Heinrichs, welcher der Bruder des obgenannten Herzog Albrechts war, gegen 50000 fl. jährlicher Einkünfte für ſeine Kinder, überlaſſen mußte. Von dieſem neuen Churfürſten Moritzen an, iſt die Churwürde beſtändig bey der Albertiniſchen Linie geblieben. Sein Bruder Auguſt folgte ihm in der Regierung, ſetzte den Stamm fort, ſtiftete mit dem Erneſtiniſchen Hauſe, eine Erbvereinigung, vermehrte ſein Land, und hinterließ den Ruhm daſſelbe verbeſſert und innerlich wohl eingerichtet zu haben. Sein Sohn Chriſtian I. der ihm 1586 folgte, hatte erſt ſeinen älteſten Sohn Chriſtian II. und hernach den Zweyten, Johann Georg I. zu Nachfolgern. Dieſer vermehrte

mehrte ſeine Länder mit den Marggrafthümern Ober- und Niederlauſitz, theilte aber, 1652. in ſeinem Teſtamente die Churländer unter ſeine 4 Söhne, von welchen Johann Georg II. ihm in der Chur folgte, Auguſt die Weiſſenfelſiſche, Chriſtian die Merſeburgiſche, und Moritz die Zeitziſche Nebenlinie ſtiftete. Auf Johann Georg II. folgte in der Churwürde ſein Sohn Johann Georg III. und deſſen Sohn Johann Georg IV. nach welchem ſein Herr Bruder Friedrich Auguſt zur Chur, und 1696. zur Polniſchen Krone gelangte. Dieſer nahm 1718. die Erblande der Zeitziſchen Linie in Beſitz. Nach ſeinem Tode trat Friedrich Auguſt II. 1733. die Churfürſtliche Regierung an, und ward in eben demſelben Jahre König von Polen. Ihm ſind 1738. die Herzoglichmerſeburgiſchen, und 1746. die Herzoglichweiſſenfelſiſche Erblande wieder zugefallen.

Der Churfürſt von Sachſen iſt der dritte weltliche Churfürſt; iſt des römiſchen Reichs Erzmarſchall; belehnet die Grafen von Pappenheim mit dem Reichs-Erbmarſchallamte, und iſt, wenn das Reich kein Oberhaupt hat, in den Landen, wo das Sachſenrecht gilt, Reichsverweſer, und in dem oberſächſiſchen Kreiſe jederzeit kreisausſchreibender Fürſt. Er hat auch in Sachen der evangeliſchen Stände und Religion, das Directorium, die Reichsdictatur, und bey Erledigung des Churmaynziſchen Stuhls, als Erzmarſchall das Directorium auf dem Reichstage. Man hält dafür, daß ſeine Einkünfte jährlich 6 bis 7 Millionen betragen ſollen. Er pflegt ordentlicher Weiſe 20000 Mann Truppen, ohne die Landmiliz zu halten. Das ganze Churfürſtenthum enthält den Churkreis, den Thüringiſchen, Meißniſchen, Leipziger, nebſt dem Stifte Wurzen, den Erzgebürgiſchen, Vogtländiſchen, und Neuſtädtiſchen Kreis,

nebſt

nebſt den Stiftern Merſebung und Naumburg-Zeitz. Auſſerdem gehören noch die Lauſitz und das Churſächſiſche Antheil an der gefürſteten Grafſchaft Henneberg unter die Churſächſiſche Hoheit.

Endlich müſſen wir noch die Länder anzeigen, die zum niederſächſiſchen Kreiſe gehören. Sie ſind folgende: das Herzogthum Magdeburg, die Länder des Churhauſes Braunſchweig und Lüneburg, als das Herzogthum Bremen, das Fürſtenthum Lüneburg oder Celle, das Fürſtenthum Grubenhagen, das Fürſtenthum Calenberg, das Fürſtenthum Wolfenbüttel, das Fürſtenthum Halberſtadt, die Herzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güſtrau, das Herzogthum Hollſtein nebſt der Herrſchaft Pinneberg, das Bißthum Hildesheim, das Herzogthum Sachſen-Lauenburg und das Land Hadelſt, das Hochſtift Lübeck, das Fürſtenthum Schwerin, das Fürſtenthum Ratzeburg, das Fürſtenthum Blankenburg, und die Grafſchaft Ranzau. Lübeck, Goßlar, Mühlhauſen, Nordhauſen, Hamburg und Bremen ſind die Reichsſtädte in dieſem Kreiſe.

Von der Schweitz.

Sie heißt eigentlich Helvetien, und iſt faſt 1090 geographiſche Quadratmeilen groß. Es iſt eins der höchſten Länder in Europa. Die mittlere Gegend der daſigen Gebürge beſteht aus ſogenannten Alpen oder Viehweiden. Das innländiſche Getreide wächſt nicht hinlänglich. In einigen Gegenden, als bey Schafhauſen, wächſt auch Wein. Der Rhein und die Rhone entſpringen hier. Es ſollen 102 Städte in der Schweitz ſeyn. Die Einwohner ſind theils reformirt, theils catholiſch. Ihr Handel wird meiſt mit den Producten ihrer Heerden getrieben. Ihr Staat iſt in

Eidgenoſſen oder zugewandte Orte eingetheilt. Jene beſtehen aus 13 Cantonen, die ſich von 1308. bis 1513. durch Bündniſſe nach und nach vereiniget haben. Mit ihnen ſind die letztern oder eilf andre helvetiſche freye Staaten verbunden. Die Regierungsform der einzelnen Staaten iſt theils monarchiſch, theils ariſtocratiſch und democratiſch. Ein jeder Unterthan iſt hier Soldat. Er ſorgt ſelbſt für ſeine Kriegsrüſtung und vereiniget ſich auf Befehl mit den andern. Durch gewiſſe Merkzeichen, die Hochwachten heiſſen, verſammelt man die Mannſchaften in Geſchwindigkeit. Die 13 Cantone heißen: Zürich, Bern, Lucern, Uri, Schweitz, Unterwalden, Zug, Glarus, Baſel, Freyburg, Solothurn, Schafhauſen, Appenzell. Ueberdies findet man 21 Landvogtheyen und 2 Städte, über welche gewiſſe Cantone gemeinſchaftlich Oberherren ſind. Die 11 zugewandten Oerter ſind, das Stift zu St. Gallen, die Stadt St. Gallen; die Stadt Biel; die drey Bünde der Graubünder nebſt der Landſchaft Veltlin; das Walliſer Land; die Stadt Mühlhauſen; das Fürſtenthum Neuenburg, die Stadt Genf, und ein Theil des weltlichen Gebiets des Biſchoffs von Baſel.

Von den vereinigten Niederlanden.

Es ſind darinn ſieben Provinzen, welche Holland, Seeland, Utrecht, Oberyſſel, Friesland, Gröningen und Gelderland heißen.

Clima.] Die Luft in dieſem Lande würde nur Dunſt und Nebel ſeyn, wenn ſie nicht durch die ſcharfen Fröſte gereiniget würde, welche man da allezeit, ſo oft der Oſtwind wehet, jährlich faſt vier Monat lang empfindet, und welche dort viel heftiger als in England ſind, obgleich in den

Graden

Graden der Breite kaum einiger Unterſchied unter beyden Ländern iſt. Denn zu ihnen kömmt der Wind von einem langen Striche gefrornen Landes herüber; und er wird durch die Dünſte feuchter, oder durch die Wärme der Seebewegungen ſanfter, ehe er England erreicht. Dieſes Land liegt ſehr niedrig; und obgleich der Boden von Natur wäßrig iſt, ſo können ihn doch die fleißigen Einwohner durch eine Menge künſtlicher Canäle ſo austrocknen, daß der Boden zu vortreflichen Weiden und Ackerfeldern geſchickt gemacht wird. Den größten Theil ihrer Ländereyen brauchen ſie zu Weiden für große Heerden Kühe. Die natürlichen Producte des Landes ſind Wolle, Butter, Edamer- und Texelerkäſe, Tabak, Torf, Eiſen, Salz.

Regierung.] Die vereinigten Provinzen ſind eine Verbindung von vielen unabhängigen Staaten. Denn nicht nur jede Landſchaft iſt ſouverain, ſondern auch die Staaten einzelner Landſchaften haben ſich unterſchiedene Vorrechte ausdrücklich vorbehalten; und jedes Geſetz, das von der Verſammlung der Staaten gemacht worden, iſt nur in denen Landſchaften gültig, die es angenommen haben; deswegen ſchickt jede Landſchaft Abgeordnete in dieſe Verſammlung der Generalſtaaten, die im Haag gehalten wird. Aber alle dieſe Provinzen machen in ihrer Vereinigung die anſehnlichſte Republik von der Welt aus, die von den Generalſtaaten regiert wird, welche aus ſo viel Stimmen beſtehen als Provinzen ſind. Wie aber dieſe Generalſtaaten ohne einmüthige Uebereinſtimmung aller Provinzen weder Krieg noch Frieden beſchließen, in neue Bündniſſe treten, oder Geldſummen erheben können; ſo beſorgen wieder die zwölf Abgeordnete von den Staaten der einzelnen Landſchaften, welche den Staatsrath ausmachen, die Kriegs-

ſachen und die öffentlichen Einkünfte der Republik, durch die Entſcheidung der Stimmen, von denen Holland drey, und die übrigen Provinzen nur eine oder höchſtens zwey Stimmen haben. Dieſe Republik kam ſeit dem Jahre 1576. da ſie ſich durch den Prinzen Wilhelm von Oranien von der ſpaniſchen Bothmäßigkeit befreyte, und 1579. zu Utrecht feyerlich vereinigte, bis 1621. zu ſo einer Höhe der Macht, daß ſie hernach den Spaniern bis 1643, England bis 1654, und Frankreich bis 1678. und 1697. glücklich widerſtehen konnte. Sie hat auch den Engländern die Herrſchaft zur See ſtreitig gemacht, und ſich dadurch aus der Dunkelheit erhoben.

Handel.] Es iſt wohl keine Nation auf der Welt, wo das Volk ſich mit größerm Fleiße auf alle Arten der mechaniſchen Künſte leget, als bey den Einwohnern dieſes Landes. Die Manufacturen, die ſonſt andern Ländern eigen waren, ſind hier beynahe zur Vollkommenheit gebracht. Die Urſache iſt nicht ſowohl die Offenherzigkeit der Deutſchen; ſondern dieſes ehemals ſo bekümmerte Volk, ahmte die Römer nach, und erſuchte alle, die ſich in eben ſo mißlichen Umſtänden befanden, ſich mit ihnen zu vereinigen und eben die Beſchäftigungen da anzufangen, die ſie in ihren Ländern fortgeſetzt hatten. In **Haarlem** macht man ſehr feine Leinewand, und bleichet ſie ſo weiß, daß man ſie aus allen übrigen Provinzen, und ſelbſt aus **Deutſchland** und andern fremden Ländern dahin bringt, um ſie zu bleichen. In der Provinz Friesland (ſagt **Büſching**) wird die allerfeinſte europäiſche Leinwand gewebet. In Haarlem werden auch in den Fabriken feine ſeidene Zeuge, Floretzeuge, geriſſener Sammt, Gold- und Silber-Brocad, und andre reiche Stoffe verfertiget. Ihre Wollenmanufacturen blühen am meiſten in **Leyden**, wo man breite und ſchmale Tücher,

Serge

Serge und Cammelot macht, die aber doch nicht von der Güte wie die Engliſchen ſeyn müſſen, weil ſie ſonſt nicht die engliſchen Manufacturarbeiten an ſich handeln würden, um ſie zu andern Nationen auszuführen. Ihre Wolle bekommen ſie aus Spanien, Deutſchland und der Türkey; ihre ſeidenen Waaren ſind auch nicht ſo gut, wie die Franzöſiſchen oder Italiäniſchen; aber ſie werden häufiger verkauft, weil ſie wohlfeiler ſind. Von der Schiffarth dieſes mächtigen Staats hat man oft geſagt, daß die Anzahl der platten Fahrzeuge und Kauffartheyſchiffe faſt ſo groß als in England ſey. Denn man hat ausgerechnet, daß in die baltiſche See, die Niederländer faſt tauſend Schiffe mehr als die Engländer ſchicken; hingegen kommen ihnen die Engländer durch die Anzahl derjenigen Schiffe wieder gleich, welche ſie in ihre Plantagen nach America ſenden, wohin die Holländer nur wenig handeln. Nach einer neuern Berechnung ſoll die Summe der Schiffe, welche den Engländern gehören, auf 930,000. Tonnen, und der Niederländer auf 900,000. betragen. Die oſtindiſche Handlungsgeſellſchaft hält 150 Schiffe, die bis 60 Kanonen führen, und bis 50 kleinere Fahrzeuge. Der Handel der vereinigten Provinzen mit den britanniſchen Inſeln iſt beträchtlich. Aus England führen ſie beſonders grobe Tücher, Drogette, Stoffe von verſchiedenen Sorten, Leder, Korn, Kohlen, und faſt von allen natürlichen Einkünften dieſes Königreichs; überdieß alle Arten von Waaren, die aus Indien und der Türkey herausgebracht worden, als Zucker, Tabak, Reiß, Ingwer, Pech, Schifftheer, und verſchiedene andere Nothwendigkeiten, die man aus den americaniſchen Plantagen der Engländer erhält. England nimmt von Holland in großer Menge holländiſche Leinwand, Garn, Zwirn, Borten, ungeſchnitten Fiſchbein, Kupferplatten, Färberröthe,

Leinſaamen u. d. g. Von dieſem Handel haben die engliſchen Unterthanen, wie man ſagt, einen anſehnlichen Vortheil. Die Niederländer führen einen erſtaunenden Handel in die meiſten von den bekannten Welttheilen, und ſie ſind ſehr arbeitſam und zahlreich, daß man die Holländer, ſehr wohl mit einem großen Bienenſtocke vergleichen kann, da die zahlreichen Schiffe täglich ein- und ausgehen, die einen Bienenſchwarm deutlich vorſtellen, und da der Stock mit Recht für die Niederlage der koſtbarſten und beſten Waaren aller Nationen gehalten wird.

Einkünfte.] Die Unterthanen der **vereinigten Provinzen** müſſen ſtets eine große Menge von Abgaben und Auflagen übernehmen. Der Staatsrath läßt jeden Winter eine Berechnung der Ausgaben auf das folgende Jahr aufſetzen, welche insgemein nahe an 3 Millionen Pf. Sterling in Friedenszeiten koſten. Der Kriegsſtaat (ſ. Büſching) hat 1756. 9765004. Gulden gekoſtet. Dieſe Summen werden durch faſt allgemeine Acciſen und Gefälle zuſammengebracht, wovon die vornehmſten ſind. 1) Eine Abgabe vom Salz; 2) vom Bier; 3) und allen Lebensmitteln; 4) von Lichten; 5) vom Torf zum Brennen und von den engliſchen Kohlen; 6) von engliſchen Tüchern, welche den dritten Theil des Werths beträgt; 7) vom Weitzen, Rocken und Gerſten; 8) von allem Horn- und Zuchtvieh, das geſchlachtet wird, der ſiebente Theil des Werths, welches **Verponding** heißt; 9) von jedem Hornvieh, das über drey Jahr alt iſt, drey Pfennige den Monat; 10) von allen Meyerhöfen und Ländereyen; von den Kaufgeldern für alle liegende Gründe, darunter auch Schiffe, die über vier Laſten groß ſind, gehören, wird jährlich der 40ſte Pfennig bezahlt; 11) auf die Seife, vom Fäßgen eilf Schillinge,

12) von Häuſern der achte Theil des Zinnſes. Kurz es iſt faſt nichts im ganzen Lande, beſonders aber in der Provinz Holland, worauf nicht eine oder die andre Steuer gelegt wäre. Ihre außerordentlichen Auflagen in Kriegszeiten ſind, 1) die Kopfſteuer, welche insgemein zwanzig Stüber vom Kopf beträgt; 2) die Rauchſteuer, zwanzig Stüber von jedem Heerde; und 3) die Landtaxe, welche zehn Schillinge von jeden hundert Pfunden jährlich beträgt. Die beſtändigen Auflagen und Taxen, die zu der Vertheidigung ihres Landes wider die See und Ströme auferlegt werden, betragen auf 60 Pfund Sterling von jeder Ruthe der Seedämme; und auch die Auflage zu der Erhaltung der Ufer an den Strömen iſt ſehr groß. Aber die größte Auflage von allen wird zu der Austrocknung des Landes auferlegt, wenn es überſchwemmt iſt und ihre Dämme durchbrochen werden, wie oft geſchieht. Man ſchätzet die ordentlichen Einkünfte der Republik auf 21 Millionen Gulden.

Truppen.] Die Landtruppen der Republik beſtehen zur Zeit des Friedens ſelten aus 40000 Mann, oft aber aus einer geringern Anzahl. Sie hatten ſonſt Schweitzer, Schottländer und mehr Ausländer unter ihrer Armee. Zu den ordentlichen Truppen müſſen wir auch diejenigen rechnen, die ſie in den Gränzſtädten an den Oeſterreichiſchen Niederlanden zu halten verbunden ſind. Ich will nicht unterſuchen, wie viel Mannſchaft die Vereinigten Provinzen zu halten fähig wären; aber aus ihrem weitläuftigen Handel, aus den Reichthümern und der Menge des Volks, kann man, glaube ich, ſchließen, daß wenig Königreiche in Europa größre Flotten ausrüſten oder zahlreichere Kriegsheere aufrichten können, als die Generalſtaaten.

Religion.] Die angenommene Religion iſt die Calviniſche. Aber kein Land in Europa kann mehr Religionen zeigen als dieſer Staat. Denn alle Secten und Partheyen werden hier in dem Bekänntniß ihrer verſchiedenen Lehrſätze, der Handlung wegen, geduldet.

Sitten.] Ihre gewöhnliche Art zu reiſen geſchieht in Treck-Schuyten oder bedeckten Fahrzeugen, die von einem Pferde gezogen werden, und drey Meilen weit in einer Stunde gehen, wofür man eine Meile nicht mehr als mit einem Stüber bezahlet, und die Bequemlichkeit hat, daß man einen Mantelſack mitnehmen kann, und unter Wegs in keinem Wirthshauſe etwas auszugeben nöthig hat. Die Reiſenden ſind auch in dieſem Schiffchen, im geringſten nicht dem Wetter ausgeſetzt, und ſie fühlen kaum einige Erſchütterung; es iſt auch faſt keine Stadt, wohin man nicht jeden Tag, auf dieſe Art reiſen kann. Iſt es ein anſehnlicher Ort; ſo kann man faſt zu allen Stunden, wenn die Glocke gerührt wird, abreiſen. Aber man wartet nicht eine Minute auf die Reiſenden, wenn man ſie gleich auch kommen ſieht. Die Einwohner ſind ſehr geübt, auf Schlittſchuhen zu fahren. Im Winter fahren Perſonen beyderley Geſchlechts in ihren Verrichtungen von einem Orte zum andern; und man ſagt, daß kein rennendes Pferd ihnen gleich kommen kann. Die große Anzahl der prächtigen Schlitten, die man bey Wettrennen in den Straſſen, beſonders in Amſterdam verſammelt ſieht, verſchaft auch ein ſehr ſchönes Schauſpiel.

Von Dånnemark.

Es giebt eine große Anzahl Inſeln die zu dieſem Kőnigreiche gehőren, und auf der Küſte von Norwegen und noch andre, die etwas entfernt davon liegen. Unter dieſen iſt Island die anſehnlichſte, wovon der Nőrdliche Theil unter dem arctiſchen Polarcirkel liegt. Die Berge darinn ſind allzeit mit Schnee bedeckt.

Clima.] Man ſagt, daß der Nőrdliche Theil von Dånnemark ſehr kalt und nicht ſehr geſund ſey, beſonders in der Gegend bey Kopenhagen, welches von der niedrigen Lage dieſer Stadt, und den håufigen Nebeln herrühren ſoll. Man findet hier kaum eine mittlere Witternng zwiſchen einer außerordentlichen Kålte und Hitze; denn der Frühling und Herbſt ſind von ſehr kurzer Dauer, und die Erde bringt auch ihre Gewåchſe ſehr geſchwind zu ihrer Reiſe. In dem Südlichen Theile ſoll überhaupt die Luft gut, und die Gegend angenehm genug ſeyn. Dånnemark bringt gutes Korn hervor, beſonders in Laaland; und in Jüttland und Schleswig findet man eine Menge von Hornvieh, Zugvieh und Pferden. In dem Nőrdlichſten Theile iſt der långſte Tag ungefahr 18 Stunden, und in dem Südlichſten faſt 17 Stunden lang; alſo liegt dieſes Land im 10ten, 11ten und 12ten nőrdlichen Himmelsſtriche. In Norwegen und Lappland, beſonders gegen Norden zu, iſt die Luft ſo ausnehmend kalt, daß dieſe Gegenden nur wenig bewohnt ſind. Die Oberflåche dieſes Landes iſt ſehr mit Gebürgen und ſchrecklichen Felſen beſchwert, die für Menſchen und Thiere faſt gar keine Nahrung geben, und faſt beſtåndig mit Schnee überdeckt ſind.

Regierung.] Unter dem Könige Friedrich III. ward die Krone 1660 für die männliche und weibliche Linie des Königlichen Hauſes erblich; und derſelbe erlangte durch freywillige Anerbietung des ganzen Volks das unumſchränkte Herrſchungsrecht. Er unterſchrieb 1665 das nachher von Friedrich IV. 1709 bekannt gemachte Königliche Geſetz, und gab es ſeinen Nachfolgern zur Richtſchnur, von welcher ſie nicht abweichen dürfen.

Einkünfte.] Die ganzen Einkünfte des Königs von Dännemark ſollen nach den beſten Berechnungen ungefähr 500000 Pf. Sterling betragen, die in dieſem Theile der Welt faſt dreymal ſo viel als in England betragen, weil die Lebensmittel und Arbeiten in dieſen Ländern viel wohlfeiler ſind.

Religion.] Die Lutheriſche Religion iſt ſeit 1537 die herrſchende. Zu Koppenhagen, Friederica und Friedrichsſtadt haben auch andre Religionsverwandten ihre Gottesdienſte. **Norwegen** hat mit Dännemark einerley Religion angenommen, außer daß in Finnmarken noch manche Heiden ſind, an deren Bekehrung gearbeitet wird. Die Einwohner von **Island**, welche unter Däniſcher Bothmäßigkeit ſtehen, dulden nur allein die Uebung der Lutheriſchen Religion unter ſich. Die Reformation (ſagt Büſching) iſt erſt 1551 zu Stande gekommen. Auch in **Wardöehuns**, und in dem **Norwegiſchen** Lappland, war das Heidenthum noch immer unter den Einwohnern, die ſich zur Chriſtlichen Religion bekannten, verborgen. Aber durch die vortreflichen Däniſchen Miſſionen, ſind in dieſen Gegenden viele bekehrt worden. Beſonders zählt man 1750 Menſchen, die nach dem Jahr 1716 durch die Anſtalten des Koppenhagiſchen Collegiums zu Beförderung

rung des Evangeliums, in Finnmarken beſſer unterrichtet worden ſind. S. Büſchings Erdbeſchr. 1 B.

Sitten.] Die Dänen ſind bey ihren Begräbniſſen außerordentlich prächtig, und es iſt nicht ungewöhnlich den Leichnam in ein Gewölbe oder nahe bey einer Kirche einige Monat lang beyzuſetzen, um Anſtalt zu einem feyerlichen Begräbniſſe mit noch größerer Pracht zu machen. Das arme Volk wird zwar mit wenigern Feyerlichkeiten begraben; aber auch bey ihren Gräbern findet man gewiſſe Leidtragende, die von jedem eingepfarrten zu dieſem Endzwecke gemiethet werden. Die Feſttage werden ſo heilig beobachtet als die Sonntage; und während dem Gottesdienſte ſind die Thore in Kopenhagen geſchloſſen.

Wenn ein Lappländer ſich verheyrathen will, ſo ſucht er ſich (wenn ihn nicht ſeine Eltern zu einer Verbindung zwingen, wie es ſehr gewöhnlich iſt) ein Mädchen aus, deren Reichthum in einer großen Anzahl Rennthiere beſteht. Denn es iſt die Gewohnheit in Lappland, daß die Eltern ihren Kindern, ſo bald als ſie gebohren werden, gewiſſe Rennthiere zueignen, welche hernach beſtändig mit allem Zuwachs ein Eigenthum der Kinder verbleiben. Je mehr Rennthiere ein Mädchen beſitzt, deſto eher kann ſie ſich einen Ehemann verſprechen; denn die Lappländer achten nicht auf die Schönheit, oder auf ſolche Eigenſchaften, die andern Völkern ſchätzbar ſind. Es iſt denen, die in unfruchtbaren Gegenden wohnen, natürlich, für ihren Unterhalt am meiſten beſorgt zu ſeyn; und weil ihnen die Rennthiere denſelben hauptſächlich verſchaffen, ſo betrachten ſie dieſelben als ihre größten Reichthümer, wodurch ſie ſich am beſten wider den Mangel verwahren können. Die, welche unter ihnen ärmer ſind, begnügen ſich die Tochter

eines

eines Mannes zu heyrathen, welcher in einem Orte wohnt, der zur Jagt und Fiſcherey bequem iſt. Wenn ein Lappländer diejenige gefunden hat, die er zu heyrathen wünſcht; ſo reiſet er in Geſellſchaft von zween oder drey Freunden zu ihrem Vater. Wenn er bey der Hütte angekommen iſt, ſo werden ſie hinein gebeten, ausgenommen der Freyer, der einige Zeitlang hauſſen wartet, und ſich eine kleine Beſchäfftigung, etwan mit Holzhacken machet, bis man ihn endlich auch hineinladet. Denn man würde es als eine außerordentliche Unhöflichkeit anſehen, wenn er hinein kommen wolte, ohne ausdrücklich gerufen zu werden. Nachdem ſie ſich mit einem Trunke Branntwein geſtärkt haben; fängt der Freyersmann an, ſeine Abſicht zu endecken. Iſt es der Vater zufrieden, daß der junge Mann dem Mädchen ſeine Achtung bezeige; ſo geht dieſer ſogleich aus der Hütte nach ſeinem Schlitten, und zieht ſein beſtes Kleid an; hierauf grüſſen ſie ſich mit einem Kuße, wobey ſie nicht nur ihre Lippen, ſondern auch die Naſen zuſammendrücken, welches eigentlich der rechte Gruß bey ihnen iſt. Dann macht er ihr ein Geſchenk mit einer Zunge vom Rennthiere, oder ſo etwas, welches ſie in Gegenwart der andern nicht annehmen will; aber ſie wird ingeheim außer der Hütte auf die Seite gerufen; nimmt ſie da das Geſchenk an, ſo bittet ſie der Freyer um die Gefälligkeit, daß ſie ihm in der Hütte an ihrer Seite zu ſchlafen erlaube; und verſtattet ſie auch dieß, ſo iſt die Heyrath ſo gut als geſchloſſen. Wenn ſie es aber abſchlagen will; ſo wirft ſie die Geſchenke zu ſeinen Füſſen.

Die Lappländer bedienen ſich zum Jagen gewiſſer Bogen, welche drey Ellen lang, zween Zoll breit, und ein Zoll dicke ſind, und die man aus zwey Stücken Holz machet, welche in einander gefüget werden. In das Stück

Birken Holz, ſtecken ſie einen Zweig von einer Fichte, welcher wegen ſeiner harzichten Beſchaffenheit biegſam iſt, und folglich am bequemſten zuſammengezogen werden kann, um die Pfeile abzuſchießen. Sie bedienen ſich auch der Schlittſchuhe bey den Jagten, wovon der eine länger als der Mann iſt, der ihn an dem einen Fuße trägt; der andre iſt um einen Fuß kürzer, und beyde ſind von forn krumm gebogen, und etwas breiter als die Fußſohle. Dieſe Schlittſchuhe befeſtigen ſie am Fuße mit Weidenruten, die an beyden Seiten durchgezogen werden, doch nicht zu unterſt am Brete, damit es ſie nicht im Rennen hindere, oder durch den beſtändigen Gebrauch ſich bald abreibe. Dieſe Weidenrute kömmt mitten über den Fuß, und die eine Hälfte des Schlittſchuhes iſt forn, die andere hinter demſelben. Zum Schlittſchuh-fahren bedienen ſie ſich eines Stabes, der am Ende mit einem runten hölzernen Rande verſehen iſt; und damit ſetzen ſie über den gefrornen Schnee hinweg. Diejenigen, welche Meiſter in dieſer Kunſt ſind, werden niemals müde, wenn ſie gleich noch ſo weit gereiſet ſind. Sie können die Jagt auf dem ſchlüpfrichen, gefrornen Schnee, mit ſolcher unglaublichen Schnelligkeit fortſetzen, daß ſie die wilden Rennthiere und Wölffe überlauffen; und durch die verſchiedenen Drehungen ihres Körpers und Krümmungen und Wendungen in ihrem Wege, erſteigen ſie die höchſten Berge, und fahren eben ſo von der Spitze dieſer ſteilen Berge herab in das Thal, ohne der Gefahr zu fallen, ausgeſetzt zu ſeyn. So ſehr dieß auch eine Unmöglichkeit zu ſeyn ſcheinet; ſo finde ich doch, daß es vom Rheen verſichert, und vom Scheffer erzählt wird. Im Winter reiſen die Lappländer in Schlitten. Der, welcher darinn ſitzt, regiert das Rennthier mit einem einzigen Stricke, der aber nicht durch das

Maul deſſelben geht, ſondern nur an dem Kopfe und den Hörnen befeſtiget iſt; dieſen hält er in der rechten Hand, nebſt einem Stocke an dem Ende; und wie er ihn bald zur Rechten, bald zur Linken wirft, ſo wendet ſich auch das Rennthier auf die Seite wohin der Strick gezogen wird. Der Schlitten iſt auf dem Boden in einer halben Rundung gebaut, und er neigt ſich ſtets von einer Seite auf die andre; deswegen muß er beſtändig von demjenigen, welcher darinn ſitzet, theils mit dem Körper, theils mit Hülfe der Hand in einem gewiſſen Gleichgewichte erhalten werden, damit er nicht in dem geſchwinden Laufe umgeworfen werde.

Von Schweden.

Clima.] Die Luft iſt in dieſem Lande ſehr kalt, aber ſo rein und geſund, wo man ſie nicht allzunahe bey den Moräſten einziehet, daß viele von den Einwohnern ein hohes Alter erreichen. Im Winter, der in den meiſten Gegenden ſieben Monat dauert, und gegen Norden zu, iſt das ganze Land eine oder zwo Ellen hoch mit Schnee bedeckt, und die Lachen, Seen und Flüſſe ſind ganz zugefroren. In den nordlichen Gegenden iſt die Luft, wie man ſagt, ſo ausnehmend ſcharf, daß wenn man Waſſer mit der Hand ausſprenget, es noch eher gefrieret als es auf die Erde kömmt; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß man Perſonen findet, die in der ausnehmenden Kälte ihre Glieder erfroren haben. Aber kaum iſt der Schnee geſchmolzen, ſo ſieht man auf einmal die Erde mit grünen Kräutern und Blumen bedeckt. Der Boden iſt nicht ſehr fruchtbar an Getreide; (vieleicht weil er nicht fleißig genug gebauet wird) aber dieſer Schaden wird durch die ſehr gute Weide wieder erſetzt.

Regierung.] Dieſes Königreich iſt ſehr alt, und war vormals ein Wahlreich; aber nach verſchiedenen abwechſelnden Schickſalen, ward es uuter der Regierung Guſtav Erichſons von Waſa erblich. Doch man ſieht nunmehr, daß die ſchwediſchen Stände (beſonders durch die Regierungsform von 1720, und durch die Reichstagsſchlüſſe von 1755 und 56) in neuern Zeiten nicht nur ihre alten Feyheiten wieder erlangt, ſondern ſich ſelbſt mit der königlichen Gewalt bekleidet und ihren König gänzlich von ſich abhängig gemacht haben; ja man kann Schweden nunmehr vor eine Ariſtocratie, als vor eine Monarchie anſehen. Wenn einer von Adel ein Verbrechen begeht, welches das Leben koſtet, ſo wird er tod geſchoſſen. Nach den ſchwediſchen Geſetzen wird das väterliche Vermögen, es mag vererbt oder erworben ſeyn, unter ſeine Kinder vertheilet, daß jeder Sohn einen gleich groſſen Theil, und eine Tochter nur die Hälfte davon bekömmt.

Einkünfte.] Die öffentlichen Einkünfte von Schweden werden theils aus den Domainen der Krone, theils aus den Abgaben, aus der Münze, dem Kupfer, Silber und Goldbergwerken, dem Zehnten, der Kopfſteuer, den Geldbuſſen, dem Stempelpapiere, und andern Abgaben bey Gerichtshändeln, gezogen. Die ordentlichen ſchwediſchen Einkünfte betrugen im Jahre 1753, nach der Berechnung, die Herr Büſching eingerückt hat, 6332706. Th. S. M.

Religion.] Die Engländer wollen den Ruhm behaupten das Evangelium in Schweden zuerſt eingeführt zu haben, im Anfange des neunten Jahrhunderts. Aber Büſching ſchreibt dieſe Ehre dem Kaiſer Carl dem Großen, und auch dem K. Ludewig zu. Unter der Regierung Guſtav Erichſons von Waſa ward die Reformation zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts zuerſt bekannt gemacht,

und von demſelben ſowohl aus politiſchen als Religionsurſachen befördert. Die Geiſtlichkeit war überhaupt ſein Feind, und überdies ausnehmend reich; zween ſehr ſtarke Bewegungsgründe, die ihn anreizten, ſich ihrer Länder zu bemächtigen, undſie der Krone zu zueignen. Dieß Unternehmen brachte er auch während ſeiner Regierung zu Stande, und er verließ der Geiſtlichkeit nur einen geringen Unterhalt. Seit der Religionsvereinigung von 1713 iſt die lutheriſche Lehre die einzige herrſchende Kirche. Nur den Gliedern der engliſchen und reformirten Kirche iſt 1741, die freye Uebung ihres Gottesdienſts in gewiſſen Seeſtädten, wie Büſching anführt, erlaubt worden.

Sitten.] Perſonen von Stande werden hier ſelten vor dem dreyßigſten Jahre verheyrathet, weil vieleicht ihre Eltern ihnen nicht diejenige Einrichtung zu machen fähig ſind, die ihrem Stande in dieſem armen Lande gemäß iſt, wo ſie nichts deſtoweniger nach der Größe ihrer Einkünfte leben. Unter dem gemeinen Volke ſcheint die Frau allzeit geringe geachtet zu ſeyn, und ſie wird ſowohl in dem Hauſe als außer demſelben zu den beſchwerlichſten Arbeiten gebraucht. Sie muß ſich mehr vor eine Sclavin ihres Mannes, als für ſeine Gattin anſehen; und deswegen findet man ſehr wenig Streitigkeiten unter ihnen.

Von dem Europäiſchen Theile des Rußiſchen Reichs.

Clima.] Die Luft muß in dieſem Lande ſehr verſchieden ſeyn, da es einem ſo großen Umfang hat. Gegen Norden zu, wie in Schwediſch Lappland und dem nordlichen Theile von Schweden, iſt die Luft ſo ausnehmend ſtrenge, daß die Einwohner bisweilen ihre Glieder erfrieren,

ob ſie gleich in vielen nordlichen Gegenden, ſo geſund iſt, daß die Einwohner ein ſehr hohes Alter erreichen. Diejenigen Gegenden, die am nächſten nach Norden zu liegen, ſind ſehr kahl und bringen wenig zu den Bedürfniſſen des Lebens hervor. Im Winter, welcher in den meiſten ſüdlichen Provinzen, ſieben Monat, und gegen Norden zu, neun Monat dauert, iſt das ganze Land mit Schnee bedeckt; dieß dient ihm aber ſtatt der Düngung, und macht den Boden in der Mitten und in den ſüdlichen Theilen des Landes ſo fruchtbar, daß, ſobald der Schnee geſchmolzen iſt, das Erdreich auf einmal mit grünen Kräutern und Blumen bedeckt wird, und das Korn ungefähr zween Monat, nachdem es geſäet worden, auch ſchon reif zu werden anfängt. Die Reiſenden erzählen, daß in dem Innerſten von Rußland die Hitze im Sommer faſt eben ſo beſchwerlich, als die Kälte des Winters ſey; daß zur Zeit des Sommers die Sonne die Dünſte aus den Seen und moraſtigen Gründen in der Gegend von Petersburg in 60 G. d. B. aufzieht, und faſt jeden Tag heftige Ungewitter mit Donner und Blitzen erregt.

Regierung.] Kaiſer Peter der Große gab 1722 am 5ten Febr. eine Verordnung heraus, wodurch die Erbfolge bloß dem Willen des regierenden Monarchen unterworfen ward; welches das einzige Reichsgrundgeſetz in Rußland iſt. Die Gewalt des Rußiſchen Selbſtherrſchers iſt unumſchränkt. Büſching 1. 634.

Kriegsmacht.] Die Ruſſen haben eine regelmäßige eingerichtete Kriegsmacht von ungefähr 250000 Mann. Die unregelmäßigen Truppen ſollen 12000 betragen. Die erſtern ſind nach der neuern Art unterrichtet und geübt worden. Man hat ihnen ſolche Officiers zu Befehlshabern gegeben, die entweder aus fremden Dienſten hierher eingeladen worden, oder die man aus der Schule der Garden

genommen hat. Unter dieſen hat der Czaar Peter, um die andern zur Nachahmung zu reitzen, ſelbſt zu erſt als Trommelſchläger, dann als Corporal und hernach als Serſchant gedient, bis er ſtufenweiſe zum Capitain ſtieg, und zu gewiſſen Zeiten an ihre Spitze ſich ſtellte, und ſie ſelbſt in den Waffen übte. Die Ruſſen bildeten ſich ein, daß er dieß nur zu ſeiner Ergötzung thäte, und die alten Truppen des Königreichs (die Strelitzen) ſchienen ſehr vergnügt über ihre kriegeriſche Uebungen zu ſeyn. Hierauf ward dieſe kleine Compagnie, die nur aus funfzig Mann beſtand, ein Corps von verſchiedenen Regimentern, und endlich der Gegner der alten Truppen, die dieß nicht eher bemerkten, als bis es zu ſpät war.

Religion.] Die Religion in Rußland iſt die Lehre der griechiſchen Kirche, welche von der Großfürſtin Olga im Jahr 955 zuerſt, und hernach von derſelben Enkel, dem Großfürſten Wladimir im Jahr 988, angenommen worden, worauf ſich auch ſeine Unterthanen taufen lieſſen.

Sitten.] Wenn jemand einen Beſuch abſtattet, oder in ſeines Freundes Haus kömmt', ſo ſieht er zu erſt nach dem Heiligen, und wenn er ihn gefunden hat, bückt er ſich tief vor dem Orte nieder. Iſt er ſehr andächtig; ſo fällt er auf ſein Geſicht zur Erden nieder, bezeichnet ſich mit Kreutzen, und ſagt: Herr, erbarm dich meiner. Hierauf wendet er ſich um, und grüßt den Herrn vom Hauſe und die übrigen in der Geſellſchaft. Die Frau vom Hauſe reicht ihm einen Trunk, und erlaubt ihm ihre Wangen zu küſſen; hierauf pflegte ſie ſonſt ſich hinwegzubegeben, und nicht wieder zu erſcheinen, ſo lange die Unterredung dauerte. Aber der verſtorbene Czaar hat die Gewohnheit eingeführt, daß die Damen vertraulicher mit den Mannsperſonen umgehen

gehen dürfen, und dadurch hat er die Herzen der rußiſchen Damen völlig gewonnen.

Merkwürdigkeiten.] Die ſeltſame Art von Melonen, die man in den ſüdlichen Gegenden dieſes Landes findet, kann unter die vornehmſten Seltenheiten gerechnet werden. Sie hat die Geſtalt eines Lammes, und durch ihre Hitze verderbt ſie alle Kräuter die neben ihr ſtehen. Indem die Frucht reif wird, ſo verwelkt der Stengel, und wird mit einer Subſtanz überzogen, die vollkommen wie Wolle, kurz und gekräuſelt ausſieht. Wenn man die Haut davon ausſpannet, wie es die Gerber insgemein mit der fleiſchigten Seite der Lammshaut machen, ohne die Wolle abzunehmen; ſo wird niemand unterſcheiden können, ob es die Haut dieſer Pflanze, wenn wir ſie ſo nennen dürfen, oder ob ſie von einem gemeinen Lamme genommen ſey. Die Ruſſen bedienen ſich der Haut dieſer Frucht an ſtatt der Pelze, womit ſie ihre Kleider füttern. Die prächtige Kirche in der Stadt Moſkau, die Jeruſalem heißt, ſchien dem Czaar Johann Baſilides I. ſo ein außerordentliches Gebäude, daß er, wie man erzählt, dem Baumeiſter die Augen ausſtechen ließ, damit er nie etwas ähnliches wieder verfertigen möchte.

Von Pohlen.

Clima.] Die Luft in dieſem Lande iſt überhaupt gemäßigt und geſund, aber nach Norden zu ausnehmend kalt. Weil es faſt in der Mitte eines breiten feſten Landes, und an den meiſten Seiten von der See entfert liegt; ſo iſt die Witterung im Winter und im Sommer weit heitrer und einförmiger als in denen Gegenden, die an den Ocean gränzen.

Regierung.] Die Macht, Geſetze zu geben, ſcheint dem Könige, dem Reichsrathe, und den Abgeordneten des hohen und niedern Adels anvertraut zu ſeyn. Dieſer Monarch lebt in großem Anſehen; aber wenn wir überlegen, wie ſehr ſeine Gewalt eingeſchränkt iſt, ſo ſcheint er uns in der That nicht mehr als der oberſte Regent in einer freyen Republik zu ſeyn. Dieſer König wird (ſeit dem Tode Sigismund Auguſts) allzeit durch eine freye Wahl ernennet, welche von den Reichsräthen, und dem geſammten Adel, der Landbothen darzu ſchicket, geſchieht. Es kann aber auch jeder Edelmann ſelbſt kommen. Es darf kein andrer als ein Römiſchkatholiſcher zum Könige erwählt werden, und er muß die Pacta Conuenta entweder ſelbſt, oder durch ſeinen Geſandten, beſchwören. Obgleich die Pohlen ſonſt immer geneigt geweſen, bey der königlichen Linie zu bleiben, ſo haben ſie doch nie bey Lebzeiten des Königs einen Nachfolger ernennt.

Religion.] Die römiſchkatholiſche Religion ſoll im Lande die herrſchende und allein rechtgläubige ſeyn. Man zählet über 600 Klöſter im Lande. Die Jeſuiten haben in Pohlen 26 Collegia, und in Littauen 21. Bloß die Zehnten der Kleriſey ſollen, nach Abzug der Unkoſten, den 5ten Theil der Einkünfte des Königreichs betragen. In der Reichsverfaſſung von 1736 iſt den Lutheranern, Reformirten, und Griechen, der Friede nach den alten Conföderationen, und vornämlich nach der Conſtitution von 1717 verſprochen. Die erſtern haben itzt in Pohlen 96 Kirchen. Das lutheriſche Presbyterium beſteht aus den evangeliſchen Edelleuten oder Aelteſten der Gemeine und den Predigern.

Im Königreiche **Preußen** ſind die meiſten Einwohner evangeliſch-lutheriſch. **Curland** nahm 1522 die evangeliſche Lehre an. Nachher iſt die katholiſche Religion durch die

Pohlen darinn ausgebreitet, und 1717 und 27 in ihren Vorrechten beſtätiget worden.

Sitten.] Bey einem Gaſtmahle ſollen die Pohlen weder Meſſer noch Löffel auf den Tiſch legen, ſondern ein jeder bringt dieß mit ſich; und kaum haben ſie ſich zu Tiſche geſetzt, ſo werden alle Thüren verſchloſſen, und nicht wieder geöffnet, bis die Geſellſchaft hinweg gehet, und das Tafelgeſchirr durchgezählt wird, weil ihre Bedienten außerordentlich geſchwind in gewiſſen Handgriffen ſind. Man ſagt, daß es nichts ungewöhnliches ſey, daß ein Edelmann bey einem ſolchen Feſte, ſeinem Bedienten einen Theil von den Gerichten giebt, die er ſtehend hinter ihm verzehret, und daß er ihn auch aus ſeinem eignen Becher trinken läßt. Und ob gleich insgemein eine überflüßige Menge von Speiſen aufgeſetzt wird, wovon nach geendigtem Gaſtmahle noch viel übrig bleibet, ſo bekömmt doch die Familie wenig wieder zurück, ſondern die Bedienten des Edelmanns nehmen was übrig gelaſſen iſt; und ſie haben auch Servietten bey ſich, um die Confituren ihren Damen zu überbringen. Nach der Tafel werden die großen Gläſer ſo gern als in Rußland ausgeleeret; und ſie verſtatten nicht leicht einer Perſon eine Entſchuldigung, um ihnen nicht Beſcheid zu thun. Ihre gewöhnliche Art zu reiſen, iſt zu Pferde; ein pohlniſcher Edelmann wird kaum einen Steinwurf weit in einer Stadt zu Fuße gehen, ohne ſein Pferd und ſeine Equipage zu haben. Es giebt ſehr wenige Wirthshäuſer auf der Straſſe. Aber im Nothfall, und wo man geringe Bewirtung findet, ſind die Pohlen ſo außerordentlich gaſtfrey, daß, wenn man ſich an den Herrn in einem Dorfe wendet, er den Reiſenden umſonſt mit Erfriſchungen verſorget. Ihre Uebungen beſtehen im Jagen und in den Künſten der Reitſchule, in denen ſie einen beſondern Vorzug behaupten. Springen,

Voltigiren, über Graben ſetzen iſt hier gebräuchlich, und das Tanzen eine ſehr beliebte Ergötzung.

Von der Europäiſchen Türkey.

Regierung.] Die türkiſchen Kaiſer ſind durch keine Geſetze oder Verträge eingeſchänkt; ihre Gewalt hat keine Grenzen; ſie ſehen das Land ſowohl als das Volk wie ihr Eigenthum an, und das Leben und Glück eines jeden in ihrem Reich iſt ihrer Willkühr überlaſſen. Sobald ein Baſche oder Stadthalter der Verrätherey oder ſonſt eines Verbrechens beſchuldiget wird, oder nur deswegen in Verdacht kömmt, ſo verlangt man nicht erſt, daß er überführt werde; das Intereſſe des Herrn iſt allein genung ihn hinzurichten; denn ſein ganzes Vermögen verfällt an die Krone. Er weis ſelten die Beſchaffenheit ſeines Verbrechens, oder die Namen ſeiner Ankläger; ſondern ohne ihm die geringſte Gelegenheit zu einer Vertheidigung zu geben, wird ein Capigi mit einem kaiſerlichen Befehl abgeſchickt, dem unglücklichen Baſchen den Kopf abzuſchlagen. Dieſer empfängt ihn mit der tiefſten Ehrfurcht, legt denſelben auf ſein Haupt; und wenn er ihn geleſen hat, ſagt er; **Wie Gott und der Kaiſer will**, oder drückt auf eine andre Art ſeine gänzliche Ergebung in den Willen Gottes und ſeines Fürſten, aus. Drauf nimmt er die ſeidene Schnure, die der Capigi gleich bey ſich hat, bindet ſie ſelbſt ſich um den Hals, und ſagt noch ein kurzes Gebet; worauf ihn des Capigi Bedienten auf den Boden legen, die Schnure feſtzuziehen und ihn bald ums Leben bringen. Man hauet ihm hernach den Kopf ab, und bringt ihn nach Hofe, um ihn dem Sultan zu zeigen. Ueberhaupt ſind ihre Geſetze billig genug, wenn ſie gehörig beobachtet würden; aber es iſt wohl kein Ort in der

Welt, wo man die Gerechtigkeit mehr erkauft und bezahlet, als hier; und ob man gleich ſo oft die Beſtechung ausgeübt ſieht, ſo iſt doch kein Ort, wo ſie mit größrer Strenge beſtraft wird, als hier, wenn der Sultan ein geſchäftiger Fürſt iſt, und ſich ſelbſt bemühet, die Aufführung ſeiner Bedienten zu unterſuchen. Das Serraille des Großſultans zu Conſtantinopel iſt vielmehr eine Verbindung von Palläſten und Zimmern, die an einander ſtoſſen, als ein einzelner Pallaſt. Die Anzahl derer, die dieſen Pallaſt bewohnen, muß ſehr groß ſeyn, weil der jährliche Aufwand in demſelben ſehr große Summen koſtet. Dieſer Monarch verheyrathet, oder verſpricht ſich nie mit einem Frauenzimmer; ſeine Kebsweiber werden auch nicht aus den Töchtern ſeiner mahometaniſchen Unterthanen ausgeſucht. Man erlaubt dieſen Frauenzimmern nicht leicht auszugehen, auſſer wenn der Sultan von einem Ort zum andern ziehet. Wenn ſie zu Waſſer reiſen, ſo werden ſie bis zu den Schiffen, welche auf allen Seiten mit engen Gittern verſchloſſen ſind, von einer Anzahl ſchwarzer Verſchnittenen begleitet; und wenn ſie zu Lande reiſen, ſo ſetzt man ſie in enge Wagen, und giebt in einer gewiſſen Entfernung durch ein Zeichen zu verſtehen, daß niemand ſich der Straße nähern dürfe, wo ſie reiſen. Man ſagt, daß wohl 10000 Gärtner in den Gärten des Serraille arbeiten. Die großen Staatsbedienten, die überhaupt auch in der Zahl der königlichen Sclaven ſind, und ihre Erziehung in dem Seraille bekommen, machen einen andern Theil von dem Hofe des Großſultans aus. Der Vornehmſte von ihnen iſt der Großvizir, dem der Kaiſer einigermaßen ſeine Macht übertragen hat, indem er ihm die Verwaltung der Geſchäfte gänzlich überläßt. Man glaubt, daß dieſer Staatsmann zur Zeit des Kriegs weit ſichrer ſeyn könne, als in Friedenszeiten, beſonders wenn er

nur einigermaßen in ſeinen Unternehmungen glücklich iſt. Denn die Truppen bleiben ſelten lange müßig, ohne Aufwieglungen zu unternehmen, und fordern ſogar die Köpfe dererjenigen, die ſie für ihre Feinde anſehen. Und man findet, daß die Sultane eher bereit ſind jeden Miniſter, und ſelbſt jeden Günſtling aufzugeben, als ihrentwegen ſich ſelbſt Gefahr zuzuziehen. Der Ehebruch iſt an Seiten des Weibes ein Verbrechen, das mit dem Tode beſtraft wird, wenn der Ehemann nach der Strenge der Geſetze wider ſie verfahren will; und der Mann, der mit eines andern Weibe in dieſem Laſter ergriffen wird, kann von dem beleidigten Ehemann auf der Stelle getödtet werden.

Handel.] England ſendet nach der Türkey Tuch, Stoffe, Perpetuel, Baretkrämerwaare, Kaninichenhäute, Uhrwerke, Zinn, Bley, und etwas Eiſen. Die engliſchen Kaufleute kaufen auch oft franzöſiſchen und liſſaboniſchen Zucker auf, und bringen ihn ſowohl als Gold- und Silberklumpen von Cadix dahin, doch ſo, daß alles in engliſchen Schiffen zugeführt wird.

Einkünfte.] Seit Kaiſer Muhamed des V. Zeiten ſind (wie Büſching anführt) die Staatseinkünfte durch den Vorſchlag des franzöſiſchen Bothſchafters Marquis de Villeneuve ſo vermehrt worden, daß man ſie itzt auf 20 Millionen Rthl. rechnet. Da die Regierung unumſchränkt iſt; ſo kann der Hof im Nothfall die Beutel von einem jeden Unterthane abfordern laſſen; und es iſt nicht ungewöhnlich, daß man, wenn der Schatz erſchöpft iſt, von den großen Bedienten Gelder entlehnet, weil ſie vielen Reichthum beſitzen ſollen; und dieſe Summen werden ſelten wieder gegeben. Dieß laſſen ſie ſich auch ohne zu murren gefallen, weil ſonſt ihr Herr vielleicht ſogar ihr ganzes Vermögen und zugleich ihren Kopf ihnen abfordern könnte.

Truppen.] Von der türkiſchen Landmacht ſind die Fußvölker in Capiculy und Serratculy eingetheilet. Jene bleiben beſtändig bey der Pforte, oder da, wo der Kaiſer ſich aufhält. Unter ihnen ſind die Janitſcharen die vornehmſten. Sie ſollen 54222 Mann ausmachen. Die Serratculy werden in den Landſchaften unterhalten. Die Reuterey beſteht aus den Capiculy oder Spahy, und aus den Topracly, die von den Landſchaften des Reichs unterhalten werden. Das ganze Kriegsheer ſoll über 300,000 Mann ſtark ſeyn. Die zinsbaren Länder, nämlich die Tartarn, und die Fürſten der Moldau und Wallachey ſtellen auch Reuterey. ſ. Büſching I. 1269.

Der Kann der Crimmiſchen Tartarey muß ſelbſt in Perſon dienen, wenn der Großſultan zu Felde zieht. In jedem Kriege findet ſich noch außer den angezeigteu Truppen eine große Anzahl von Freywilligen, die für ihre eigne Koſten leben, in Hoffnung, an die Stelle der Zaims und Timarioten (welche Untergeordnete der Bachen ſind) zu kommen. Dieſe Parteygänger verſprechen ſich nicht nur viel Vermögen, wenn ſie den Krieg überleben; ſondern, man beredet ihnen, daß, wenn ſie in einem Kriege wider die Chriſten ſterben, ſie unmittelbar in das Paradies gehen werden. Die Janitſcharen ſind oft ſo aufrühriſch geworden, daß ſie ſich ſo gar unterſtanden, den Sultan abzuſetzen.

Religion.] In der europäiſchen Türkey iſt die mahomedaniſche Religion die herrſchende, und ſie hat dieſen Namen von ihrem Urheber Mahomed. Sie behaupten die Lehre vom unbedingten Verhängniſſe, und nehmen auch die von den künftigen Strafen und Belohnungen an. Sie glauben, daß der Allmächtige jeden Menſchen von ſeinen

Handlungen perſönlich werde Rechenſchaft geben laſſen; daß ſie in einer Wagſchale ſollen gewogen werden, und daß alle diejenigen, deren gute Handlungen die böſen überwiegen werden, ſo gleich in das Paradies eingehen ſollen, da hingegen diejenigen, deren böſe Thaten den Ausſchlag geben werden, in die Hölle gehen müßten. Ihr Paradies iſt ein Ort, wo die rechten Muſelmänner (die eigentlich **Moslemim** heißen, weil ſie ihre Lehre **Islam** nennen) oder die Gläubigen alle Arten von ſinnlichen Vergnügungen genieſſen ſollen. Aber die, welche zu den Strafen der Hölle verdammt werden, ſollen, wie uns Mahomed verſichert, mit unauslöſchlichem Feuer, und ſiedendem Waſſer gequälet werden; und wenn ſie vom Feuer verzehret und in Aſche verwandelt ſind, wird ſie der Allmächtige wieder von neuen umſchaffen, damit ihre Qualen in Ewigkeit dauern mögen. Sie haben die Beſchneidung angenommen, und halten ſie für nothwendig zur Seligkeit. Sie faſten, beten, und reichen Allmoſen; und hierinn geben ſie vielleicht den Chriſten überhaupt wenig nach.

Sitten.] Der gewöhnliche Gruß bey den Türken iſt eine kleine Verbeugung des Haupts, wobey ſie die rechte Hand auf die Bruſt legen. Wenn ſie aber eine Perſon von Stande grüßen, ſo bücken ſie ſich ſo tief, daß ſie den Saum ihres Kleides berühren und küſſen können. Sie ſitzen insgemein in einem offenen Saal auf einem Sopha, welches eine Art von Seſſel iſt, der ohngefähr fünf Fuß breit und anderthalb Fuß hoch iſt; und dieſen bedecken ſie mit Teppichen und Küſſen um ſich aufzulehnen. Hierüber breiten ſie ein Stück Leder, wenn ſie eſſen wollen, und ſtellen bisweilen kleine hölzerne Tiſche, die einen halben Fuß hoch ſind, darauf, um ihre Speiſen darauf zu ſetzen. Sie

bedienen ſich nicht der Betten, ſondern des Fußbodens oder des Sopha, um darauf ſowohl zu liegen als zu eſſen. Ihre männlichen Uebungen beſtehen im Schießen mit Flinten, Bogen und Pfeilen, nach einem Ziele; dieß können ſie zu Pferde, und faſt in jeglicher Stellung thun. Man unterrichtet ſie mit kleinen Stäben zu werfen; und mit dieſen rennen ſie zu Pferde auf einander zu oder verfolgen ſich, wobey ſie bisweilen gefährliche Stöße verſetzen oder empfangen. Es werden auch in der Türkey die Straſſen und **Caravanſari** oder öffentliche Herbergen zu der Bequemlichkeit der Reiſenden durch die Beyſteuern und Bemühungen der Privatperſonen in gutem Stande erhalten, weil ſie es für ein Werk der Liebe und das Gott höchſt angenehm ſey, halten, wenn ſie für die Bedürfniſſe der abgematteten Reiſenden beſorgt ſind. Selbſt diejenigen, die von ihrer Arbeit leben, und ſonſt nichts beſitzen, was ſie abgeben könnten, werden auf dieſe Beſchäftigung einen Theil ihrer Zeit ohne Belohnung verwenden. Die Ehe iſt in der Türkey von zweyerley Art. Die eine dauert Zeitlebens, wenn ſich keine gerechte Urſache zur Scheidung findet; die andere dauert eine gewiſſe Zeit, und wird auf ſolche Bedingungen geſchloſſen, als die Partheyen eingehen können. Die Sclavinnen, die ſie auferziehen oder erkaufen, und mit denen ſie ſich verbinden ohne einen Contract zu ſchließen, werden nicht unter die Anzahl der Weiber gerechnet. Von der erſten Art der Weiber werden die Türken ſelten mehr als eine heyrathen, ob ihnen gleich ihr Geſetz, der Koran, viere erlaubt, es wäre denn, daß ſie durch ſo eine Heyrath ihr Glück machen wollten. Denn weil dieſe Weiber alle von gleichem Range ſind; ſo ſcheint es faſt unmöglich, die Streitigkeiten zu vermeiden, wenn verſchiedene von ihnen in einem Hauſe wohnen. Aber der Türke erwählt ihnen insgemein die eine von

ihnen

ihnen zur Gebieterin in der Familie; und wenn er von ſeiner Liebe zur Veränderung verleitet wird, ſich mehrere Gattinnen zu wählen, ſo erhandelt er einige ſchöne Sclavinnen auf dem Markte, wenn er unter den ſeinigen keine findet, die ihm gefällt.

Merkwürdigkeiten.] An dem einem Ende der Stadt Conſtantinopel ſieht man das Seraille, das eine und eine halbe Meile im Umfange hat. Der vornehmſte Eingang iſt von Marmor. Im andern Hofe deſſelben iſt der Saal, wo ſich der Divan oder Staasrath verſammelt. Die St. Sophienkirche, die noch Juſtinian gebaut hat, iſt die prächtigſte. Der Rennplatz, den die Griechen Hippodromus nennten, und worinn eine Säule von thebaniſchen Marmor, der Coloſſus, und eine dem Kaiſer Arcadius errichtete Säule ſtehet, iſt auch ſehenswerth.

Von Großbritannien und Irland.

Der Name Großbritannien begreift die Reiche England und Scotland, die 1706. zu einem Staatskörper verbunden worden, und die in ihrer Größe 4516 geographiſche Quadratmeilen ausmachen. Die daneben liegende Inſel **Irland** iſt ungefähr 1520 geographiſche Quadratmeilen groß.

Clima.]

* Da die Verfaſſer des Originals aus denen ihnen eigenen Urſachen von ihrem Vaterlande keine Nachricht, ſondern nur die nachgeſetzte Tabelle geliefert haben; ſo war es meine Pflicht dieſen Abſchnitt durch die Beſchreibung zu ergänzen, die ich aus der treflichen Erdbeſchreibung des Herrn Büſchings faſt wörtlich entlehnt habe. Er hat zu viel Liebe für das Publicum, als daß er über dieſen unſchuldigen Raub unzufrieden ſeyn ſollte. Ueb.

Clima.] England hat wegen ſeiner Lage eine gemäßigte aber feuchte und dicke Luft. Scotland hat eine kältere aber reinere Luft. Irland iſt voller Seen und Moräſte; die Luft iſt ſehr feucht und dicke. In England wird faſt in jedem Monate eine Art von Früchten geſäet. Der Ackerbau iſt darinn ſehr hoch getrieben. Eine einzige gute Erndte iſt ſo einträglich, daß ſie England 5 Jahre ernähren kann. Die Ausfuhre des Getreides iſt ungemein groß. Die Viehweiden ſind da vortreflich. Die ſchönen Pferde ſtammen aus Arabien und der Barbarey ab. Die Wolle, die nach der ſpaniſchen und portugieſiſchen die beſte iſt, macht nebſt der Verarbeitung faſt $\frac{2}{5}$ der Einkünfte des ganzen Landes aus. Die beſte Wolle fällt in der Grafſchaft Gloceſter, und auf der Inſel Wight. England hat die älteſten Zinnbergwerke gehabt. Die warmen Waſſer von Bad ſind ſehr berühmt. An ihren Seeküſten fängt man Sardellen, Heringe, Auſtern. Der vornehmſte Fluß in England iſt die Themſe. In Großbritannien und Irland ſollen nicht über 8 Millionen Menſchen ſeyn.

Religion.] Die Kirchenverbeſſerung iſt in England unter Heinrich VIII. angefangen, aber erſt von der Königin Eliſabeth zu Stande gebracht worden. Man wollte nicht weiter von der römiſchkatholiſchen Kirche in der Kirchenzucht abgehen, als in ſo weit dieſe von der Verfaſſung der erſten Kirche abgewichen war. Die Biſchöffe fiengen dieſe Reformation an; deswegen wird die herrſchende engliſche Kirche auch die Biſchöfliche oder hohe Kirche genannt. Viele entwarfen mit Beyhülfe Calvins eine entgegengeſetzte Kirchenverfaſſung, und nennten ſich **Puritaner** oder **Nonconformiſten**; und weil ſie Presbyteros ohne Biſchöffe einführten, nennte man ſie auch Presbyterianer. Dieſe ſind

die

die Hauptparthey der widrigen Kirchenverwandten und haben in England und Irland die Oberhand genommen. In Scotland haben ſich die Independenten ausgebreitet, die eine ganz freye Gemeine ohne Oberhaupt ausmachen. Der Erzbiſchoff von Canterbury iſt der erſte Pair des Reichs, und krönet den König. Der von York krönt die Königin.

Handel.] Der innre Handel beſchäftigt wenigſtens 100,000. Matroſen. Man ſchätzt den Werth der jährlichen natürlichen Güter und Manufacturen von England auf 42 Millionen Thaler. Der Handel mit Tüchern, Zinn, Bley und Eiſen nach der Türkey iſt ihnen vortheilhaft. In Italien aber müſſen ſie für die zurückgebrachte Seide, Weine, Oele u. d. g. faſt ein paarmal 100,000 Pf. Sterl. zugeben, ſo wie ſie auch an die Franzoſen für die eingetauſchten Waaren, als Weine, reiche ſeidene Stoffe, u. d. g. noch 500,000. Pf. zugeben müſſen. Englands Handel mit ſeinen americaniſchen Colonien ſoll jährlich wenigſtens 480,000. Pf. Sterl. werth ſeyn. Alles was jährlich an engländiſchen und fremden Waaren ausgeführet wird, beläuft ſich auf 6 bis 7 Millionen Pf. und hingegen alles was eingeführt wird, nicht über 5 Millionen.

Regierung.] Großbrittannien iſt ein Erbreich, und kann auch von der weiblichen Linie beherrſcht werden. Vermöge der Parlamentsacte von 1689. die ein Grundgeſetz zu Behauptung der engliſchen Freyheiten iſt, muß der König der engländiſchen Kirche zugethan ſeyn. Nach der Acte von 1751. ſoll der Kronerbe die Regierung mit dem Anfange ſeines 18ten Jahres übernehmen können. Die Gewalt des Königes iſt eingeſchränkt; denn er iſt an die

Reichs-

Reichsgeſetze gebunden; und zu neuen Geſetzen, zu der Aufhebung und Erklärung der alten, und zu neuen Auflagen wird die Einwilligung der Stände erfordert. Das erſte Reichsgrundgeſetz iſt die Charta magna oder Charta libertatum a rege Anglor. Iohanne baronibus, omnibusque liberis hominibus regni Angliae conceſſarum. d. 15. Iun. 1215. Zu den Reichsſtänden rechnen die Engländer den König, den Adel und das Volk. Ihre Verſammlung wird das Parlament genennt, und ſie muß wenigſtens alle 7 Jahre zuſammen berufen werden. Sie beſteht aus dem Oberhauſe, oder dem Hauſe der Lords, und dem Unterhauſe, oder dem Hauſe der Gemeinen. Es iſt nichts rechtskräftig als was von beyden Häuſern bewilliget und vom Könige beſtätiget worden. Der Entwurf eines Geſetzes wird Bill genennt. Wird er angenommen, ſo heißt es, ſie ſey paßiret. Ein Parlamentsſchluß wird Act genennt. Die Committee ſind Bevollmächtigte des Unterhauſes.

Einkünfte.] Die ordentlichen Staatseinkünfte von England werden aus der Landtaxe, den Zöllen und der Acciſe erhoben. Die erſte wird von allen denen, die Güter oder Bedienungen beſitzen, gegeben, und ſie beträgt ordentlicherweiſe jährlich 1, 997763 Pf. Sterl. die Zölle bringen über 1,300000 Pf. und die Acciſe ungefähr 1 Million Pf. ein; die ſämmtlichen Scotländiſchen Staatseinkünfte betragen kaum 130,000 Pf. Das Parlament von Großbritannien hat in neuern Zeiten jährlich bis 15½ Millionen Pf. bewilliget. Das Irländiſche Parlament hat 1756. zum Dienſte des Königs 216018 Pf. bewilligt. Der König und das Königliche Haus bekömmt zum Hofſtaate, 800,000 Pf. Hingegen ſind die Nationalſchulden im Jahre 1760 bis auf

100 Mil-

100 Millionen Pf. Sterl. angewachſen. Die Tilgungscaſſe (Font d'Amortiſſement) iſt 1717. zu dem Abtrag derſelben angelegt worden. Die Summe von verſchiedenen Gebühren ward dazu geſchlagen, und ihre Einkünfte ſollen nun jährlich auf 2 Millionen Pf. Sterl. ſteigen.

Truppen.] Das ſogenannte ſtehende Kriegsheer von Großbritannien, das zu Kriegszeiten noch einmal ſo ſtark gemacht werden kann, beſtand im Jahr 1755 aus 44486 Mann; und Irland unterhielt 10,000. Die Seemacht von Großbritannien ſchätzte man im Jahr 1760 auf 414 Schiffe. In Friedenszeiten werden insgemein 10,000 Seeleute unterhalten, und man theilt die Flotte in drey Geſchwader, wovon jedes ſeinen Admiral hat. Iſt kein Großadmiral ernennt, ſo wird ſein Amt von Admiralitätscommiſſarien vertreten, worunter das Admiralitätsgericht und das Schiffamt ſtehet.

Gelehrſamkeit.] Die Univerſitäten, Oxford und Cambridge, ſind bloß für die engländiſche Kirche und nach der Scholaſtiſchen Art eingerichtet. Man muß 7 Jahr auf denſelben ſtudiren, wenn man Magiſter, und 18 wenn man Doctor der Theologie werden will. In Scotland ſind Univerſitäten für Presbyterianer. Die Königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London, die ſchon 1645 ihren Anfang genommen und 1662. vom Könige Carl II. beſtätiget worden, iſt unter allen europäiſchen die erſte, und verdient den großen Ruhm, in dem ſie ſteht. Die Societas antiquaria londinenſis iſt unter der Regierung der Eliſabeth geſtiftet, und 1718 von Johnſon erneuert worden. Sie beſchäftigt ſich mit den Alterthümern von Großbritannien. Die berühmte Geſellſchaft der Beförderung chriſt-

licher

licher Erkenntniß iſt eine Zierde der Stadt. Zu Cambridge beſitzt die Univerſität eine große Bibliothek. Zu der Univerſität gehören 16 Collegia, worunter das vierte einen beträchtlichen Schatz von Handſchriften der alten Schriftſteller beſitzt. Die Univerſitätsbibliothek zu Oxford heißt von ihrem Stifter Thomas Bodley, die bodleyaniſche und enthält wichtige Handſchriften. Das Theatrum Sheldonianum hat vom D. Gilbert Sheldon, Erzbiſchoffe von Canterbury, ſeinen Namen und iſt ein beynahe rundes Gebäude, das 4000 Perſonen faſſen kann, und zu feyerlichen Gelegenheiten gebraucht wird. Die Abbildung deſſelben ſteht auf den Titeln derjenigen Bücher, die in der ſchönen Clarendoniſchen Druckerey, welche nicht weit davon ſtehet, aufgelegt ſind. Um das Theater her ſind gegenüber an den Mauern in Hölen die berühmten Arundelianiſchen Marmor zu ſehen.

Merkwürdigkeiten.] In London muß man die Schauſpiele, die in Covent-Garden und in Drurylane gehalten werden, ſehen, wenn man ein Kenner des Theaters werden will. Im Heyde-Park, wird das Wettrennen und Hahnengefechte gehalten. Die alte Londoner Brücke iſt faſt ganz mit Häuſern beſetzt um 30 Fuß breit. Die neue Brücke nach Weſtmünſter iſt 1750. fertig geworden, und ſoll über 3 Millionen Thaler koſten. Die Börſe iſt ein Gebäude, welches auf 80,000 Pf. gekoſtet hat. Die Abtey von Weſtmünſter iſt eine alte Kirche, darinnen die Begräbniſſe der Könige und Königinnen nebſt vielen Grabſchriften von Biſchöffen, Generalen und großen Gelehrten zu finden ſind.

Verzeichniß

der verſchiedenen Grafſchaften von England und Wallis, mit ihren vornehmſten Städten, Quadrat-Meilen, Entfernungen und Lage, in Anſehung Londons, wie auch von ihrer Entfernung von London in abgemeſſenen Meilen. *

Eintheilung von England	Qudrat-Meilen.	Haupt-Städte.	Entfer-nung und Lage von London		Ausge-meſſene Meilen.
Bedfordſhire	323	Bedford	40	N	47
Berkſhire	654	Reading	32	O	40
Bukinghamſhire	548	Buckingham	44	NW	60
Cambridgeſhire	708	Cambridge	44	N	52
Cheſhire	894	Cheſter	140	NW	182
Cornwall	1192	Lanceſton	172	W	214
Cumberland	1292	Carliſle	235	N	301
Derbyſhire	845	Derby	98	NW	122
Devonſhire	2385	Exeter	138	N	172
Dorſetſhire	959	Dorcheſter	100	SW	123
Durham	758	Durham	200	N	262
Eſſex	1540	Colcheſter	43	NO	50
Glouceſterſhire	994	Gloucheſter	81	W	102
Hampſhire	1481	Wincheſter	54	SW	67
Herefordſhire	820	Hereford	100	W	130
Hertfordſhire	560	Hertford	20	N	22
Huntingdonſhire	306	Huntigdon	48	N	57
Kent	550	Canterbury	43	O	56
Lancaſhire	1429	Lancaſter	187	NW	232
Leicaſterſhire	695	Leicaſter	78	W	98
Lincolnſhire	2162	Lincoln	103	W	128
Middleſex	290	LONDON			
Monmouthſhire	422	Moumouth	100	W	127
Norfolk	1426	Norwich	90	NO	108
Northamtonſhire	683	Northampton	54	N	66
Northumberland	1702	Newcaſtle	202	N	276
Nottinghamſhire	694	Nottingham	96	N	122
Oxfordſhire	663	Oxford	47	NW	55
Rutlandſhire	326	Oakham	74	N	94
Schropſhire	1106	Schrewsbury	124	NW	150

Ein-

Eintheilung von England	Quadrat-Meilen.	Haupt-Städte.	Entfernung und Lage von London.	Ausgemeſſene Meilen.
Sommerſetſhire	1335	Taunton	120 W	146
Staffordſhire	1006	Stafford	103 W	133
Suffolk	1236	Ipſwich	60 W	68
Surry	735	Guilford	25 SW	30
Suſſex	1416	Chicheſter	52 SW	63
Warwickſhire	832	Warwick	71 NW	88
Weſtmorland	633	Appleby	197 N	276
Wiltſhire	1088	Saliſbury	70 SW	83
Worceſterſhire	671	Worceſter	87 NW	109
Yorkſhire	4684	York	150 N	190
Wallis				
Angleſey Inſel	248	Beaumaris	184 NW	241
Brecknockſhire	770	Brecknock	124 W	160
Cardiganſhire	646	Cardigan	162 W	214
Carmarthenſhire	869	Carmarthen	175 W	228
Carnarvanſhire	459	Carnarvan	200 NW	258
Denbighſhire	509	Denbigh	160 NW	209
Flintſhire	198	Flint	148 NW	194
Glamorganſhire	670	Cardiff	126 W	163
Merionethſhire	620	Harleih	160 NW	210
Montgomeryſhire	695	Montgomery	122 NW	158
Pembrokeſhire	520	Pembroke	195 W	254
Radnorſhire	385	Radnor	113 W	151
Andre Inſeln ſind				
1. die Inſel Man	160	Caſtle Town	210 NW	
2. die Inſel Wight	150	Newport	72 SW	
3. Jerſey	43	St. Hilary	152 SW	
4. Guernſey	50	St. Peters	145 SW	
5. Alderney	7		128 SW	
6. Sark	3½		141 SW	

* Dieſes alles iſt von Engliſchen Meilen zu verſtehen. Es beträgt aber 1 deutſche Längenmeile etwas über 3 oder nach unſerm Autor 4 Engliſche Meilen. Hingegen eine deutſche Quadrat-Meile enthält 9 oder 16 Engliſche Quadrat-Meilen.

Ueberſ.

Aſien.

Aſien.

Von der Aſiatiſchen Türkey.

Clima.] In Natolien iſt die Luft ſehr verſchieden; in einigen Provinzen iſt ſie dünn, in andern dick und ſchädlich. Es ward vor ein fruchtbares und angenehmes Land gehalten, ſo lang es gut gebauet wurde, und verſchiedene anſehnliche Städte in ſich faßte; aber ein großer Theil der Landſchaft liegt itzt ungebauet und die Städte ſind verwüſtet, wie in andern Gegenden der Türkey. Die innländiſchen Waaren von Natolien beſtehen hauptſächlich in Seide, Ziegenhaaren, geſponnener Baumwolle, Corduane von verſchiedenen Farben, weiſſen und blauen Oſtindianiſchen Cattun, Wolle zu Matrazzen, Teppichen, ausgeſtopften Decken, Seiffe, Rhabarber, Galläpfeln, Wallnüſſen, Scammonium, Opium u. dg. Der Boden iſt fruchtbar und hat an Oel, Wein und den meiſten Arten von Getreide und Früchten einen Ueberfluß. Turcomania iſt ſehr mit Gebürgen, beſonders nahe an den Grenzen, überhäuft. Aber in den Thälern des mittleren Landes iſt der Boden fruchtbar, angenehm und ſehr reich an Wein und Getreide. In dem eigentlich ſo genannten Syrien iſt die Luft geſund und ſehr gemäßigt; der Boden locker, platt und fruchtbar; ſeine Früchte ſind Korn, Trauben, Feigen, Orangen, Lemonien, Datteln, mediciniſche Kräuter, Seide und andre ſchätzbare Waaren. Der Boden und die Luft in Paläſtina war unvergleichlich fruchtbar und angenehm, wie uns die heilige Schrift benachrichiget; aber itzt iſt er ſo ſchlecht angebauet, daß außer wenigen Feigen, Granatäpfeln, Palmbäumen

Orangen, und etwas Wein, welcher in den Thälern wächſt, nichts mehr von dem vorigen Ueberfluſſe übrig iſt. Diarbeck genießt überhaupt einer recht gemäßigten Luft, und der Boden iſt auch ſehr reich und fruchtbar; und er würde die Nothwendigkeit des Lebens in Ueberfluß hervorbringen, wenn er gehörig bearbeitet würde. In Eraca, das man vormals Chaldea nennte, war in alten Zeiten der Boden ſo fruchtbar, daß er, nach dem Herodotus, zweyhundertfältige Früchte und drüber eintrug. Die Blätter vom Weitzen und Gerſte waren vier Finger breit, wie eben dieſer Schriftſteller verſichert; und Plinius ſagt, daß die Babylonier (denn Babylon lag eine Tagereiſe weit von dem heutigen Bagdad in Eraca) ihr Korn zweymal abgemähet und dreymal geſäet haben, damit es nicht in bloße Blätter auswüchſe. Doch obgleich das Land überhaupt ausnehmend fruchtbar, annehmlch und geſund war, ſo war es doch an einigen Oertern mit einer zähen Materie überdeckt, welche die Ueberſchwemmung des Waſſers und zugleich die Beſchaffenheit des Bodens in Ueberfluß hervorbrachte. Dieſe zähe Materie brauchten ſie, wie es ſcheint, ſtatt den Speiß zum Mauern, weil nichts ſo gut dauern und zuſammenhalten konnte. Dieſes ſonſt ſo vollkommen glückliche Land iſt noch immer ſo beſchaffen, daß es, wenn nur eben die Sorgfalt und der Fleiß angewendet würde, die Notwendigkeiten des Lebens in erſtaunendem Ueberfluſſe hervorbringen würde. Man erziehet da noch zahlreiche Heerden auf den Weiden, und ſammelt daher eine große Menge von Milch und Butter. Die Fruchtbarkeit und Annehmlichkeit dieſes ſonſt ſo berühmten Landes war ſo groß, daß die Gottesgelehrten den Garten Eden, oder die Wohnung des erſten Menſchen hieher geſetzt haben. Indeß iſt doch kein Land in der Welt, wo die Früchte der

Erde mehr der Gefahr ausgeſetzt ſind, von den Heuſchrecken verzehret zu werden, als in denen Gegenden um Baſſora, oder im ſüdlichen Theile dieſes fruchtbaren Landes. **Tavernier** erzählet, daß zweymal, als er in dieſer Stadt war, eine ſo erſtaunende Menge Heuſchrecken dahin geflogen, daß ſie in der ferne wie eine Wolke ausgeſehen, und die Luft verdunkelt hätten. Sie gehen insgemein vier oder fünfmal des Jahrs über **Baſſora** hin, und werden vom Winde in die Wüſte getrieben, wo ſie ſterben. Sonſt würden ſie alles Korn und Gräſerey in **Chaldea** verderben. Ueberdieß haben nach **Baſſora** zu die heiſſen Winde ſchreckliche Wirkungen bey den Einwohnern. Denn der Morgenwind, der über einen langen Strich verſengter Erde wehet, macht die Luft unerträglich warm, und verurſacht darauf bey den Einwohnern gefährliche Krankheiten. **Curdiſtan**, das Land der Curden, die ſich in verſchiedene Länder, wie auch in Syrien vertheilt haben, iſt eine ſehr angenehme und fruchtbare Gegend, worinn Hügel und Thäler abwechſeln. Die Hügel ſind mit den ſchönſten Eichen und mit einer großen Mannichfaltigkeit von Bauholz und Früchtbäumen gezieret. Die Thäler ſind gut bewäſſert, und tragen vortrefliches Getreide, wenn ſie gebauet werden; aber weil ſie im Gebiete der trägen Türken liegen, oder welches einerley iſt, die Grenze zwiſchen der Türkey und Perſien ausmachen, ſo iſt ſehr wenig davon angebauet. Indeß werden doch große Heerden von Schaaf- und Zugvieh in dieſer Landſchaft gehalten, deren Beſitzer wie die Araber in Zelten wohnen. Galläpfel und Tobak ſind itzt die vornehmſten Gewächſe des Bodens; aber es ſcheint, daß er zu allen andren Früchten geſchickt ſeyn würde, weil er ſehr locker iſt. Man ſieht ſehr viel Weinberge da, aus denen ſie doch keinen Wein preſſen, ſondern nur die Trauben trocknen.

In der Gegend von Mingrelien herrſcht eine Mannigfaltigkeit von Hügeln, Gebürgen, Thälern und Ebenen, die aber ganz mit Wäldern überdeckt und nur hier und da angebauet ſind. Es giebt nur wenig innländiſche Gewächſe da, weil der Ackerbau mangelt; und ob man gleich alle Arten von Früchten da findet, die man in England ſieht; ſo haben ſie doch, weil ſie wild aufwachſen, wenig Geſchmack und viel wiederwärtiges an ſich. Der Weinſtock allein bringt ſeine Frucht zur Vollkommenheit, wenn ihn gleich die Einwohner um die Stämme der Bäume ſich herumſchlingen laſſen. Verſtünden ſie die rechte Kunſt, Wein zu preſſen, ſo würde der Wein aus dieſer Landſchaft der vortreflichſte auf der Welt ſeyn; denn auch bey ihrer Zubereitung iſt er noch von einem lieblichen Geſchmack, für den Magen geſund und von einer ziemlichen Stärke. Dieſe Landſchaft hat einen Ueberfluß an Waſſer. Verſchiedene Flüſſe fallen vom Berge Caucaſus herab, und machen den Boden ſehr feucht. Weitzen, Gerſte und etwas Reiß wächſt hier, aber nur in geringer Menge, und nur die Vornehmen bedienen ſich deſſen. Sie haben Ochſen und Schweine in Menge, wilde Schweine, Hirſche und andres vortrefliches Wildpret, wie auch Rebhüner, Wachteln, Faſane, und andre wilde Vögel in Ueberfluß. Sie haben auch Falken; und Adler und Pelicane kommen ſogar vom Berge Caucaſus bis hieher. Bisweilen bekommen ſie auch von daher einen Beſuch von Löwen, Leoparden, Tigern, Wölfen und Jackals. Der Boden in dem ſteinichten Arabien, der eben ſo wie in vielen andern Gegenden Arabiens beſchaffen iſt, beſteht hauptſächlich aus ſandigen Wüſten, rauhen Felſen und rollendem Sande. Doch iſt dieſe Landſchaft, in den innern Gegenden, einigermaßen beſſer bearbeitet, und wird

von den Reiſenden wegen des Handels mehr beſucht. Aber die Seeküſten und Ufer der Flüſſe zeigen einen reichen Boden, und bringen Gewürze und wohlſchmeckende Früchte, von Aloen, Caſia, Spikanard, Cardamum, Zimmt, Pfeffer, Datteln, Orangen, Lemonien, Weyrauch, Myrrhen, und noch koſtbaren Balſamſaft hervor. Honig und Wachs haben ſie in Menge. Die Luft iſt in dieſer Landſchaft im Sommer ausnehmend heiß, beſonders in den mittlern Gegenden und nach Morgen zu. Der Himmel wird ſelten oder faſt niemals mit Wolken bedeckt.

Georgien iſt ein bergigtes Land voll Wälder; und dieſe haben es auch für eine gänzliche Eroberung beſchützet. Der Boden iſt an Getreide ſehr fruchtbar; das Obſt iſt vortreflich und von verſchiednen Arten; kein Ort in Europa bringt beſſere Birnen und Aepfel hervor, und man ſieht in ganz Aſien keine ſchönern Granatäpfel. Man findet auch Heerden, Wildpret und allerley wilde Vögel im Ueberfluß da, wie auch ſehr viel Fiſche. Der Wein iſt ſo koſtbar, daß der König von Perſien allezeit zu ſeinem Trunke davon bekömmt. Man erzeugt auch Seide daſelbſt, aber nicht in ſo großer Menge als die Reiſenden angeben. Die Luft in dieſem Lande iſt überhaupt ſehr angenehm, geſund und gemäßigt. Chuſiſtan, das ſonſt Suſiana hieß, genießt einer ſo reinen Luft, daß in den Gegenden nach Morgen zu, die Sterne ſo helle ſcheinen, daß man bey ihrem Lichte einander erkennen kann. Man hört hier ſelten einige Stürme und Ungewitter, und ſehr wenig von Donner und Blitzen; das Land leidet auch nichts von Erdbeben. In den Gegenden, die mehr nach Morgen zu liegen, iſt die Luft in der ſchönen Jahrszeit ſo ausnehmend trocken, daß man weder auf dem Graſe noch auf etwas, was die Nacht hindurch im Freyen gelegen hat, den geringſten Thau oder

Näſſe findet; es regnet auch im Winter ſelten, außer in denen Gegenden dieſes Landes, die nach Mittag zu liegen. Die Landſchaft Adirbeitzan, oder Obermedia genießt eine reine, geſunde Luft, ein gemäßigtes Clima, und einen ſehr ergiebigen Boden. Der Boden in Erivan iſt mit Gebürgen ſehr überhäuft; indeß ſind die Thäler ſehr fruchtbar, angenehm und reich an Früchten, Wein und Korn; ſie haben auch ſehr gute Weide. Die Inſel Cypren war ehedem eine reiche und blühende Landſchaft, welche Wein, Oel, Korn, Zucker, Baumwolle, Honig, Wolle, Metalle, etwas Seide, und eine Menge Thiere, Fiſche und Vögel erzeugte. Man findet hier verſchiedene Arten von Erde, davon die Maler Gebrauch machen; beſonders rothe, gelbe und ſchwarze, und viele andre nützliche Waaren. Die Luft in dieſem Lande iſt meiſtens heiß und trocken, und nicht ſehr geſund. Aber die größte Unbequemlichkeit, welcher Cypren ausgeſetzt iſt, ſind die häufigen Heuſchrecken, welche dieſe Inſel in der heiſſen Jahrszeit beſuchen und in einer kleinen Entfernung wie Wolken ausſehen. Wenn nicht zu eben dieſer Zeit ein Nordwind entſtünde und ſie in die See triebe; ſo würden ſie alle Früchte vom Felde verzehren. Die Luſt in der Inſel Rhodus iſt ſehr geſund, und die Landſchaft ausnehmend angenehm; ſie iſt mit immer grünen Bäumen und Stauden geziert, und man ſagt, daß ſelten da ein Tag vergehet, wo man nicht die Sonne ſieht. Ihr Wein wird ſehr bewundert, und das Land bringt noch überdieß alles, was das Leben angenehm machen kann, im Ueberfluß hervor, ſo, daß es Gelegenheit zu der Erdichtung des güldenen Regens gegeben hat. Es iſt wahr, ſie haben nicht allzuviel Korn; aber damit werden ſie von der benachbarten Landſchaft Natolien hinlänglich verſorgt. Die Inſel Lango zeigt eine ſehr angenehme Ausſicht, wenn man ſich

ihr nähert; es iſt an den meiſten Orten ein flaches Land, aber gegen Morgen hebt es ſich ſtufenweiſe in Hügel empor, aus denen einige kleine Flüßchen in die Ebene herabkommen, die den Boden außerordentlich fruchtbar machen. Der Wein aus dieſer Inſel wird in Rom ſehr bewundert. Man findet hier auch eine große Menge von Cypreſſen und Terpentinbäumen, nebſt vielen andern ſchönen und mediciniſchen Pflanzen. Die Inſel Samos genießt überhaupt eine geſunde Luft, ausgenommen in wenigen Orten, und man bemerkt hier, wie in vielen andern morgenländiſchen Inſeln, daß ſie da ſelten einigen Regen, Donner oder ſtürmiſches Wetter als im Winter haben, da die Engländer hingegen in ihrem Erdſtriche den meiſten Donner und die heftigſten Platzregen im Sommer verſpüren. Dieſe Inſel iſt mit Gebürgen, Felſen und ſteilen Abgründen überhäuft; die Ebenen aber ſind fruchtbar und angenehm. Die Gebürge ſind mit Fichten bedeckt; und man hat da einen hinlänglichen Zuwachs von Weinſtöcken, Oliven, Granatäpfeln, Maulbeerbäumen, Feigen, Korn, Honig, Wachs, Scammonium u. d. g. Der Muſcatellerwein wird von den Reiſenden ſehr bewundert; und ihre Seide iſt ſchön. Sie halten anſehnliche Heerden Vieh, Ochſen, Schafe, Ziegen, Rehe, wilde Schweine, Haſen, Rebhüner und andres Wildpret in großer Menge. Die Inſel Scio iſt ein felſigtes, gebirgigtes Land ohne einige Flüſſe oder Quellen, denn auch dieſe trocknen in einem heiſſen Sommer aus; und dann gehen die Türken, Jüden und Chriſten häufig in Wallfarten, um Regen vom Himmel zu erbitten; auch den Erdbeben iſt dieſe Inſel ausgeſetzt. Das Land bringt nicht Korn genung zu dem Gebrauch der Einwohner hervor; aber ſie bekommen daſſelbe in Menge aus Natolien. Scio hat ſehr viel Wein. Virgil und Horaz

nennen ihn den beſten Wein in Griechenland, und Cäſar bewirthete ſeine Freunde damit bey ſeinen Triumphen und Opfern an die Götter, Man hat auch Oliven in Scio; und ungeachtet ein großer Theil der Inſel ein bloßer Felſen iſt, ſo findet man doch da an einigen Oertern Orangen, Citronen, Maulbeeren, Granatäpfel und Terpentinbäume in Menge; und hier iſt der beſte Maſtix, den man hat. Unter den Früchten müſſen wir nicht ihre Feigen vergeſſen, aus denen ſie Branntwein machen, und die ſie in großer Menge ihren Nachbarn zuführen. Die Rebhüner in dieſer Inſel ſind von den Reiſenden wohl bemerkt worden; jedes Dorf hat einen Bedienten, der viele hundert Paare von ihnen des Morgens auf das Feld führet; und wenn er ſie des Abends ruft, ſo verſammeln ſie ſich wieder, und kehren ein jedes zu ſeinem Eigenthumsherrn zurück. Die Inſel Meteline liefert nicht nur gutes Korn, ſondern iſt auch noch wegen ihres vortreflichen Weins merkwürdig; der Boden bringt auch ſehr gutes Oel, Feigen und Fichten hervor, welche ſchwarzes Pech geben.

Von den Einkünften, Religionen, Truppen, und Sitten dieſer Völker, ſehe man den Abſchnitt von der europäiſchen Türkey nach.

Von Arabien.

Clima.] Die Luft iſt in den nördlichen Gegenden Arabiens im Sommer ſehr heiß, weil der Himmel ſelten bewölkt iſt; aber nach den ſüdlichen Gegenden zu iſt ſie gemäßigter, weil dieſe durch den erfriſchenden Thau, der ſehr häufig da fällt, gemildert wird. In den Gegenden nach Mitternacht findet man weder Menſchen noch Thiere,

re, weder Vögel noch Bäume, nicht einmal Graß oder Weiden; man ſiehet nichts als rollenden Sand, oder ſteile Gebürge; es giebt nur wenig Flüſſe da, und dieſe ſind ſeichte und ſchnell; es regnet auch hier ſelten. Aber in den Gegenden nach Mittag zu, oder im glücklichen Arabien, haben die Seeküſten und Ufer der Flüſſe ei- einen beſſern Boden. Das Land trägt da gewürzreiche Pflanzen, und wohlſchmeckende Früchte, Aloen, Caſia, Spikannard, Cardamum, Zimmt, Pfeffer, Datteln, Orangen, Lemonien u. d. gl. Weyrauch, Myrrhen und andre koſtbare Balſamſafte.

Regierung.] Die innre Landſchaft ſtehet unter der Herrſchaft von vielen kleinen arabiſchen Fürſten, die von einem Ort zum andern reiſen und ihr Lager aufſchlagen, wenn ſie Waſſer und Weide für ihre Heerden finden. Was die Regierungsform und Geſetze betrift, ſo habe ich dieß nur davon erfahren, daß diejenigen Fürſten dieſer Reiche, die an den Küſten liegen, unumſchränkt ſowohl in geiſtlichen als weltlichen Dingen regieren, und daß ihre Thronfolge erblich iſt; daß ſie keine andere Geſetze haben als die in dem Koran und in den Auslegungen deſſelben zu finden ſind. Die Fürſten, welche nahe an der Türkey liegen, ſind den Türken zinnsbar; aber es iſt gewiß, daß ſie von dem Monarchen derſelben große Geſchenke bekommen, weil ſie die Pilgrimme beſchützen, die durch ihr Land reiſen; und der Großſultan iſt allezeit vergnügt, wenn er in guten Vernehmen mit ihnen ſtehet, weil ſie die Gewalt in Händen haben, durch ihre Streifereyen und Plünderungen ſeinen Unterthanen großen Schaden zu verurſachen, und doch ſehr ſchwer dafür zu beſtrafen ſind. Denn obgleich die Araber in offenem Felde den Türken gar nicht Widerſtand thun können, ſo

ſo würden doch die beſten Kriegsheere der letztern zerſtreuet werden, wenn ſie jene in ihre Wüſteneyen verfolgen wollten, wo weder Städte noch Lebensmittel ſind, und wo man kaum etwas Waſſer antrift und niemand als Einheimiſche die Hitze ertragen können. Dieß iſt die wahre Urſache, warum Arabien niemals erobert worden.

Einkünfte.] Man ſagt, daß die Könige die Schätze ihrer Unterthanen abfordern, ſobald es die Nothwendigkeit in ihren Angelegenheiten erfordert.

Character.] Man rühmet von den Arabern, daß ſie tapfer, höflich und rechtſchaffen in ihrem Betragen gegen alle Völcker ſind. Doch man verſteht dieß nur von denen, die nahe bey Maſcater wohnen. Denn die Einwohner der übrigen Theile von Arabien überhaupt ſind nicht ſowohl wegen ihres Herumſchweifens von einem Orte zum andern, als wegen ihrer Räubereyen bekannt, die ſie ſowohl zur See als zu Lande, und nicht nur in kleinen Haufen, ſondern einigermaßen auf öffentlichen Befehl ausüben, indem ihre Fürſten ſie anführen.

Religion.] Der verſtändigere Theil der Araber bekennet ſich zu der Lehre des Mahomeds.

Sitten.] In dieſem Lande ſind keine Straßen angelegt, ſondern die Caravanen reiſen über ſandigte Wüſten, wo ſie keine Fußtritte gewahr werden, ſondern nur ſich wie auf der See, nach einem Compaß oder nach den Sternen richten; denn ſie reiſen wegen der Hitze vornehmlich des Nachts. Man reiſet hier am liebſten mit den Caravanen, die oft aus zwey oder dreyhundert Mann beſtehen, und wohl tauſend Stück Vieh von allen Arten mit ſich führen, um ſich für den räuberiſchen Arabern zu verwahren. Man

findet

findet in dieſem Lande keine Fuhrwerke; alle ihre Kaufmannswaaren werden auf Cameele oder Trampelthiere geladen, welche beyde niederknien, wenn ſie ihre Laſten auf ſich nehmen, und bisweilen fünf oder ſechs Tage reiſen, ohne getränket zu werden. Hier ſind keine Wirthshäuſer, wohin man einkehren könnte, ſondern die, welche mit den Caravanen reiſen, nehmen ihre Lebensmittel und Zelte mit ſich. Sie führen auch Waſſer mit ſich, welches ſie bisweilen in vielen Tagereiſen nicht antreffen würden. Die Araber haben angemerkt, daß wo nur Bäume ſtehen, das Waſſer nicht mehr weit iſt; und wenn ſie nahe an eine See kommen, ſo können es ihre Cameele ſchon in der Ferne gewahr werden, und ſie fangen in vollem Trabe an zu laufen, bis ſie dieſelbe erreichen.

Merckwürdigkeiten] Zu Mecca iſt eine ſo herrliche türkiſche Moſchee, daß ſie für die prächtigſte in der Welt gehalten wird. Ein jeder Muſelmann iſt nach der mahomedaniſchen Religion verbunden, einmal in ſeinem Leben dahin zu kommen oder einen Abgeordneten zu ſchicken. Zu Medina iſt eine koſtbare Moſchee, die von zween Pfeilern unterſtützt wird, und mit 300 ſilbernen Lampen ausgeziert iſt. Die Türken nennen ſie die allerheiligſte, weil in derſelben der Sarg ihres Propheten Mahomeds ſtehet, der mit einem Goldſtücke überdeckt, unter einem Himmel von Silberſtück ſtehet, der künſtlich geſticket iſt.

Von Perſien.

Clima.] Perſien erſtreckt ſich von dem 25ſten Grade der Breite bis zum 45ſten; und folglich kann man leicht ſchlieſſen, daß die Luft und die Witterung da ſehr verſchieden

den ſeyn muß. In der Mitte des Königreichs fängt ſich ihr Winter im November an, und dauert bis zum März mit heftigem Froſt und Schnee, der aber in dem flachen Lande nicht ſo häufig als auf den Bergen fällt. Vom Märzmonat bis zum May iſt der Wind insgemein ſehr ſtark, und von da an bis zum September haben ſie einen ſtillen heitern Himmel, ohne nur eine Wolke zu ſehen; und ob es gleich am Tage ſehr heiß iſt, ſo machen doch die erfriſchenden Winde, die beſtändig ſowohl des Morgens und Abends als auch die Nacht durch wehen, den Sommer ſehr erträglich, beſonders da die Nächte dann zehn Stunden lang ſind. Die Luft iſt ſo rein und die Sterne ſcheinen ſo hell, daß die Einwohner mehr des Nachts als am Tage arbeiten. In dieſem Theile von Perſien hat man ſehr ſelten Stürme und Ungewitter, und wenig Donner und Blitze; er iſt auch nicht den Erdbeben ausgeſetzt, und die Luft iſt in der ſchönen Jahrszeit ſo ausnehmend trocken, daß man nicht den mindeſten Thau oder einige Näſſe auf Dingen findet, die die ganze Nacht im Freyen gelegen haben, ja nicht einmal auf dem Graſe; es regnet auch im Winter ſehr ſelten. Kein Land iſt geſünder, als die Gegend im Innerſten von Perſien, wie man aus der geſunden Geſichtsfarbe der Innländer bemerkt. In den ſüdlichen Gegenden von Perſien, beſonders bey **Gombron** iſt die Luft im Frühlinge und Herbſte ſehr ungeſund. Die **europäiſchen** Handlungsaufſeher bringen ſelten ein Jahr ohne einen gefährlichen Anfall von Krankheit zu, welche ſie oft hinwegraft. Die Monate Junius, Julius und Auguſt ſind zwar ziemlich geſund, aber ſo ſehr heiß, daß ſowohl die Einheimiſchen als Fremden ſich zu der Zeit auf die Berge begeben.

Regierung.] Der König von Perſien iſt ein unumſchränkter Herr, und ſowohl das Leben als das Vermögen

ſeiner Unterthanen iſt ganz in ſeiner Gewalt. Es iſt kein Fürſt auf der Welt, dem man ſo wie ihm ohne alle Einſchränkung gehorchte, wenn auch ſeine Befehle noch ſo ungerecht wären. Auch die vornehmſten ſeiner Unterhanen können ſich auf keine Weiſe retten, ſo bald er beſchließt, ſie ihres Lebens oder Vermögens zu berauben. Die perſiſche Krone iſt erblich, aber die weiblichen Erben ſind davon ausgeſchloſſen. Doch kann der Sohn einer Tochter ſie erben, wenn auch ſeine Mutter dieß nicht konnte. Etwas ſonderbares iſt es in den perſiſchen Geſetzen der Erbfolge, daß nach denſelben kein Blinder Erbe ſeyn kann; und weil die männlichen Erben, die von den weiblichen Linien abſtammen, eben ſowohl der Erbfolge fähig ſind, als die, welche ſich von der männlichen herſchreiben; ſo wird dieſe grauſame Staatsliſt, allen denen, die mit der Krone verwandt ſind, die Augen auszuſtechen, bey jedem männlichen Verwandten von der Königl. Familie ausgeübt, er mag nun von einem Sohne oder einer Tochter abſtammen. Demjenigen, welchem der König aufträgt, ſeinen grauſamen Befehl auszurichten, iſt es nicht erlaubt, es vermittelſt eines heiſſen Eiſens zu thun, welches man an die Augen des unglücklichen Kindes hält; ſondern man reiſſet die Augäpfel mit der Spitze eines Meſſers ganz heraus, wodurch die armen Kinder unausſprechliche Qualen erleiden und bisweilen unter den Händen dieſer Henker ihr Leben verlieren müſſen. Die Perſianer glauben dieſe barbariſche Gewohnheit, die Augen den königlichen Kindern auszureiſſen, durch den Vorwand zu entſchuldigen, als wenn ſie durch dieſelbe alle Streitigkeiten über die Erbfolge, und ein großes Blutvergieſſen verhüteten, und weit mitleidiger als ihre Nachbarn die Türken wären, die jeden Zweig der königlichen Familie vernichten.

Handel.] Die Stapelwaare von Perſien iſt rohe und geſponnene Seide, die man in groſſer Menge nach Indien, der Türkey und Moſkau ausführet. Ehedem bekamen die Engländer und Deutſchen einen großen Theil von ihnen; heut zu Tage aber wenig oder gar nichts.

Einkünfte.] Was die Einkünfte der Krone überhaupt betragen, iſt ſehr ungewiß, weil ſie ſo ſehr von Zufällen abhängen. Die, welche es unternommen haben ſie zu berechnen, ſagen, daß ein Jahr in das andere gerechnet, die Einkünfte auf 4,000,000 Pf. Sterl. betragen ſollen, welches um ſo viel beträchtlicher iſt, weil ihre Truppen von ihnen meiſt durch andre Mittel beſoldet werden. Doch da der Glanz und die Pracht des perſianiſchen Hofes alles, was wir in Europa ſehen, weit übertrift, ſo wird vermuthlich am Ende des Jahres, in der Schatzkammer ſehr wenig übrig bleiben.

Truppen.] Das Kriegsheer von Perſien iſt nie groß geweſen, wenn man den Umfang des Königreichs bedenket. Abbas der Große, der ſo anſehnliche Eroberungen machte, hat in allen Provinzen ſeines Königreichs niemals mehr als 120,000 Mann in ſeinen Dienſten auf einmal gehabt.

Religion.] Die Einwohner überhaupt ſind eifrige Anhänger der mahomedaniſchen Lehre, wie ſie Haly der Enkel und Schwiegerſohn des Mahomeds und eines ſeiner Nachfolger im Reiche erklärt und ausgeleget hat. Aber die Perſianer ſind in der Auslegung des Korans eben ſo ſehr von den Türken unterſchieden als in Abſicht auf die Nachfolger des Mahomeds. Es giebt viele Neſtorianiſche

Chriſten in Perſien, wie auch verſchiedene Jeſuiten und viele Juden. Die chriſtliche Religion iſt zuerſt von dem heiligen Thomas in dieſen Gegenden bekannt gemacht worden.

Sitten.] Der gewöhnliche Gruß in Perſien geſchieht mit einer kleinen Verbeugung des Körpers, wobey ſie die rechte Hand auf die Bruſt legen. Aber ſie berühren nie ihren Turban. Vor dem König beugen die Vornehmen ihr Antlitz dreymal zur Erden, indem ſie ſich ihm nähern. Hingegen vor den Europäern, wenn ſie nicht Perſiſch gekleidet ſind, nehmen ſie ihren Bund ab; und eben dieſe Ehrenbezeugung erweiſen ſie auch Leuten von Stande, in deren Lande ſie ſich befinden. In keinen körperlichen Uebungen ſuchen die Perſer mit größerm Fleiß ſich vollkommen zu machen, als im Gebrauche des Bogens und in der Reitkunſt. Ihre größten Könige ſind geneigt geweſen, die Zeugen der Geſchicklichkeit und Hurtigkeit ihrer Unterthanen zu ſeyn, und ſie haben oft ſelbſt mit ihnen um den Preiß geſtritten. Sie machen den Anfang bey dem Unterricht ihrer jungen Schüler mit dem Aufſpannen des Bogens. Hernach lehrt man ſie, wie ſie vorwärts, rückwärts, von der Seite und faſt in allen Stellungen ſchießen ſollen. Hierauf weiſen ſie ihm, wie er nach einem Ziele ſchießen und alle ſeine Pfeile abſchießen muß, ohne zu zittern. Der Unterricht der drauf folgt, betrift das Reiten. Man lehret den jungen Schüler, wie er geſchickt zu Pferde ſteigen, eine gute Stellung annehmen, in Gallop den Zügel ſchieſſen laſſen, auf einmal ſtill halten, und auf den kleinſten Wink zur Rechten oder Linken ſich wenden ſoll, ohne aus dem Sattel gebracht zu werden.

Merkwürdigkeiten.] Ungefähr 30 Meilen Nordoſtwärts von **Gombron** iſt eine ſehr fürchterliche Höle, die wegen ihrer erſchrecklichen Geſtalt die Pforte der Hölle genennt wird. Man kann noch die herrlichen Ueberbleibſel des berühmten Palaſts von Perſepolis ſehen. Die Pfeiler, die noch ſtehen, ſind von vortreflichem Marmor, und ungefähr 15 Fuß hoch. Selbſt **Rom**, ſagt man, ſoll nichts enthalten, was mit dieſen ehrwürdigen Ueberbleibſeln des Alterthums verglichen werden könnte. Dieſer herrliche Palaſt oder Tempel, ward nebſt der ganzen Stadt Perſepolis, der anſehlichſten und reichſten Stadt in der Welt, von Alexander dem Großen gänzlich verbrannt.

Von Indien.

Clima.] Der mitternächtliche Theil von Indien iſt gemäßigt; aber gegen Mittag zu iſt dieß Land einer ſo groſſen Hitze ausgeſetzt, daß ſie unerträglich ſeyn würde, wenn ſie nicht in diejenigen Monate einfiele, wo der Regen und Wind gewöhnlich iſt, durch den die Länder im heiſſen Erdgürtel gekühlt und erquickt werden. Die ordentlichen Winde, welche **Monſoons** genennt werden, wehen, wie man angemerkt hat, ſechs Monat lang unaufhörlich nach einer Gegend, und ſechs Monat nach der andern zu. Nämlich vom April bis in **October**, oder um die Zeit wehen ſie aus Südweſt; und vom **October** bis in April aus Nordoſt; doch nicht genau aus dieſen Puncten; ſondern ſie verändern bisweilen einen oder zween Puncte auf jeder Seite. Wenn einer von dieſen Monſoons ſich erhebt, oder kurz ehe er zu wehen anfängt, kommen insgemein entſetzliche Windſtürme, ſo wie man in England in vielen

Jahren kaum einmal erfähret. Nicht jedes Jahr hört man dieſes Wehen der Monſoons, und folglich auch nicht die Stürme genau zu einer Zeit, ſondern bisweilen vierzehen Tage oder drey Wochen eher, und ein andermal, vierzehen Tage oder drey Wochen ſpäter, als gewöhnlich; und dieß verurſacht ſehr oft, daß Schiffe verlohren gehen. Außer denen Winden, die die Engländer Monſoons nennen, haben ſie noch Land- und See-Winde, welche in zwölf Stunden einmal wehen, wenn die Monſoons nicht heftig ſind; denn ſonſt weichen die ſanftern Winde den Orcanen.

Regierung.] Malacca, Cambodia und Laos ſind vor kurzem Provinzen des Königreichs Siam und meiſtens dem daſigen Könige zinßbar geworden; aber die entfernten Provinzen haben ſich neulich von dieſer Bothmäſſigkeit befreyet, und nunmehr unter kleine Könige begeben. Siam hat nach dem Berichte des Loubiere verſchiedene Staatsveränderungen erlitten. Als er ſich da aufhielt, hatte der Vater des Königs, der damals den Thron beſaß, denſelben mit Unrecht an ſich geriſſen, da er nicht einmal von dem Königlichen Geſchlechte abſtammte. Dieſer Aufrührer hatte ſeinen unglücklichen König aus dem Tempel, wohin er geflohen war, geriſſen und hernach erdroſſelt. Dieſer Böſewicht regierte dreyßig Jahr; und ihm folgte ſein Bruder, da ſein Sohn von der Regierung ausgeſchloſſen worden. Die Könige von Siam laſſen bisweilen ihre Verwandten Hungers ſterben, oder auf eine andre Todesart hinrichten; bisweilen ſind ſie doch ſo mittleidig, daß ſie ihnen nur die Augen ausbrennen, oder ſie lähmen laſſen, um ſie zu verhindern, ihnen nach der Krone zu ſtreben. Das Königreich Tunquin iſt eines der älteſten,

ſten, von denen man gehört hat. Der rechtmäßige Fürſt ſcheint da wenig mehr als den Namen des Königs zu beſitzen. Der vornehmſte Miniſter iſt Herr über alle Schätze und Truppen des Königsreichs, und für ihn bezeigen auch die Unterthanen ihre meiſte Achtung. So iſt dieß Reich in den letzten hundert Jahren beſchaffen geweſen. Von Pegu, Ava, Aſem und vielen inländiſchen Theilen von Indien haben wir ſehr unvollſtändige Nachrichten. In dem Gebiete, das dem großen Mogul gehöret, werden die Miſſethäter bisweilen aufgehangen, oder geköpft, oder an ſcharfe Pfähle geſpießt; bisweilen von wilden Thieren in Stücken zerriſſen, oder auch von Elephanten getödtet, und von Schlangen todt gebiſſen. Wenn der Befehl gegeben wird, daß ein Uebelthäter durch einen Elephanten ſogleich um das Leben gebracht werden ſoll, ſo tritt der Elephant auf dieſen Unglücklichen, der zitternd vor ihm liegt, mit ſeinen breiten, runden Füßen nieder, und drückt ihn in einem Augenblick todt. Verlangt man aber, daß er ſeinen Todt fühlen, und unter marternden Qualen ſterben ſoll, ſo zerknirſcht ihn der Elephant die Knochen der Schenkel, dann die Beine und Arme, und läßt ihn an den Wunden ſterben, die er ihm geſchlagen hat. Tohmas Roe erzählet, daß, als er ſich am Hofe des Moguls aufhielt, man hundert Diebe vor dieſen Monarchen gebracht, welcher den erſten von Hunden in Stücken zerreiſſen, und die übrigen auf die gewöhnliche Art um das Leben bringen laſſen. Die Weiber im Haram oder Seraille, wie man es insgemein nennt, ſind theils Gemahlinnen, theils Beyſchläferinnen, Prinzeßinnen von Geblüte, Aufſeherinnen, und Sclavinnen. Man wird ſelten mehr als vier Gemahlinnen die mit Feyerlichkeit vermählt worden, antreffen. Die

Anzahl der Beyſchläferinnen iſt ſehr ungewiß; man glaubt insgemein, daß ſie bis auf tauſend ſteige. Der erſte Sohn des großen Moguls, der von einer Gemahlin erzeugt wird, wird als der Erbe des Reichs angeſehen, obgleich insgemein daſſelbe durch das Schwerd, welches am glücklichſten iſt, erlangt wird; denn ein jeder, der ſich in Beſitz des Throns ſetzet, läßt alle ſeine Brüder und ihre männlichen Nachkommen hinrichten. Die Anzahl der Juwelen und koſtbaren Steine, die, wie man ſagt, die Damen im Seraille tragen ſollen, überſteigt alle Wahrſcheinligkeit. Es giebt eine ſehr große Anzahl von Aufſeherinnen der jungen Prinzeßinnen im Seraille, und von denen, die auf die Aufführung der Königlichen Weiber aufmerkſam ſeyn müſſen; und man ſagt, daß dieſe einen großen Antheil an der Regierung haben. Wenn dieſer Monarch noch eine Rathsverſammlung hat, ſo beſteht ſie aus dieſen Damen; denn durch ihren Einfluß werden die vornehmſten Bedienungen des Staats und der Landſchaften beſetzet, und alle Geſchäfte von Wichtigkeit ausgerichtet; dieſe Damen haben beßre Gelegenheit dem Großen Mogul von Vorfällen Nachricht zu geben, als ſeine Miniſter, die außer dem Seraille ſind. Dieſer Fürſt w.rd auch überhaupt, wenn er allein iſt, von Frauenzimmern bedient, und ſoll eine Wache von Tartariſchen Frauen haben, die mit Säbeln und Bogen bewaffnet ſind, und ſeine Perſon beſchützen. Die Herrſchaft des Großen Moguls iſt ſehr tyranniſch, weil er das Vermögen und Leben ſeiner Unterthanen ganz in ſeiner Gewalt hat. Sein bloßer Wille iſt ein Geſetz, und ein Wort von ihm entſcheidet alle Streitigkeiten. Seine Schreiben und Befehle werden mit der größten Ehrerbietung angenommen. Denn wenn der Gouverneur, an den ſie geſandt werden,

Nach-

Nachricht bekömmt, daß die Abgeordneten, die ſie überbringen, auf dem Wege ſind, ſo reitet er mit allen ſeinen Bedienten aus, um ihnen entgegen zu kommen. Sobald er das Packet gewahr wird, ſo ſpringt er vom Pferde und fällt auf ſein Antlitz zur Erde nieder. Darauf nimmt er es von den Abgeordneten, legt es ſich aufs Haupt, und bindet es feſt darauf; er kehret hierauf nach ſeiner Hofſtadt zurück, wo er ſeine Geſchäfte ausrichtet, und hier lieſet er erſt die Befehle. Dieſer große Monarch zeigt ſich dem Volk dreymal des Tags. Zu erſt beym Aufgange der Sonne von einer Gallerie; und zu der Zeit verſammelt ſich die Menge des Volks, um ihm die gewöhnliche Ehrenbezeigung (Salam) zu leiſten, indem ſie, ſo bald ſie ihn ſehen, ausrufen: Lange lebe und geſund ſey der große König. Im Mittage zeigt er ſich wieder; und zuletzt beym Untergange der Sonne. Er wird allzeit mit Trommeln, Trompeten und andern blaſenden Inſtrumenten heraus und hinein begleitet; und jedesmal kann auch der allergeringſte Mann eine Bitte an den Kaiſer thun; ſie wird allzeit angenommen. Der König von Siam iſt nach der Gewohnheit der Morgenländer ein unumſchräkter Monarch. Er giebt Länder wem er will; und nimmt ſie wieder zurück, ſo oft es ihm gefällt. Deßwegen kann keine Familie durch Güter einen Adel erlangen; man findet auch keinen andern Adel als bey den Staatsämtern, die der König nach Gefallen ertheilt oder abnimmt. Daher iſt es nicht ungewöhnlich, daß man den Sohn eines Grafen am Ruder ziehen ſieht. Nur eine von den Königlichen Weibern hat den Vorzug Königin genennt zu werden; und in das Seraille wird auch die Tochter eines Unterthanen aufgenommen. Die Geſetze von Siam gebieten einen uneinge-

ſchränkten Gehorſam gegen die Aeltern. Derjenige, welcher ſich unterfangen ſolte, ſeinen Aeltern zu widerſprechen, oder ſich zu widerſetzen, würde als ein Ungeheuer angeſehen werden. Man beſtraft hier das Laſter der Lügen, indem man den Mund zunähet. Bisweilen werden die Miſſethäter von einem Elephanten dem andern zugeworfen, ohne ſie zu tödten. Denn dieß, ſagt man, können die Elephanten auf den erſten Wink thun; ſo ungemein zahm ſind ſie. Aber ihre Strafen werden gemeiniglich dem Laſter gemäß eingerichtet. Demjenigen, welcher unrechtmäßig Geld von andern erpreſſet, wird geſchmolzenes Gold oder Silber in den Hals gegoſſen.

Truppen.] Das Kriegsheer des großen Moguls beſtehet, wie man ſagt, in 300,000 Mann zu Pferde und 400,000 zu Fuße, nebſt 3000 Elephanten. Doch wird nach den beſten Nachrichten allzeit die Beſoldung für eine Million zu Pferde bewilliget, ob gleich niemals dieſe ganze Summe wirklich zum Dienſt angenommen wird. Denn die verſchiedenen Vicekönige halten ſelten mehr als die Hälfte dieſer Truppen, und nehmen die übrigen Beſoldungen zu ihrem eigenen Schatze. Ungeachtet der große Mogul ſo ein weites Land voll Seeküſten beſitzt, ſo findet man doch in Indien weder ein Kriegsſchiff oder ein Schiff mit Truppen; ausgenommen daß die indianiſchen Kaufleute Schiffe von 4 bis 500 Tonnen für ſich haben, die nach engliſcher Art gebaut ſind. Aber ihre Bootsleute würden ſich nur ſchwach vertheidigen können, wenn ſie ſolten angegriffen werden. Ihre Geſchicklichkeit in der Schiffarth iſt auch ſo geringe, daß ſie froh ſind, wenn ſie einen europäiſchen Befehlshaber bekommen können. Ein engliſcher Schiffersmann, der ſehr mittel-

mittelmäßige Fähigkeiten beſitzt, kann in einem von des Moguls Kauffartheyſchiffen leicht Schiffshauptmann werden.

Character.] Die Indianer haben eine ſchöne Länge, feine Bildung und angenehme Geſichtszüge, und man hat überhaupt angemerkt, daß man ſelten ungeſtalte oder übelgewachſene Perſonen unter ihnen findet. Die, welche die nordlichen Theile dieſes Reichs bewohnen, haben eine dunkelgelbe Geſichtsfarbe; und die gegen Süden zu wohnen ſind ſo ſchwarz wie ein Agat; die, welche auf den Bergen in den mittlern Gegenden der Halbinſel ſich aufhalten, ſind alle kohlſchwarz; die Indianer zwar, die an der Küſte wohnen und mit den Portugieſen und andern Europäern vermiſcht ſind, haben überhaupt eine Farbe wie Oliven; aber in allen Theilen des Landes haben die Einheimiſchen langes ſchwarzes Haar und ſchwarze Augen, wenn auch ihre Geſichtsfarbe noch ſo verſchieden iſt. Die Indianer werden in **Mohren** oder **Moguls** und **Pagans** oder eigentliche **Indianer** eingetheilt. Die Mohren oder Moguls ſind eine Vermiſchung von Tartarn, Perſianern, Arabern und faſt allen mahomedaniſchen Nationen. Weil ſie die Gewalt in Händen haben, ſo betragen ſie ſich wie die Herren des Landes, und begegnen den alten Einwohnern mit einiger Verachtung; gegen alle Chriſten aber zeigen ſie überhaupt noch eine größere Verachtung oder vielmehr einen Abſcheu, obgleich dieſe den Moguls als Ingenieurs, Mathematiker u. d. g. Dienſte leiſten, und jene denen, die in ihre Dienſte treten, große Beſoldungen geben. Die **Siamer** ſind von kleiner Länge aber wohl gebildet. Ihre Geſichtsfarbe iſt ſehr ſchwärzlich. Sowohl Männer als Weiber haben ſehr breite Geſichter, mit hohen Kinnbacken,

ſchwarzen kleinen Augen, breitem Munde und dicken, blaſſen Lippen, kurzer und am Ende runter Naſe und breiten Ohren. Die Siamer haben einen fertigen und ſcharfen Verſtand, und ſie wiſſen lebhafte und ſehr beiſſende Antworten zu geben. Alles, was ſie nur ſehen, können ſie vortreflich nachmachen, ſie ſind weder wollüſtig noch unmäßig, und ſie werden muthwillige Geſpräche weder für Witz noch für Merkmale eines erhabenen Genies halten. Der Genuß der ſtarken Getränke wird unter ihnen für ſchändlich gehalten, und vom Ehebruche hört man kaum in Siam. Sie ſind höflich und verbindlich, und ihr Gemüth iſt ſo heiter wie ihr Himmel, weil ſie ſo glücklich ſind, über ihre Leidenſchaften herrſchen zu können. Sie lieben ihre Weiber und Kinder auf das zärtlichſte, und werden eben ſo ſehr wieder von ihnen geliebt. Ihre Kinder ſollen recht ſehr einnehmend und von einer ſanften Gemüthsart ſeyn. Die Tunquineſen ſind von einer mittlern Leibesgröße und etwas ſchmächtig. Die Naſe und Lippen ſind an ihren Geſichtern wohlgebildet, aber dieſe ſind übrigens ein wenig platt und eyförmig. Die Einwohner ſind gegen Fremde höflich und verbindlich, beſonders die, welche unter ihnen Handlung treiben; und ſie ſind ſehr aufrichtige Leute. Indeß ſagt man doch, daß die obrigkeitlichen Perſonen ſtolz und gebieteriſch, daß ihre Soldaten unhöflich, und die Armen unter ihnen, die ſehr zahlreich ſind, dem Diebſtahle ergeben wären. Man hält ſie für ſehr erfindſam und fleißig; und bey Widerwärtigkeiten für geduldig; aber überhaupt ſind ſie alle vom höchſten Stande bis zum niedrigſten dem Spiele ergeben, und nichts kann ſie davon abziehen.

Religion.] Die urſprünglich Einheimiſchen in Indien, welche die größte Anzahl ausmachen, ſind Abgöttiſche.

 Man

Man zählet ſechzig bis achtzig Haufen oder Parteyen unter dieſen Heyden, von denen die Vornehmſten die **Braminen**, die **Rajahuts**, oder **Raſchboots** und die **Banianen** oder **Chontres** ſind. Die Braminen lehren, daß nur ein Gott ſey, der unendlich vollkommen iſt, und daß ihre Bilder einige Helden und tugendhafte Leute vorſtellen, die vormals auf der Erde wohnten, und nun in den Himmel aufgenommen ſind, wo dieſelben für ſie bitten ſollen; dieß iſt die Urſache, die ſie von ihrer Anbetung dieſer Bilder angeben. Sie haben einen dunkeln Begriff von der Schöpfung, und der Vernichtung des menſchlichen Geſchlechts durch eine Sündfluth. Sie glauben einen Zuſtand in dem wir vor dieſem Leben geweſen, und daß das Glück oder Unglück, das uns in dieſer Welt begegnet, die Strafe oder die Belohnung desjenigen ſey, was wir in der vorigen Welt gethan haben; und die, welche in dieſem Leben einen guten Wandel führen, ſollen in einer andern Welt belohnet werden. Die **Siamer** glauben, daß nur die Geſtalt der Welt ewig ſey. Alle ſichtbaren Gegenſtände ſehen ſie als ſo viel vernünftige Weſen an, die in einem vorhergehenden Zuſtande gelebt haben, und ſterben und wieder aufleben müſſen; der Himmel, die Erde, die Planeten und alle andre Dinge hätten ihren Zeitlauf und würden durch neue Himmel und Erde u. d. g. erſetzet. Sie behaupten, daß die Seele ein körperliches Weſen ſey, und doch wollen ſie nicht zugeben, daß ſie verweßlich ſey; ſondern nur, daß ſie ein anders Geſchöpf belebe und Vergnügen oder Schmerz empfinde, nachdem ſie es verdient habe, bis ſie wieder in einen menſchlichen Körper komme, deſſen Umſtände zu dem Betragen der Seele in ihrer verſchiedenen Wanderung ſich ſchicken.

Sitten.]

Sitten.] Der allgemeine Anzug der Indianer iſt ein weißes Kleid von Cattun, Seide oder Muslin, welches von forn über einander gelegt und an der rechten oder linken Seite mit Schnuren angeheftet wird. Die Ermel paſſen enge an die Aerme, und ſind ſo lang, daß ſie um das Gelenke der Hand in Falten liegen. Der obere Theil deſſelben liegt genau am Körper an, und zeigt ihre Bildung. Von der Mitten an bis hinab iſt es zuſammengenommen, und hat viele Falten, reicht aber ein wenig bis unter die Knie. Man grüßet in Indien einander, indem man die rechte Hand und bisweilen beyde bis an den Kopf erhebt, und wenn es eine Perſon von Stande iſt, den Körper ein wenig beuget. Wenn die Mahomedaner einander begegnen, ſo iſt dieß der gewöhnliche Gruß: Gott gebe euch Geſundheit; oder, ich wünſche euch das Gebet der Armen. Dem Fürſten macht man das Compliment ſo, daß man den Körper tief niederbeugt, die Hand herab zur Erde, dann auf die Bruſt legt, und endlich bis zum Kopf aufhebet; und dies wiederholet man dreymal. Bey einem Beſuche, bewegt ſich der, welcher den Beſuch annimmt, gar nicht, um ſeinem Gaſt entgegen zu gehen, ſondern bittet ihn, bey ihm auf den Teppich niederzuſitzen; man iſt da ſehr beſcheiden und ſpricht ſelten laut oder heftig. Es gehen hier wie in andern Ländern die Taſchenſpieler und Seiltänzer von einer Stadt zur andern, und ſind in ihren Kunſtſtücken ſo geübt, daß ſelbſt einige Europäer ſie für Zauberer, die vom Satan dieſe Gewalt hätten, gehalten haben. Eine von den liebſten Vergnügungen des großen Moguls, iſt das Gefechte der Elephanten und anderer wilden Thiere, oder wenn er Menſchen mit Löwen und Tigern ſtreiten ſieht. Die Straßen gehen überall durch tiefen Sand, der in der angenehmen Jahrs-

zeit

zeit im Mittage ſo heiß iſt, daß ſie ihre Füße darinn verſengen würden, wenn ſie nicht ſchon abgehärtet wären; und ſie gehen auch nicht mit Schuhen im Sande. Wenn ein angeſehener Mann reiſet, ſo miethet er insgemein zehen bis zwölf Senftenträger um ſeinen Palanguin, welches ein gut gebautes Bette mit Küſſen unter einem gewölbten Himmel iſt, fortzuziehen. Hierinn kann er nach Gefallen liegen oder ſitzen; und er wird von vier Männern zugleich fortgetragen, wovon zween forn und zween hinten ſind, und die Stangen auf ihren Schultern tragen. Sie können ſehr geſchwind fortgehen und werden von ihren Begleitern zu gewiſſen Zeiten ohne ſtille zu halten, abgelöſet. Kurz zuvor als ſie einkehren wollen, werden einige von den Männern in die Dörfer abgeſchickt um Lebensmittel einzukaufen, die ſie unter Wegens zubereiten. Sie bedienen ſich der Ochſen ſowohl zum Reiten als Laſten zu tragen. In der Jahrszeit, da die Regen häufig ſind, iſt es ſehr beſchwerlich in den platten Gegenden zu reiſen, da alles überſchwemmt wird, und unzählige Ströme von den Gebürgen herabfallen. Doch auch dieß hält das gemeine Volk nicht ab in dieſer Jahrszeit zu reiſen, ſie wagen ſich ohne Schwürigkeit in das Waſſer und ſchwimmen mit unglaublicher Gewalt über breite Flüſſe hindurch, wenn ſie auch ſehr reißend ſind. Was die Heyrathen der Indianer betrift, ſo ſchließen die Aeltern den Contract ehe noch die jungen Leute ihren Verſtand gebrauchen lernen; und doch glaubt weder der Sohn noch die Tochter, wenn ſie dieſes Alter erreichen, daß ſie einiges Recht hätten die Sache in Zweifel zu ziehen; ſondern ſie halten ſich vor eben ſo ſehr verbunden ihren Aeltern in dieſem einzelnen Falle als bey allen andern Befehlen zu gehorchen. Indeß kann der junge Mann, dem das Mädchen

nicht

nicht gefällt, das ihm ſein Vater beſtimmt hatte, ſich eine andre wählen und ſo viele Beyſchläferinnen haben als ihm gefällt. Aber die Frau kann dieß nicht verhindern; und wenn ſie über ihres Ehemannes Aufführung murret, ſo kann er ſie in Sclavenſtand verſetzen. Sie heyrathen unveränderlich in ihren eigentlichen Stand. Ein Kaufmann muß in das Geſchlecht eines Kaufmanns heyrathen, der Schmidt in das ſeinige; und ſo bey Perſonen von allen andern Gewerben oder Handthierungen. Die Weiber bringen nie ein andres Vermögen mit, als ihre Kleider, und man ſagt, daß bey denen, welche begütert ſind, der Vater des Ehemanns eine anſehnliche Summe den Verwandten der Frau vorſchießt; man glaubt auch, daß ſie nie mit dem Ehemanne ſpeiſet, ſondern wartet, bis er abgeſpeiſet hat. Die Indianer legen nie ihre Kinder in Windeln, ſondern laſſen ſie bis in das fünfte oder ſechſte Jahr unbekleidet; und man kann ſich nicht vorſtellen, wie bald ſie auf dem Fußboden herum kriechen lernen. Die Mohren und mahomedaniſchen Indianer dürfen vier Weiber und ſo viel Beyſchläferinnen ſich wählen, als ſie wollen. Nichts kann prächtiger ſeyn als die Feyerlichkeiten einer Hochzeit. Der Bräutigam wird des Nachts durch die Straßen geführet, und iſt mit den reichſten Kleidern und Juwelen, die ſie bekommen können, belegt. Die Straßen werden ſo helle als am Tage, durch die Menge von Fackeln, vor denen große und kleine Fahnen mit Muſik hergetragen werden; und eine Menge von Freunden und Verwandten, die bey dieſer glücklichen Gelegenheit ihre Freude bezeigen wollen, begleiten ſie. Wenn man an das Hauß der Braut kömmt, und die Hochzeit da gefeyert worden, ſo nimmt der Mann die Braut zu ſich in das ſeinige, und von dieſer Zeit an,

wird

wird es ihr ſelten einmal erlaubt nur ihre nächſten Anverwandten männlicher Seits, außer in der Gegenwart ihres Mannes, zu ſehen.

Von China.

Clima.] Das Land iſt in China ſonſt auch in Thäler und Hügel abgetheilt geweſen; aber durch den geſchickten Fleiß der Nation iſt es ſo ſehr als möglich eben gemacht, und wie ein Garten in gewiſſe Beete abgetheilt worden. Der Boden iſt überhaupt ſehr reich, und an Korn, Wein und allen Arten von Obſt und Lebensmitteln, die zu der Verſchönerung des Lebens nothwendig ſind, ſehr ergiebig. Man hält dieſes Land für eins der angenehmſten und fruchtbarſten auf der Welt; und es verurſachte bey den Europäern ein großes Erſtaunen, als ſie unvermuthet eine ſo artige Nation, und ein ſo höfliches Volk entdeckten, welches ihnen bis bey der Entdeckung von Oſtindien unbekannt geblieben war. Es iſt ausnehmend volkreich, und man glaubt, daß es faſt 70 Millionen Menſchen in ſich faſſen ſoll. Nicht nur die anſehnlichen Städte, ſondern auch die kleinern ſind nebſt den Dörfern ganz mit Einwohnern erfüllet, und alle Straſſen ſind unaufhörlich mit Reiſenden beſetzt. Die vornehmſten Waaren, die in dieſem Lande erzeuget und bearbeitet werden, ſind Queckſilber, Seide, Porcellanſchalen, Ingwer, chineſiſch Porcellan, Baumwolle, Rhabarber, Zucker, Kampfer, Bieſam, chineſiſch Holz, Leinwand, Oel, Ebenholz, Sandelholz, Röhre, Thee u. d. g. Thee iſt eine Pflanze, die dieſem Lande eigen iſt. Sie wächſt insgemein am Fuſſe eines Berges; ihre Wurzel iſt der von einem Pfirſichbaume, und ihre Blume der von einem wilden weißen

Roſen-

Roſenſtrauche ähnlich. Der Baum iſt von verſchiedener Größe, von zween Fuß hoch bis auf hundert. Die drey Gattungen von Thee, die insgemein nach Europa gebracht werden, ſind von einer Pflanze genommen, nur die Jahrszeit, wenn man ſie einſammelt, und der Boden machen den Unterſchied aus. Bohea iſt die allererſte Knoſpe, die im Anfange des Märzmonats abgebrochen und im Schatten getrocknet wird; der Kaiſer oder Bing Thee iſt von dem zweyten Wuchſe im April, und der gemeine grüne Thee, oder Singlo im May und Juny; beyde werden in kleinen Pfannen über dem Feuer getrocknet. Die Chineſer haben Gold- und Silberminen; aber ſie laſſen die erſtern niemals eröfnen. Das Gold, das ſie in ſolchem Ueberfluſſe haben, wird von den großen Strömen, die zur Zeit des Regens von den Bergen fallen, herabgeſchäumet, und man ſagt, daß es nicht erſt feiner gemacht werden dürfe. Sie haben auch Zinn, Eiſen, Kupferbergwerke und etwas Bley. Verſchiedene von den chineſiſchen Kaiſern haben geglaubt, daß es ihrer königlichen Sorgfalt nicht unwürdig ſey, wenn ſie den Ackerbau und die Erfindung des Pfluges ihren Unterthanen lehrten oder verbeſſerten; und man ſchreibt einigen von ihren größten Kaiſern die Ehre der Erfindung verſchiedener Werkzeuge und Bücher vom Ackerbau zu. In den Gegenden von China, die am meiſten gegen Mittag liegen, dauert der längſte Tag ungefähr 13½ Stunde, und in den mehr nach Norden zu gelegenen Ländern ungefähr 15 Stunden; alſo liegt dieſes Land in dem 3ten, 4ten, 5ten und 6ten nördlichen Clima.

Regierung.] Die Geſchichtbücher von China fangen ſich mit einer Zeit von zwey oder dreyhundert Jahren vor

der

der Sündflut an, und zeigen eine Reihe von Monarchen bis auf unſre Zeit. Einige ſagen, daß das chineſiſche Reich erblich ſey, aber alle räumen ein, daß der Kaiſer die Macht beſitze die Nachfolge zu verändern, und einen jeden von ſeinen Unterthanen zu ſeinem Nachfolger zu erklären, wenn er auch mit der königlichen Familie nicht verwandt iſt; aber dann muß es von dem großen Rathe bewilliget und beſtätiget worden. Dieſer beſtehet aus den Prinzen vom Geblüte und den Staatsbedienten. Man hat auch Beyſpiele, daß man ſich dem Entſchluſſe des Kaiſers widerſetzt und ſein Vorhaben vernichtet hat, wenn er diejenigen übergehen wollte, die man als die nächſten Erben anſah.

Handel.] Die Chineſer hatten kaum von einem andern Theile der Welt als Aſien gehört, bis die Europäer den Weg zu ihnen bey dem Vorgebürge der guten Hofnung vorbey entdeckten, ob man uns gleich verſichert, daß ſie den Gebrauch des Magnets und des Compaſſes lange vor uns gewußt haben. Die Urſache, warum ſie nie große Reiſen unternommen haben, will man in der Verachtuug finden, womit ſie die übrigen Menſchen für wenig beſſere Geſchöpfe als die Thiere anſehen; und in der Einbildung, daß ſie ſowohl den größten als vortreflichſten Theil der Welt beſitzen. Als die Europäer ihnen zu verſtehen gaben, wie klein derjenige Theil der Welt wäre, den die Chineſer beſitzen, in Vergleichung mit der ganzen bewohnten Erde, und daß man viele Königreiche fände, die ſie in verſchiedenen Künſten und Wiſſenſchaften überträfen; ſo waren ſie ganz erſtaunt. Es iſt hier von einer großen Stadt zur andern, zur Bequemlichkeit des Handels, eine artige Verbindung gemacht worden; denn

durch jede Provinz von China gehet ein großer Canal, der anſtatt der Landſtraße dienet. Von dieſem ſind wieder verſchiedene kleinere geleitet, die wieder in kleine Flüßchen abgetheilt worden, und dieſe endigen ſich alle bey einer Stadt, oder einem Dorfe. Ueber dieſe Canäle ſind prächtige Brücken von drey, fünf und ſieben Bogen erbauet. Der mittlere Bogen iſt ſo hoch, daß die Schiffe durchgehen können, ohne ihre Maſtbäume niederzulaſſen. Nichts kann die Ausſicht angenehmer machen, als die Menge von ſo ſchönen Canälen, die mit anſehnlichen Brücken, welche meiſt von Marmor ſind, gezieret worden; die erſtaunliche Anzahl von Schlöſſern, Städten und Dörfern, die nach verſchiedenen Wegen auf denſelben, zwiſchen den fruchtbarſten Thälern hinſeegeln. Europa, ſagt man, hat nichts worauf es ſtolz iſt, das hiermit verglichen werden könnte. Doch wir kommen von dieſer angenehmen Ausſchweifung zurück zu ihrem Handel. Auf dieſen Canälen bringt man Seide und andre koſtbare Kaufmannswaaren, von einer Provinz zur andern, und weiter hinweg nach Indien, Japan, den philippiniſchen Inſeln, Java und andern Inſeln in der indianiſchen See. Die Waaren, die man aus China ausführet, ſind Thee, Queckſilber, Mennige, Chinawurzel, Rhabarber, rohe und geſponnene Seide, Kupfer, Kampfer, Zuckerkand, Fächel, Gemälde, laquirte Sachen, chineſiſch Porcellain, Soi, Borax, Laſurſtein und verſchiedene andre Kaufmannswaaren. Die vornehmſten Waaren, die insgemein von Europa nach China gebracht werden, ſind rohes Gold und Silber, Tücher, geringes Tuch, Perpetuel, Camlot und Bley.

Character.] Alle kommen darinnen überein, daß die meiſten Chineſer kurze, unterſetzte Leute ſind, und breite Geſichter, ſchwarzes Haar, kleine ſchwarze Augen, kurze Naſen, und dünne Bärte haben. Sie wurden ehedem durch ganz Indien, Tartarey und Perſien als Orakel verehret; und der vornehmſte Einwurf, den die in Japan, wie man erzählt, wider die Chriſtliche Religion gemacht haben, war dieſer, daß die **Chineſer**, ſo eine weiſe Nation, ſie nicht angenommen hätten. Ungeachtet der ſo gerühmten Höflichkeit der Chineſer, und der billigen Geſetze, durch die ſie beherrſcht zu werden vorgeben, ſcheint doch Ehrgeiz und Eigennutz einen großen Antheil bey allen ihren Geſchäften zu haben.

Religion.] Die herrſchende Religion in **China** iſt Abgötterey und Heydenthum. Es giebt noch heut zu Tage drey Secten unter den Abgöttiſchen. Die erſten ſind die Anhänger des **Li Laokum**, der, wie ſie ſagen, über fünfhundert Jahr vor Chriſto gelebt hat. Er lehrte, daß Gott körperlich ſey, und viele untergeordnete Gottheiten zu ſeinem Befehle habe. Die zweyte Secte ſind die Gelehrten, welche die Schüler des ſo ſehr berühmten Confucius ſind, der viele vortrefliche Vorſchriften der Sittenlehre hinterließ, und das Volk in der Weltweisheit unterrichtete. Er redet von Gott, als dem reinſten und vollkommenſten Urſtoff, der Quelle und der Kraft aller Dinge; und ob man gleich ſagt, daß er die Abgötterey verboten habe, ſo hat man ihm doch ſeine Tempel und Bilder aufgerichtet, und man verehrt ihn mit der tiefſten Anbetung. Es giebt noch die dritte Secte, die weit zahlreicher iſt, als die beyden vorhergehenden. Dieſe verehrt den Abgott Fo, und nennt ihn den einzigen Gott der Welt. Dieſer Abgott

ward ungefähr zwey und dreyßig Jahr nach dem Tode unſers Heylandes aus Indien dahin gebracht.

Sitten.] Die Männer tragen keine Hüte, ſondern eine Mütze, in Form einer Glocke, die aus einer feinen Matte gemacht iſt, und nicht bis an die Ohren herab reicht. Sie führen einen Fecher in der Hand, um ſich für die Sonnenhitze zu bedecken. Sie laſſen ſich die Haare abſchären, außer einer Locke an dem Nacken, welche die Vornehmern wie eine kleine Rolle aufkräuſeln. Sie tragen ein Unterkleid, das bis zur Erden reicht und über der Bruſt zuſammen gelegt wird. Die Ermel ſind an der Schulter weit, aber nach der Hand zu, enger. Dieſes Kleid wird mit einer ſeidenen Binde, die bis zum Knie herabhängt, zuſammengehalten. Ueber dieſes Unterkleid tragen ſie einen fliegenden Rock oder Mantel, der kürzer als jenes iſt, und kurze Ermel hat. Sie tragen eine Art von ſeidenen Stiefeln, die mit Baumwolle einen Daumen breit gefüttert ſind, und außerdem Pantoffeln. Die Weiber gehen insgemein mit einem Aufſatz von Haaren; der eine Theil wird in eine Locke aufgekräuſelt und mit einer Haarnadel befeſtigt; das übrige wird in zwo Locken abgetheilt, die ſehr artig auf den Nacken herabfallen. Sie tragen, wie die Männer, ein langes Unterkleid von Satin; über dieſes haben ſie einen fliegenden Mantel mit weiten Ermeln, die ſo lang ſind, daß ſie zur Erde reichen würden, wenn man ſie nicht heraufnähme: doch das merkwürdigſte bey ihnen iſt ihr kleiner Fuß, worinn ſie ihre vornehmſte Schönheit zu finden glauben. Sobald ein Mädchen gebohren wird, binden ſie ihr die Füſſe ſo feſte, daß ſie nicht wachſen können. Dieß verurſacht eine kleine Unſchicklichkeit in ihrem Gange, indem bey einem erwachſenen Frauenzimmer der Fuß nicht größer iſt,

iſt, als bey einem Kinde von drey Jahren. Die Chineſer ſind weit von aller abergläubiſchen Wahl der Speiſen entfernt. Sie eſſen nicht nur alle Arten von Fleiſch, Fiſchen und Gevögel, wie die Europäer; ſondern auch das Pferdefleiſch wird bey ihnen ſehr geachtet; ja man weigert ſich nicht alle andre Arten von Thieren, oder auch Gewürme zu eſſen; aber Reiß, Wurzeln, Hülſenfrüchte und Gartengewächſe ſind die gemeinſte Nahrung. Sie bedienen ſich weder des Tiſch- und Tellertuchs, noch der Meſſer, Löffel und Gabeln, ſondern zweyer kleinen runden Stäbchen von Eben- oder anderm Holze, womit ſie ihre Mahlzeit recht geſchickt zu halten wiſſen. Sie ſitzen auf hohen Stühlen und an Tiſchen, wider die Gewohnheit aller übrigen Morgenländiſchen Völker, welche mit kreutzweiſe gelegten Füßen auf dem Fußboden ſitzen. Bey einem Gaſtmahle hat faſt ein jeder einen kleinen laquirten Tiſch für ſich, auf welchen ſeine Speiſen nebſt Reiß, in kleinen chineſiſchen Schalen aufgetragen werden. Bisweilen bedient man ſich der Teller. Ihr vornehmſtes ſtarkes Getränke iſt Thee. Sie haben keinen Wein, obgleich eine Menge ſchöner Weintrauben in dem Lande wächſt. Sie brauen auch kein Bier aus Gerſte, ſondern machen ſich ſtarke Getränke aus Reiß oder Weitzen. Die Einwohner eſſen überhaupt ihre Speiſen kalt, ob ſie gleich ihr ſtarkes Getränke ſehr heiß trinken. So oft bey einem Gaſtmahle von einem Gerichte etwas genommen, oder ein Becher ausgetrunken wird, ſo giebt dieß Gelegenheit zu hundert Grimacen. Der, welcher das Gaſtmahl ausrichtet, giebt ein Zeichen, wenn ſie ſich niederſetzen ſollen, indem er die beyden hölzernen Stäbchen aufhebt, und damit in der Luft ficht; darauf werfen ſie ſie auf den Tiſch. Sie ſind ſo ſorgfältig als möglich, den Mund alle zugleich zu bewegen; und keiner darf dem andern

zuvorkommen, oder auf ſich warten laſſen. Denn beydes wird für ein großes Zeichen der Unhöflichkeit gehalten, und alle in Verwirrung ſetzen. Wenn dieß geſchehen iſt, ſo fechten ſie wieder mit ihren hölzernen Stäbchen, und wenn ſie zween oder drey Biſſen von einem Gerichte genommen haben, ſo giebt der Herr vom Hauſe ein Zeichen, daß ſie ihre Waffen niederlegen ſollen; und dieß thun ſie nach eben der Ordnung, wie ſie dieſelben gefunden hatten. Dann kömmt man zum ſtarken Getränke, das mit großer Ceremonie ausgetrunken wird.

Von der großen Tartarey.

Clima.] Die Luft iſt in dieſem Lande ſehr verſchieden, wie man bey einer ſo weitläuftigen Gegend leicht vermuthen kann. Die Waaren, die man aus dieſem Lande ziehet, beſtehen hauptſächlich in Häuten von Füchſen, Zobeln, Zibetkatzen, Hermelinen, Luchſen, und andern Pelzwerken; ferner in Biſam, Rhabarber, Flachs, und etwas Zimmet.

Von der Regierungsform der Moſcowitiſchen und Chineſiſchen Tartarn ſehe man die dahin gehörigen Abſchnitte nach.

Religion.] Die Samojeden ſagen, daß ſie einen Gott glauben, und überzeugt ſind, daß nichts größers und mächtigers als Gott, von dem alle Dinge abhängen; daß wir einen gemeinſchaftlichen Vater gehabt haben, und daß alle fromme Menſchen in das Paradies gehen werden. Demungeachtet verehren ſie Sonne, Mond und Planeten, nebſt verſchiedenen Thieren und Vögeln, von denen ſie einigen Vortheil zu erlangen hoffen. Sie verehren auch gewiſſe Bilder, die eine menſchliche Geſtalt haben, aber ſo ſehr

ſchlecht

ſchlecht geſchnitzt und zubereitet ſind, daß man Mühe hat zu entdecken, was ſie vorſtellen ſollen. Sie haben Prieſter unter ſich, welche Zauberkünſte beſitzen, und zukünftige Schickſale vorherſagen wollen. Was die Religion der Oſtiaken betrift, ſo finde ich nicht, daß ſie ſehr von der Samojediſchen unterſchieden ſey.

Gebräuche.] Die Samojeden eſſen das Fleiſch von Pferden, Ochſen, Rehen, Schafen und Fiſchen ohne Unterſchied; ſie ziehen aber die Eingeweide der Thiere allen andern Theilen derſelben vor. Ihre Häuſer ſind von Stangen und Zweigen von Bäumen aufgebaut und mit Baumrinden bedeckt. Sie haben faſt die Geſtalt eines Bienenkorbes; und an der Spitze iſt eine Oefnung, um den Rauch hinauszulaſſen. Denn das ganze Hauß beſteht nur in einem Zimmer, wo in der Mitten der Heerd ſtehet, um welchen ſie auf Häuten von Rennthieren ſitzen oder liegen; und dieſe ſind nebſt den Stücken Fleiſch von Pferden und andern Thieren, die in der Hütte rund umher hängen, der einzige Aufputz derſelben. Sie eſſen das letztere ſelten, wenn es noch friſch iſt, und machen dadurch ihre Wohnungen für alle, außer für ſich ſelbſt, unerträglich. Die Ergötzungen der Samojeden und Oſtiaken beſtehen vornehmlich in der Jagd der Elends- und Rennthiere. Sie wagen ſich über die hohen Eisgebürge, die in der Inſel Waigatz oder Nova Zembla liegen, um ihre Jagd fortzuſetzen. Dieſe Leute haben hölzerne Schlittſchuhe an den Füßen befeſtiget, mit denen ſie über die Gebürge mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit auf dem Schnee fortrennen, und in der Hand haben ſie eine Schaufel, die an einem langen Stabe befeſtiget iſt, womit ſie den Schnee nach den wilden Reunthieren werfen, um ſie nach demjenigen Ort zu

treiben, wo ſie ihre Netze gelegt haben. Sie bemerken ſorgfältig den Wind, deſſen Veränderung ſie aus gewiſſen Kennzeichen vorherſagen; denn, wenn der Nordwind ſich erhebt, ſo können ſie ſich in dem platten Lande nicht aufhalten. Wenn ſie nicht in eine Höle fliehen und ſich bedecken können, bis derſelbe vorüber iſt, ſo kommen ſie gewiß ums Leben; und daraus können wir urtheilen, daß ſie ſich nicht beſtändig in dieſem Lande aufhalten, ob gleich einige behaupten, ſie da geſehn zu haben. Die Speiſe der Oſtiaken iſt vornehmlich Fiſch, Wildpret, wilde Vögel und Wurzeln. Brod haben ſie nicht. Ihr Getränke iſt meiſtens rein Waſſer, und bisweilen das Blut von einem Rennthiere oder von einem andern Thiere, das ſie fangen; und man ſagt, daß ſie ſich auch einen Trunk Fiſchtrahn gefallen laſſen. Sie ſind unmäßige Liebhaber des Tabaks; aber, anſtatt den Rauch davon wieder auszublaſen, nehmen ſie ein wenig Waſſer in den Mund und ſchlucken damit den Rauch in ſich ein. Dadurch werden ſie ſo berauſcht, daß ſie bald vom Verſtande kommen und den Schleim wieder auswerfen. Dieß wiederholen ſie zu verſchiednenmalen des Tags. Im Winter richten ſie ihre Hütten in Wäldern und Gehölzen auf, wo die größte Menge von wilden Thieren iſt. Sie graben tief in die Erde, um ſich für die Kälte zu verwahren, und breiten ein Dach von Baumrinde oder Binſen über ihre Hütten, welche in der rauhen Jahrszeit mit Schnee bedeckt werden. Im Sommer bauen ſie dieſelben über der Erde, an den Ufern der Ströme, um bequemer fiſchen zu können. Die Oſtiaken und auch die Samojeden, erkaufen ſich ihre Weiber von ihren Anverwandten für drey oder vier Rennthiere, und nehmen ihrer ſo viel als ſie wollen; hingegen ſchicken ſie dieſelben ihren Freunden wieder zurück; wenn ſie ihnen nicht gefallen, und ver-

verlieren dabey nur die Rennthiere, die ſie dafür gegeben haben. Ja ſie nehmen ſich in einigen Gegenden dieſes Landes die Freyheit, ihre Weiber als Sclavinnen zu verkaufen, wenn ſie von ihnen beleidiget worden. Sie begraben ihre Todten in den Kleidern, die ſie bey ihrem Leben getragen hatten, und hängen neben ihnen, ihren Bogen, Köcher, Beil und andres Geräthe, an einen Baum auf. Bey den **Tartarn**, die längſt an dem Fluſſe **Irtis** Südoſtwärts von **Tobolsky** liegen, beſteht der Reichthum in Vieh, und ſie haben viele Schafe und andre Heerden. Dieſe Völker leben beſonders von getrockneten Fiſchen, Wildpret und Gerſtenmehl; ſie trinken die Milch von Pferden, wie die meiſten Tartarn thun, und bisweilen Thee, den ſie aber mit Semmelmehl und Butter vermiſchen. Bey großen Gaſtmahlen, bereiten ſie insgemein ein junges Pferd zu, welches ihre köſtlichſte Speiſe iſt. Ihr Getränke machen ſie ſich aus Habermehl mit einem Spiritus, den ſie aus Milch von Pferden ziehen, wovon ſie oft ſo betrunken werden, daß ſie ſich ſehr unvernünftig bezeigen. Ihre Kleidung iſt derjenigen ähnlich, welche die vormahligen Ruſſen trugen, und die Weiber haben Ringe in ihrer Naſe. Auſſer dieſem Volke, leben noch in der großen Wüſte von **Baraba** gewiſſe große Geſellſchaften, die man **Barabinskiſche Tartarn** nennt. Im Winter jagen ſie in dieſer Wüſte nach Zobeln; aber im Sommer begeben ſie ſich nach den Ufern der Flüſſe, und beſchäftigen ſich mit Fiſchen. Sie trinken geſchmolznen Schnee, weil die Wüſte kein andres Waſſer verſchaft, und eſſen getrocknete Fiſche und Gerſtenmehl wie ihre Nachbarn. Für ein wenig Tabak kann man von ihnen alles erhandeln, was ſie haben, aber ſie kennen kaum den Gebrauch des Geldes. Ihre Kleider, Mützen und Strümpfe ſind von einzelnen Stücken Pelz

verfertiget, die zuſammengeſtickt ſind. Die Bratſkiſchen Tartarn leben beſonders von Wildpret; ſie ziehen aber das Pferdefleiſch noch vor. Ihre Weiber tragen lange gefaltete Mäntel, und die Mädchen unterſcheiden ſich dadurch, daß ſie ihr Haar mit Stückchen Erzt, und kleinen Flitterwerke auszieren. Sie erkaufen ſich auch ihre Weiber, wie in einigen andern Gegenden von Siberien für ihre Heerde, und geben oft hundert Pferde oder Ochſen für ein Mädchen, das ihnen gefällt, und funfzehen oder zwanzig Cameele außer den Schafen. Die Tartarn in der Gegend von Aſtracan, die man nogaiſche Tartarn heißt, ziehen beſtändig von einem Orte zum andern, wegen der Gelegenheit zur Weide. Sie bedecken ihre Zelter mit Tüchern, die von Cameel- oder Pferdehaar gemacht ſind; der Boden wird mit feinen Matten oder Teppichen beleget, und der Aufputz beſtehet in feinen Schränken, Küſten und Büchſen. Die Circaßier haben einen Ueberfluß an wilden Vögeln, Wildpret, Schöpſen- und Rindfleiſch; aber ein Stück von einem jungen Füllen ziehen ſie dieſem allen vor. Ihr gewöhnliches Getränke iſt Waſſer oder Milch von Pferden, wie bey den andern Tartarn. Alle rauchen hier Tabak; Männer und Frauen, Aeltern und Kinder. Sie ſitzen mit kreuzweiſe geſchlungenen Füſſen, und haben einen Teppich oder ein Stück von rußiſchem Leder, wenn ſie ſpeiſen, und kleine hölzerne Tiſche vor ſich, aber weder Tafeltücher noch Teller, ſo viel ich bemerkt habe. Die Calmucken ziehen auch in der angenehmen Jahrszeit von einem Orte zum andern, und öfters in einer Geſellſchaft von acht bis zehn Tauſenden, die große Heerden vor ſich hertreibt. Sie fangen insgemein ihren Zug im Frühling an, wenn das Graß hervorkömmt; und weil ſie nur kleine Tagereiſen thun, ſo laſſen ſie wenig Gräſerey in denen Gegenden zurück, durch die ſie gezogen ſind.

Wenn

Wenn das Jahr wieder zu Ende geht, und die zweyte Graß-erndte kömmt, ſo kehren ſie insgemein auf eben demjenigen Wege zurück, auf welchem ſie gekommen waren, und bleiben während den Wintermonaten in einer etwas feſtern Art von Häuſern, als ſie im Sommer bewohnt hatten; aber ihr Vieh liegt ofte mit ihnen in einem Zimmer. Sie eſſen ohne Unterſchied von allen Arten der Speiſen, außer vom Schweinefleiſch; und ihr Getränke iſt gemeiniglich Waſſer. Sie haben auch Thee und Liqueurs, die ſie aus der Milch von Pferden abziehen. Im Winter jagen ſie Zobel, Marder, Hermeline, und andere Thiere, welche Rauchwerk geben.

Merkwürdigkeiten.] Weil es mir ſonſt an Merkwürdigkeiten mangelt, ſo will ich den Leſer mit der beſten Nachricht zu vergnügen ſuchen, die ich von der erſtaunlichen Mauer finden kann, welche die Tartarey von China abſondert, und von den Chineſern erbaut iſt, um die öftern feindlichen Einfälle der Tartarn zu verhindern. Dieſe Mauer fängt ſich in der Provinz Xenſi an, welche von China nordweſtwärts, ungefähr im 38 Grade der Breite liegt, und zuerſt nach Nordweſt zum 42 Grade der Breite über Berge und Thäler fortgeführet iſt, dann Südweſtwärts nach dem 39 Grade der Breite; und die ſich bey Kangſee zwiſchen den Provinzen Pekin und Leotung endiget. Der ganze Umfang derſelben, mit allen Krümmungen beträgt ungefähr 1500 Meilen. Sie iſt faſt ganz von Ziegelſteinen, und ſo wohl zubereiteten Mörtel erbauet, daß ſie nun über 1800 Jahr geſtanden hat. Man ſieht keine Lücken darinn, außer in der Provinz Peking, nordwärts der Stadt Suven, wo ſtatt der Mauer ſehr große und überſteigliche Gebürge liegen. Man hat durch die Geſandſchaft, die von Moſkau nach China geſchickt worden, und

durch

durch Reiſende, die ſie vor kurzen geſehen haben, erfahren, daß ſie ungefähr zehn Ruten hoch, und fünf Ruten dick iſt. Sie iſt mit viereckigten Thürmen, ſo lange ſie iſt, befeſtiget, die, wie einige ſagen, allzeit eine Meile weit, und nach andrer Bericht in einer Weite eines Bogenſchuſſes von einander abſtehen. Ehedem ward ſie von einer Million Soldaten bewachet; aber itzt ſind nur an denjenigen Orten die Wachen geſetzt, welche am leichteſten überſtiegen werden können.

Von den Aſiatiſchen Inſeln.

Clima.] Man kann aus der Lage dieſer Inſeln, die zum Königreiche Japan gehören und ſich von dem 30ten bis zum 38 oder wie einige ſagen 40 Grade nördlicher Breite erſtrecken, ſchlieſſen, daß die Luft in denſelben ſehr gemäßigt warm ſeyn müſſe; aber nach Norden zu an den Gebürgen, welche mitten durch Japan gehen, iſt der Winter bey ihnen ſehr ſtrenge, und ſie haben da ſehr viel Schnee. Die Berge von Formoſa ſind voll von Schwefel; dieß macht, daß das Land den Erdbeben ausgeſetzt iſt. Aniano iſt eine reiche Inſel und hat Gold und Silberbergwerke und eine Perlenfiſcherey. Die philippiniſchen Inſeln machen eine große Anzahl aus; einige ſagen, daß ihrer Tauſend ſind, ſie erſtrecken ſich von dem 5ten bis zum 19 Grad nördlicher Breite. Dieſe Inſeln leiden ſehr von Erdbeben; und man hat angemerkt, daß die feuerſpeyenden Berge da eben die Wirkung thun, welche Plinius denen in Italien zuſchreibt. Sie werfen nämlich Flammen aus, erſchüttern die Erde, ſtoſſen die benachbarten Ufer und Ströme von ſich ab, werfen ihre Aſche rund in der Gegend umher und zerreiſſen ſogar die Felſen, daß es bisweilen einen

Schall

Schall wie Canonenſchüſſe giebet. Aus dieſem unterirdiſchen Feuer entſpringen ſehr verſchiedene Bäder; und einige Ströme und Flüſſe ſind ſo heiß, daß ein Thier in dem Augenblick ſtirbt, da es hineinfällt. Eine halbe Meile weit von einem ſolchen heiſſen Fluſſe, fließt in Manilien (itzt heißt die Inſel Lucon) ein andrer Fluß, der ausnehmend kalt iſt. Es iſt wohl kein Land in der Welt, das ſchöner wäre. Hier herrſcht ein immerwährendes Grün. Knoſpen, Blüten und Früchte findet man das ganze Jahr hindurch auf den Bäumen, in den Gärten und Gebürgen. Dieſes Land bringt Perlen, Ambra, Baumwolle, Zibet hervor, und hat reiche aber ſelten bearbeitete Goldgruben. Sie haben da eine große Menge Goldſand, der von den Hügeln durch den Regen herabgeſpület wird, und mit dem Uferſande vermiſcht iſt. Die inländiſchen Gewächſe von Amboina ſind Würznelken, Orangen, Lemonien, Zuckerkand, Cocosnüſſe, und andre Früchte. Sie haben auch eine Art Erdäpfel (Potatoes) und etwas Tabak. In den moluckiſchen Inſeln findet man weder Korn noch Reiß, und ſelten andres Fleiſch als von Ziegen. Hier giebt es auch Mandeln, Orangen, Lemonien und andre Früchte; aber der eigenthümliche Vorzug dieſer Inſeln, und wodurch ſie ſonſt alle Gewächſe der andern Länder an ſich handeln konnten, ſind ihre Würznelken. Die Inſeln von Banda ſind wegen ihrer Muſkatennüſſe eben ſo berühmt, als die moluckiſchen, und Amboina wegen der Würznelken. Der Muſkatennußbaum iſt einem Pfirſichbaum ähnlich; nur ſind ſeine Blätter mehr rund und etwas kleiner. Die Frucht iſt in einer dicken Rinde eingeſchloſſen, wie eine wälſche Nuß; unter dieſer iſt ein Blatt, welches die Schale bedeckt und die Muſkatenblüte genennet wird; und in derſelben lieget die Muſkatennuß. Es ſcheint als hätten die Niederländer

der alle Würznelkenſtengel in den eigentlich ſogenannten Moluckiſchen Inſeln ausgerottet, weil ſie den Einfällen der andern Nationen ſo ſehr ausgeſetzt ſind. Deswegen haben ſie nur in Amboina den Anbau der Würznelken befördert, und den Anwuchs derſelben ſo vermehret, daß dieſe Inſel allein hinlänglich iſt, die ganze Welt mit Würznelken zu verſorgen. In der Inſel Celebes iſt die Luft heiß und feucht, weil das ganze Land unter der Linie oder doch ſehr nahe dabey liegt, und vielen Regen ausgeſetzt iſt. Sie iſt aber ſehr geſund, ſo lange die Mitternächtlichen Monſoons dauern; wenn dieſe aufhören in ihrer gewöhnlichen Zeit zu blaſen, welches doch ſelten geſchieht, ſo wird die Inſel ungeſund und eine große Menge von Einwohnern ſterben hin. Sie haben da Kupfer- Zinn- und Goldbergwerke; aber ich finde nicht, daß ſie ſehr bearbeitet werden. Das Gold, das ſie haben, wird vornämlich im Uferſande und am Fuße der Berge gefunden, da es von den Waſſergüſſen abgeſpület wird. Dieſes Land bringt viele giftige Arzneywaaren und Kräuter hervor, die man nur anrühren oder riechen darf um ſogleich tod zu ſeyn. Das Vieh aber hat ſo ein feines Gefühl, daß es, wie man bemerkt hat, ſelten ein ſchädliches Kraut anrühret, und wenn es von ungefähr ſich einem nähert, ſo fliehet es ſogleich davon. In der Inſel Barneo iſt die Luft nicht übermäßig heiß, weil ſie unter dem Aequator lieget, und daher faſt täglich mit einigen Regen und Seelüften, wie alle andre Länder unter der Linie, erfriſchet wird. Das Geld und die koſtbaren Steine, die man in dieſer Inſel in Menge findet, ſind die Urſache, warum unſre Reiſenden alle Arten des Todes eher verachten, als dieſe Koſtbarkeiten entbehren wollen. Ihre periodiſchen Winde oder Monſoons wehen weſtwärts vom September bis zum April oder um dieſe Zeit. Dieß iſt ihre naſſe

Jahrs-

Jahrszeit, da unaufhörlicher Regen ſich ergießt und oft mit Donnerwettern vermiſcht iſt. Während dieſer Zeit iſt es etwas ſeltnes, wenn man auf der ganzen ſüdlichen Küſte der Inſel, wohin ſich die Europäer vornämlich begeben, nur zwo Stunden lang ſchönes Wetter hat. Die trockne Jahrszeit fängt ſich insgemein im April an, und dauert bis im September; und auch in dieſer Hälfte des Jahres vergeht bey ihnen ſelten ein Tag ohne Regen, wenn die Seelüfte zu wehen anfangen. Dieſe Inſel bringt auch Pfeffer und viele andre Waaren hervor. In Sumatra iſt die Luft überhaupt ſehr ungeſund; denn oft wird das allerheiſſeſte Wetter auf einmal in eine frierende Kälte verändert. Da auch die niedrigen Gegenden an den Küſten, wo die Einheimiſchen ſowohl als Fremden vornämlich wohnen, beſtändig im Sumpfe liegen, ſo ſteigen hier eben ſolche üble Dünſte auf, wie in Borneo und machen die Gegend beſonders für Fremde nicht weniger ungeſund. Das vornehmſte Gewächs in Sumatra iſt Pfeffer und Goldſand; man findet auch hier guten Kampfer und Bezoarſteine. In der Inſel Ceylon ſind die Monſoons und Jahreszeiten eben ſo wie in dem benachbarten feſten Lande; und auf der weſtlichen Küſte fängt ſich der Regen viel eher an zu ergieſſen, als auf der ſüdlichen Küſte. Der nördliche Theil der Inſel leidet oft verſchiedene Jahre hindurch eine große Dürre, und dieß iſt für die Einwohner eine um ſo viel größere Bekümmerniß, weil ſie in dieſem Theile der Inſel faſt gar keine Quellen oder Flüſſe haben, ſondern mit vieler Mühe von dem ſüdlichen Theile mit Waſſer ſowohl, als mit Nahrungsmitteln verſorgt werden müſſen. Dadurch wird dieſer Theil des Landes oft ſehr ungeſund; aber den übrigen Theil hält man für ſehr geſund. Der Baum, welcher dieſer Inſel ganz eigen, und den Deutſchen ſchätzbarer iſt, als alle Bergwerke

von

von Potoſi den Spaniern, iſt der Zimmtbaum. Dieſer wächſt ſo häufig wie andere Bäume in den Wäldern des ſüdweſtlichen Theils dieſer Inſel.

Regierung.] Die Japaniſchen Inſeln ſtehen unter der Herrſchaft von funfzig oder ſechzig kleinern Königen, die in ihren verſchiedenen Landesbezirken mit der oberkeitlichen Gewalt verſehen, aber einem großen Monarchen unterworfen ſind, der ſie abſetzen und beſtrafen kann, wie er es für gut befindet. Die philippiniſchen Inſeln ſind meiſt dem Könige von Spanien unterworfen, und werden von einem Unterkönige oder Generalcapitain regiert, der ſeinen Hof zu Manile hält. Die Inſel Borneo iſt in verſchiedene kleine Königreiche eingetheilt; und wenn einer von dieſen Königen mächtiger als die übrigen wird, ſo ſetzt er insgemein ſeine Nachbarn in eine Art von Abhängigkeit, und erhält bisweilen den Namen eines Sultans oder Königs der ganzen Inſel. Sumatra ſcheint eine ſehr verſchiedene Verfaſſung zu haben; und viele von ihren Einwohnern haben in dem letzten Jahrhunderte große Staatsveränderungen erfahren. Der König von Ceylon iſt unumſchränkt, und darf weder einigen Geſetzen noch Gewohnheiten bey allem, was er vornehmen will, folgen. Wenn er ausgehet, ſo hat er eine ſehr zahlreiche Wache bey ſich; und vor ihm her gehen Trommelſchläger, Trompeter, nebſt andern blaſenden Inſtrumenten und Sängerinnen. Wenn ſeine Unterthanen vor ihn kommen, ſo fallen ſie dreymal auf ihr Antlitz; und dann ſtehen ſie nicht, ſondern ſetzen ſich auf ihre Beine vor ihm nieder und reden ihn faſt in eben den Ausdrücken an, deren ſie ſich bey dem Gottesdienſt bedienen; und wenn ſie von ihm hinweggehen wollen, ſo kriechen ſie rückwärts, bis er ſie nicht mehr ſehen kann. Seine Hofbedienten haben, ſo lange die Aufwartung dauert, nicht

die

die Erlaubniß ſich ihren Weibern zu nähern, und der König verſtattet auch nicht, daß ihre Weiber in der Stadt bleiben dürfen. Ja diejenigen haben das Leben verwirkt, die man, ſo lange ihr Dienſt währet, bey einem Frauenzimmer angetroffen hat. Dieſer Fürſt verwaltet ſeine meiſten Geſchäfte durch zween große Miniſters, zu denen die Unterthanen von den Unterrichtern oder Gouverneurs weiter ihre Zuflucht nehmen können. Die Zimmetplantagen ſind ganz in der Gewalt der Niederländer, und dieſe haben den König genöthiget, ſich weiter hinauf in das Land zu begeben. Sie erlauben ihm keine Unterhandlungen mit den übrigen Theilen der Welt. Man kann überhaupt ſagen, daß dieſe Inſel unter der Herrſchaft der **Holländer** ſtehe.

Handel.] Was den Handel der Japaner betrift, ſo iſt derſelbe itzt ſehr geringe, auſſer mit Jeſſo, mit den Chineſern und Niederländern. Die Einwohner von Mindanao handeln vornehmlich nach Manile, bringen Gold und Bienenwachs dahin, und führen daraus Cattun, Muslin und chineſiſche Seide mit ſich zurück. Sie unterhalten auch einen Handel mit Borneo. Die Niederländer kommen von Ternate und Tidore in Schaluppen hierher, und kaufen Reiß, Bienenwachs und Tabak ein. Die Inſel Manilia (itzt Lucon) liegt zwiſchen den reichen morgen- und abendländiſchen Fürſtenthümern, ſo bequem in der Mitte, daß ſie für die beſte Lage von der Welt zum Handel gehalten wurde, beſonders da die moluckiſchen Inſeln unter einerley Herrſchaft ſtunden. Denn man muß geſtehen, daß die Spanier den beſten Theil ſowohl von Oſt- als Weſtindien beſitzen. Bisher hat man Silber aus Neuſpanien und Peru; Diamanten und andre koſtbare Steine aus Golconda; Zimmt aus Ceylon; Pfeffer aus Su-

matra und Java: Würznelken und Muſkatennüſſe aus den moluckiſchen Inſeln; Seide aus Bengala; Kampfer aus Borneo; chineſiſch Porcellan und Seide aus China gebracht. Jährlich werden zwey Schiffe nach Acapulco in Neuſpanien, geſchickt, die mit den Reichthümern des Morgenlandes belaſtet ſind; dieſe Schiffe kehren nach Manile zurück, mit Silber beladen, und tragen, wie man ſagt, vierhundert pro Cent ein. Die Waaren, welche die engliſchen Kaufleute in Borneo einhandeln, ſind vornehmlich Pfeffer, Gold und koſtbare Steine; obgleich die Inſel verſchiedene andre ſchätzbare Waaren hervorbringt. Die Waaren, die man dorthin ausführen kann, ſind (auſſer dem gemünzten Gelde) Flinten, bleyern Blech, bunter Calamanc, Meſſer und andre Meſſerſchmidtswaare; aber keine Gabeln; eiſerne Stangen, kleine ſtählerne Riegel, kurze Degen, Nägel, Haaken, rothe lederne Stiefeln, Brillen, Uhrwerke, Schießgewehr, Schießpulver und Spiegel. Die Niederländer verſtatten den übrigen Europäern nicht nach Java zu handeln; aber es kommen jährlich funfzehn bis zwanzig Seegel von chineſiſchen Schiffen dahin, jedes zu drey bis fünf hundert Tonnen, welche die Holländer mit allen Kaufmannswaaren aus China und um einen leichtern Preiß verſorgen, als ſie dieſelben bekommen könnten, wenn ſie ihre Flotten dahin ſchickten. Batavia iſt das große Waarenlager der oſtindiſchen Geſellſchaft der Niederländer, dahin führen ſie die Kaufmannswaaren von Japan, von den Specereyinſeln, Perſien, Guzurate, Bengala und den Küſten von Malabaren und Coromandel, wie auch alle Waaren, die ſie aus Europa erhalten. Sie vertauſchen in ganz Indien eine Waare um die andre; und wenn ſie ſich mit allem, was die Morgenländer koſtbares enthalten, verſorgt haben, ſo führen ſie es nach Europa über, und ſetzen da alles ins Geld.

Der

Der Handel von Sumatra wird vornehmlich in dem Hafen von Achem getrieben, wo ſelten weniger als zehen oder funfzehen Seegel von Schiffen verſchiedener Nationen ſich finden. Die vornehmſte Waare in dieſem Lande iſt Pfeffer und Goldſand; und ob ſie gleich hier mehr Gold als in allen andern Gegenden von Indien haben, ſo macht doch das große Verlangen nach demſelben, beſtändig daſſelbe ſehr theuer.

Religion.] Die Japaner ſind Abgötter und beten den Himmel und die Planeten nebſt verſchiedenen ungeheuren Götzenbildern an. Die Einheimiſchen in den Philippiniſchen Inſeln beſitzen noch einige Erzählungen in ihren Geſängen, die das Stammregiſter und die Heldenthaten ihrer Götter oder alten Helden enthalten. Aus dieſem erhellet, daß ſie vormals nur Ein Höchſtes Weſen, den Schöpfer und Vater aller ihrer untergeordneten Gottheiten verehret haben. Sie beten auch die Vögel und Thiere, wie die Aegyptier, und Sonne und Mond, wie die Aſſyrer, an. Ja es iſt da kein Felſen oder Stein, kein Vorgebürge und Strom, dem ſie itzt nicht opferten. In dem innern Theile von Borneo iſt das Heydenthum die Religion des Volks; und dieſe haben ſie von ihren Vorfahren den Chineſern, die zuerſt dieſe Inſel bevölkerten, angenommen. Aber alle, die an den Seeküſten wohnen, ſind Mahomedaner, weil ſie die Nachkommen derjenigen Colonien ſind, die ſich ſeit drey und vierhundert Jahren aus Africa, Arabien und Perſien nach den Orientaliſchen Inſeln begeben haben, da ſie von den Spicereyen und andern koſtbaren Waaren dahin gelocket wurden, welche den Orient ſeit vielen verfloſſenen Jahrhunderten ſo berühmt gemacht haben. Die Einwohner von Ceylon verehren nur einen höchſten

Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden. Sie fallen vor den Bildern ihrer Heiligen und Helden nieder, von denen ſie glauben, daß ſie auf der Erde gelebt haben, und nun Engel und dienſtbare Geiſter des großen Schöpfers geworden ſind. Aber der vornehmſte von ihren niedrigern Gottheiten, iſt ihr Gott **Buddou**, der, wie ſie glauben, vom Himmel kam, dem menſchlichen Geſchlechte eine ewige Glückſeligkeit zu verſchaffen, und wieder gen Himmel von der Spitze eines Berges aufgefahren iſt, wo er im Felſen den Abdruck ſeines Fußes hinterlaſſen hat. Dieſer Felſen iſt nun der Gegenſtand ihrer Verehrung geworden.

Gebräuche.] Die **Japaner** tragen verſchiedene Kleider über einander, und über alle dieſe einen fliegenden Mantel, der dem Chineſiſchen gleich kömmt. Sie haben auch Unterkleider, die ihnen ſehr tief an den Füſſen herabhangen, und Pantoffeln ohne Abſätze, wie die Chineſer; ſie tragen aber keine Mütze, obgleich ihre Köpfe geſchoren ſind. Sie haben Fecher und Sonnenſchirme, um ſich für dem Wetter zu bedecken; ſie tragen kurze Dolche in ihrer ſeidenen Binde, und ein ſchweres breites Schwerd an der rechten Seite. Sie eſſen wenig Rind- und Schöpſenfleiſch oder ſonſt Fleiſch von einem zahmen Thiere, ſondern vornehmlich das, was ſie auf ihrer Jagd fangen. Einige Secten glauben, daß ihnen nach ihrer Religion unterſagt ſey, etwas zu tödten oder zu eſſen, was gelebt hat; ſie wollen nicht einmal Milch, Butter oder Käſe eſſen. Ihre gemeinſte Nahrung iſt, wie bey den meiſten morgenländiſchen Völkern, Reiß, Hülſenfrüchte und Kräuter. Der meiſte Theil des Volks trinkt ein Getränke, das aus Weitzenmehl gemacht iſt, und ziehet einen Saft aus Reiß ab; aber das gewöhnliche Getränke iſt Thee. Sie eſſen mit zwey kleinen

runden

runden Stäbchen, wie die Chineſer, und gebrauchen weder Tafeltuch, Meſſer, Gabel noch Löffel. Man hat bemerkt, daß dieſes Volk einen großen Theil der Nacht, da andre Völker ſchlafen, mit Eſſen und Trinken zubringt. Und weil man bemerkt, daß ſie in ihren Sitten und Gebräuchen von den übrigen Nationen der Welt in vielen Umſtänden ſehr unterſchieden ſind; ſo verſichern einige Scribenten, daß ſie uns gar nicht ähnlich ſind; daß ſie beſonders, anſtatt ſich zu beugen, um ihre Ehrerbietung gegen Vornehmere zu äußern, ſo ſteif als ſie können, ſtehen bleiben. Aber ich finde bey den beſten Geſchichtſchreibern, daß ſie den Körper eben ſo wie wir beugen, und nicht anders als auf den Knien ſich ihrer Obrigkeit nahen. Sie finden ein großes Vergnügen an Maſkeraden und Schauſpielen, bey denen oft der König und der Hof zugegen iſt, und die Staatsbedienten und Vornehmſten nicht ſelten die erſten Schauſpieler ſind. Wenn ſie das jährliche Feſt feyern, an welchem ſie die Gräber ihrer Vorfahren beſuchen; ſo wird ein jedes Hauß erleuchtet; um Mitternacht ziehen ſie in feyerlicher Proceßion aus der Stadt nach den Gräbern ihrer verſtorbenen Freunde; und hier eſſen und trinken ſie, und machen ſich verſchiedene Nächte hindurch luſtig. Bey dem Beſchluſſe des Feſts ziehen ſie rund um die Stadt mit Flaggen, kleinen Fahnen und Standarten, und ſchlagen auf eherne Pfannen vor den Tempeln ihrer Götzen und vor den Thüren der Vornehmen. Wenn ein vornehmer Mann ein Gaſtmahl giebt, ſo iſt es, wie man ſagt, gewöhnlich, daß er beym Beſchluß des Feſtes ſeine Bedienten rufet, und ſie fragt, welche von ihnen ſich vor den Gäſten um ſeinetwillen umbringen wollen; und darauf ſtreiten ſie unter ſich, wer zuerſt des andern Eingeweide zerfleiſchen ſoll. Man ſagt, daß dieß auch bey dem Tode ihrer Herren, oder wenn ſie

den Grund zu einem prächtigen Gebäude legen, gewöhnlich ſey. In Japan verbrennt man die todten Körper, wie in Indien. An dem Tage, der zur Leichenbeſtattung beſtimmt iſt, wird vor der Stadt ein viereckichter Scheiterhaufen von Holz errichtet, und wenn ſich die Freunde und Verwandten des Verſtorbenen verſammelt haben, ſo kommen zuerſt die Frauenzimmer hervor, die weiß gekleidet ſind, welches die gewöhnliche Farbe iſt, deren man ſich hier ſowohl als in China bey der Trauer bedienet. Die Frauen von Stande werden in Sänften von Cedernholz getragen; auf dieſe folgen die Männer, welche prächtig gekleidet ſind; darauf kommen die Prieſter in Leinwand gekleidet, unter welchen einer eine angezündete Fackel trägt und mit ſeinen Brüdern den ganzen Weg, da ſie gehen, ſinget; einige tragen eherne Becken, welche ſie empor halten; andre haben Körbe mit Blumen, die ſie auf den Weg ſtreuen, um anzuzeigen, daß die Seele ins Paradieß gegangen iſt. Verſchiedene Standarten mit den Namen ihrer Götzen, und Laternen mit vielen Lichtern werden vor dem Leichnam hergetragen. Dieſer iſt in die Höhe gerichtet, als wenn er auf einem Bette läge; weiß gekleidet; und die Hände ſind zuſammen gefaltet, als wenn er betete. Ihm folgen ſeine Kinder, von denen das älteſte eine Fackel trägt, um das Feuer anzuzünden. Wenn ſie dreymal um den Scheiterhaufen herumgegangen ſind, auf welchen Tiſche mit Speiſen und Getränke geſetzt ſind; ſo fängt der oberſte Prieſter einen Geſang an; und nachdem er eine angezündete Fackel dreymal um ſein Haupt herumgedrehet hat, um anzuzeigen, daß die Seele weder Anfang noch Ende habe, wirft er die Fackel von ſich. Dieſe heben die Kinder des Verſtorbenen auf und zünden den Scheiterhauffen an, indem ſie noch Oel und köſtliches ſüſſes Holz hineinwerfen, biß der Leichnam zu Aſche ver-

brannt

brannt iſt. Darauf opfern die Kinder Weyrauch, und beten ihren Vater als denjenigen an, der nun einer von den Bewohnern des Himmels geworden iſt. Den folgenden Tag kehren ſie zu dem Orte zurück, und legen die Gebeine und Aſche in eine vergüldete Urne, welche auf einige Zeit in dem Hauſe aufgehangen, und hernach mit vieler Feyerlichkeit begraben wird. Sie bedienen ſich keiner Tiſche, Betten oder Stühle; ſondern ſitzen auf Matten, wenn ſie eſſen, und liegen darauf, wenn ſie ſchlafen. Die innländiſchen Einwohner längſt der Küſte von Borneo eſſen Reiß, Vögel, harte Eyer, Fiſche und Wildpret; ihr gewöhnliches Getränk iſt Waſſer oder Thee. Sie ſitzen, wenn ſie eſſen und auch ſonſt auf Matten mit geſchlungenen Füßen; man ſieht ſie ſelten in einer andern Stellung. Sie führen eiue freundſchaftliche und gaſtfreye Lebensart; ihr Hauß ſtehet allezeit ihren Bekannten offen. Der Tabak wird von beyden Geſchlechtern ſehr geliebt, und insgemein vermiſchen ſie ihn mit Opium. Der Herr im Hauſe zündet gemeiniglich zuerſt die Pfeiffe an, und wenn er zween oder drey Züge gethan, giebt er ſie ſeinem Nachbar, der ſie eben ſo dem dritten überreicht, bis ſie in der Geſellſchaft herum gegangen iſt, welche in einem Kreiß mit geſchlungenen Füßen auf Matten ſitzet. Wenn ſie einige Zeit ſo geraucht haben, ſo werden ſie außerordentlich aufgeräumt; aber wenn ſie zu lange dabey ſitzen, werden ſie toll oder drehend. Ihre gewöhnliche Art einander zu grüßen, geſchieht mit zuſammengelegten Händen, die ſie zu der Bruſt oder zum Haupt empor heben, wobey ſie den Körper ein wenig beugen. Aber wenn ſie vor einem vornehmen Mann erſcheinen, heben ſie ihre gefalteten Hände an die Stirne, und fallen auf das Geſicht oder auf die Knie nieder; iſt es ein Prinz, ſo fangen ſie ſchon in einer ziemlichen Entfernung

an, ihm entgegen zu kriechen; und auf eben dieſe Art begeben ſie ſich wieder hinweg, wenn ſie abgefertiget ſind. Und jeder, der Gelegenheit hat ſeinem Vorgeſetzten eine Bitte vorzutragen, liegt ſo lange in dieſer demüthigen Stellung, bis er angeredet wird, und dieß dauert bisweilen ziemlich lange. Dieſes Volk verheyratet oft ſeine Töchter in einem Alter von acht oder neun Jahren, und bald hernach bekommen ſie Kinder; aber insgemein haben ſie dieſe Gefahr überſtanden, wenn ſie fünf und zwanzig Jahr alt ſind. In Sumatra iſt Reiß und Fiſch die gewöhnliche Speiſe; aber diejenigen, die es ſich verſchaffen können, eſſen Schöpſen- und Ziegenfleiſch, Auerochſen, Rindfleiſch und Wildpret. Ihr gewöhnliches Getränke iſt reines Waſſer oder Thee; Arrack, oder Spiritus, der aus Reiß oder Zuckerkand gezogen wird, iſt hier ſehr gewöhnlich; ſie haben auch Palmwein und ein Getränk, das aus Zweigen von Cacaobäumen gezogen wird. Ihr gewöhnlicher Gruß geſchiehet, indem ſie die eine Hand oder beyde an das Haupt legen; aber vor einem großen Mann werfen ſie ſich auf ihr Geſicht zur Erden nieder. Sie ſitzen, wie andre Aſiatiſche Völker, mit geſchlungenen Füßen auf dem Boden, ſo oft ſie ſpeiſen, oder einander beſuchen und ſich unterreden. Das Karten- und Würfelſpiel lieben ſie bis zur Ausſchweifung. Die Chineſer haben daſſelbe vermuthlich hier eingeführt; und ſelten vergeht ein Tag ohne ein Hahnengefechte; ſie laſſen aber den Hahn nicht zum Kampf abſchären wie in Europa, ſondern ſie laſſen ihn mit ſeinem ganzen bunten Federbuſche hervorgehen und binden ihm ſolche tödtliche Werkzeuge, die von der Breite und Geſtalt einer Federmeſſerklinge ſind, an die Beine, daß das Gefecht in einem Augenblicke vorüber iſt. Auf einen Streich fällt oft der tapferſte Hahn, aber der Sieg wird nicht eher dem überwindenden Hahne zugeſpro-

geſprochen, als bis er ſeinen Feind geſchlagen und gebiſſen hat, wenn er todt iſt: denn wenn er es nicht thut, ſo ſtellen ſie Wetten an. Sie verwetten wohl ihr ganzes Vermögen bey einem ſolchen Gefechte. Von den Sitten der Einwohner der innländiſchen Gegenden und Gebürge haben wir keine Nachricht; aber da ſie von den Chineſern abſtammen, haben ſie vermuthlich die Sitten derſelben behalten. Die Kleidung der Einwohner von Ceylon beſteht insgemein in einem Unterkleide von blauen und weiſſen Cattun, und in einem Stücke Cattun, das ſie um den Leib in der Mitte herumwickeln, und über welches ſie eine ſeidene Binde tragen, worinn ſie ihr Meſſer führen, das insgemein einen ſchön gearbeiteten Griff hat; ſie haben auch ein Jagdmeſſer, und gehen insgemein mit einem Stocke. Aber das gemeine Volk geht bis an den halben Leib nackend, und hat da nur ein Stück Cattun um ſich geſchlagen, das ihnen bis an die Knie herab reicht. Die Frauenzimmer tragen ihr Haar hinten am Kopfe zuſammen gekämmet. Sie haben ein geblümtes Unterkleid, das feſt an den Körper paſſet, und ihre Bildung zeiget. Sie wickeln ein Stück Cattun um ſich, welches bis unter die Knie reicht, und nach dem Unterſchiede des Standes, länger oder kürzer iſt. Sie tragen Juwelen in den Ohren, in die ſie große Löcher bohren, und die ſie ſehr lang herunter ziehen. Wenn ſie ihre Bekannten grüßen, ſo ſtrecken ſie ihre beyde Hände aus, die flache Hand aufwärts, und beugen den Körper. Aber der vornehmere ſtrecket nur die eine Hand aus, oder nickt etwan mit dem Kopfe. Die Weiber grüſſen ſo, daß ſie eine flache Hand mit der andern zuſammen ſchlagen, und ſie an die Stirne legen. Wenn ſich die nächſten Anverwandten beſuchen, ſo ſitzen ſie ſehr beſcheiden und ſtille, und ſind nie geneigt, viel zu reden. Ihre vor=

nehmſte Nahrung iſt Reiß, mit etwas wohlſchmeckender Brühe von Fleiſch oder Fiſchen. Die vornehmern haben oft ſechs oder ſieben Schalen auf ihren Tiſchen, wovon die meiſten mit Suppe, Kräutern oder andern Gartengewächſen erfüllt ſind; ſelten iſt in mehr als einer oder zwoen Fleiſch oder Fiſch; und davon eſſen ſie ſehr ſparſam. Die Gerichte werden in kleine Stücken zerſchnitten und neben dem Reiß gelegt; ſie brauchen daher weder Meſſer noch Gabeln, ſondern haben nur große und kleine Löffel. Sie eſſen auf küpfernen und chineſiſchen Tellern; aber diejenigen, welche ärmer ſind, wiſſen ſich an ihrer ſtatt mit breiten Blättern zu helfen. Ihr gewöhnliches Getränke iſt Waſſer, welches ſie gleich aus Flaſchen trinken. Wenn ein Armer nur Reiß und Salz in ſeinem Hauſe hat, ſo glaubt er, daß er wohl verſorgt iſt. Ich glaube, daß es ihnen verboten iſt, Rindfleiſch zu eſſen, wenn ſie auch Neigung dazu hätten. Aber Schweinefleiſch und Vögel pflegen ſie lieber den Fremden unter ſich zu verkaufen; und ſie würden es für eine große Gewaltthätigkeit anſehen, wenn man ſie nöthigen wollte, eine von beyden Gerüchten zu genießen. Die Frau bereitet die Speiſen zu, und bedienet den Ehemann ſo lange er ſpeiſt; dann ſetzt ſie ſich mit ihren Kindern nieder, und nimmt, was er übrig gelaſſen.

Von Aegypten.

Clima.] Die Luft iſt in Aegypten nicht geſund, weil das Land ſehr niedrig liegt, und aus der Feuchtigkeit, welche den beſten Theil deſſelben nach den Ueberſchwemmungen des Nils bedeckt, ein ſchädlicher Dunſt aufſteiget. Die ſandigen Wüſten, welche Aegypten an drey Seiten einſchlieſſen, machen es ausnehmend heiß. Es giebt auch in dem

ganzen

ganzen Lande nicht mehr als zwo Quellen um die ſchmachtenden Einwohner zu erquicken. Es regnet im Sommer hier ſelten; aber im Winter regnet es bisweilen, wie uns die Reiſenden verſichern, beſonders im untern Aegypten ſehr reichlich; ob man gleich vormals einſtimmig glaubte, daß es hier gar nicht regnete. Man hat längſt angemerkt, daß die Fruchtbarkeit Aegyptens, hauptſächlich von den Ueberſchwemmungen des Nilſtroms herrührt, welche eine befruchtende zähe Feuchtigkeit zurück laſſen. Denn der Boden iſt von Natur ein bloßer Sand; diejenigen Felder hingegen, die das Waſſer bedeckt, ſind bisweilen ſo ergiebig, daß die Landleute genöthiget ſind, Sand unter die Erde zu miſchen, weil ſonſt ihr Getreide zu ſehr auswachſen würde.

Regierung.] Die Aegyptier ſind gewiß eine ſehr alte Nation. Denn alle ſtimmen darinn überein, daß Cham, der Sohn des Noah, mit dem Jupiter Hammon einerley geweſen ſey; und daß Mizraim ſein Enkel, eben der Oſiris ſey, den die Aegypter als eine große Gottheit verehrten; und von dieſem, ſagt man, ſtamme das Geſchlecht der Monarchen, die insgeſammt den Namen der Pharaonen geführt. Aegypten iſt gegenwärtig eine Provinz des türkiſchen Reichs und wird von einem beſondern Baſſa oder Beglerbeg beherrſcht, deſſen Stelle man insgemein für das anſehnlichſte Gouvernement hält, das dem türkiſchen Kaiſer gehöre, weil er funfzehen verſchiedene Gouvernements unter ſich hat. Die Religion der Mahomedaner in Aegypten iſt nur wenig von der Türkiſchen unterſchieden.

Gebräuche.] Das Ausbrüten der jungen Hüner in den Oefen iſt einer der merkwürdigſten Gebräuche dieſes Landes. Sie ſetzen ihre Eyer in Oefen, die mit ſo einer gemäßigten Wärme erhitzt werden, und bey denen ſie den

Grad

Grad der natürlichen Wärme ſo wohl zu treffen wiſſen, daß die jungen Hüner in denſelben gebildet und ausgebrütet werden. Dieſe Oefen ſind unter der Erde, und der Heerd derſelben wird mit Baumwolle oder Flachs bedeckt, um die Eyer darauf zu legen. Ungefähr in der Mitte des Februars fangen ſie an ihre Oefen zu heitzen, und ſetzen es faſt vier Monat lang fort. Sie können bisweilen acht tauſend Eyer in einen Ofen legen; und nach acht oder zehn Tagen ſondern ſie die guten von den ſchlechten ab, und löſchen dann das Feuer aus. Sie verſchließen hierauf alles feſt, und laſſen ſie noch zehn Tage liegen, nach welchen die Hünerchen ausgebrütet ſind; doch findet man wenige darunter, die nicht einigen Fehler hätten. Man hat bemerkt, daß Leute von feinem Geſchmack ein ſolches Huhn von einem andern leicht unterſcheiden können.

Merkwürdigkeiten.] In einer Entfernung von drey oder vier engliſchen Meilen weſtwärts von Groß-Cairo, ſtehen die drey großen Pyramiden, welche die Bewunderung aller, die ſie ſehen, ſo ſehr verdienen. Die, welche am wenigſten von der Zeit und vom Wetter gelitten hat, enthält folgende Maaße; nämlich die eine Seite des Vierecks vom Fußboden iſt 693 Fuß lang, nach dem engliſchen Maaßſtabe; ſeine ſenkrechte Höhe iſt 499 Fuß; folglich iſt der ganze Inhalt des Fußbodens dieſer Pyramide ſo groß als die Länge von eilf Morgen Landes und noch drüber. Doch, ungeachtet die Höhe dieſer Pyramide ſo ſehr bewundert worden, ſo war doch der Kirchthurm an der St. Pauluskirche zu London, ehe er abbrannte, noch höher, als dieſe berühmte Pyramide. Denn nach den Camden ſoll die ſenkrechte Höhe deſſelben von der Erde an 534 Fuß betragen haben. Es iſt merkwürdig, daß Thales Mileſius, wie Plinius und Laertius berichtet, über zwey tauſend Jahr

vorher,

vorher, die Höhe dieſer Pyramiden aus ihrem Schatten abgemeſſen hat. Die Maaße der zweyten Pyramide, ſind ſowohl in der Höhe als in dem Innhalte des Fußbodens der erſtern gleich; doch hat man noch keinen Eingang dazu entdeckt; man weiß auch nicht, ob einige Zimmer oder Plätze darinnen ſind, ob dieß gleich höchſtwahrſcheinlich iſt. Die dritte Pyramide ſtehet ungefähr eines Feldwegs weit von der zweyten, auf einer bequemen Anhöhe eines Felſen, wodurch ſie in der Ferne mit jener einerley Höhe zu haben ſcheint. Aber die ſenkrechte Höhe iſt nur ungefähr von 300 Fuß, und der Inhalt des Fußbodens beträgt etwas mehr als 90,000 Quadratſchuhe. Man findet noch zwanzig Pyramiden in den lybiſchen Wüſten zerſtreuet, von denen die meiſten im Umfange kleiner ſind als die vorigen; nur eine ausgenommen, welche zwanzig Meilen weit ſüdweſtwärts von den oben beſchriebenen entfernt iſt und mit der erſtern einerley Maaß hat, aber mehr eingefallen iſt. Sie hat auch an der nördlichen Seite einen Eingang, der aber verſperrt iſt. Dieſe Pyramiden ſollen, wie verſchiedene glauben, von den Iſraeliten erbaut worden ſeyn, und zu den Begräbniſſen der ägyptiſchen Monarchen dienen.

Von der Barbarey.

Dieſes Land enthält Barca, Tripoli, Tunis, Algier, Fez, Marocco.

Clima.] Barca iſt faſt nichts anders als eine verſengte dürre Wüſte, wo ſehr wenig Waſſer iſt. Man ſieht da nur bey den Dörfern einige Flecken, die wenig Korn und etwas Datteln hervorbringen, wovon die Einwohner eine kleine Anzahl an ihre Nachbarn für Schaafe und Cameele verwechſeln, weil ſie kein Futter haben, dieſe aufzuzie-

zuziehen. Derjenige Theil von Tripoli, der an Tunis angrenzt, iſt ziemlich fruchtbar; aber der ganze übrige Strich nach Morgen zu, iſt ſehr kahl. Dieſes Land erzeugt ſehr wenig Korn, aber eine Menge Datteln, Oliven, Saffran und ausnehmend feine Wolle. In Tunis iſt der Boden überhaupt fruchtbar gegen Abend zu, wo er von verſchiedenen Flüſſen bewäſſert wird; aber gegen Morgen iſt er aus Mangel des Waſſers ſehr geringe. Der ſüdliche Theil hat überall Hügel und Thäler, wo gutes Obſt, Korn und Zucker wächſt; man hält die Luft da für geſund, weil ſie durch die See abgekühlet wird. Algier iſt gegen die mittelländiſche See ſehr gebirgigt; aber ſowohl die Hügel als die Thäler ſind ausnehmend fruchtbar an den Orten, wo ſie angebauet werden, und tragen beſonders viel Korn und Obſt, als Datteln, Oliven, Feigen, Trauben und Mandeln. Sie haben auch einen guten Vorrath von Wachs und Honig; und ihre Küſten verſchaffen eine große Menge Salz. Das Land, welches Fez und Marocco in ſich begreift, bringt Korn, Wein und Oel, Oliven, Datteln, Mandeln, Feigen, Roſinen, Lemonien, Orangen u. d. g. wie auch Hanf, Flachs und Kupfer in Ueberfluß hervor. In dieſem Lande herrſcht eine angenehme Abänderung von Gebürgen und weiten Ebenen, von denen die meiſten fruchtbar und ſehr gut bewohnt ſind. Die Luft iſt in Fez und Marocco überhaupt gemäßigt, beſonders auf den Gebürgen, und nahe an den Seeküſten, wo ſie ſich öfter über die Kälte als über die Hitze beſchweren.

Regierung.] Die Regierungsform von Algier iſt heut zu Tage in der That eine unumſchränkte Monarchie, ob ſie gleich einigermaßen eine vermiſchte Gattung zu ſeyn ſcheint. Denn bisweilen verſammelt der Dey, der das Oberhaupt iſt, einen Divan, der aus den vornehmſten

Staats-

Staatsbedienten und den Janitſcharen beſtehet, und verlangt ihren Rath bey Vorfällen von Wichtigkeit. Aber dieß ſcheint er nur zu thun, um ſich vor dem Mißvergnügen des Volks in Sicherheit zu ſetzen; denn er handelt, ſo oft es ihm gefällt, allein nach ſeiner Oberherrſchaft. Der Dey wird nur gewählt. Niemals erbt ſein Sohn dieſe Würde kraft ſeines Geſchlechts; und dieſe Wahl geſchieht von dem türkiſchen Kriegsheere. Als im Jahr 1492. die Mauren aus Spanien vertrieben und in die Küſten der Barbarey gebracht wurden, ſo rächten ſie ſich an den Spaniern, indem ſie die Städte an den Küſten ausplünderten und eine Menge Volks in die Gefangenſchaft führten. Dieß war die Urſache, warum die Türken das Königreich Algier errichteten. Die Pforte beherrſchte dieſes Königreich durch ihre Baſſen bis in das 17te Jahrhundert, da die Janitſcharen oder das Kriegsvolk Mittel fand den Großſultan zu bewegen, daß er ihnen einen von ihren Officieren zu ihrem Oberhaupte mit dem Titel eines Dey zu erwählen erlaubte; ſie verſprachen, daß ſie hinlängliche Summen erheben wollten, um ihre Truppen zu erhalten, und dadurch der Pforte die ſehr großen Unkoſten zu erſparen, und hingegen allezeit den Großſultan vor ihren Oberherrn erkennen würden. Dem ohngeachtet wurden hernach die Befehle des Kaiſers in dem algieriſchen Gebiete ſehr wenig beobachtet; und itzt ſtehet daſſelbe nicht anders unter ſeiner Herrſchaft, als in ſo fern er für das Oberhaupt ihrer Religion angeſehen wird; denn der Dey von Algier erkennet keinen Obern. Die Regierung von Tunis, Tripoli und Barca iſt eben ſo wie die zu Algier beſchaffen, ausgenommen, daß in jenen der Dey einigermaßen dem türkiſchen Baſſa unterworfen iſt.

Handel.] Der Handel von Algier, durch den ſich dieſer Staat vornehmlich erhält, iſt Seeräuberey und

Sclavenraub. In ihren Priſen finden ſie alle europäiſche Waaren.

Character.] Man ſagt, daß die Mohren ein geitziges, ungeſelliges Volk ſind, das nur darauf bedacht iſt, wie es Reichthümer zuſammen bringen kann. Um dieſe zu erlangen, ſind ſie der größten Niederträchtigkeit fähig, und ſcheuen keine Art des Betrugs; und weil ſie ſelbſt wiſſen, wie betrügeriſch und falſch ſie ſind, ſo ſind ſie auch gegen die Fremden mißtrauiſch. Doch bey allen ihren ſchlimmen Eigenſchaften, ſollen ſie doch ihren Eltern, Fürſten und jedem Vorgeſetzten ſehr gehorſam und ergeben ſeyn; ja man muß ſie wegen ihrer Ehrerbietung gegen Gott, die Religion, und alles, was unter ihnen vor heilig gehalten wird, empfehlen. Sie leiden nicht, daß dieſe verſpottet und von verwegenen Thoren zum Scherz gebraucht werden; ſo ſehr es auch unter den Chriſten verſtattet, und bisweilen ſelbſt von denenjenigen veranlaſſet wird, deren Pflicht es wäre, ein beſſers Beyſpiel zu geben. Die Araber, die unter ihnen ſind, haben allezeit den Character eines diebiſchen Volks behauptet; und man ſagt, daß ſie einander ſelbſt berauben und verheeren, wenn ſie ſonſt niemand finden, den ſie plündern können; und weil ſie ihr Leben mit beſtändigem Herumſchweiffen zubringen, ſo hat man bemerkt, daß ſie mehr eine bräunliche Geſichtsfarbe haben, und magerer ſind, als die Mohren.

In der Barbarey iſt die Lehre des Mahomeds die eingeführte Religion; aber die Einwohner von Marocco ſind von andern Mahomedanern in verſchiedenen wichtigen Puncten unterſchieden.

Gebräuche.] Sie bezeigen ihre Ehrerbietung ſowohl gegen Gott als Menſchen dadurch, daß ſie ihre Pantoffeln ablegen, und ſie vor dem Eingange der Moſchee, oder des

Palaſts

Palaſts, wohin ſie gehen, zurücklaſſen; und wenn ſie ihren Fürſten in die Stadt begleiten, ſo rennen ſie mit entblößten Füſſen ihm nach, wenn die Straſſen auch noch ſo ſchmutzig ſind. Sie rauchen ſehr ſtark und ſpielen im Brete und Schachſpiele, aber nie um Geld, weil dieß in ihrem Geſetze verboten iſt.

Von Biledulgerid, Saara, Nigritien und Guinea.

Clima.] Die Luft iſt in Biledulgerid ſehr heiß, überhaupt aber ſehr geſund. Das Land iſt ſehr wüſte, und man ſieht da ſelten eine kleine Stadt. Indeß wächſt etwas Korn und eine Menge Datteln daſelbſt, wovon das Land den Namen hat. Der vornehmſte Reichthum der Einwohner beſteht in Heerden und Indigo. In Saara iſt die Luft faſt eben ſo wie in Biledulgerid, nur etwas heiſſer. Der Boden iſt überhaupt trocken und ſandig, und weder an Korn noch Obſt fruchtbar. Wenn einmal ſich hier, oder in Biledulgerid ein Wind erhebt, ſo kommen die Reiſenden in erſchrecklichen Sandbergen meiſt ums Leben. Der Reichthum dieſes Landes beſtehet vornehmlich in einigen Heerden und Datteln. In Nigritien iſt die Luft ſehr heiß, aber überhaupt ausnehmend geſund. Der Boden iſt beſonders gegen den Niegerſtrom zu, der einen großen Theil des Landes bewäſſert, ſehr fruchtbar, und bringt Reiß, Hirſen, Palmbäume, Cacaonüſſe und andre Früchte in Ueberfluß hervor; man hat auch da Gold, Elephantenzähne, Specereyen, aber nicht in großer Menge. Die Lage des Landes an der Küſte von Guinea iſt überhaupt durch die Vermiſchung von Gebürgen, Thälern, Wäldern und offenen Gefilden ſehr angenehm; die Hügel ſind mit außerordentlich hohen

Bäumen geziert, und zwiſchen ihnen liegen breite, fruchtbare und zur Erbauung von allerley Getreide und Obſt bequeme Thäler, überall mit angenehm untermiſchten Dörfern, weil das Land ausnehmend volkreich iſt. Die Reiſenden haben in dieſem Lande nur zwo Jahrszeiten bemerkt, nämlich Sommer und Winter. Vom April bis zum Schluſſe des Septembers dauert bey ihnen der Winter oder die regnichte Jahrszeit; und hingegen ihr Sommer, ihre heiſſeſte aber auch ſchönſte Witterung, vom October bis zum Ende des Märzmonats.

Regierungsform.] Biledulgerid blieb unerobert, ausgenommen ein Theil, den die Römer einnahmen, bis in das Jahr 710, da die Saracenen ſich daſſelbe unterwürfig machten, die es aber nachher wieder verließen. Nunmehr ſtehet es unter verſchiedenen Fürſten und arabiſchen Häuptern, von denen verſchiedene dem Kaiſer von Marocco und einige dem Großſultan unterwürfig ſind. Von der Geſchichte und der Regierungsform von Saara können wir ſehr wenig Nachricht geben. Indeß ſcheint es doch, daß das Land vor itzt unter verſchiedenen kleinen Fürſten und niedrigern Herren, nebſt einigen arabiſchen Häuptern ſtehet; in verſchiedenen Oertern findet man faſt gar keine Spur einer Regierung, weil die Einwohner von einem Orte zum andern, wo ſie nur Gelegenheit zur Jagd finden, umherziehen. Was Nigritien betrift, ſo ſind uns die innern Gegenden des Landes noch ſehr unbekannt; denn es iſt gewiß, daß die Europäer ſie nicht anders als nach den Nachrichten kennen, die ſie von den Einheimiſchen geſammelt haben, und dieſe ſind ſehr wenig geſchickt einige Beſchreibungen zu machen, oder die Geſchichte ihres Landes zu erzählen. Ja die Europäer und ſogar die Einwohner der Küſte verſtehen nicht einmal die Sprache von verſchiedenen Nationen der Nigriten oder

Negers,

Negers, welche bis an die Mündung des Nigerſtroms herabkommen, um mit den erſtern zu handeln. Folglich müſſen alle Beſchreibungen, die man von Nigritien, über 300 Meilen weſtwärts vom grünen Vorgebürge und dem atlantiſchen Meere an, beſitzet, unvollkommen ſeyn. Es mögen wohl, ſo viel wir wiſſen, vierzig Königreiche und Nationen von verſchiedenen Völkern unter dieſem weitläuftigen Bezirke, der zu Nigritien gerechnet wird, begriffen werden, welchen unſere Erdbeſchreiber immer unter dieſem Namen anführen. Indeß wiſſen wir, daß dieſes Land verſchiednen Königen unterworfen iſt, welche unumſchränkt regieren; aber alle, oder doch die meiſten ſind dem Könige von Tombut zinnsbar. In Guinea ſind einige ſouveraine Fürſten, deren Herrſchaften ſehr ausgebreitet, reich, mächtig und willkührlich ſind; Monarchen, die ſich weder durch Geſetze noch andre Grenzen einſchränken laſſen. Auſſer dieſen findet man noch eine Menge von andern Königen, die dieſen Namen von den Europäern erhalten haben, deren Gebiet nicht die Größe eines gewöhnlichen Kirchſpiels überſteiget, und deren Einkünfte und Macht im Verhältniſſe eben ſo geringe ſind. Doch in der That ſind alle dieſe einem von den oben erwähnten Monarchen unterworfen und eigentlich ihre Vaſallen. Sie müſſen ſie in ihren Kriegen begleiten, ihre Soldaten bey ſich aufnehmen, und alle die Abgaben und Auflagen ihnen leiſten, die ſie von ihnen verlangen.

Religion.] Die Einheimiſchen in Biledulgerid und Saara ſind überhaupt Mahomedaner, und vermuthlich Nachkommen von denjenigen Arabern oder Saracenen, die im ſiebenten Jahrhunderte den ganzen nordlichen Theil von Africa überſchwemmten. Die vornehmſte Gottheit der Fidajanen, die ein anſehnliches Königreich in Guinea beſitzen,

ſitzen, iſt eine Schlange von beſonderer Gattung, deren Biß nicht tödlich iſt. An dieſes Thier richten ſie ihre Bitten bey den wichtigſten Angelegenheiten, als um die Erhaltung ihres Staats, um fruchtbare Witterung und andere Vortheile des Lebens. Sie haben auch in Fidah einen großen Tempel erbauet und dieſer Schlange gewidmet, und faſt in jedem Dorfe hat ſie einen kleinern Tempel mit Prieſtern und Prieſterinnen, die darinn dienen. In dem großen Tempel erhalten ſie, wie man ſagt, beſtändig eine Schlange von erſtaunlicher Größe, und verehren dieß Thier ſelbſt, und nicht nur im Bilde. Die Ehrerbietung, die ſie für dieſe angebetete Schlangen hegen, iſt ſo groß, daß ſie denjenigen gewiß zum Feuer verurtheilen würden, der eine von ihnen verletzte, oder nur mit einem Stabe berührte. Wir haben ein Beyſpiel davon an einem Negern geſehen, der in Fidah fremd war; dieſer hatte nur eins von dieſen Thieren mit einem Stabe behutſam aufgehoben und aus ſeinem Behältniſſe, ohne es zu beſchädigen, hinweg getragen; und doch erhuben die Einwohner ein heftiges Geheule, wie ſie insgemein thun, wenn Feuer entſteht. Sie brachten ſogleich die ganze Stadt in Aufruhr, und es koſtete dem Könige von Fidah, der von der Unwiſſenheit des Fremden überzeugt ward, ſehr viele Mühe, ihm das Leben zu retten. Sie können nicht hören, daß etwas zur Verſpottung dieſer kriechenden, und für uns ſchrecklichen Thiere geſagt werde; ſondern ſie verſtopfen ihr Ohr, und laufen hinweg, wenn ein Europäer ſich unterfängt über ihre abergläubiſche Ehrerbietung für dieſe Schlange zu lachen. Boſman erzählt, daß, als von ungefähr ein Schwein eine von dieſen Schlangen aufgefreſſen hatte, man ſogleich einen Befehl bekannt gemacht, daß alle Schweine im Lande ausgerottet werden ſollten, und bey dieſer Gelegenheit ward eine große Menge

derſel-

derſelben geſchlachtet; aber dieſes ſtrenge Gebot ward auf die Bitten einiger reichen Beſitzer, und nachdem dem Könige einige Geſchenke gegeben worden, wieder aufgehoben.

Nach dieſer Gottheit verehren die Einwohner von Fidah, die ſchönen hohen Bäume und Wälder; an dieſe wenden ſie ſich in ihrer Krankheit oder bey andern Widerwärtigkeiten. Die See iſt auch eine von ihren vornehmſten Gottheiten; dieſer bringen ſie Opfer, wenn Wind und Wellen ſo ſtürmiſch ſind, daß kein fremder Kaufmann ihre Küſte beſuchen kann. Bey dieſer Gelegenheit werfen ſie alle Arten von Waaren, Speiſen, Getränke und Kleidung darein, um das aufgebrachte Element zu beſänftigen. Aber außer dieſen öffentlichen Gegenſtänden der Anbetung hat in Fidah ein jeder eine große Anzahl von Göttern, die er ſich ſelbſt wählt.

Von Aethiopien.

Die wenigſten Gelehrten ſtimmen in der neuern Eintheilung von Africa überein; denn ſelten iſt ein Reiſender bis in das Innerſte dieſes Landes eingedrungen, folglich müſſen wir unſre Unwiſſenheit in der Erdbeſchreibung von verſchiedenen derer inländiſchen Nationen geſtehen. Doch ich werde mich bemühen dem Leſer einen richtigen Auszug aus den beſten, obgleich kurzen Nachrichten, die wir davon haben, zu geben; und ich werde, wenn es mir erlaubt iſt, den übrigen Theil von Africa unter dem allgemeinen Namen Aethiopien zuſammenfaſſen.

Clima.] Man kann unmöglich glauben, daß Aethiopien, welches ſo viele Kaiſerthümer, Königreiche und Herrſchaften begreift, in allen ſeinen Theilen nur einerley Luft genieſſen könne; und auch der Boden muß ſehr verſchieden

ſeyn. Die vornehmſten Waaren in dieſen Gebieten (ſo weit wir dieſelben kennen) ſind Gold, Silber, Bieſam, Ambra, Reiß, Hirſen, Vieh, Lemonien, Citronen, Elfenbein, Oel, Zuckerkand, Flachs, Salz, Korn u. d. g.

Regierung.] Der König von Abyßinien war ſonſt ein unumſchränkter Herr, und ſein Thron war erblich; aber er hat nun ſo viel von ſeiner Macht und Freyheit verlohren, welche die Vornehmſten des Landes an ſich gezogen haben, daß er nun oft von ſeinen Unterthanen beherrſcht wird.

Religion.] Die Religion der Abyßinier iſt ein Gemiſch vom Chriſtenthume und der jüdiſchen Lehre; aber in ihrer Erkenntniß der chriſtlichen Religion, kommen ſie der griechiſchen Kirche näher als der lateiniſchen; ſie feyern ſowohl den jüdiſchen als chriſtlichen Sabbat, und jeden mehr wie eine Faſten, als wie einen Feſttag. Unter den Einwohnern von Zanguebar ſind einige Mahomedaner und einige Heiden. Die Hottentotten glauben ein höchſtes Weſen, den Schöpfer Himmels und der Erden, und alles deſſen was darinn iſt; den berühmten Beherrſcher der Welt, durch deſſen Allmacht alle Dinge ſich bewegen und leben; ein Weſen, das mit unbegreiflichen Eigenſchaften und Vollkommenheiten begabt iſt; und dieſes nennen ſie Gounja Gounja, oder Gounga Triquoa, den Gott der Götter. Sie glauben, daß derſelbe gütig iſt, und niemand Schaden thut, und weit über dem Monde wohnet; und doch erweiſen ſie dieſem erhabenen Gott keine göttliche Anbetung, weil, wie ſie ſagen, ihre erſten Eltern dieſes göttliche Weſen erſchrecklich beleidiget haben, welches ſie darauf mit allen ihren Nachkommen zu einer ſolchen Verſtockung des Herzens verdammet, daß ſie nur wenig von ihm wiſſen, und wenig Neigung haben, ihm zu dienen. Indeß verehren ſie verſchiedene untergeordnete Gottheiten, beſonders den Mond. Denn

wenn er voll iſt, verſammeln ſie ſich in großer Menge, tanzen in Kreiſen, ſchlagen die Hände zuſammen, ſchreyen bald im hohen bald im tiefen Tone Ho, Ho, Ho, und ſchwärmen die ganze Nacht umher. Sie verdrehen den Körper auf eine erſtaunende Art, blicken mit wilden Augen gen Himmel, verziehen die Minen im Geſichte ſehr, und machen mit einem rothen Steine ein Creutz an ihrer Stirne. Wenn ſie von der heftigen Bewegung ganz abgemattet ſind, ſo ſetzen ſie ſich gebückt auf die Ferſen nieder, halten ihren Kopf zwiſchen ihren Händen, und ſtützen ihren Ellbogen auf ihre Knie; bald darauf fahren ſie wieder auf und fangen wieder wie zuvor an zu tanzen, ſo ſehr ſie nur können. Der Mond regiert nach ihrer Meinung das Wetter, und deswegen beten ſie zu demſelben, wenn das Wetter unfreundlich iſt. Sie verehren auch eine Art von Fliegen, die dicker ſind, als eine Horniſſe. Man kann unmöglich die ängſtliche Bewegung beſchreiben, worinn dieſe Leute gerathen, wenn irgend ein Europäer ſich erkühnt eins von dieſen Inſecten zu tödten, wie die Holländer bisweilen ſich ſtellen als wollten ſie es thun, um dieſe abergläubiſche Nation in Furcht zu ſetzen. Sie bitten und flehen dann, und fallen aufs Angeſicht zur Erde, um dieſem kleinen Thiere die Freyheit zu verſchaffen. Sobald die Hottentotten dieſe Fliege ihrem Kraal (oder Dorfe) näher kommen ſehen, verſammeln ſie ſich alle um denſelben, und ſingen und tanzen darum, ſo lange ſie da verbleibt; und wenn ſie von ungefähr ſich auf eine Zeit niederläßt, ſo ſehen ſie den Eigenthümer deſſelben künftig vor einen Heiligen an, und bezeigen ihm mehr als gewöhnliche Ehrerbietung. Der beſte Ochſe im Kraal wird auch ſogleich geopfert, um ihre Dankbarkeit der kleinen beflügelten Gottheit zu bezeigen; und den Heiligen, den ſie vorzüglich zu ehren beliebt hat, beſchenken ſie

mit dem Eingeweide, dem Fette und dem Gedärmennetze des Ochſens, welches nach ihrer Meinung die beſten Stücke von dieſem Thiere ſind. Dieſes Netz wird hernach wie ein Seil geflochten, und der Heilige trägt es nachher Tag und Nacht ſtets um den Hals, bis es von der Fäulniß verzehret wird. Mit dem Fette ſalbet er ſeinen Körper, von Zeit zu Zeit, bis es ganz verzehrt iſt. Auch die Weiber werden in ihrer Nachbarſchaft eben ſo ſehr verehrt, und zu eben den Vorzügen berechtiget, wenn die angebetete Fliege ſich auf ihre Hütte niederläßt.

Gebräuche.] Die Männer unter den **Hottentotten** bedecken ihre Häupter mit einer Hand voll Schmeer und Ruß untereinander gemiſcht; und weil ſie ſonſt nichts anders im Sommer auf dem Kopfe tragen, ſo hängt ſich der Staub daran, und ſie bekommen eine ſehr ſchmutzige Mütze. Doch ſoll dieſelbe, wie ſie ſagen, ſie kühlen und ihr Haupt von der verſengenden Hitze der Sonne bewahren. Im Winter tragen ſie flache Mützen von halbgetrockneten Katzen oder Schaaffellen, die ſie mit einem Riemen von eben dem Leder unter dem Kinne zuſammenbinden. Die Männer tragen auch einen Mantel aus Schaaf- oder andern Häuten gemacht über den Schultern, der bis in die Mitten reichet. Im Winter kehren ſie die wollichten oder haarichten Seiten nach dem Körper zu, und im Sommer die andern. Um den Halß tragen ſie einen Beutel, der mit Schmeer beſtrichen iſt, worinn ſie ein Meſſer, eine Pfeiſe, Tabak, etwas Dacha, das eben ſo berauſcht wie Tabak, und ein kleines Stück Holz haben, welches an beyden Seiten verbrannt iſt, und ein Mittel wider die Bezauberung ſeyn ſoll. Sie tragen auch drey groſſe elfenbeinerne Rinken an dem linken Arm, und daran befeſtigen ſie einen Sack mit Lebensmitteln, wenn ſie reiſen. Sie tragen da einen

Stab

Stab, der an beyden Enden ſtumpf und ungefähr drey Fuß lang iſt, nebſt einem Spieß, um ihn wider den Feind oder ein wildes Thier zu werfen; und dieß verfehlen ſie ſelten, wenn ſie es erreichen können. Noch etwas, das die Männer beſonders haben, iſt die Blaſe von einem wilden Thiere, das ſie getödtet haben; dieſe blaſen ſie auf und hängen ſie in die Haare, als ein Siegszeichen ihrer Tapferkeit. Die Weiber tragen Mützen, wovon die Krone ein wenig erhaben iſt, und ſie machen ſie aus halbgetrockneten Häuten, und binden ſie unter dem Kinne zuſammen. Dieſe legen ſie weder bey Nacht noch bey Tage, im Winter und Sommer, ſelten ab. Insgemein tragen ſie zween Mäntel, die übereinander gelegt und aus Schaafs- oder andern Häuten verfertiget und bisweilen mit einer Kante von rohen Leder eingefaßt ſind; und weil dieſe nur mit Riemen um ihren Hals befeſtiget werden, ſo ſind ſie bis in die Mitten bloß; aber ſie tragen eine noch längere Schürze als die Männer, um ſich von forn zu bedecken, und eine andre, die noch breiter iſt, und den Rücken bedeckt. Um die Füſſe wickeln ſie Riemen von halbgetrockneten Häuten in der Dicke wie ein ſteifer Stiefel; dieß iſt ſo eine Laſt für ſie, daß ſie den Fuß mit vieler Mühe aufheben können, und faſt eben ſo gehen wie ein Reuter in ſteifen Stiefeln. Sie dienen auch zu einer Unterſcheidung und Zierde des Geſchlechts; doch ſind ſie nicht ihr einziger Putz. Denn wenn die Frau von einigem Stande iſt, ſo trägt ſie, ſtatt der Schaafshäute, eine Tiegerhaut, oder einen Mantel von wilden Katzenhäuten. Sie tragen auch einen Beutel, der ihnen am Halſe hängt, und worinn ſie etwas zu eſſen haben, ſie mögen zu Hauſe oder auswärts ſeyn, nebſt ihrem Dacha, Tabak und Pfeifen. Bisweilen tragen ſowohl Männer als Weiber Armbänder, die von Glaß oder Kupferknöpfchen gemacht ſind, von dem

Gelenke an bis zum Ellbogen. Zu der Art ihres Anzuges oder Putzes, können wir die Gewohnheit rechnen, da ſie ihren Körper und die innere Seite ihrer Mützen und Mäntel, mit Schmere und Ruß beſtreichen. Denn dieß pflegen ſie von Kindheit an, und hernach faſt täglich zu thun, theils um ſich eine noch ſchwärzere Farbe zu geben, theils um ihre Glieder geſchmeidig und biegſam zu machen. In ihrer Nahrung beobachten ſie die Reinlichkeit eben ſo wenig, als in ihrem Auzuge. Denn ſie nehmen die Eingeweide und Gedärme des Viehes, und einiger wilden Thiere, ohne ſie ſehr zu reinigen, viel lieber als das übrige Fleiſch; und ſie eſſen ihre Gerichte halbgekocht im Blute des Thieres, oder gebraten; aber ihre meiſte Nahrung beſteht in Wurzeln, Kräutern und Früchten. Sie ſchlachten kein Stück aus ihrer Heerde, außer bey Feſttagen; ſie nähren ſich nur mit ſolchen Stücken, die vor Alter, oder Krankheit ſterben, oder die ſie auf der Jagd fangen. Und ſie eſſen ſogar, wenn ſie dazu genöthiget werden, das rohe Leder, das die Weiber um den Fuß wickeln, ja auch die Sohlen der Schuhe. Das gewöhnliche Getränke dieſes Volks iſt Milch von Kühen, und bisweilen trinken die Weiber die Milch von Mutterſchaafen, welche die Männer aber niemals koſten; und ſeit der Ankunft der Europäer ſind dieſe Leute ſehr zum Wein, Branntwein und andern ſtarken Getränken geneigt. Ihr Haußgeräthe beſteht in wenig mehr als in ihren Mänteln, die ſie um ſich hängen, in einigen andern Häuten von wilden Thieren, die ſie getödtet oder ſich eingetauſchet haben, in einem irdenen Topfe, worinn ſie ihre Gerichte kochen, in ihren Waffen und vielleicht einigem andern geringen Haußgeräthe. In Anſehung der Heyrath unter dieſem Volke, hat jeder junge Menſch ſo viel Achtung für die Anweiſung ſeines Vaters, oder die Geſetze des Landes verlangen dieß vielmehr,

mehr, daß er allzeit den Alten um Rath fragt, ehe er eine Verbindung mit ſeiner Schöne eingeht. Und wenn die Parthie auf allen Seiten genehmiget wird, ſo entfernen ſich die beyden jungen Perſonen, und werden Mann und Frau ohne weitere Ceremonie. Den Tag darauf tödtet der Bräutigam einen oder mehrere fette Ochſen, nachdem ſeine Umſtände ſind, zu dem Hochzeitmahle, und der Bewirthung ihrer Freunde, die ſich bey dieſer Gelegenheit verſammeln, und eine Menge guter Wünſche für das Glück des vermählten Paares, wie in den geſitteten Ländern, abſtatten. Sobald der Ochſe geſchlachtet iſt, bekömmt die ganze Geſellſchaft etwas von dem Fette, womit ſie ſich vom Kopf bis Fuße ſalben; und nachher pudern ſie ſich mit einem Staube, den ſie **Bachu** nennen. Die Weiber ſuchen noch ihre Reizungen zu erhöhen und machen rothe Flecken auf ihre ſchwarzen Geſichter, mit einer rothen Erde oder mit Steinen, und dieß glauben die Einheimiſchen erhebt ihre Schönheit ungemein; da ſie hingegen in den Augen der Europäer dadurch noch fürchterlicher werden, als ſie ſonſt ſind. Wenn das Gaſtmahl zubereitet iſt, ſo machen die Männer im Kraal einen Kreiß, und die Weiber auch einen. In der Mitte des Männerkreiſes ſitzt der Bräutigam; und die Braut in dem Kreiſe von ihrem Geſchlechte. Der Prieſter, wie ſie ihn nennen, tritt in den Männerkreiß, und bewäſſert den Bräutigam, der es ſich ſehr vergnügt einreibt. Drauf geht der alte Mann zu dem Weiberkreis, und erweiſt der Braut eben dieſe Gefälligkeit, die ſie auf eben die Art, wie ihr Geliebter, annimmt; und ſo geht er von der Braut zum Bräutigam, bis er ſeinen Vorrath erſchöpft hat, und begleitet es ſtets mit vielen guten Wünſchen, als, daß ſie lange und glücklich mit einander leben und noch vor dem Ende des Jahrs einen Sohn haben mögen; daß dieſer ein tapferer

rer Mann, ein erfahrner Jäger werden möge und derglei⸗ chen. Darauf wird die Mahlzeit in irdenen Töpfen, die mit Schmeer glänzend gemacht ſind, aufgetragen; und die meiſten von ihnen bedienen ſich ihrer Zähne und Nägel, um die Gerichte zu zerlegen und eſſen mit einer unanſtändigen Begierde; ſie haben keine andern Teller und Tafeltücher als die Zipfel ihrer Mäntel. Wenn die Mahlzeit vorüber iſt, ſo wird in jedem Kreiſe eine Pfeife Tabak angezündet und nach der Reihe herumgegeben. Iſt ſie ausgeraucht, ſo folgt eine andre; und ſo fahren ſie fort zu rauchen, und bey der Gelegenheit vergnügt zu ſchwatzen, bis der Tag wieder anbricht, da ſich die Geſellſchaft trennet.

Von den Africaniſchen Inſeln.

Lage.] Unter den africaniſchen Inſeln ſind die vor⸗ nehmſten, die Azoriſchen, die von Madera, die Cana⸗ riſchen, die Inſeln des grünen Vorgebürges, die Inſel von Aſcenſion, St. Matheois, Annaboa, St. Tho⸗ mas, die Prinzeßininſel und die von Fernando Po. Alle dieſe liegen auf der nordweſtlichen und ſüdweſtlichen Seite von Africa. Ueberdieß liegen Badmandal, Zo⸗ cotara, die Inſeln von Comorra, Prinz Moritzens Inſel, die Inſel Bourbon und Madagaſcar, in der in⸗ dianiſchen See oſtwärts vom feſten Lande von Africa zu.

Clima.] Madagaſcar iſt ein fruchtbares Land, darinn man einen Ueberfluß von Vieh, Korn, Fiſchen, Gevö⸗ gel, Kräuter, Wurzeln und Blumen und faſt alle Arten von Thieren und Pflanzen antrift, die man auf dem benachbar⸗ ten feſten Lande in Africa findet. Die Geſtalt des Landes ſoll, wie die Reiſenden einſtimmig verſichern, eine angenehme Abänderung von Hügeln und Thälern, Wäldern und Flu⸗

ren zeigen, und es iſt mit Flüſſen und Strömen wohl bewäſſert. An der Küſte ſollen auch verſchiedene gute Plätze zum Anlanden liegen. Aber noch ſiehet man nicht, daß es einige Kaufmannswaaren hervorbringt, welche eine europäiſche Nation anreitzen könnte, die Eroberung deſſelben zu unternehmen, oder eine anſehnliche Colonie hier zu errichten. **Bourbon** iſt mit Gebürgen und Ebenen, Wäldern und weiten Gefilden auf eine angenehme Art vermiſcht. Es hat Holz und Waſſer im Ueberfluß und einen fruchtbaren Boden, ausgenommen an einem Theile der Inſel, der durch einen feuerſpeyenden Berg, oder durch unterirdiſches Feuer durchbrannt und wüſte gemacht worden. Dieſe Inſel bringt ſchwarzes Vieh, Schweine, Ziegen, Schildkröten, zahme und wilde Vögel, Orangen, Lemonien und andre Früchte, Wurzeln und Kräuter. Die **Moritzinſel** trägt verſchiedene Arten von Holz, beſonders Ebenholz. Es ſind auch viele und ſehr hohe Gebürge da, von denen die Flüſſe ſich in großen Strömen ergießen. Der Boden ſcheint nicht geſchickt, Korn und Wein zu tragen, indeß erzieht man hier Reiß und Hülſenfrüchte, Zuckerkand und Tabak, obgleich nicht in großer Menge. Die Inſel **Johanna**, eine von den **Comorriſchen** Inſeln, welche die Europäer am meiſten beſuchen, bringt eine große Menge von ſchwarzem Viehe und Ziegen, Vögel, Reiß, indianiſche Erdäpfel, (Potatoes) Honig, Wachs, Orangen, Lemonien, Tannzapfen, Cacaonüſſe und andre Früchte hervor. Obgleich **St. Helena** von jeder Seite nur ein rauher, dürrer Felſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch auf der Spitze mit einer guten Erde ein oder anderthalb Fuß hoch bedeckt, welche alle Arten von Getreide, Graß, Früchte, Kräuter, Wurzeln und Gartengewächſe hervorbringt; und das Land zeugt über dem Zugange des Felſen, eine artige Mannigfaltigkeit von ſich erhe-

erhebenden Hügeln und von Flächen, die mit Pflanzgärten voll Fruchtbäumen, und mit Küchengärten gezieret ſind, zwiſchen denen die Häuſer der Einwohner zerſtreut liegen. Sie haben eine Menge Vieh, Schweine, Ziegen, türkiſche Hüner und alle Arten von Federvieh; ihre Seen ſind auch mit Fiſchen wohl verſehen. Aber das Unglück iſt, daß bey ihnen weder Brod noch Wein wächſt; denn, obgleich der Boden zum Weitzen ausnehmend geſchickt iſt, ſo freſſen doch die Ratten, die in den Felſen ſich aufhalten und nicht ausgerottet werden können, den ganzen Saamen auf, ehe das Getreide recht aufſchießen kann. Und obgleich der Weinſtock bey ihnen blüht, und ihnen Trauben genug giebt, ſo iſt doch der Grad der Breite, worinn das Land liegt, viel zu heiß, um Wein zu preſſen; denn es ſcheint, daß dieſes Getränke weder in kalten noch ſehr heiſſen Gegenden gut zubereitet werden könne. St. Jago iſt felſicht und gebürgigt; aber die Thäler verſchaffen indianiſches Korn, Cocosnüſſe, Orangen, und ſonſt dergleichen Früchte, wie ſie in heiſſen Gegenden gewöhnlich ſind; man hat auch Schweine, Ziegen und Federvieh in großer Menge. Teneriffa bringt Korn, Wein und Früchte in großer Menge hervor, ob es gleich mit Felſen und Gebürgen ſehr beſchweret iſt. Madera beſteht aus angenehmen Hügeln und fruchtbaren Thälern, die durch Flüßchen, welche von den Bergen fallen, wohl bewäſſert werden und weit mehr Ueberfluß an Wein als an Korn haben. Das Clima iſt hier weit gemäßigter, als in den Canariſchen Inſeln; aber man genießt hier nicht einen ſo heitern Himmel, oder eben den Ueberfluß an Korn und Obſt. Die Inſel St. Michael iſt ſehr gebürgigt; ſie bringt aber eine Menge Korn, Obſt, Vieh, Fiſche und Vögel hervor; ſie haben auch eine Art von dünnen Wein; nur an Oel und Salz leiden ſie den größten Mangel. Tercera

cera iſt auch mit Felſen und Gebürgen ſehr beſchwert, in-deß hat ſie doch eine Menge gutes Korn, Weide und eine vortrefliche Zucht von Vieh, wie auch ſehr viele Weinberge.

Die Religion der Inländer von Madagaſcar iſt ein Gemiſch von der mahomedaniſchen, jüdiſchen und heidniſchen Lehre.

Merkwürdigkeiten.] Die Inſel Teneriffa iſt wegen ihrer erſtaunlichen Klippe merkwürdig, die nach der Meinung fleißiger Naturforſcher, durch eine erſchreckliche Entzündung in der Natur entſtanden ſeyn ſoll. Man ſagt, daß man die Spitze derſelben, welche die Geſtalt eines Zuckerhuts hat, deutlich über den Wolken in einer Weite von 120 Meilen ſehen könne. Mein Autor verſichert, daß er ſie, nachdem er vier und zwanzig Stunden lang von einem ſchnellen Winde von ihr hinweg geſegelt, mit bloßen Augen und ſo deutlich geſehen habe, als wenn ſie eine halbe Meile weit von ihm gelegen hätte. Nach allen Nachrichten iſt es ein erſtaunlicher Hauffen ohne Ordnung. Zerbrochene und durchbrannte Felſen liegen drey oder vier Meilen weit, rund um den Fuß dieſer erſchrecklichen Trümmer.

America.

Ehe ich zu der genauen Beſchreibung von America fortgehe, muß ich meinen jungen Leſer mit einer kurzen Nachricht von der Entdeckung dieſes Landes durch die Spanier zu vergnügen ſuchen.

Chriſtoph Columbus, von Geburt ein Genueſer, war in verſchiedenen Seetreffen wider die Türken, Venetianer und andere Völker geweſen. In dem einen ward das Schiff, worauf er ſich befand, nahe an der Küſte von Portugal in Brand geſetzt, und er hatte das Glück auf einem Brete

ſich an das Ufer zu retten. Er kam nach Liſſabon, wo er verſchiedene von ſeinen Landsleuten und Bekannten fand, die ſich in dieſer Stadt niedergelaſſen hatten. Bey dieſen blieb er einige Zeit, und that nachher mit den Portugieſen verſchiedene Reiſen nach Norden und Süden, beſonders aber nach Guinea an der Küſte von Africa. Er legte ſich hauptſächlich auf das Studium der Weltbeſchreibung, Sternkunſt und Erdbeſchreibung; von ſeiner Jugend an ſchien er eine mehr als gewöhnliche Neigung zu haben, die Beſchaffenheit aller Länder auf der Erdkugel, zu verſtehen, und neue Entdeckungen zu machen. Vermuthlich war dieß die Urſache, warum er ſich in Liſſabon niederließ, weil keine Nation ihre Entdeckungen zu der Zeit weiter gebracht hatten, als die Portugieſen. Hier beſchäftigte er ſich auch beſtändig mit Zeichnung von Welt- und Landkarten, und er ward dazu von dieſem unternehmenden Volke ſehr aufgemuntert. Nachdem Columbus lange Zeit in portugieſiſchen Dienſten herumgeſegelt war, verheyrathete er ſich zu Liſſabon, ließ ſich da nieder und machte ſein Glück. Wenn man den Eifer bedenket, mit dem Columbus bey dem Entſchluſſe blieb, ein Land zu Schiffe aufzuſuchen, das außer dem atlantiſchen Meer läge, und womit er ſich an ſo viele Fürſten und Staaten wendete, um ihren Beyſtand zu erhalten; ſo ſollte man wohl vermuthen, daß er mit einiger Gewißheit, oder wenigſtens mit ſehr großer Wahrſcheinlichkeit gehofft habe, daß ſein Unternehmen einen glücklichen Erfolg haben würde; ſonſt müßte man es mehr vor eine unbeſonnene Verwegenheit, als vor eine Klugheit angeſehen haben, daß ein Menſch ſo viele tauſend Meilen auf einem Weltmeere ſchiffen wollte, das bis dahin vor gränzenloß gehalten wurde. Doch was für Anreitzungen Columbus auch haben mochte, ſolche Entdeckungen gegen Weſten zu unternehmen, ſo

that

that er dem Könige von Portugal, Johann, den Vorſchlag, daß er einen Weg nach Oſtindien durch das weſtliche Weltmeer ausfindig machen wolte; und er unterſtürtzte ſein Unternehmen mit ſo wichtigen Gründen, daß der König die Sache vor wahrſcheinlich zu halten ſchien, ob er ſich gleich die Bedingung nicht gefallen ließ, die dieſer Seefahrer vorſchlug. Dieſer wendete ſich zu verſchiedenenmalen an die Genueſer und an Heinrich VII. K. von England, um von ihnen einige Schiffe zu erhalten, damit er dieſe neue Länder entdecken und die Koſten ſeiner Reiſe tragen könnte; aber die Höfe, an die er ſich wendete, würden ihm nicht beſſer, als den gewöhnlichen Urhebern neuer Entwürfe, begegnet haben, wenn er nicht durch ſeine Kenntniß in der Weltbeſchreibung und Schiffart einigen Ruhm erlangt hätte. Als ein Mann von Verſtande und geſetztem Gemüthe, verlohr er den Muth weder bey der abſchläglichen Antwort, die er erhielt, noch bey dem unfreundlichen Bezeigen, das man gegen ihn äuſſerte, ſondern wendete ſich an den König Ferdinand und die Königin Iſabella von Caſtilien und Arragonien. Dieſe verſorgten ihn im Jahre 1492. mit Gelde, und erlaubten ihm drey kleine Schiffe zu der Unternehmung auszurüſten. Er erhielt auch von dieſem Könige das Vorrecht, Admiral auf der weſtlichen See zu ſeyn und alle bürgerliche Bedienungen und Herrſchaften in dem Lande, welches man entdecken würde, gänzlich in ſeiner Gewalt zu haben; überdies ſolte er noch auſſer den Einkünften von der Bedienung eines Admirals und Unterkönigs den zehnten Theil von allen Nutzungen beſitzen, die aus den künftigen Eroberungen in dieſen noch unbekannten Ländern erhoben werden ſolten. Alle Anſtalten waren nun gemacht, und ſeine kleine Eſcadre, die nur mit neunzig Mann beſetzt war, gieng von Palos nach den Canariſchen Inſeln den drit-

ten Auguſt 1492 unter Segel; ſie kam den zwölften bey dieſen Inſeln an, und ſegelte von dannen den erſten September zu ſeiner großen Unternehmung. Er war noch nicht vierzehn Tage in dieſem weiten Weltmeere nach Weſten fort geſegelt, als ſeine Leute über das Unternehmen zu murren anfiengen; denn ſie bemerkten, das der Wind beſtändig von Morgen nach Abend zu wehete, und befürchteten, ſie würden nicht wieder zurückkehren können, wenn ſie das Land verfehlten, worauf man ihnen Hofnung gemacht hatte. Aber am neunzehnten Tage ſahen ſie einige Vögel über ihre Schiffe fliegen, und am zwey und zwanzigſten eine Menge Meerſchilf, bey dem ſie vorbey ſchifften. Dadurch wurden ſie wieder einigermaßen befriediget, und urtheilten, daß ſie nicht mehr weit vom Lande wären. Aber weil ſie noch viele Tage weiter nach Weſten zu ihre Reiſe fortſetzten und kein Land antrafen, ſo fiengen die Seeleute an ſo aufrühriſch zu werden, daß ſie bey nahe ſich entſchloſſen, ihren Admiral über Bord zu werfen und zurück zu kehren. Aber zu ſeinem Glücke wurden ſie einige Vögel, Meerſchilf, Stücken von Bretern, Stäbe und einen Strauch mit Beeren drauf gewahr, der auch dabey geſchwummen kam; und ſie ſchloſſen daraus, daß eine Inſel in der Gegend ſeyn müßte. Es war an einem Donnerſtage den 11ten October 1492 um zehen Uhr des Abends, da der Admiral ein Licht auf den Inſeln von **Guanahamia** gewahr ward, welche der Admiral **St. Salvador** um deswillen nennte, weil der Anblick derſelben ihn und ſeine Leute von der Furcht umzukommen befreyet hatte. Als es Tag ward, konnten die Schiffe ſehr nahe an der Inſel Anker werfen. Die Einwohner des Landes verſammelten ſich darauf unten am Ufer, und betrachteten die Schiffe dieſer neuen Ankömmlinge mit unausſprechlichem Erſtaunen. Der Admiral

miral glaubte, daß er von denſelben keine große Gefahr zu befürchten hätte; er näherte ſich daher in ſeinem Boote mit der königlichen Flagge dem Ufer. Die andern beyden Hauptleute thaten eben dies mit ihren fliegenden Fahnen; und ſo nahmen ſie mit großer Feyerlichkeit im Namen ſeiner katholiſchen Majeſtät Beſitz von der Inſel. Die Indianer ſtunden indeß, und ſahen die Spanier mit Verwunderung an, ohne es zu wagen, ſich ihnen zu widerſetzen, indem ſie auf die Art Beſitz von ihrem Lande nahmen. Der Admiral ließ einige Schnuren Glaßperlen, Knöpfchen, Mützen und andre Kleinigkeiten unter die Nation austheilen, worüber ſie unendlich vergnügt zu ſeyn ſchienen. Der vornehmſte Zierath unter ihnen war ein dünnes goldenes Plättchen in der Geſtalt eines halben Mondes, welches von der Naſe über die obere Lippe herab hing. Der Admiral fragte, ſo gut als er konnte durch Zeichen, woher ſie ihre goldene Plättchen bekämen, und ſie wieſen nach Süden und Südweſten. Darauf ruderte er in ſeinen Booten um die Inſel herum, damit er entdecken möchte, ob er etwas fände, das ihn bewegen könnte, ſich da niederzulaſſen. Ueberall folgten ihm die Einwohner nach, und ſchienen ihn und ſein Volk anzubeten, als wenn ſie vom Himmel gekommen wären. Von dieſer Inſel ſegelte er nach Cuba, und von da nach Hiſpaniola und reißte von hier wieder nach Europa ab. Er kam zu Palos in Andaluſien am dreyzehnten März 1492=3. an, von da er am dritten Auguſt zuvor ausgereiſet war, und ſeine Reiſe in die neue Welt in ſieben Monaten und eilf Tagen vollendet hatte. Hier empfieng ihn das Volk mit einem feyerlichen Aufzuge und mit Danksagung wegen ſeiner Zurückkunft. Es ſcheint, daß die meiſten ſeiner Schiffsleute in dieſem Hafen wohnhaft geweſen. Als der Admiral ſich der Stadt Barcellona, wo der

König war, näherte, gieng ihm der Hof entgegen; und er ward mit den Ehrenbezeigungen, die einem regierenden Herrn gehören, empfangen; ja man konnte nicht ſagen, ob der Admiral ein größers Vergnügen empfand die Entdeckungen, die er in der neuen Welt gemacht, zu erzählen, oder der König, ſie anzuhören. Was die Zeit und Art betrift, wie America bevölkert worden, ſo wiſſen wir nur ſo viel, daß es ſeit vielen hundert oder vielmehr tauſend Jahren beſetzt ſeyn muß, wie wir aus der Menge des Volks urtheilen, die man in dieſem Lande bey der Entdeckung fand. Es iſt auch darum höchſt wahrſcheinlich, daß dieſe Gegenden ſehr zeitig bevölkert ſeyn müſſen, weil ſie faſt in allen Künſten und Wiſſenſchaften unerfahren geweſen, als die Spanier zu ihnen kommen; und aus eben der Urſache können wir verſichert ſeyn, daß in den neuern Zeiten kein Seefahrer vor dem berühmten Columbus dorthin gekommen ſey. Die Menſchen haben von den Canariſchen Inſeln oder denen, die um das grüne Vorgebürge ſind, nach America zu Schiffe kommen können, indem ſie von den unaufhörlichen Morgenwinden dahin getrieben worden, aber wie zahme und andre Thiere dorthin gekommen ſind, dieß iſt noch ſchwer zu beſtimmen.

Von dem Brittiſchen Reiche in America.

Das brittiſche Reich in America enthält, 1) auf dem feſten Lande, 1. Carolina und Georgien, 2. Virginien, 3. Maryland, 4. Penſilvanien, 5. New-Jerſey, 6. Neu-York, 7. Neu-England und Scotland. 2) Unter den Inſeln von America, 1. Newfoundland. 2. Jamaica. 3. Providence. 4. Barbadoes. 5. Tobaga. 6. Antegoa.

7. St. Chriſtophers. 8. Bermudas. 9. Long-Isle. 10. Rhode-Isle.

Clima.] Carolina hat eine glückliche Lage, zwiſchen dem äußerſten Grade der Hitze und Kälte; aber die Hitze iſt im Sommer beſchwerlicher, als die Kälte im Winter. In der Ferne ſcheint Virginien ſo ein niedriges Land zu ſeyn, daß die Bäume aus dem Waſſer hervor zu wachſen ſcheinen; und man trift hier auf hundert Meilen weit ſelten einen Hügel oder Stein an; und an einigen Orten ſieht man Felſen von Eiſenwerken; und an andern findet man Hügel von verſteinerten Auſterſchaalen, von denen einige über zwanzig Ellen hoch ſind. Das ganze Land war, ehe es angebaut ward, entweder Wald oder Sumpf; und ſo iſt auch noch itzt der größte Theil beſchaffen. Die Luft und Jahrszeiten ſind nach ihren Winden in Abſicht auf die Hitze oder Kälte, Dürre oder Näſſe, ſehr unterſchieden. In Mayland iſt die Luft im Sommer einige Zeitlang außerordentlich heiß, und im Winter eben ſo kalt, wenn der Nordweſtwind wehet. In Penſilvanien iſt die Luft angenehm und rein; der Himmel iſt ſo heiter wie in den mittäglichen Gegenden von Frankreich, und wird ſelten verdunkelt. In New-Jerſey und Neu-York iſt die Luft im Winter kälter und im Sommer heiſſer als in England. Die Nord- und Nordweſtwinde ſind außerordentlich kalt; aber ſowohl im Winter als Sommer iſt die Luft gemäßigter und heitrer als in England; obgleich wirklich die Witterung auf den Inſeln weit veränderlicher, als auf dem feſten Lande, und im Winter insgemein wärmer iſt. In New-England ſind die Winde ſo veränderlich als in England ſelbſt; und zur Winterszeit ſehr brauſend. Die Nord- und Nordweſtlichen Winde ſind ausnehmend kalt, weil ſie über einen langen Strich von gefrornem Lande her wehen. Dort iſt

der Winter viel ſtrenger und einige Monate länger als in England, ob ſie gleich neun oder zehen Grad der Sonne näher liegen; hingegen iſt der Himmel bey ihnen insgemein heller, und ihre Witterung, ſowohl im Winter als Sommer, beſtändiger als in England; und der Sommer iſt auch viel heiſſer, obgleich kürzer, als hier. Ungeachtet die Inſel Newfoundland mehr ſüdwärts als England liegt, ſo iſt doch der Winter viel kälter, und die Erde vier oder fünf Monat lang des Jahrs ſo ſehr mit tiefen Schnee bedeckt, daß ſie kaum bewohnt werden kann, wenn die Sonne in den ſüdlichen Himmelszeichen ſtehet. Die äußere Geſtalt von Jamaica ſcheint von dem, was man in Europa bemerkt, ganz unterſchieden zu ſeyn. Die Thäler ſind in dieſer Inſel ſehr flach, und man wird faſt gar keinen erhabnen Boden, kleine Hügel oder Felſen und Steine gewahr. Der gebürgigte Theil iſt überhaupt ſehr ſteil, und mit ſehr tiefen Ableitungen des Waſſers auf der nördlichen und ſüdlichen Seite der höchſten Hügel durchzogen. Die Erdbeben ſind hier ſehr gewöhnlich. Im Jahr 1692 geſchah eine von dieſen unglücklichen Begebenheiten, und in zwo Minuten ward der meiſte Theil von der Stadt Port-Royal verwüſtet, wobey faſt 1500 Menſchen umkamen. Das Einſtürzen der Berge verurſachte ein ſchreckliches Krachen, und zu gleicher Zeit hörte man ein fürchterliches Getöſe unter der Erde. Dieß Erdbeben war in der ganzen Inſel allgemein, und an der nördlichen Seite der Inſel wurden über tauſend Morgen Landes mit den Einwohnern deſſelben verſenket. Dieſer Platz, der in eine See verwandelt war, ward nachher ausgetrocknet; aber man konnte kein Merkmal von den Häuſern mehr erblicken. Barbadoes iſt meiſtens ein flaches ebenes Land, mit einigen kleinen Hügeln von leichtem Zugange. Es iſt hier insgemein ſchönes helles

les Wetter; der Regen fällt hier, wie in andern Gegenden in der heiſſen Zone, beſonders wenn die Sonne in gerader Linie darüber ſtehet. Die Hitze iſt bey ihnen nicht ſo heftig als auf dem feſten Lande, das in eben der Breite liegt, weil ſie beſtändig von den Seelüften am Tage erfriſcht werden, die immer ſtärker wehen je mehr die Sonne ſteigt, und wieder nachlaſſen, wenn ſie ſinkt. In Tobago iſt die gemäßigte Luft und der fruchtbare Boden ſehr zu rühmen. Die Bermudiſchen Inſeln genieſſen eine reine Luft und ein gemäßigtes Clima; ihre Hitze wird durch die beſtändigen Seelüfte gemildert; das ganze Jahr iſt da, wie in England die letzte Zeit im Maymonate; und man begiebt ſich in dieſe Inſel der Geſundheit wegen, wie in das Montpelier in America; überdieß ſind ſie auch wegen ihres Reichthums eben ſo berühmt, als wegen ihrer geſunden Lage.

Regierung.] Die Regierungsform der Engländer in Virginien iſt nach eben dem Muſter wie in England eingerichtet, und hat mit derſelben eine ſehr große Aehnlichkeit. Die Colonien in Carolina ſind königliche Gouvernements, die nun nach der engliſchen Regierungsform eingerichtet worden. Im Jahr 1732 paßirte ein Patent die Siegel, nach welchem verſchiedene Edelleute, aus dem ſüdlichen Theile von Südcarolina, zu Aufſehern über die Plantagen einer neuen Provinz, Georgien genannt, ſolten ausgeſucht werden. Im November 1732 ſegelte Herr Oglethorpe, einer von den Aufſehern, mit verſchiedenen engliſchen Familien nach Georgien, und kam mit ſeinem Gefolge zu Port-Royal in Carolina an, von da er fortgieng, um bey der Stadt Savannah auszuladen. Lord Baltimore kam im Jahr 1633 ſelbſt herüber um Mayland anzubauen. Aber bey der großen Staatsverände-

rung, ward dem damaligen Lord Baltimore die Macht einen Gouverneur und andre Officiers zu beſtellen genommen; und die Regierung dieſer Provinz kam in eben die Verfaſſung, wie andre Plantagen, die unmittelbar der Krone unterworfen ſind. Die Familie des Baltimore war auch in Gefahr, ihre eigenthümlichen Güter, wegen ihrer Religion, nach derjenigen Acte zu verlieren, welche verordnete, daß alle römiſchkatholiſche Erben die proteſtantiſche Religion annehmen, oder ihrer Güter beraubt werden ſolten. Aber dieſe Familie fand für gut, ſich lieber zu der proteſtantiſchen Religion zu bekennen, als ihr Erbtheil zuverlieren, und der gegenwärtige Eigenthümer beſitzt eines der anſehnlichſten Güter, das den großbritanniſchen Unterthanen zugehöret. Die Regierung der Indianer in Penſylvanien wird durch Könige verwaltet, welche aber allzeit nach der mütterlichen Linie auf einander folgen. König Carl II. übertrug in dem niederländiſchen Kriege alle dieſe Länder, welche die Niederländer damals beſaſſen, nämlich New-York, die Jerſeys und den nördlichen Theil von Penſylvanien an ſeinen Bruder Jacob den Herzog von York, nachherigen König Jacob II.

Sir Robert Carr ward mit einer Eſcadre von Kriegsſchiffen und einem Corps Landtruppen hinüber geſchickt, um ſie einzunehmen. Bey ſeiner Annäherung vor Amſterdam, das nun New-York heißt, fand der niederländiſche Gouverneur vor gut, die Hauptſtadt und die übrigen Städte, welche die Holländer in Beſitz hatten, zu übergeben; und die Schweden folgten ſeinem Beyſpiele nach. Der Herzog von York theilte dieſe Gegenden wieder unter kleinere Beſitzer aus, von denen William Penn Eſq. der Sohn des Sir William Penn, Admirals in den niederländiſchen Kriegen, einer war. Alle übrigen Eigenthümer

gaben einige Zeit hernach ihre Gnadenbriefe an die Krone wieder zurück; wodurch New-York und New-Jerſey königliche Gouvernements wurden, indem Penn noch immer im Beſitz desjenigen Strichs von dieſem Lande blieb, welcher ihm geſchenkt worden. König Carl II. machte ihm im Jahr 1680 noch ein andres Geſchenk mit demjenigen Striche dieſes Landes, welcher itzt das übrige von Penſylvanien ausmacht, in Rückſicht auf diejenige Summe, welche die Regierung ſeinem Vater ſchuldig war. Ungeachtet der Geſchenke, die Mr. Penn von der Krone und dem Herzoge von York bekommen hatte, ſah er ſich doch, wie es ſcheint, nicht eher für den wirklichen Eigenthümer der geſchenkten Ländern an, als bis er den Indianern dasjenige gegeben hatte, was ſie wegen ihres Antheils an denſelben, ſehr hoch anzurechnen wußten. In wenig Jahren nahm die Colonie zur Verwunderung zu; und dieſen glücklichen Erfolg hatten ſie nur ihrem leutſeligen und freundſchaftlichen Bezeigen mit den Indianern zu danken, mit denen die Penſylvanier faſt nie einen Streit hatten. New York und New Jerſey haben insgemein einen Gouverneur, den der König ernennt, da die Colonien unmittelbar unter der Krone ſtehen. Ihro Majeſtät ernennen auch die Rathsverſammlung und andre Staatsbedienten; und das Volk erwählt nur die Repräſentanten, wie in England. Nach der Verfaſſung von der Maſſachuſet Colonie, welche die anſehnlichſte unter den Neu-Engländiſchen Colonien iſt, wird die Erneuerung des Gouverneurs Lieutenant-Gouverneur, Secretairs und aller Officires der Admiralität, der Krone allein überlaſſen; die Gewalt über die Truppen iſt ganz in den Händen des Gouverneurs, der Generalcapitain iſt; alle Ober- und Unterrichter wie auch Landvoigte, denen die Vollſtreckung der Geſetze anvertraut iſt, werden von

dem Gouverneur nach Gutbefinden der Rathsverſammlung ernennt, und der Gouverneur hat eine entſcheidende und uneingeſchränkte verneinende Stimme bey der Wahl der Rathsherren; ja er iſt nicht verbunden eine Urſache davon anzugeben, was er in dieſem Vorfalle thut, ſo wie er auch an keine Zahl gebunden iſt. Alle Geſetze, welche von der Generalverſammlung entworfen worden, müſſen nach England an den Hof geſchickt werden, um von dem Könige beſtätiget zu werden. Durch dieſe vorbehaltene Rechte ſollen, wie man ſagt, die Vorzüge der Krone und die Unterwürfigkeit der Colonie am beſten verſichert werden. Wegen der Entdeckung, welche Cabot von Newfoundland unter der Regierung Heinrichs VII. machte, und einiger Reiſen, die von engliſchen Seefahrern unter den folgenden Regierungen dahin gethan wurden, ward dieſes Land als ein Theil des Großbritanniſchen Gebiets von den Engländern in Anſpruch genommen; aber weil ſie keine Plantagen da errichteten, ſo unterlieſſen die Portugieſen und Franzoſen nicht, an den Ufern zu fiſchen. Hierauf erneuerten die Engländer ihren Anſpruch auf dieſes Land, bemächtigten ſich wirklich verſchiedener portugiſiſcher Schiffe an den Küſten von Newfoundland und brachten ſie als gute Priſen nach England. Im Jahr 1610 ſchenkte König Jacob I. dem Grafen von Northampton und andern, denjenigen Theil der Inſel, welcher zwiſchen dem Capo Bonaviſta und dem Capo St. Maria liegt; und diejenigen, welche dieſes Gnadengeſchenk bekommen hatten, vereinigten ſich, errichteten eine Geſellſchaft, und ſchickten eine Colonie dahin; aber die ſtrenge Witterung, Krankheiten und Seltenheit der Lebensmittel nöthigten die Arbeitsleute wieder nach England zurückzukehren. Doch die Engländer behaupteten noch immer, daß ſie allein das Recht hätten an der

Küſte zu fiſchen; ſie ſchickten unter der Regierung König Jacobs I. zu ihrer Beſchützung eine Eſcadre mit Kriegsſchiffen dahin, und vertrieben alle andre von der Inſel. Aber unter der Regierung König Carls II. wurde den Franzoſen verſtattet, ſich in Placentia anzubauen; und nachher bemächtigten ſie ſich eines großen Theils der Inſel. Jamaica ward vom Columbus auf ſeiner zweyten Reiſe nach America entdeckt, und einige Jahre hernach von den Spaniern angebauet. Es blieb im Beſitz der ſpaniſchen Krone bis 1656, da der Admiral Penn und General Venables vom Cromwell ausgeſchickt wurden, Hiſpaniola zu erobern. Dieſes Unternehmen gelung ihnen nicht, und um ihr Anſehen zu behaupten, thaten ſie einen Angriff auf Jamaica und eroberten es gänzlich. In dem darauf folgenden Frieden traten es die Spanier an Großbritannien feyerlich ab. Die Regierungsform von Barbadoes iſt eben ſo beſchaffen wie in Jamaica und den übrigen americaniſchen Inſeln, die wir unter dem Abſchnitte vom Handel anzuführen Gelegenheit haben werden.

Handel.] Ich werde hier den Handel und die Wichtigkeit der brittiſchen Reiche in Ameria unterſuchen. Die vornehmſten Waaren, die man aus Südcarolina ausführet, ſind Reiß, Hirſchhäute, Pech, Theer, Terpentin, Tabak, Rindfleiſch, Schweinfleiſch, gegerbtes Leder, Cedernholz, Tannenbreter, Faßdauben, Bauholz von allen Arten, Maſtbäume, Seegelſtangen u. d. gl. Sie erbauen und ſchiffen jährlich ungefähr 600,000 Fäßchen Reiß aus, wovon jedes an Gewicht ungefähr 400 Pfund netto hält, ſie haben auch ſeit vielen verfloſſenen Jahren ungefähr 70,000. Hirſchhäute, die mittlere Zahl gerechnet, ausgeführet. Sie haben ſehr wenige von ihren eigenen Schiffen in Carolina. Indeß laden ſie ungefähr 200 Schiffe jährlich zu Charles-

town

town und in einigen andern Städten; ſie handeln mit den Indianern um Hirſchhäute, Bären- und Büffelhäute, für die ſie ihnen Flinten, Pulver, Meſſer, Scheeren, Spiegel, Knöpfchen, und viele andere Kleinigkeiten geben; ſie geben auch einige grobe Tücher von Stroud und Duffields und grobe Cattune für ihre Weiber, und bringen ſie auf Packpferden fünf oder ſechshundert Meilen weit Weſtwärts von Charlestown zu. Ob ſie gleich ſo weit ſich ausbreiten, ſo geſchieht es doch nur ſelten, weil ihr meiſter Handel zwiſchen den Gränzen der Crerk und Charoker Nationen eingeſchränkt iſt, die ſich nicht über 300 Meilen erſtrecken. Nord-Carolina bringt, wie es ſcheint, eine ziemliche Menge Tabak und nur wenig Reiß hervor, da hingegen in Süd-Carolina eine ſehr große Menge Reiß und wenig Tabak erzeugt wird; in den übrigen Landgewächſen aber ſind beyde Länder einander faſt gleich. Carolina trägt auch die meiſten Arten von Früchten, und mancherley engliſches Getreide in großem Ueberfluß. Virginien erzeugt die meiſten Arten von Wurzeln und angenehmen Früchten, nebſt mediciniſchen Kräutern und Pflanzen, in großer Menge; aber am allermeiſten eine große Menge von Tabak, der in der ganzen Welt ſo ſehr gebraucht wird. Ihr einziger merkwürdiger Handel außer Landes, iſt der mit England; und dieſer iſt ſehr groß und für England ſehr einträglich. Sie führen auch Handel mit den Leewardiſchen Inſeln, dahin ſie Haußgeräthe, Korn und Fleiſch ſchicken, und dafür Rum (ein americaniſcher Branntwein aus Zuckerrohr,) Zucker und Syrop wieder nehmen. England nimmt von ihnen nicht nur ſo viel Tabak als im Lande verbraucht wird, ſondern auch eine ſehr große Menge, die es wieder in andre Länder ausführt, und dieß muß man eigentlich für das ſicherſte Mittel halten, dieſes Königreich zu bereichern. Sie

nehmen

nehmen von England ihre Kleider, Haußhaltungswaaren, eiſerne Manufacturarbeiten von allen Arten, Sattel, Zäume, eherne und kupferne Waaren, wie auch Drechslerarbeit; daher findet ſich eine große Menge von Leuten in England, die an den nöthigen Waaren zu der Verſorgung der Tabakplantagen arbeiten. Außer dem Tabak nehmen die Engländer aus Virginien auch noch Pech und Theer, Hirſchhäute und Pelzwerk von verſchiedener Gattung, Natterwurz, Wälſchenußbreter, Röhre, Tonnen, Faßdauben, und etwas Eiſen in Klumpen. Weil die Provinz Maryland nicht geringer zu ſeyn ſcheint als Virgini n, und weil man von der einen Provinz wenig ſagen kann, was die andre nicht auch verdient, oder was man nicht auch von ihr ſagen könnte, ſo will ich etwas von beyden zugleich anführen; denn ob ſie gleich nicht beyde unmittelbar zu der Krone gehören, ſo ſcheinen ſie doch für das Königreich von einerley Erheblichkeit zu ſeyn. Wir wollen mit der gehörigen Einſchränkung annehmen, daß England aus dieſen beyden Colonien 60,000 Tonnen Tabak jährlich bekömmt; folglich werden die Schiffe, die dieſen Tabak nach England bringen ſollen, wenigſtens 24,000 Tonnen führen, der völlige Werth vom Tabak wird 225,000 Pfund betragen, die, wie wir annehmen wollen, wieder durch zurückgebrachte Waaren ausgezahlet werden; doch außerdem wird noch fünf pro Cent an Commißionen und kleinen Ladungen übrig bleiben, welches 11,250 Pfund beträgt. Der Werth von Haußgeräthe, welches jährlich aus dieſen beyden Provinzen ausgeführt wird, iſt, wie es ſcheint, nicht geringer als 15,000 Pfund; und die Häute und Pelzwerke, die daher kommen, kann man nicht geringer als 6000 Pfund des Jahrs rechnen. Die innländiſchen Producte von der angenehmen Gegend Penſylvanien ſind vornehmlich Weitzen, Semmelmehl, Brod,

einge-

eingeſalznes Rindfleiſch, Schweinfleiſch, Schinken, Speck, Käſe, Butter, Seife, Myrtenwachs, Kerzen, Stärke, Haarpuder, Apfelwein, ſtarkes Bier, gegerbtes Leder, Leinöl, herzſtärkende Waſſer, Hirſchhäute, Bieber, Otter, Fuchs- und andre Häute, und etwas Tabak. Man führet auch da Geräthe aus, als geſägte Breter und Bauholz, Cypreſſenbäume, Röhre, Tonnen und Faßdauben, Maſtbäume, Seegelſtangen; u. d. g. Specereyen, als Saſſafraßholz, Natterwurzel u. d. g. Um den Vortheil zu zeigen, der aus dieſer Provinz für England gezogen wird, wollen wir annehmen, wie es beſtändig zu geſchehen pflegt, daß ein Londner oder ſonſt ein Engländer zu Hauſe in die engliſchen Manufacturen 500 Pfund anlegt. Damit wird er in Penſylvanien 6666 Scheffel Weitzen erhandeln können. Dieſe, nach Liſſabon zu 4 Schillinge für den Scheffel geſchickt, betragen 1333 Pfund, 4 Schillinge, welche Summe zuletzt gewiß nach England, wo nicht ſo gleich, überſendet wird; und es iſt dabey eben der Vortheil durch Uebermachung oder Wechſel als bey einer Summe, die aus Waaren und Kaufmannsgute erhoben würde, welche man unmittelbar von hier aus ſchickte. Es iſt unter den Schiffcapitains ſehr gewöhnlich, daß ſie, wenn das Schiff in der Plantage erbaut iſt, Befehl haben, das Schiff zu verkaufen, wenn ſie einen gewiſſen Preiß dafür bekommen können, welches oft geſchiehet. In dieſem Falle wird insgemein der ganze Werth des Schiffs und der Ladung nach England geſchickt; und wenn daſſelbe nicht einigen Privatleuten in England zugehört hat, ſo wird allezeit befohlen, daß die Summe an Waaren aus allen Manufacturen in dieſem Königreiche oder an ſolche geleget werde, die daſelbſt eingebracht und nach Penſylvanien geſchickt werden. Auf einer andern Seite verſchaft dieſe Provinz England einen eben

ſo ſichtbaren Vortheil; denn alles Geld, was die Einwohner durch ihren Handel mit den Niederländern, Franzoſen und Spaniern oder einigen andern gewinnen, welches ſehr anſehnliche Summen ausmacht, wird gerades Weges nach England überſendet. Man hat ausgerechnet, da viele nach ihren Schaluppen verſchiedne kleine Reiſen des Jahrs thun, daß ſie jährlich nicht weniger als 12,000 Tonnen von ihren eigenen Waaren ausführen können. Außer ihren innländiſchen Gewächſen, ſenden ſie oft nach England Braſilienholz, Reiß, Zucker, Pech, Theer und Fiſchtrahn, ja alles, was ſie für uns nothwendig und für ſich entbehrlich zu ſeyn glauben. Und da verſchiedne Kaufleute von Geſchicklichkeit und großer Fähigkeit ſich in der Stadt **Philadelphia** befinden, ſo treiben dieſe ihren Handel in alle Länder, wo Gewinn und Vortheil zu erreichen iſt. Man hat berechnet, daß jährlich 60,000 Pfund in Caſſa nach England überſendet worden, wofür man allezeit Waaren und Kaufmannsgüter nur allein aus dieſem Königreiche verlangt hat. Was wir oben von **Penſylvanien**, in Abſicht auf ſeinen Handel und ſeine Gewächſe, geſagt haben, müſſen wir auch von **New-Jerſey** und **New-York** ſagen, ausgenommen, daß dieſe nicht ſo viele Schiffe erbauen. Sie ſenden weniger Schiffe, wie man glaubt, nach England, aber die reicher beladen ſind; weil ſie nun mehrere Häute und Pelzwerke mit den **Indianern** handeln. Dieſe Länder ſchicken alles Geld, was ſie in ihrem ganzen Handel gewinnen, nach England; ſie nehmen wieder eben ſo viel daraus als **Penſylvanien**, und ſind überhaupt für dieß Königreich eben ſo nützlich. **New-England** nimmt von demſelben alle Arten von wollenen Manufacturarbeiten, Leinwand, Seegeltuch, Thauwerk zur Ausrüſtung ihrer Schiffe, Baretkrämerarbeit u. d. g. Um ſo viel Geld zu erheben, als ſie

zu der Bezahlung der Waaren brauchen, die ſie von England nehmen müſſen, ſind ſie genöthiget die ſpaniſchen Küſten zu beſuchen, und da ſuchen ſie alle Waaren auf, wenn ſie handeln können. Sie führen Geräthe und Lebensmittel nach den Zuckerplantagen; vertauſchen die Lebensmittel für Braſilienholz bey denenjenigen, die es in Campechey hauen, und ſchicken Röhre, Faßdauben und Fiſche nach Spanien, Portugal und in die Meerenge des mittelländiſchen Meers. Man hat berechnet, daß bey dem Handel von New-England, nicht weniger als 600 Schiffe und Schaluppen gebraucht werden, wovon die eine Hälfte nach Europa handelt, und uberdies, daß bey dem Fiſchfange und in der Schiffart zuſammen nicht weniger als fünf bis ſechshundert Mann zur Arbeit gebraucht werden. Man kann vermuthen, daß der Handel, den die Engländer nach New-England treiben, für dieſelben ſehr vortheilhaft und einträglich ſey. Denn ſie verſenden, wie es ſcheint, jährlich von ihren Manufacturarbeiten, und von der erhandelten Leinwand, wie auch an indianiſchen Waaren u. d. g. am Werthe auf 400,000 Pfund dahin, wofür ſie Gold und Silber daraus erhalten: England nimmt auch Pech, Theer, und Terpentin, nebſt einigen Häuten u. d. g. daher. Newfoundland verſchaft den Engländern einen erſtaunlichen Vortheil. Man hat berechnet, daß ſie, ein Jahr ins andre, ungefähr 200,000 Centner Fiſche daher nehmen, und dieſe wieder für 120,000 Pfund, nach Abzug aller Abgaben, verkaufen können, welche als bloßer Gewinn für England angeſehen werden müſſen; denn durch das Oel gewinnen ſie das Salz wieder u. ſ. w. Ja dieſe Summe wird eigentlich durch ihre Arbeit gewonnen und verſchaft dem Königreiche weit größern Nutzen, indem dadurch brauchbare Schiffsleute gezogen werden, als wenn eine eben ſo große Summe aus

den

den Goldgruben mit dem tauſendſten Theile der Arbeit gegraben würde. Aus Newfoundland bekommen die Engländer eine große Menge Häute und Pelzwerke, nämlich Häute vom Seekalbe, Hirſchen, Füchſen, Ottern und Bären, wie auch einige Bieber. Man kann ſich am beſten eine Vorſtellung machen, wie wichtig Jamaica ſey, wenn man die Menge der inländiſchen Waaren bedenkt, welche daraus jährlich zu Schiffe nach England geführt werden; nämlich an Zucker 100,000 Tonnen; an Baumwolle, Indigo, Pfeffer, neue Würze, Rum, Lindenſaft, Cocusnüſſe, Mahoganyholz u. d. g. 2000 mehr. Daraus wird man ſehen, daß nicht weniger als 12000 Tonnen von eigenen engliſchen Schiffen jährlich nur allein zu dieſem Dienſte gebraucht werden, auſſer denen, welche in dem Handel zwiſchen dieſer Inſel und den nördlichen Plantagen beſchäftiget ſind. Sie nehmen von England alle Arten von Tüchern, beyderley Leinwand, ſeidene und wollene Zeuge, gearbeitetes Eiſen, Erzt, Kupfer, alle Arten von Haußgeräthe u. d. g. Der Handel mit den andern Zuckerplantagen iſt ſehr einträglich. Zum Beweiſe kann Barbadoes dienen; denn es zeigte ſich bey dem Parlamente im Jahr 1730, daß dieſe Inſel 22,769 Tonnen Zucker nach England abgeliefert, welche auf 340,396 Pfund geſchätzet wurden, und daß dieß völlig der Gewinn war, weil man annahm, daß der Rum und Syrop einer Zuckerplantage die Unkoſten derſelben übertrage. Wir können daraus ſchließen, daß das eigentliche Einkommen aus allen Zuckercolonien, welches in die großbritanniſchen Häfen gebracht wird, eine ausnehmend große Summe für England ausmachen müſſe. Außer dieſem anſehnlichen Artickel an Zucker, bringen dieſe Inſeln auch noch eine große Menge von Baumwolle, Pfeffer, Indigo, Aloen u. d. g. hervor, die alle nach Großbritannien herüberge-

gebracht wird, wo der ganze Nutzen aus allen engliſchen Plantageneinkünften ſich vereinigen muß. Man ſagt, daß ſie ſonſt den Einkünften aus dem ſpaniſchen Weſtindien gleich gekommen ſind; und vielleicht ſind ſie ihnen noch gleich; wenigſtens haben ſie zu dem Handel, der Schiffart, und dem Reichthume von England ganz beſonders beygetragen. Man hat ausgerechnet, daß jährlich 300 Schiffe aus Großbritannien in die demſelben zugehörigen Zuckercolonien ausgeſchickt werden, welche ungefähr mit 4500 Mann Schiffsvolk beſetzt ſind, und daß die Ladung vom Zucker, der dahin gebracht wird, auf 170,000 Pf. des Jahrs beträgt, und daß die Abgaben, Commißionen u. d. g. wenig mehr als 200,000 Pfund betragen, welches zuſammengerechnet, ungefähr 1,200,000 Pf. des Jahrs Nutzen für Großbritannien bringt, außer demjenigen Nutzen, der aus andern Artickeln gezogen wird. Dieſe Zuckerplantagen nehmen auch von England alle Arten Tücher, beyderley Leinwand, ſeidene und wollene Zeuge, gearbeitetes Eiſen u. d. g. wie Jamaica, und England bekömmt dafür von ihnen Zucker, Baumwolle, Pfeffer, Indigo u. d. g.

Religion.] Die Indianer in Carolina, Virginien und Maryland, glauben an Einen Gott, Schöpfer aller Dinge, der in ſich unendlich glückſelig iſt, aber auf die niedrigen Angelegenheiten der Menſchen wenig oder gar nicht Acht hat, weil er die Regierung der Welt gewiſſen untergeordneten Gottheiten oder Geiſtern aufgetragen, denen deswegen dieſe Nationen ihre Ehrerbietung beweiſen. Dieſe untergeordneten Gottheiten haben die meiſten von unſern Reiſenden ohne Grund Teufel genennet.

Von dem Spaniſchen Reiche in America.

Das ſpaniſche America enthält, 1. Altmexico oder Neuſpanien, 2. Neumexico oder Granada, 3. Californien, 4. Terra-Firma, 5. Peru, 6. Chili, 7. Paragua, 8. das Land der Amazonen, 9. Magellanica, oder Patagonien, 20. Terra del Fuego, 11. Cuba, 12. Hiſpaniola, (1. das franzöſiſche und 2 ſpaniſche) 13. Porto-Rico, 14. Florida.

Clima.] Mexico iſt mit Gebürgen ſehr beſchwert, welche meiſt mit Wäldern bedeckt ſind. Ueberdieß zieht ſich eine Kette von Bergen, die höher als gewöhnlich ſind, faſt ſo lang als das Land iſt, von Südweſt nach Nordoſt hindurch. Zwiſchen dieſen Gebürgen liegen verſchiedene ſehr fruchtbare Thäler; doch keine von dieſen Ebenen iſt von einer anſehnlichen Länge. Und es iſt merkwürdig, daß die meiſten Gebürge an der weſtlichen Seite von Mexico feuerſpeyende Berge ſind, aus denen Dampf und Feuer beſtändig hervordringet. In jedem Weltmeere, im indianiſchen ſowohl als im atlantiſchen und auf der ſtillen See, wehet der Wind beſtändig von Morgen gegen Abend, zwiſchen dem 30 Grad der Breite nordwärts und ſüdwärts (in einer kleinen Entfernung vom Lande;) nur nordwärts vom Aequator zu neigt er ſich nach Nordoſten, und ſüdwärts vom Aequator zu kehrt er ſich nach Südoſten. Bey dieſer Regel findet ſich nur dieſe einzige Ausnahme, daß unter der Linie und in einer Entfernung von zween oder drey Graden auf jeder Seite, die Winde verſchieden und beſtändig veränderlich ſind; und bisweilen iſt unter dem Aequator ſo wenig Wind und eine ſolche Stille, daß ein Schiff in einer Zeit von einem Monate nicht eine Meile weit ſegeln wird.

Indeß giebt es doch faſt auf jeder Küſte in dem 30 Grade nördlicher oder ſüdlicher Breite, andre periodiſche Winde und Stürme, die zu gewiſſen Jahrszeiten wiederkommen und Monſoons genennet werden. Während der angenehmen Jahrszeit giebt es auch Land- und Seelüfte, welche beſonders auf der nördlichen und ſüdlichen Küſte von Mexico, beſtändig zu beſtimmten Stunden des Tages ſich erheben. Die Landwinde fangen ſich hier des Abends ſpät an, und wehen bis den andern Morgen um ſechs oder ſieben Uhr, da ſie unvermerkt ſich verlieren: und von dieſer Zeit an bis gegen Mittag, iſt es überall ſtille. Im Mittage erhebt ſich der Seewind und erfriſchet die Einwohner, welche ſonſt vor Hitze verſchmachten würden. Aber die Landwinde ſind in Mexico nicht ſo heiß, als in Oſtindien, wo ſie über einen langen Strich heiſſen Sandes herwehen. Hingegen hat man angemerkt, daß die Winde, welche in der Mitte dieſes Landes von den Gebürgen wehen, kälter ſind als die, welche von der See herkommen. Man hat bemerkt, daß jemehr ſich die Sonne einem von den Wendecirkeln nähert, die Witterung deſto feuchter unter demſelben werde, und nur dann am angenehmſten ſey, wenn ſie von einem dieſer Wendecirkel am weitſten entfernt iſt. Hingegen diejenigen Völker, welche außer den Wendecirkeln leben, haben dann das ſchönſte Wetter, wenn die Sonne ihnen am nächſten iſt, und die feuchte Witterung nur da, wenn ſie ſich am weiteſten von ihnen entfernet. In Mexico fängt ſich die regnichte Jahrszeit im April oder May an und dauert bis zum September. Sie beginnt mit Donner und Blitzen, Wirbelwinden und Oceanen, da der Wind faſt von allen Gegenden auf dem Compaß herwehet. Aber das ſchlimmſte Wetter iſt im Junius und Julius. Dieſe Regen, welche das ganze platte Land über-

ſchwemmen, die Land- und Seewinde, welche wechſelsweiſe wehen, und ihre zahlreichen Seen, kühlen die Luft ab, und machen auch die Länder unter der heiſſen Zone angenehm, wo ſonſt die Hitze, wie die Alten glaubten, unerträglich ſeyn würde. Die kälteſte Zeit im Jahre iſt in den Monaten Julius und Auguſt, da die niedrigen Ländereyen unter Waſſer liegen. Dann beklagen ſich, wie man ſagt, die Innländer des Morgens und Abends wirklich über Kälte, ſo wie auch in den folgenden Monaten bis im Februar; obgleich da die Witterung einem Europäer nach ſeiner Natur ſehr gelinde zu ſeyn ſcheint. In der That iſt es auf den Spitzen der höchſten Berge bisweilen ſehr kalt; und ſie ſind ſogar im 16. oder 18. Grad nördlicher Breite mit Schnee bedeckt. Die heiſſeſte Witterung im Jahre iſt im Februar, März und zu Anfange des Aprils; dann wird die Sonne ſelten von Wolken verdunkelt, überall ſind die Gewäſſer ausgetrocknet, und an einigen Orten iſt es dann ſehr ſchwer, friſches Waſſer anzutreffen. Dieſes Land bringt verſchiedne Arten von Früchten, als Orangen, Lemonien, Citronen, Granatäpfel und andres gutes Obſt hervor. Von **Neumexico** wiſſen wir wenig mehr, als daß es ein ausnehmend fruchtbares Land iſt, welches eben diejenigen Pflanzen und Thiere in Menge hervorbringt, die man in den engliſchen Plantagen von Virginien und Carolina findet. Es enthält auch ſehr viele und reiche Silber- und einige Goldgruben. In **Californien** findet man breite Gefilde, angenehme Thäler, vortrefliche Weide zu allen Zeiten für die größre und kleinere Heerden, gute Quellen von fließendem Waſſer, Bäche und Flüſſe, deren Ufer mit Weiden, Schilf und wilden Weinſtöcken beſetzt ſind. Auf den Bergen findet man das ganze Jahr hindurch die Meſcales, eine Frucht, die dieſem Lande eigen iſt, und zu den meiſten Zeiten

im Jahre, Piſtacien, von verſchiedener Gattung und Feigen von unterſchiedlichen Farben. Die Bäume ſind ſehr ſchön, und unter andern trägt der Paloſanto eine große Menge Früchte, woraus ſie vortreflichen Weyhrauch ziehen. Aber nicht nur an Obſte, ſondern auch an Korn hat dieſes Land einen Ueberfluß; und es giebt vierzehen Gattungen deſſelben. Man findet auch eine vortrefliche Art von rothen Erdbeeren da, wovon die Einwohner in großer Menge eſſen. Sie haben Citronen und Waſſermelonen von einer erſtaunlichen Größe. Das Land iſt ſo gut, daß die meiſten Pflanzen, wie es ſcheint, dreymal des Jahrs Früchte tragen. Längſt an den Seeküſten hin iſt die Hitze im Sommer ſehr heftig, und es regnet ſelten; aber in dem innern Lande der Inſel iſt die Luft gemäßigter. Eben ſo iſt es auch im Winter verhältnißweiſe. In den Monaten April, May und Junius, fällt mit einem ſtarken Thaue eine Art von Manna, welches auf den Blättern des Schilfrohres gefrieret und hart wird. Von dieſen ſammeln es die Einwohner und finden es ſo ſüß als Zucker, obgleich nicht ſo weiß. Das Clima iſt ausnehmend geſund, ſo viel wir davon aus den Nachrichten der Mißionarien, Jeſuiten und der Spanier wiſſen, die bey ihnen geweſen, und die ſich fünf Jahr lang in dieſer Inſel vollkommen geſund befunden haben. Die Küſten von Californien ſind wegen der Perlenfiſcherey berühmt; und man glaubt, daß an verſchiedenen Orten Goldgruben gefunden werden könnten, wenn man ſie nur ſuchte. Was Terra-Firma betrift, ſo hat 1. das eigentliche Terra-Firma eine ſehr ungleiche Oberfläche, die in ausnehmend hohen Hügeln, und langen tiefen Thälern beſtehet; die Thäler ſind mit Flüſſen, Bächen und Quellen bewäſſert; einige von ihnen fallen in die Nordſee, andre in die Südſee; und die meiſten haben ihre Quellen in einer Kette von Gebürgen,

gen, die über andre Berge noch hervorragen, und ſich durch die Länge der ganzen Erdenge hinziehen, und in gleicher Linie mit der Küſte, bald ſich ausdehnen, bald, wie die Erdenge eingebogen iſt, ſich einbeugen. Dieſe weite Kette von Bergen liegt ganz nahe an der Küſte der Nordſee, und iſt ſelten mehr als zehn oder funfzehn Meilen davon entfernt. Die Reiſenden bemerken, wenn ſie über dieſelben gehen, daß die hohen Hügel zwiſchen dieſen großen Gebürgen und der Südſee gar nicht in Vergleichung mit ihnen geſetzt werden können; daß dieſe Hügel nicht nur weit unter dieſer Kette von Gebürgen zu liegen ſchienen, ſondern auch die Wolken um ein groß Theil niedriger waren als ſie, und die Ausſicht von ihnen herab in das Land verhinderten. Ein jeder ward von der Höhe ſchwindlicht, wenn er bis zu dem Gipfel geſtiegen war; und merkte hingegen dann keinen Schwindel mehr, wenn er etwas weiter herab gieng. Man hat angemerkt, daß dieſe Landſchaft weit mehr naſſe Witterung hat, als alle andre Länder unter der heiſſen Zone, weil ſie ſehr enge iſt und zwiſchen zweyen großen Weltmeeren, der Nord- und Südſee lieget. Der Regen fängt ſich hier insgemein im April oder May an; im Juny, July und Auguſt iſt er ſehr heftig und zu der Zeit iſt es ausnehmend heiß, wenn die Sonne hervorbricht; weil dann keine Winde wehen, die Luft abzukühlen. Im September fängt der Regen an nachzulaſſen; aber die angenehme Jahrszeit kömmt erſt nach dem November oder December, bisweilen nach dem Januar. Dieſes Land leidet alſo in zwey Drittheilen, oder gar drey Viertheilen des Jahres eine ſehr große Hitze. Aber auch in der feuchteſten Jahrszeit giebt es einige ſchöne Tage, wo nur bisweilen ein Wirbelwind oder Gewitterregen ſich zeigt. Die kälteſte Zeit im Jahre iſt nach dem Regen, um Weyhnachten, wenn das ſchöne Wetter ſich anfangen

ſoll. Der Boden in dem eigentlichen Terra-Firma oder der Erdenge von Darien iſt in dem mittleren Theile der Landſchaft gut; aber die beyden Ufer an der Nord- und Südſee ſind überhaupt entweder ein trockner, dürrer Sand, oder ein überſchwemmtes Land, das faſt keine Gattung von Getreide hervorbringen kann. Die Seeküſten dieſer Landſchaft ſind insgemein ungeſund; und die Gebürge, welche Goldgruben in ſich faſſen, bringen faſt nichts als Geſträuche hervor. 2. St. Maria erzeugt faſt alle Arten von Früchten und Pflanzen, welche in Altſpanien wachſen. Man hat auch da in den Gebürgen Gold- und Kupfergruben, Schmaragde, Sapphiren und viele andre koſtbare Steine. Die Seeküſten ſind ausnehmend heiß; aber die Gebürge ſind da kalt, und auch in dieſem warmen Erdſtriche mit Schnee bedeckt. 3. Die Gebürge in den Landſchaften Venezuela und Caraques ſind ausnehmend hoch; die Thäler hingegen ſind beſonders in der letztern ſehr tief. Die Gipfel der Berge ſind dürre; aber der niedrige Theil derſelben, und die dazwiſchen liegenden Thäler, haben ein fruchtbares Erdreich, wo man im Ueberfluß Zucker, Tabak, Korn, Vieh und viel Weide antrift. Ihre Plantagen von Cocosnüſſen, werden für die beſten in den ſpaniſchen Herrſchaften in America gehalten; es giebt auch verſchiedene Goldgruben in dieſer Landſchaft. 4. Der innländiſche Theil von Andaluſien iſt gebürgigt und mit Wäldern bedeckt, worinn Thäler und Wieſen untermiſcht ſind, welche Korn und Weide hervorbringen; aber er iſt bey weiten nicht ſo fruchtbar als die Landſchaften Venezuela und Caraques oder ſo voll von Einwohnern und Städten. Dieſes Land bringt die meiſten von den guten Früchten hervor, welche in Europa gefunden werden. 5. Die Landſchaft Guiane oder Caribiana iſt den Ueberſchwemmungen an den See-

küſten

küſten ausgeſetzt, welche ſehr niedrig liegen; die Luft iſt darinn ausnehmend heiß und ungeſund, beſonders in denen Gegenden, wo die Wälder noch nicht ausgehauen worden. 6. Neu-Granada zeigt eine große Mannichfaltigkeit von Hügeln und fruchtbaren Thälern, und wird vor ſo geſund gehalten, als alle Gegenden in Terra-Firma. Man ſagt, daß in dieſer Landſchaft Goldgruben ſind; aber weil es eine inländiſche Gegend iſt, die ſelten von Fremden beſucht wird, ſo haben wir nur ſehr unvollkommene Nachrichten davon. 7. Die Landſchaft Popayan hat eine Kette dürrer Gebürge, die faſt unwegſam ſind, und ſich von Norden nach Süden zu hindurch ziehen; einige davon ſind feuerſpeyend, und in einem findet man den Magnetſtein. Nach den Ufern der Südſee zu, iſt das Land niedrig und flach; und weil es faſt drey Viertheil Jahr hindurch regnet, ſo fallen unzählige Flüſſe und reiſſende Ströme von den Gebürgen in die Südſee, in deren Sand man Goldſtaub in großer Menge findet. Es giebt auch Gruben von dieſem koſtbaren Metalle in den Gebürgen, welches die Spanier antreibet in dieſen Ländern ſich niederzulaſſen, ſo beſchwerlich es auch iſt unter der Linie, oder nahe dabey zu wohnen, wo die Hitze und Regen eben ſo ſehr ungeſund, als unangenehm ſind. Die Geſtalt von Peru iſt ſehr verſchieden, nachdem man ſich darinn der See nähert, oder von ihr entfernet. Dieſes Land iſt in drey enge Striche eingetheilt, nämlich, 1. der Strich Lanos, welches ſandigte Ebenen ſind, die längſt an der Seeküſte hinliegen. 2. Der Strich Sirras, welches die Berge über dieſen Ebenen ſind mit Thälern untermiſcht. 3. Der Strich Andes oder Cordeleros, noch tiefer hinein in das Land, welches ſteile, felſigte Gebürge ſind, die alle übrigen an Höhe weit überſteigen. Die Länder, welche an der Küſte hinliegen, haben ungefähr dreyßig Meilen in

der Breite; an einigen Orten mehr, an andern weniger; das Land Sierras hat 75 Meilen in der Breite, und Andes etwas mehr als 75 Meilen darüber. Die Andeſiſchen und Sierrasgebürge liegen mit einander in gleicher Linie von Norden nach Süden zu, wohl über drey tauſend Meilen weit. Lanos iſt auch kein niedriges Land, ſondern hat ein hohes, ſchroffes Ufer, und man kann da nirgends als in den Hafen oder in einigen beſondern Rheden anlanden. Indeß kann man doch dieſe Ebene in Vergleichung mit dem Lande Sierras und Andes niedrig nennen, welches beydes die höchſten Länder in der bekannten Welt überſteiget. Das Land Lanos iſt ganz dürre, außer in wenigen Thälern, wohin man ſchmale ſich krümmende Ströme ableitet, und in derjenigen Gegend der Küſte, welche drey oder vier Grad vom Aequator entfernt iſt, wo es meiſt im ganzen Jahre heftig regnet. Das Gebürge Sierras iſt auch ſehr dürre; doch findet man ſehr fruchtbare Thäler dazwiſchen, welche alle Arten von Korn und Früchten geben; und dieſe ſind auch am meiſten bewohnt, weil ſie eines gemäßigten Himmels in der Hitze und Kälte genieſſen. Denn das Land Lanos iſt meiſt an der See ausnehmend heiß. Andes hingegen ſind kalte, dürre Gebürge, auf welchen der Schnee faſt das ganze Jahr hindurch liegt. Man mag dieſe Gebürge, die wohl über 1500 Meilen zuſammen ſich erſtrecken, überſteigen an welchem Orte man will, ſo wird man eine gewiſſe außerordentliche Verwirrung in ſich fühlen, doch an einigen Orten mehr als an andern; und diejenigen, welche von der Seeſeite hinaufſteigen, empfinden die üblen Zufälle mehr als die von den benachbarten Ebenen dahin gehen. Acoſta ſtieg über die Andeſiſchen Gebürge bey dem Berge Pariacaca und an vier andern Orten, und fühlte allzeit dergleichen Verwirrung, doch nicht ſo heftig als bey dem Berge Pariacaca. Das beſte

Mittel

Mittel das man dawider braucht, iſt dieß, daß man den Mund, die Naſen und Ohren, ſo viel als möglich, verſtopfe und die Bruſt bedecke. Denn die Luft iſt ſo fein und ſchneidend, daß ſie bey Menſchen und Thieren die Eingeweide durchdringet; und die Pferde ſind davon ſehr angegriffen worden. Ja die Höhe der Andeſiſchen Gebürge iſt ſo groß, daß in Vergleichung mit ihnen die Alpen und die Pyrenäen nur gewöhnliche Berge ſind, woraus man ſchließen kann, daß die Luft hier viel zu rein und ätheriſch ſeyn müſſe, als daß ſie die Thiere athmen könnten, welche ein gröberes Medium verlangen. Dieß verurſacht auch, wie Acoſta muthmaßet, dieſe Unordnung in dem Magen. Eben dieſer Schriftſteller benachrichtiget uns, daß es noch andere gebirgigte, unbewohnte Wüſten in Peru giebt, wo ein ſchneller Stoß der Luft einen Reiſenden oft in einem Augenbicke ums Leben bringt. Vormals zogen die Spanier über dieſe Gebürge auf ihrem Wege nach Chili. Aber itzt gehen ſie entweder zur See dahin, oder an der Seite dieſer Gebürge vorbey, um die Gefahr zu vermeiden, in welcher ſo viele von ihnen auf dieſem Uebergange umgekommen, und andre lahm geworden ſind, oder mit dem Verluſte der Finger und Zehen ihr Leben noch gerettet haben. Eben der Acoſta verſichert, daß, da der General Coſtilla mit einer Armee darüber gegangen, ein großer Theil von ſeinen Leuten plötzlich todt darnieder gefallen ſey, und daß ihre Körper unverweſet und ohne Geruch da geblieben wären. Es verſichern uns auch einige engliſche Seefahrer, daß ſie eine ſolche Menge todter Körper von Männern, Weibern und Kindern auf dem Sande da liegen geſehen, daß man eine halbe Meile weit darauf hingehen können; daß die Körper dem Anſehen nach, nicht ſeit einer Woche tod zu ſeyn geſchienen; doch wenn man ſie auf-

geho-

gehoben, wären ſie ſo trocken und leicht geweſen, wie ein Schwamm oder Stücke Kork. Alle ſtimmen darinn überein, daß die Hitze des Sandes und die Trockenheit der Luft in Peru, dieſe Körper von der Fäulniß bewahret habe, was auch ſonſt die Urſache ihres Todes geweſen ſeyn mag. Die Witterung in Peru iſt nach der Lage des Landes verſchieden. Lanos oder die ſandichten Ebenen an der Seeſeite, werden nie von einem Tropfen Regen bewäſſert; aber es ſteigen da oft dicke Nebel auf. Auf Sierras oder die darüber liegenden Hügel, fällt der Regen, wenn die Sonne in den ſüdlichen Himmelszeichen ſtehet, ſo wie es auch in den andern Ländern geſchieht, die zwiſchen dem Aequator und dem Wendecirkel des Steinbocks liegen. Und auf Andes, dieſen ſehr hohen Gebürgen, die am weiteſten von der See liegen, regnet und ſchneyt es acht Monatlang im Jahre, und es iſt da ausnehmend kalt. Es iſt ſehr ſonderbar, daß die Ebenen an dem Seeufer von Peru keinen Regen haben ſollen, weil in andern Ländern die Seeküſten insgemein mehr dem Regen und trüben Wetter ausgeſetzt ſind, als das Weltmeer in einer großen Entfernung vom Lande, oder die Mitte in einem feſten Lande. So haben zum Beyſpiel die Niederlande, Holland und Flandern mehr feuchtes und trübes Wetter, als Deutſchland oder Frankreich in ſeiner Mitten. Eben ſo bemerken die Seeleute, vier oder fünfhundert Meilen weit vom Lande ein heitres und beſtändiges Wetter, beſonders zwiſchen den Wendezirkeln; und hingegen ſchließen ſie, daß ſie dem Lande nahe ſind, wenn ſie dicke Wolken ſehen, welche ſich insgemein darüber aufziehen. Sie bemerken auch, daß die Orcane weit häufiger und heftiger nahe beym Lande ſind, als auf der See, in einer Entfernung von hundert Meilen; ob ſie gleich in dieſem Theile der Südſee, welche Peru an

der

der Abendſeite einſchließet, nicht wiſſen, was Stürme oder Orcane ſind. Die Erdbeben, welchen Peru, beſonders in der Gegend der Stadt Lima ausgeſetzt iſt, müſſen nothwendig bey den erſtaunlich reichen Kaufleuten die Freude über ihren ganzen Beſitz ſehr vermindern. Durch dieſe ſchreckliche Begebenheiten iſt ein großer Theil ihrer Städte, Schlöſſer und weiten Gebürge niedergeſtürzt worden; und die Flüſſe haben ihren Lauf verändert. Im Jahr 1687 kam die Ebbe ſo weit vom Ufer weg, daß man kein Waſſer mehr ſehen konnte; und nachdem die See eine ziemliche Zeitlang verſchwunden war, kam ſie mit rollenden Gebürgen von Waſſer zurück, und überſchwemmte Menſchen und Thiere auf 150 Meilen weit an den Küſten hin. Die Schiffe, die 150 Meilen weit in See weſtwärts von Lima waren, empfanden dieſen erſchrecklichen Stoß ſo ſehr, daß die Schiffsleute glaubten, ſie wären auf einen Felſen geſchlagen worden. Doch nachdem das Schrecken vorüber war, warfen ſie das Bley und ſuchten Grund; ſie konnten aber denſelben nicht finden, obgleich die See, welche insgemein grünlich ausſieht, damals eine weisliche Farbe hatte, und das Waſſer das ſie heraufzogen, mit Sand vermiſcht war; ſie ſchloſſen daraus, daß der Stoß durch ein Erdbeben verurſacht worden; und bald darauf erfuhren ſie, daß zu eben der Zeit ein heftiges Erdbeben zu Lima geweſen ſey. Das Land Chili iſt in ſeiner äußern Geſtalt dem Lande Peru ſehr ähnlich. Denn alle Engliſche Seeleute ſtimmen überein, daß die Küſte von Chili ein hohes, ſteiles Ufer iſt; und daß tiefer hinein ins Land andre Berge hervorragen, welche die Spanier Sierras nennen, und über dieſe die Andeſiſchen Gebürge, die höchſten in der bekannten Welt. Dieſe Gebürge ſind ein Wunderwerk der Natur. Ihr Zugang iſt erſtaunlich, daß ein Reiſender drey oder

vier

vier Tage zubringt, ehe er den Gipfel derſelben erreicht, und eben ſo viel Zeit um nur herabzuſteigen brauchet; denn man behauptet, daß ein Reiſender auch ſelbſt von der Seite eben ſo lange hinauf ſteigt, weil der ganze Weg, der ungefähr 40 Meilen beträgt, nichts als eine ausnehmend ſteile Küſte iſt, daher es auch kömmt, daß die Flüſſe mit ſo einer Heftigkeit ſich ergießen, beſonders nahe an ihren Quellen, daß ſie wie die Mühlſtröme lauffen. Wenn die Reiſenden den höchſten Platz dieſer Gebürge erſtiegen haben, ſo empfinden ſie ſo eine ſcharfe, durchdringende Luft, daß ſie mit vieler Mühe Athem holen können, und genöthet ſind, ſchnell und heftig Luft zu ſchöpfen, und den Mund weiter als gewöhnlich zu öffnen. Sie müſſen auch das Schnupftuch davor halten, um ihren Odem zu verdicken, und die ausnehmende Kälte der Luft zu mäßigen. Die Schriftſteller bemerken, daß die, welche über die Andeſiſchen Gebürge in Peru reiſen, ſehr über Uebelkeiten und Erbrechungen klagen; diejenigen aber, welche über die Gebürge in Chili gehen, nie dergleichen Beſchwerungen, ſondern nur die Schwürigkeit Athem zu holen, empfinden. Es muß alſo in demjenigen Theile der Andeſiſchen Gebürge in Peru, welchen man Pariacaia nennt, eine Menge andrer ſich vereinigenden Urſachen und eine beſondre Einrichtung der Himmelsgegend ſeyn, welche man als die Urſache der oberwehnten Wirkungen anführen kann, und nicht die Höhe der Gebürge. Denn die in Chili ſind ohne Vergleichung noch höher. Die Reiſenden, die über dieſe Gebürge gehen, treten gleichſam auf die Wolken, und wenn ſie die höchſten Gipfel erſtiegen haben, ſo können ſie die Erde nicht mehr vor den Wolken unter ihnen ſehen, indem der Himmel helle iſt, und die Sonne in ihrem ganzen Glanze ſcheinet. Sie ſehen den Regenbogen (der in den Thälern den

Him-

Himmel zu durchſchneiden ſcheinet,) unter ihren Füßen ausgebreitet. Eben ſo bewundernswürdig iſt es auch, daß ſie auf ihrer Reiſe über dieſe Berge, in der Ferne, Ungewitter und Stürme in die Thäler hinab ſtürzen ſehen, indem über ihren Häuptern die Luft ſehr heiter iſt. In dieſer Kette von Bergen, ſind ſechszehen Feuerſpeyende, die zu verſchiednen Zeiten ausgebrochen ſind, und durch ihre erſchrecklichen Wirkungen das ganze Land in Erſtaunen geſetzt haben. Unter dieſen entſetzlichen Begebenheiten iſt die, welche ſich im J. 1640 zutrug, ſehr merkwürdig. Ein Berg brannte da ſo heftig, daß er von einander riß, und ganze brennende Felſenſtücken, mit ſo einem ſchrecklichen Getöſe herauswarf, daß man es viele Meilen weit, wie das Donnern der Canonen hörte. Die Andeſiſchen Gebürge ſollen ſehr reiche Goldgruben enthalten; aber die Indianer bemühen ſich ſie vor allen andern Nationen zu verbergen. Denn man glaubt, daß der, welcher unter ihnen etwas davon zu entdecken wagt, unvermeidlich ums Leben gebracht wird. Ueberdieß werden auch dieſe Gruben deswegen nicht nachgeſuchet, weil die Einwohner einen großen Ueberfluß an allen Nothwendigkeiten des Lebens haben. Der Unterſchied, den die Reiſenden, welche über die Andeſiſchen Gebürge gehen, zwiſchen beyden Seiten derſelben, den Oeſtlichen und Weſtlichen Theilen bemerken, iſt ſo groß, daß es zwo verſchiedene Welten zu ſeyn ſcheinen. Denn auf dem Gipfel, entdeckt der Reiſende beyde Horizonte, und wenn er nach Morgen zu ſiehet, ſo iſt alles mit dicken Dünſten bedeckt, welche das Licht zu hindern ſcheinen und die ganze Gegend beſchatten. Aber gegen Abend ſiehet er einen ſo glänzenden Himmel, daß es ein ungemeines Vergnügen iſt, ihn zu betrachten. Die Morgenſeite iſt ganz mit einer wolkigten, dicken Luft umzogen, worinn Stürme und Hagelwetter mit ſchrecklichem

Donner und Blitzen entſtehen. Auf der Abendſeite iſt nicht eine Wolke zu ſehen, ſondern alles iſt hell und glänzend. Auch wenn man herab nach der Morgenſeite gehet, findet man weniger Quellen und Flüße, und dieſe voll Schlamm. Ja der Anblick des Landes iſt ſo traurig, daß nicht eimal ein grüner Baum oder ein angenehmes grünendes Land das Auge ergötzet. Aber an der Abendſeite der Gebürge iſt es ganz anders. Sobald der Reiſende nur herabkömmt, trift er reitzende Quellen an; die Bäume ſind grün und die Wälder wohlriechend und ergötzend; und die kleinen Thäler ſind gleichſam ſo viele Ruheplätze auf dieſer großen Treppe. Schon an dem Fuße der Gebürge kann man die gelindere Seeluft fühlen, und der Reiſende wird über die Harmonie der Vögel und andre reitzungsvolle Gegenſtände entzückt. Die Thäler ſind auch voll von wohlriechenden, ſchönen Blumen, die von der Natur ohne menſchliche Kunſt und Arbeit hervorgebracht werden; und darunter findet man auch außerordentliche mediciniſche Pflanzen. Die kleinen Berge geben gute Weide, und in ihren Thälern, kommen die Oliven, Mandeln und alle Arten von Oſtbäumen ausnehmend gut fort; es ſind auch Weinberge in den Ebenen, woraus vortreflicher Wein gepreßt wird. Mit den erſten Regen des Winters, welche ungefähr in der Mitte des Maymonats fallen, fängt der Schnee an die Andeſiſchen Gebürge zu bedecken; und fünf oder ſechs Monat lang ſind ſie verſchloſſen oder unüberſteiglich. Doch wenn wir von den Jahrszeiten in Chili reden, müſſen wir nothwendig auf die Eintheilungen dieſes Landes, welche unter dieſem allgemeinen Namen begriffen ſind, unſer Abſehen richten. 1. Das eigentliche Chili, welches zwiſchen dem 25 und 45 Grad ſüdlicher Breite, und zwiſchen den Andeſiſchen Gebürgen und der Südſee lieget. In dieſem Theile fängt ſich

der

der Frühling in der Mitten des Auguſts an, und dauert bis in die Mitte des Novembers, da der Sommer ſich anfängt, und bis zu der Hälfte des Februars währet. Drauf folgt der Herbſt, welcher bis in die Mitte des Maymonats dauert, da bey ihnen der Winter eintritt. Im Winter ſind die Bäume ganz von Blättern entblößt, und ein weißlicher Reif bedeckt des Morgens die Erde, welcher aber insgemein zwo Stunden nach Sonnen-Aufgang geſchmolzen iſt; nur ſelten fällt einiger Schnee in die Thäler oder niedrigen Fluren. Weder die Hitze noch die Kälte iſt hier ſo heftig, als in andern Ländern, die unter eben dem Grade der Breite liegen; aber derjenige Theil der Landſchaft, welcher nahe bey der See lieget, iſt wärmer als der, welcher an die Gebürge ſtößt. Es iſt auch hier nicht ſo viel trübe und regnichte Witterung als in den Gegenden, die unter eben dem Grade der Breite Nord- oder Südwärts liegen. Im Sommer iſt hier beſtändig heitres und ſtilles Wetter ohne Regen; und ſie ſind auch deſſelben nicht benöthiget, da das Land von den Strömen des geſchmolzenen Schnees, die zu Anfange des Sommers von den Andeſiſchen Gebürgen herabfallen, ſo wohl bewäſſert wird. 2. In der Landſchaft Cuyo, welche Oſtwärts von den Andeſiſchen Gebürgen liegt, und ſich von Paragua oder La Plata, bis zum 45 Grade erſtreckt, iſt hingegen der Winter ausnehmend kalt; es friert in den Häuſern, und das Vieh ſtirbt, wenn es haußen gelaſſen wird. Im Sommer iſt die Hitze eben ſo unausſtehlich; Donner, Blitze und Stürme ſind hier auch ſehr gewöhnlich, und im Frühlinge kommen ſolche Ueberſchwemmungen von Regen, daß das Land ganz bedeckt wird. 3. Ich begreife das Land, das Magellanica oder Patagonia genennt wird, unter dem allgemeinen Namen von Chili. Dieß iſt eine kalte, unangenehme

Gegend, und nach den Berichten der Engliſchen Schiffsleute iſt die Kälte hier weit ſtrenger, als in andern Gegenden, die unter einerley Grade der Breite in unſrer Nördlichen Halbkugel liegen. Dieß iſt gewiß, daß keiner von den Europäiſchen Seefahrern durch die Annehmlichkeiten der Luft und des Bodens hierhergelockt worden, auf der Oeſtlichen oder Weſtlichen Seite von Patagonien oder Magellanica Colonien zu pflanzen. Terra del Fungo iſt, gleich dem feſten Lande, das ihm grade entgegen liegt, gebürgigt und waldigt; und die Gipfel der Berge ſind da ſtets mit Schnee bedeckt. Aber dieſe Inſel hat verſchiedne gute Rheden und Häfen an der Küſte, um die Schiffe für die Stürme und Ungewitter, die in dieſen Seen wüten, zu beſchirmen. Paragua oder la Plata beſteht aus breiten Ebenen, die ſich zwo oder dreyhundert Meilen in der Länge erſtrecken, und worinn man keinen Baum, wenigſtens nichts, was Bauholz geben könnte, und ſelten einen Berg oder Stein gewahr wird. Aber in der Landſchaft, die nach Morgen zu liegt, vom großen Fluſſe Paragua an, der an Braſilien gränzet, ſieht man eine angenehme Vermiſchung von Bergen und Thälern, Wäldern und Gefilden. Was die Jahrszeiten betrift, ſo ſind in dem Nordlichen Theile des Landes, jährlich im November und December, wenn die Sonne ihnen grade entgegen ſtehet, heftige Regen, Stürme und Ungewitter. Doch grade dem zuwider haben diejenigen Gegenden des Landes, welche Südwärts vom Wendecirkel des Steinbocks an liegen, ihren Sommer (ihre ſchönſte Zeit, wenn die Sonne ihnen am nächſten iſt) im November, December und Januarius. Diejenigen Flüſſe, welche zwiſchen den Wendecirkeln entſpringen, beſonders in La Plata, Paragua und Parana, ſchwellen auf, nachdem der Regen zwiſchen den Wendecirkeln gefallen iſt; ſie

überſtrömen ihre Ufer und die flachen Gegenden in ihrem Laufe durch den ſüdlichen Theil dieſes Landes, und machen es ſo fruchtbar, wie Aegypten durch den Nilſtrom wird; und in der That geſchieht dieß faſt in allen Theilen der Welt, wo die Flüſſe binnen den Wendecirkeln entſpringen. Das Land der Amazonen genießt eine kühlere Luft, als man vermuthen ſollte, da es ſo nahe bey der Linie liegt. Dieß verurſachen aber theils die heftigen Regen, wodurch ſo viele Flüſſe in der einen Hälfte des Jahres ihre Ufer überſchwemmen; theils das trübe Wetter, und die Kürze der Tage, welche niemals länger als zwölf Stunden ſind, und endlich die heftigen Morgenwinde, die öfters von der Atlantiſchen See durch das ganze Land ſo ſtark wehen, daß dadurch die Schiffe auf dem großen Fluſſe Amazon wider den Strom ſegeln, und ihre Reiſe faſt eben ſo geſchwind hinauf als herabwärts vollenden können, da es doch eine Reiſe von acht oder zehn Meilen ſeyn ſoll, wenn keine üble Zufälle den Fortgang aufhalten. Die Reiſenden merken auch an, daß die ſchrecklichſten Donner und Blitze faſt durchs ganze Jahr hindurch hier wüten; doch dieß iſt in allen den Ländern auch gewöhnlich, die unter der Linie liegen; und man muß eigentlich ſagen, daß ſie in denſelben zweymal des Jahrs Winter und Sommer haben; das heißt, ſchön Wetter, wenn die Sonne in einem von den beyden Wendecirkeln am weitſten von ihnen entfernt iſt; und ſchlimmes Wetter, wenn ſie ihnen gerade über dem Haupte ſtehet, wie dieß geſchieht, wenn im Herbſte und Frühlinge Tag und Nacht gleich ſind. In Cuba ſieht man eine Kette von Gebürgen, welche faſt durch die ganze Inſel von Morgen nach Abend zu, ſich ziehet, und mit Bauholze gut beſetzt iſt; doch die Gegend nahe an dem Ufer iſt überhaupt eine flache Feldgegend. Sie haben hier keinen Winter, ſondern insgemein viel Regen und Un-

gewitter, wenn die Sonne im July und Auguſt grade über ihnen ſtehet, wodurch aber die Luft abgekühlt und der Erdſtrich erträglich gemacht wird. Die ſchönſte Jahrszeit iſt dann, wenn die Sonne am weiteſten von ihnen ſtehet, und da iſt der Morgen die allerheiſſeſte Zeit des Tages; denn gegen Mittag fangen die Seelüfte an heftig zu wehen, und dauern fort bis zum Abend. Vom October bis zum April wehen heftige Nord- und Nordweſtwinde im Vollmonde und Mondwechſel in dieſen Seen; und im December und Januarius entſtehen daraus oft heftige Stürme, ob dieß gleich die ſchöne Jahrszeit für ſie iſt. Der Handlungswind, (wie die Engländer dieſe Monſoons nennen) wehet in dieſen Seen von Nordoſten. Was die äußere Lage von Hiſpaniola betrift, ſo findet man in der Mitten des Landes Gebürge, die mit Waldungen gut beſetzt ſind, und andre Gebürge, die mehr kahl ſind, worinn vormals Goldgruben geweſen, welche heut zu Tage völlig erſchöpft zu ſeyn ſcheinen. Auf der nördlichen und ſüdlichen Seite der Inſel liegen ſchöne, fruchtbare Ebenen, die mit einer Menge angenehmer Flüſſe wohl bewäſſert ſind, welche von den Bergen fallen. Die Luft und Jahrszeiten ſind in dieſer Inſel faſt eben ſo beſchaffen wie in Cuba. In der Inſel Porto-Rico herrſcht eine angenehme Mannichfaltigkeit von Wäldern, Bergen und Thälern; aber es giebt da nur wenig breite Ebenen. Von denen Goldgruben, welche, wie die Reiſenden erzählen, in dieſer Inſel ſeyn ſollen, wird heut zu Tage keine bearbeitet, und es iſt auch nie eine darunter von einiger Erheblichkeit geweſen. Der Boden iſt ſehr ergiebig, und bringt vielerley Früchte und alle Nothwendigkeiten des Lebens hervor. Von der Luft und den andern Phyſicaliſchen Umſtänden vom Spaniſchen Florida ſiehe Carolina. Ich habe die beſondern Einkünfte des Spaniſchen Reichs in

America übergangen, um davon unter dem Abſchnitte vom Handel in dieſem Hauptſtücke ausführlicher zu reden.

Handel.] Der Werth der Kaufmannswaaren in der Stadt Mexico kann nicht berechnet werden, weil dieſe Stadt der Marktplatz für alle die Waaren iſt, welche aus Oſtindien oder Europa gebracht werden. Die aus Oſtindien bekommen ſie von Acapulco, einem Seehafen in Mexico an der Südſee; und die aus Europa von la Vera-Cruz, welches in der Rhede von Mexico an der Nordſee liegt. Ueberdies machen ihre eignen innländiſchen Schätze, Gold, Silber, Edelgeſteine u. d. g. auſſer den erſtern Waaren, daß die Läden und Marktplätze von Mexico die reichſten ſind, die man in irgend einer Stadt auf der Erde findet. Die Spanier brauchen, wie es ſcheint, jährlich nur zwey Schiffe in dem reichen Handel zwiſchen Acapulco und den Philippiniſchen Inſeln nahe an der Küſte von China. Dieſe gehen nicht zuſammen in Geſellſchaft, ſondern thun ihre Reiſe wechſelsweiſe. Eins davon ſeegelt von Acapulco ganz zu Ende des Märzmonats oder zu Anfange des Aprils aus, und langt zu Manile, in den Philippiniſchen Inſeln, im Junius an, da das andere fertig iſt, von Manile nach Acapulco abzuſeegeln. Man rechnet ungefähr 2000 Meilen von Acapulco nach Manile, und dieſe ſeegeln die Spanier in zehn Wochen, oder drey Monaten, wenn ſie von Mexico nach Manile gehen. Sie haben da einen beſtändigen Handelswind aus Nordoſten, und helles Wetter im 10. oder 12. Grad nördlicher Breite, in welchen ſie ſobald als möglich zu kommen ſuchen; und ſie haben ſelten nöthig ihre Seegel zu ändern, bis ſie zu den Diebesinſeln ankommen, ungefähr 100 Meilen noch von den Philippiniſchen, wo ſie anlanden, und friſche Lebensmittel und Waſſer zu ſich nehmen. Und unter dieſer Breite kann die

Südſee mit Recht das ſtille Meer genennt werden; denn ſie haben ſelten auf ihrem ganzen Wege einige Stürme, oder ſchlimmes Wetter. Die Ladung dieſes Schiffes beſteht hauptſächlich in Silber. Die Reiſe von Manile nach Acapulco wird mit unglaublichen Gefahren und Beſchwerlichkeiten zurückgelegt; und auch der größte Gewinn wird einen weiſen Mann nicht reitzen können, ſie zum zweytenmale zu unternehmen. Denn, wenn ſie Manile verlaſſen, ſo ſind ſie genöthiget aus dem ſtillen Meer zu ſeegeln, und ſich weiter nach Norden zu wenden, bis ſie ungefähr in den 35 oder auch 40 Grad kommen, ehe ſie Abendwind oder nur veränderlichen Wind bekommen können. Und hier werden ſie von den aufgethürmten Wellen herumgeworfen; und ihre Geduld wird durch das unbeſtändige Wetter ſehr geübt. Dieſe Reiſe kann man vor die längſte und fürchterlichſte Reiſe auf der Welt halten; ſowohl wegen des weiten Weltmeers, das ſie durchreiſen müſſen, da der Wind beſtändig ſtürmet, als auch wegen der entſetzlichen Ungewitter, welche eins auf das andre in dem Wege folgen, den ſie nehmen müſſen; wegen der unheilbaren Krankheiten, die das Schiffvolk anfallen, und wegen vieler andern heftigen Widerwärtigkeiten. Die Spanier, die von den Philippiniſchen Inſeln nach America ſeegeln, bedienen ſich allezeit des mittäglichen Monſoons, welcher ſich ungefähr im May oder Juny auf der Küſte von China erhebt, und bis im September oder October wehet. Dieſer bringt ſie weiter hinauf unter den 30. Grad nördlicher Breite, wo ſie veränderlichen Wind zu bekommen anfangen, da es ihnen ſehr ſchwer wird nach Oſten zu ſeegeln; und insgemein kommen ſie, wie es ſcheint, gegen Weyhnachten in dem gewünſchten Hafen von Acapulco an. In dieſer Reiſe gewinnen die Kaufleute, wie man ſagt, 150, oder 200 pro Cent; der

Schiffs-

Schiffsherr kann ungefähr 20,000 Stück von Achten (jedes zu 4 Schill. 6 Pf.) und jeder von ſeinen Compagnons 9000 gewinnen; der Capitain des Gallions, 40,000. Der Bootsmann, welcher das Recht hat verſchiedne Ballen Güter an Bord zu nehmen, erlangt in einer Reiſe ein Vermögen; und der Sold von jedem Schiffer iſt ungefähr 370 Stück von Achten, die ungefähr 84 Pf. Sterlings betragen. Die Ladung dieſes Schiffes von Manile beſteht in Diamanten, Rubbinen, Sapphiren und andern Edelgeſteinen, die in Oſtindien gefunden werden; in Zimmt, Würznelken, Muſkatenblumen, Muſkatennüſſen und Pfeffer; in reichen perſianiſchen Teppichen, Kampfer aus Borneo, Benzoim und Elfenbein aus Pegu, und Cambadia; in ſeidenen Zeugen, Muslin und Cattun aus Oſtindien; in Goldſtaub, Thee, chineſiſchen Porcellan, Seide, Käſtchen u. d. g. aus China und Japan; welches alles eine erſtaunliche Summe ausmacht; weil dieſes einzige Schiff mehr Reichthümer enthält, als manche ganze Flotte. Dieſe Schiffe, die eine ſo reiche Ladung fortbringen müſſen, ſind insgemein Schiffe von ziemlicher Größe, und tragen gemeiniglich 800, bis 1000 Tonnen. Zu der Zeit, da dieſes Schiff in Acapulco von Manile ankömmt, landen da auch zwey oder drey andre Schiffe aus Lima in Peru, die nicht viel geringer am Werthe als jene ſind, und mit Silber, Queckſilber, Cocosnüſſen und andern reichen Kaufmannsgütern aus Südamerica beladen worden, wofür ſie die europäiſchen und die oſtindiſchen Kaufmannswaaren eintauſchen. Denn in den Monaten Januar und Februar, wird zu Acapulco eine große Meſſe gehalten; und es kömmt da eine Menge von Kaufleuten aus Mexico, um die europäiſchen Waaren zu verkaufen, und die chineſiſchen, die oſtindianiſchen, und die aus Peru einzukaufen. Auf der Küſte von Mexico wird nur

wenig Waare fortgeſchaft; alle Waaren werden von Acapulco nach der Stadt Mexico durch Mauleſel und Packpferde gebracht; und auf eben die Art von da nach Vera-Cruz, um für Europa eingeſchifft zu werden. Dieſe letztere Stadt iſt wegen der kleinen Flotte von großer Wichtigkeit, die ſich hier verſammelt, um das in den Gruben von Mexico gefundene Gold und Silber zu empfangen. Es iſt auch eine Meſſe von allen Arten von koſtbarer Manufacturarbeit da, die aus China, Oſtindien, Peru und Europa dorthin gebracht werden; und dieß giebt mir Anlaß von dem Handel zwiſchen Mexico und Altſpanien zu reden. Dreyßig oder vierzig große Schiffe unterhalten den Handel zwiſchen Spanien und ſeinem Gebiete in America; und davon ſind faſt alle ihre eigenen Schiffe, weil ſie keinen Handel in auswärtige Lande zu treiben verſtatten. Sie laſſen auch keine Fremden ihre Küſten beſuchen, ausgenommen die Südſee-Compagnie in England, welche ſie mit Sclaven verſorget, aber auch unter verſchiedenen Einſchränkungen; und unter der Bedingung, daß die Compagnie keinen heimlichen Handel treiben will, hat ihr der König von Spanien das Privilegium ertheilt, jährlich ein Schiff auszuſchicken, um nach Indien zu handeln. Die Schiffe, deren ſich die Spanier bedienen, um ihre Kaufmannsgüter von Spanien nach America herüber zu ſchaffen, ſind überhaupt breit, und von ziemlicher Größe, und heißen Gallionen. Sie ſeegeln jährlich in Flotten aus Cadix mit Waaren von verſchiedenen Nationen befrachtet; aber die Engländer, Holländer, Franzoſen und Italiäner ſind die Eigenthümer von dem meiſten Theile ihrer Ladung, und die Spanier ſind meiſt nur ihre Factore. Denn, wenn die Gallionen aus America mit den großen Summen, wofür die Waaren verkauft worden, zurückkommen, ſo werden ſie größtentheils un-

ter

ter die Kaufleute und Buchhalter, die zu dieſen vier Nationen gehören, ausgetheilt. Die Spanier, welche in dieſen Angelegenheiten gebraucht werden, ſind ſo ehrliche Leute, daß diejenigen, in deren Namen dieſe Waaren überſendet werden, und die Zurückbezahlung geſchieht, ſelten das gute Zutrauen mißbrauchen, daß man in ſie ſetzet, oder ihre Principale hintergehen. Denn nach den ſpaniſchen Geſetzen kann kein Ausländer, für ſich oder durch andre, nach dem ſpaniſchen Weſtindien handeln, ſondern verliert ſeine Güter. Indeß kann man nicht anders vermuthen, als daß die ſpaniſche Regierung ſehr wohl unterrichtet iſt, daß dieſer Handel einigermaßen von Ausländern getrieben wird, und daß ſie aus ſehr guten Urſachen es überſehen. Sie weiß, ihr eignes Volk iſt nicht im Stande dieſe Flotten zu laden; und wenn es nicht durch die Ausländer darein geſetzt würde, ſo müßten ihre americaniſchen Länder alle Arten von Nothwendigkeiten faſt für Kleidung und Geräte entbehren. Man muß geſtehen, daß es weit mehr zum Vortheil des Königs von Spanien gereichen würde, wenn derſelbe in ſeinem Reiche die Manufacturen beßer aufrichtete und mehr mit Producten aus ſeinem eigenen Lande Handlung triebe. Aber weil die Einwohner dazu nicht bewogen werden können, ſo iſt dieß ihre beſte Beſchäftigung, daß ſie Factore und Fuhrleute für ihre Nachbarn werden; denn außer den Vortheilen, die ſie erhalten, indem dieſe Waaren durch ihre Hände gehen, werden auch noch die Einkünfte der ſpaniſche Krone durch die Ein- und Ausfuhre derſelben, ausnehmend vermehret. Der größte Theil der Gallionen ſeegelt nach Porto-Bello und heißt die Silberflotte; der andre Theil, den ſie die Flotille nennen, ſeegelt nach Vera-Cruz in Mexico. Die Silberflotte verkauft ihre Waaren hauptſächlich in der Meſſe von Porto-Bello, wo

ſie Gold, Silber und andre große Schätze aus Peru und Chili, an ſtatt der Bezahlung für ihre Waaren an Bord nehmen. Die Flotille verkauft ihre Ladung auf der Meſſe zu Vera = Cruz, wohin man das Gold und Silber aus Mexico, nebſt dem Goldſande, den Edelgeſteinen und andern Schätzen aus China und Oſtindien bringet; und damit wird dieſe Flotille beladen und nach Europa zurückgeſchickt. Die Gallionen ſeegeln, wenn ſie aus Spanien abgehen, nach Südweſten, und ſuchen, ſobald als möglich, in Handelwind zu kommen, der ſie in den 11 oder 12 Grad nördlicher Breite bringet. Dann lenken ſie ihren Lauf gerade nach Weſten, laſſen die Caribiſchen Inſeln zur rechten Hand, oder im Viertel von der rechten Seite des Schiffs, und ſetzen ihren Lauf weſtwärts fort, bis ſie bey Rio de la Hach ankommen, wo ſie Anker werfen, und ſogleich Boten nach Carthagena, Panama, Porto-Bello, Vera-Cruz, u. a. ſenden, damit man den königlichen Schatz für die Gallionen bereit halten möge, den ſie auf ihrer Rückreiſe an Bord nehmen; wozu der größte Theil der Flotte nach Carthagena, und der übrige nach Vera-Cruz reiſet. Alle Gallionen vereinigen ſich insgemein, bey ihrer Rückreiſe, in der Havanna auf der Inſel Cuba; und von da ſeegeln ſie in Geſellſchaft nach Spanien. Sie nehmen auf ihrer Rückreiſe einen ganz andern Weg, als der, wodurch ſie von Europa kamen; ſie ſeegeln nordwärts durch den Meerbuſen von Florida, und ſetzen ihren Lauf nach Nordoſten zu fort, bis ſie in den 36 oder 40 Grad der Breite kommen, wo ſie veränderlichen Wind bekommen; ſie richten ihn, näher nach Oſten zu, ſo ſehr es die Winde verſtatten, bis ſie auf die Küſte von Spanien kommen; und insgemein brauchen ſie ſechs oder acht Wochen zu ihrer Reiſe. Dieſe Flotten ſollen bisweilen nahe an 15,000,000

Pf. Sterling am Werthe nur an Gold und Silber nach Hauſe gebracht haben, wovon der König ein Fünftheil bekömmt. Es wird auch ein gewiſſer Handel zwiſchen Mexico und Cuba, Hiſpaniola und Porto-Rico, wie auch zwiſchen Mexico und Terra-Firma vermittelſt der Barlevento oder Guarda-Coſtas Flotte getrieben, die aus ſechs oder ſieben Seegeln beſteht, von guter Ladung und Stärke, die ſowohl zu Kriegsſchiffen als Kauffarthenſchiffen dienen. Denn alle Jahre werden ſie befehliget, alle ſpaniſche Seehäfen in der Nordſee zu beſuchen, und auch einen jeden Ort mit demjenigen zu verſorgen, was der andre erzeuget oder verſchaffen kann, damit ſie die Ausländer abhalten, in ihre Häfen zu handeln, und die See von Seeräubern reinigen mögen. Dieſe Flotte geht nach Vera-Cruz im October oder November, und bleibt da bis im März. Von da ſeegelt ſie nach der Havanna, wo ſie die Waaren abſetzt, die aus Mexico gebracht werden; und hierauf geht ſie weiter nach Norden zu, durch den Meerbuſen von Florida, bis ſie in den 30 oder 40 Grad der Breite kömmt; da ſie dann nach Südoſten zu kehret, bis ſie bey der Jnſel Porto-Rico landet; und nachdem ſie da ihre Geſchäfte ausgerichtet hat, ſetzt ſie ihren Lauf ſüdwärts fort, bis ſie zu der Dreyeinigkeitsinſel anlangt, nahe bey der Mündung des Fluſſes Oronoko. Von da ſeegelt die Gurda Coſtas nach Margarita, einer andern anſehnlichen Jnſel im großen Meere, und gehet längſt an den Küſten nach Comona und ſo auch nach Caracos; dann umſeegelt ſie das Cap la Vela vorbey, und ſeegelt längſt der Küſte hin bey Rio de la Hacha, St. Martha und Carthagena, an welcher Küſte ſie öfters engliſche, franzöſiſche und holländiſche Handlungsſchaluppen antrift, und zu Priſen machet. Wenn ſie ſich einige Zeit zu Carthagena aufge-

aufgehalten hat, gehet ſie weiter nach Porto-Bello, von da ſie, nachdem ſie die Rhede von Campeachy beſucht hat, endlich nach Vera-Cruz wieder zurückkehret. Der Schleichhandel, denn die Engländer, Franzoſen und Niederländer treiben, iſt für dieſe Nationen ſehr vortheilhaft. Denn die Waaren, welche in den Gallionen herüber gebracht werden, müſſen auf der Meſſe von Porto-Bello für einen ausnehmend hohen Preiß eingekauft werden, um ſie wieder durch die Südſee nach Peru zu ſchaffen. Dieſe übertriebenen hohen Preiſe für Kleidung und Geräte, reitzen die Engländer und übrigen Nationen, einige Schaluppen mit allem auszurüſten, was man auf der Küſte von Mexico und den übrigen, nothwendig brauchet, damit ſie mit den Spaniern auf dieſen Küſten handeln können; welche eben ſo geneigt ſind, Waaren von dieſen Ausländern anzunehmen als ihnen zu verkaufen, da ſie Stücken von Achten vor das geben, was ſie kaufen. Doch, wie wir oben bemerkt haben, wenn die Barlavento Flotte oder Guarda-Coſtas auf ſolche Handelsſchiffe ſtößt, ſo werden ſie alle zu Priſen gemacht; und bisweilen fällt ſie aus Verdacht auf ſolche Schiffe, die niemals an dieſem Schleichhandel einigen Antheil gehabt haben, und wenn ſie Stücken von Achten an Bord findet, läßt ſie oft dieſelben vor gute Priſen erklären. Dieß iſt die Urſache der vielen Beſchwerden geweſen, welche die engliſchen Kaufleute geführt haben, und der Grund des letztern Krieges mit der Krone Spanien. Denn für die Engländer iſt es höchſt nothwendig, daß ihre Handlung und Schiffarth in Weſtindien ununterbrochen fortgeſetzt werde, und die guten Handelsleute nicht ſolchen Widerwärtigkeiten ausgeſetzt ſeyn mögen, dadurch ſie abgeſchreckt würden, ihren Handel in die engliſchen Plantagen fortzuſetzen, der ſo vortheilhaft für die großbritanniſche Krone und

für ihre Unterthanen iſt, wie wir eben bey der Nachricht vom Handel der Brittiſchen Länder in America angemerket haben. Der Handel mit Braſilienholz, den die Engländer führen, hat viele Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Spaniern verurſacht. Seit ſehr vielen Jahren haben die Engländer in der Bay von Campeachy und zwar in demjenigen Theil, der von den Spaniſchen oder Jndianiſchen Einwohnern verlaſſen worden, die Arbeit Braſilienholz zu ſchlagen, fortgeſetzt; und ſie glaubten deswegen, daß ſie durch dieſen langen Beſitz wenigſtens ein eben ſo gegründetes Recht auf dieſen Theil des Landes erhalten hätten, als die Spanier auf den übrigen zu haben ſcheinen. Die Spanier ſollen auch, wie man uns berichtet, in einigen Vergleichen dieſen Handel den Engländern abgetreten haben. Jndeß befanden ſie doch in neuern Zeiten vor gut, die Holzhacker in Braſilien zu überfallen, viele von ihnen zu tödten, und die übrigen in ein ewiges Gefängniß zu bringen, ohne ſie nur auswechſeln oder gegen Auslöſung abgeben zu wollen. Was den Handel in Paraguay betrift, ſo iſt in der Stadt Burnos Ayres ein großer Markt, dahin werden die Europäiſchen Waaren gebracht, und von da nach Peru und Chili geſendet. Hierher wird, auch Kraft des Aſſiento Tractats, eine große Anzahl Schwarzen, von den Engländern gebracht. Vom Burnos Ayres wird ein Theil von dem Golde und Silber aus Peru nach Europa, nebſt einer großen Menge Häute, Talk und andrer Kaufmannswaaren gebracht.

Religion.] Ehe die Spanier zu den Mexicanern kamen, glaubten dieſe, daß die Welt von verſchiedenen Gottheiten beherrſchet würde, und ſie bauten ihnen deßwegen Tempel und beteten ſie an. Aber für die Sonne bezeigten ſie die größte Ehrerbietung, wie man daraus urtheilen kann, weil ſie alles, was groß und wundervoll war, der

Regi-

Regierung und dem Einfluſſe dieſes glänzenden Geſtirns zuſchrieben. Indeſſen hatten ſie doch in dem Tempel zu Mexico kein Bildniß von dieſem himmliſchen Körper; denn ſie glaubten, es wäre unnöthig, eine Vorſtellung von dieſem großen Lichte zu machen, darinn es ſich täglich ihnen zeigte; oder ſie glaubten vielmehr, die Sonne regiere die Welt, vermittelſt der niedrigern Gottheiten, denen ſie Tempel bauten, und ihre Ehrerbietung bezeigten, damit dieſelben ſie bey dieſem mächtigen Weſen vertreten möchten, zu dem ſie wegen ihrer Unwürdigkeit ſich nicht unmittelbar nahen durften. Was die Menſchenopfer anlangt, worüber die Spanier den Mexicanern ſo viele Vorwürfe machen, um dadurch alle die Gewaltthätigkeiten zu entſchuldigen, die ſie in America ausgeübt haben; ſo haben dieſelben, ſo viel ich habe erfahren können, weder Menſchen noch Thiere beſtändig, ſondern nur zu Zeiten einer großen Trübſal, als bey der Peſt oder beym unglücklichen Ausgange des Krieges geopfert, um ihre entzürnten Götter zu beſänftigen, wie die Phönicier und Charthaginienſer auch thaten. Nachdem die Chriſtliche Religion von den Spaniern in dieſer neuen Welt eingeführet worden, ſo weiß man, daß viele tauſend Indianer von den Papiſtiſchen Miſſionarien getauft worden, und das Evangelium angenommen haben. Die **Peruvianer** erkannten, als die Spanier zu ihnen kamen, einen Gott, den Schöpfer aller Dinge, welcher die ganze Welt erhalte, und unſichtbar ſey; aber ſie brachten ihm keine Opfer. Indeß bezeigten ſie die tiefe Ehrfurcht, die ſie für ihn im Herzen hegten, durch Beugung des Haupts, Aufhebung der Augen und andere äußerliche Geberden, ſo oft ſein heiliger Name genennet wurde.

Von

Von dem Portugieſiſchen Reiche in America.

Braſilien iſt gegen Morgen, Mitternacht und Mittag von dem Atlantiſchen Weltmeer, gegen Abend von dem Lande der Amazonen und Paraguay eingeſchloſſen. Es liegt zwiſchen dem Aequator und dem 45 Grade Südlicher Breite, und zwiſchen dem 35 und 38 Grade Weſtlicher Breite. Die Länge davon iſt 500 Meilen, und die Breite 250. In Quadratmeilen beträgt es 125,000.

Clima.] In Anſehung der Lage iſt das Land nahe bey der Küſte etwas niedrig, aber außerordentlich angenehm. Wälder, Wieſenplätze und Bäume, worunter die meiſten immer grün ſind, ſieht man hier vermiſcht. Aber an der Abendſeite tief im Lande, liegen hohe Gebürge, die es von Paraguay abſondern; und in dieſen ſind unzählige Quellen und Seen, aus denen ſehr viele Flüſſe hervorkommen, die in die größern Ströme der Amazonen und La Plata flieſſen, oder vom Abend gegen Morgen fortgehen, und in das Atlandiſche Meer fallen. Derjenige Theil von Braſilien, welcher nahe an Aequator liegt, iſt gleich den andern Ländern, die einerley Lage haben, den heftigen Regen und veränderlichen Winden, beſonders in den Monaten März und September ausgeſetzt, in welchen große Ueberſchwemmungen vom Regen mit Stürmen und Windwirbeln das Land bedecken, und die Luft ungeſund iſt. Die Winde und Jahrszeiten, in dem Striche vom fünften bis ungefähr zum 23 und einen halben Grad ſüdlicher Breite, ſind gerade das Widerſpiel, von der Beſchaffenheit, die ſie in den andern Welttheilen unter eben der Breite haben. Denn wie in andern Ländern, die Südwärts von der Linie liegen, die

trockne

trockne Jahrzeit ſich dann anfängt, wenn die Sonne nach Mitternacht zu vom Aequator gehet, und die naſſe Jahrszeit eintritt, wenn die Sonne gegen Mittag zurückkehrt; ſo fängt ſich hier die naſſe Jahrszeit im April an, wenn ſich die Südöſtlichen Winde mit heftigen Windwirbeln, Donner und Blitzen erheben; und im September, wenn der Wind gen Oſtnordoſten wehet, bringt er helle Luft und ſchön Wetter mit ſich. Es giebt nur zween Winde, die auf dieſer Küſte wehen, der Südoſtwind, vom April bis im September, und der Nordoſt vom September bis wieder zum April. Aber 8 oder 10 Meilen hinaus in die See, ſpürt man den beſtändigen Handelswind, welcher in dem Atlantiſchen Meere das ganze Jahr hindurch vom Morgen her wehet, ohn ſehr zu verändern.

Regierung.] Die Küſte von **Braſilien** ward zuerſt vom **Americus Veſputius**, einem Italiäner, entdecket. Bald darauf giengen verſchiedne Portugieſiſche Privat-Seefahrer mit ihren Familien nach Braſilien über; aber die meiſten von ihnen wurden von den Einheimiſchen vertilget; und es ward keine Plantage von einiger Erheblichkeit errichtet, bis in das Jahr 1549 da der König von Portugal Johannes eine große Flotte, mit 1000 Soldaten an Bord, dahin ſchickte.

Handel.] Die Europäiſchen Schiffe kommen insgemein im Februar oder März in **Braſilien** an, und haben überhaupt eine geſchwinde Reiſe; weil ſie zu dieſer Jahrszeit, heftige Winde bekommen, die ſie unter die Linie bringen, da ſie ohne Beſchwerlichkeit durch dieſelbe fortgehen und von ſchnellen Oſtnordoſtwinden nach Braſilien gebracht werden. Die vornehmſten Waaren, welche dieſe Schiffe von Europa herüberbringen ſind Leinwand, ſowohl grobe als feine, Wollene Zeuge, als Fries, Sarſch, Perpetuel u. dg. Hüte,

ſowohl

ſowohl ſeidene als zwirnene Strümpfe; Zuckerbrod, Weizenmehl, Wein, Oel, Butter, Oliven, Käſe u. d. g. Eiſen und allerley Arten von ehernen Werkzeugen, zinnerne Gefäße von allen Arten, als Schüſſeln, Teller, Löffel u. d. g. Spiegel, Knöpfchen, und andre Kleinigkeiten. Die Schiffe kehren insgemein von Braſilien zu Ende des Maymonats oder im Juny zurück. Sie bringen nach Europa Zucker, Rollen und Schnupftoback, niemals aber Tabak in Blättern.

Von dem Franzöſiſchen Reiche in America. *

Weil Louiſiana in allen Abſchnitten, nach denen wir Carolina beſchrieben haben, dieſem Lande gleich kömmt; und weil Neu-Frankreich, dem New-England, New-York, New-Scotland, welche an daſſelbe gränzen, ähnlich iſt; ſo wollen wir dieſelben hier nicht wiederholen, ſondern die Leſer dahin verweiſen. In Anſehung des Handels, führen die Franzoſen eine erſtaunende Menge Zucker aus ihren Inſeln in America, und dieſes Gewächs haben ſie in neuern Zeiten mit großem Fleiße zu erbauen geſucht. Es ſcheint auch, daß ſie ſoviel davon erhalten haben, daß ſie ſich und ganz Europa damit verſorgen können.

Von

* Durch den neuern Krieg der Franzoſen mit den Engländern, der wegen der Gränzen ihrer Länder in dem Nördlichen America angefangen ward, haben die erſtern ſehr viel von ihren Beſitzthümern und beſonders Canada darinn verlohren. Weil aber das Eigenthum an dieſen Eroberungen und die neue Abtheilung der Engliſchen und Franzöſiſchen Reiche, zur Zeit, da der Ueberſetzer ſchreibt, noch durch keinen Frieden beſtimmt iſt: ſo hat er es dem Leſer überlaſſen wollen, künftig dieſen Abſchnitt zu berichtigen. Ueberſ.

Von den Holländiſchen Reichen in America.

Die vornehmſte Plantage der Holländer iſt zu Surinam, auf der Küſte von Guiana in Terra-Firma. Sie haben den Namen Surinam dem ganzen Lande, das um dieſe Feſtung viele hundert Meilen weit umher liegt, gegeben, und ſehen ſich als die Oberherren deſſelben an. Nach Mitternacht zu von Terra-Firma, liegen unter den Caribiſchen Inſeln, die Holländiſchen, Curaßow und Bonair. Die Inſel Curaßow enthält ungefähr 100 Quadratmeilen, und iſt ihnen nicht ſowohl wegen ihrer Gewächſe, als wegen ihrer Lage zu dem Handel mit dem Spaniſchen Weſtindien ſehr ſchätzbar. Ehedem war der Hafen von Curaßow niemals von Schiffen aus Carthagena und Portobello leer. Indeß haben die Niederländer noch immer einen ſehr ausgebreiteten Handel mit dieſem Orte. Sie ſchicken Schiffe von ziemlicher Größe aus Holland, mit Europäiſchen Waaren beladen, an dieſe Küſte, und erhalten dafür ſehr anſehnliche Summen zum Gewinnſte. Die Inſel Bonair begreift ungefähr 50 Quadratmeilen. Die Holländer haben hier ſieben bis acht Soldaten, und fünf bis ſechs Familien Indianer, deren vornehmſte Beſchäftigung iſt, daß ſie auf die Ziegen ihrer Herren Achtung geben, wovon die Holländer jährlich eine große Anzahl einſalzen. Wenn man hierzu die Inſel Oraba, ſieben oder acht Meilen gegen Abend von Curaßow rechnet, ſo weiß man die ganzen Länder, die die Holländer in America erlangt haben.

Stern-

Sternkunſt.

Von dem Sonnenſyſtem nach dem Copernicus.

Schüler.

Ihr verſpracht mir bey dem Anfange dieſer Unterredung, mir einen Begriff von der Sternkunſt zu geben; und ich werde nunmehr darauf mit vielem Vergnügen aufmerkſam ſeyn.

Lehrer. So angenehm und nützlich auch die Wiſſenſchaft der Sternkunſt in allen ihren Theilen iſt; ſo würde ſie doch vielleicht zu verworren und zu mühſam für euch ſeyn, ſie itzt genau kennen zu lernen. Ich will mich deswegen begnügen, euch einen allgemeinen Begriff von dem Copernicaniſchen Lehrgebäude zu geben, ohne in alle die dunkleren Theile dieſer Wiſſenſchaft einzudringen.

Man hat ſonſt durchgängig die Erde, worauf wir leben, vor den Mittelpunct des ganzen Weltgebäudes und vor einen feſten und unbeweglichen Körper gehalten. Zwar lehrte unter den Alten Pythagoras das Gegentheil. Aber weil ſeine Meinung von gelehrten und ſcharfſinnigen Männern nicht gnugſam unterſucht ward; ſo verlohr ſie ihr Anſehen, und ward viele Jahrhunderte lang gänzlich vernachläßiget. Vor ungefähr 250 Jahren ward ſie vom Copernicus, der aus Thoren gebürtig war, wieder erneuert; und in unſern Zeiten iſt ſie von dem großen Newton, mit ſo deutlichen und feſten Grundſätzen unterſtützet worden, daß ſie nun von jedermann angenommen wird.

Dieſes Lehrgebäude iſt auf folgende Art eingerichtet. Die Sonne wird in den Mittelpunct geſetzt, woraus ſie ſich niemals bewegt. Doch hat man aus einigen Beobachtungen ihrer Flecken, gefunden, daß ſie ſich ungefähr in 26 Tagen, von Abend gegen Morgen, um ihre Axe herumbeweget. Um die Sonne drehen ſich beſtändig ſechs dunkle, ſphäriſche Körper, in ungleichen Entfernungen; und dieſe werden die Haupt-Planeten genennt. Derjenige Planet, welcher der Sonne am nächſten iſt, heißt der **Mercurius**; der nächſte nach ihm, die **Venus**; dann unſre **Erde**; der nächſte nach ihr, **Mars**; nach dieſem der **Jupiter**; und der entfernteſte von allen iſt der **Saturn**. Saturn, Jupiter und Mars werden die obern Planeten genennt, weil die Kreiſe ihres Umlaufs über der Bahn der Erde ſind; Mercurius und Venus heißen die niedern Planeten, weil die Kreiſe ihres Umlaufs innerhalb der Erdbahn liegen.

Außer dieſen hat man noch zehn andre Körper nach dieſem Lehrgebäude entdeckt, welche um einen von dieſen Hauptplaneten ſich eben ſo bewegen, wie dieſe ſich um die Sonne drehen. Sie werden Nebenplaneten genennet. Der allerſichtbarſte von ihnen iſt der Mond, welcher ſich um die Erde beweget; viere bewegen ſich auf gleiche Art um den Jupiter, und fünfe um den Saturn.

Ein Planet iſt nicht allezeit in einerley Entfernung von der Sonne; ſondern, wenn man die Entfernung der Erde von der Sonne in zehn gleiche Theile eintheilet, ſo wird die mittlere Entfernung des Saturns von der Sonne 95 ſolche Theile, des Jupiters 52, des Mars 15, der Venus 7, und des Mercurius 4, ausmachen.

Nun hat man gefunden, daß die Entfernung der Erde von der Sonne ungefähr 19 Millionen deutſcher Meilen beträgt. (Nach dem Caſſini iſt die größte Weite der Erde von

der

der Sonne 22374 halben Erddiametern gleich.) Wenn ihr alſo einen zehnten Theil von dieſer Entfernung, welches ungefähr 19 Millionen Meilen ſind, mit 95, multipliciret; ſo werdet ihr die Entfernung des Saturns von der Sonne, in Deutſchen Meilen bekommen; thut ihr dieß mit 52, ſo werdet ihr dadurch die Entfernung des Jupiters von der Sonne finden; und vom Mars findet ihr ſie, wenn ihr mit 15, von der Venus, wenn ihr mit 7, vom Mercurius, wenn ihr mit 4 die obige Summe multipliciret.

Aber nach einer vollkommnen Berechnung, iſt die Entfernung eines jeden Planeten von der Sonne in Deutſchen Meilen ungefähr folgende:

Mercurius iſt	8	Millionen Deutſche Meilen weit von der Sonne.
Venus	15	
die Erde	19	
Mars	31	
Jupiter	106	
Saturn	194	

Oder will man die Weiten der Planeten von der Erde in halben Diametern derſelben nach dem Caſſini wiſſen; ſo wird man folgende Größen finden:

	größte	mittlere	kleinſte Weite
♄	244000	210000	176000
♃	143000	115000	87000
♂	59000	33500	8000
♀	38000	22000	16000
☿	33000	22000	11000

Es beträgt aber ein halber Erddiameter ungefähr 860 Deutſche Meilen.

Die Entfernung des Mondes von der Erde iſt ungefähr 60 halbe Erddiameter, oder 51,600 deutſche Meilen.

(Nach dem Caſſini iſt die größte Weite des Mondes = 61, die mittlere = 57, und die kleinſte = 53 halben Erddiametern.) Sein Verhältniß gegen die Erde in Anſehung der Größe iſt wie 5 zu 258; das heißt, er iſt mehr als 50 mal kleiner als die Erde. (Andere ſetzen, daß ſeine Fläche zur Fläche der Erde wie 1 zu 16, und ſein körperlicher Inhalt zum körperlichen Inhalte der Erde, wie 1 zu 64 ſey.) Der körperliche Inhalt der Erde zum körperlichen Inhalte der Sonne iſt wie 1 zu 3, 511, 808. Aus der Sonne könnten alſo mehr als drey Millionen Erdkugeln gebildet werden. De la Hire macht ihren Körper vier Millionen mal ſo groß, als den Körper der Erde. Hugenius findet ihn mehr als dreyzehnmal hundert tauſend Erdkugeln groß. Newton hat angenommen, daß er neunmal hundert tauſend Erdkugeln enthalte.

Die Diameter der Sonne, der Erde und aller andern Planeten, nach Deutſchen Meilen, ſind beynahe folgende:

Saturn	16,975	Meilen.
Jupiter	20,300	
Mars	1,111	
Erde	1,975	
Mond	544	
Venus	1,975	
Mercurius	615	
Sonne	191,075	

Oder, da der halbe Diameter der Sonne 152 halben Erddiametern gleich iſt; ſo beträgt der halbe Diameter des

♄ = =	$20\frac{20}{37}$	in halben Erddiametern.
ſeines Ringes	$45\frac{7}{37}$	
♃ = =	$27\frac{7}{11}$	
♂ = =	$\frac{76}{83}$	
der ♀ = =	$1\frac{17}{21}$	
des ☿ = =	$\frac{76}{145}$	

Ein halber Erddiameter aber iſt, wie oben geſagt worden, ungefähr 860 Deutſche Meilen.

Da ſowohl die Haupt- als Nebenplaneten dunkle Körper ſind, und ihr ganzes Licht von der Sonne bekommen,

um

um die ſie ihre große Bahn vollenden; ſo werden ſie deßwegen angeſehen, als wenn ſie von dieſer abhiengen, und ſie machen zuſammen das Sonnenſyſtem, wie wir es nennen, aus.

Alle dieſe Planeten bewegen ſich nach einer Gegend, vom Abend nach Morgen zu, und unter den Hauptplaneten vollendet derjenige, welcher am weiteſten von der Sonne entfernt iſt, ſeinen Lauf um dieſelbe am ſpäteſten. Der Umlauf des Saturns geſchieht, in 29½ Jahr, weniger 16 Tagen. Der Umlauf des Jupiters in 12 Jahren, weniger 50 Tagen. Der Umlauf des Mars binnen 2 Jahren, weniger 43 Tagen. Die Erde vollendet ihren Lauf in einem Jahre. Der Umlauf der Venus wird ungefähr in 224½ Tagen; und der vom Mercur in ungefähr 88 Tagen vollbracht.

Diejenigen Körper, von denen wir wiſſen, daß ſie ſich um ihre eignen Axen drehen, vollenden dieſe Bewegung in folgenden Zeiträumen, die Sonne in etwas längrer Zeit als 26 Tage, Mars in einem Tage und 24 Minuten, die Erde in 23 Stunden, 56 Minuten, und Jupiter in 10 Stunden.

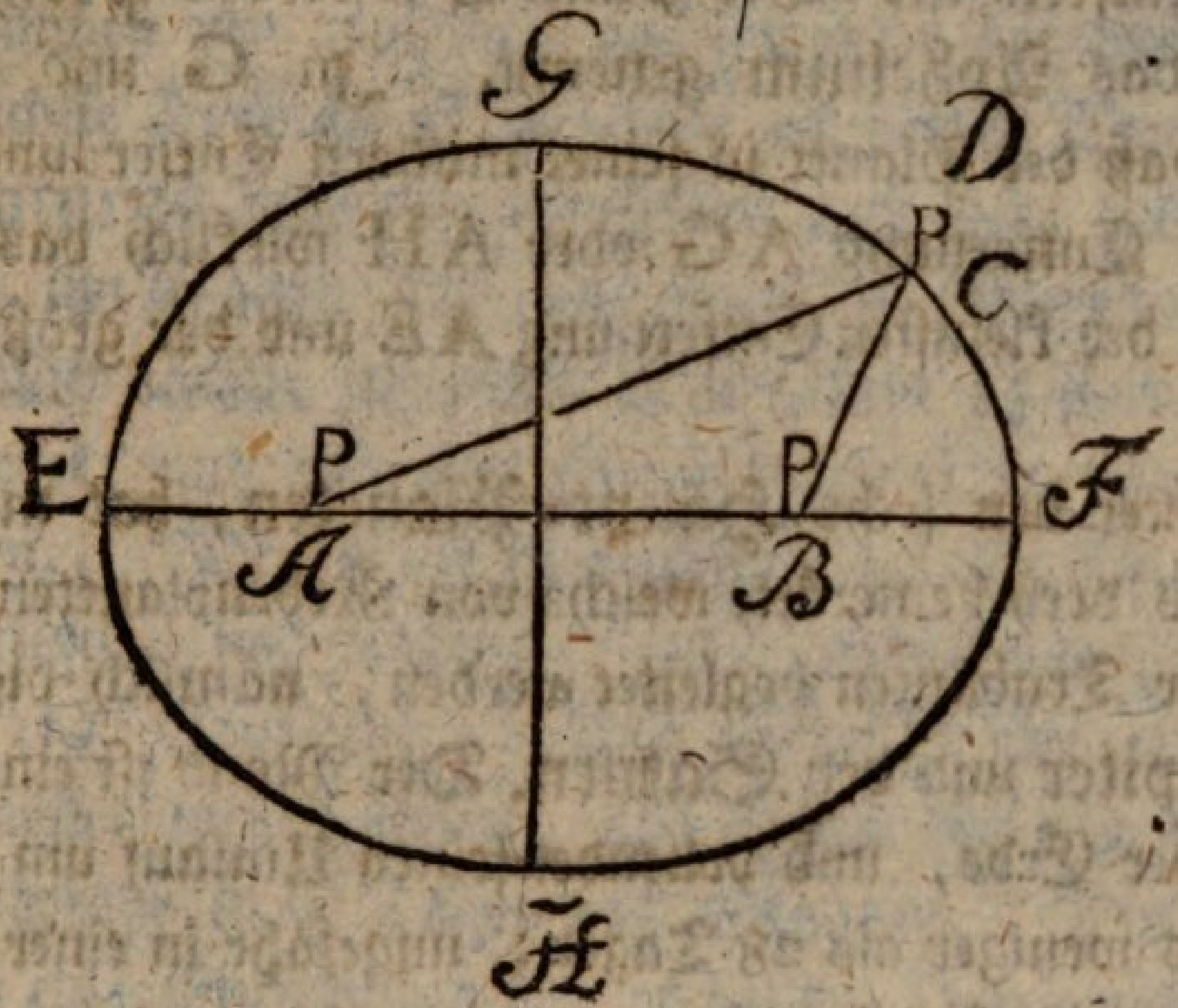
Der Mond bewegt ſich um ſeine Axe in eben der Zeit da er ſeinen Lauf um die Erde vollendet, nämlich in einem Monate; und alſo würden ſeine Einwohner nur einen Tag, das ganze Jahr hindurch haben. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Mercurius und Saturn ſich auch um ihre Axen bewegen, weil ſonſt nicht alle Theile auf ihrer Oberfläche ſowohl Licht als Hitze von der Sonne bekommen können, welches ihnen doch wahrſcheinlicherweiſe eben ſo nothwendig und nützlich ſeyn muß, als es, wie wir ſehen, der Erde iſt. Bey den andern Planeten wird die Gewißheit ihres Umlaufs, aus gewiſſen Flecken auf ihrer Oberfläche erwieſen,

welche erſcheinen und wieder verſchwinden. Zuerſt kommen ſie auf einer Seite oder einem Rande der Scheibe des Planeten hervor; bewegen ſich nach und nach gegen die Mitten und ſo weiter fort, bis ſie den andern Rand erreichen, wo ſie wieder verſchwinden; und wenn ſie faſt eben ſo lange Zeit verborgen geweſen, als man ſie vorher geſehen hatte, ſo ſcheinen ſie wieder an eben dem Platze oder nahe bey demſelben hervorzukommen, wo ſie vorher erſchienen. Nun hat man wegen der Nähe des Mercurius bey der Sonne und wegen der weiten Entfernung des Saturns von derſelben, dieſe Planeten in der Abſicht nicht beobachten können; und deswegen iſt ihre tägliche Bewegung oder der Umlauf um ihre Axe, zwar wahrſcheinlich, aber noch nicht vollkommen beſtimmet.

Wie die Ekliptik der Kreiß oder die jährliche Bahn der Erde iſt, ſo hat auch jeder Planet ſeine eigne Bahn; deren Fläche um einige wenige Grade von der Fläche der Erdenbahn unterſchieden iſt, und für einen Zuſchauer, der ſich im Mittelpuncte der Erde befände, würde ſie die Erdbahn in zween entgegengeſetzten Puncten, die man Knoten nennt, durchſchneiden. Damit ihr dieſes eurer Einbildungskraft deutlicher vorſtellen möget, ſagt Watts, ſo nehmet ſo viele Reiffen als Planeten ſind, und ziehet durch dieſelbige einige gerade Drate, um ſie dadurch an verſchiedenen Orten mit demjenigen Reiffen zu verbinden, der die Fläche der Ekliptik, das heißt die Erdbahn vorſtellt; und dann drehet dieſe Reiffen mehr oder weniger ſchief von der Fläche der Ekliptik; denn alle die einzelnen Kreiſe oder Bahnen der Planeten durchſchneiden die Ekliptik nicht in Einem Puncte, oder in Einem Winkel; ſondern ihre Knoten, oder Durchſchnitte geſchehen an verſchiedenen Orten der Ekliptik, und machen auch mit derſelben unterſchiedene Winkel.

Jeder

Jeder von den Haupt-Planeten bewegt ſich um die Sonne in einer Linie, die eine Ellipſis vorſtellt; ich will euch hier zeigen, wie ihr ſie beſchreiben ſollt.



Stecket auf eine Fläche zwo Nadeln, als in A und B. An dieſe heftet einen Faden ACB, der etwas länger iſt als die Entfernung von der einen Nadel zur andern. Dann haltet eine dritte Nadel D an das andre Theil des Fadens; ziehet denſelben ſtraff an, und führet auf dieſe Art die Nadel herum; ſo wird der Punct D eine Ellipſis beſchreiben. Wenn die gerade Linie E A B F durch die Puncte A B gezogen wird, und ſich in den Puncten E und F endigt; ſo iſt dieß die längſte Linie, die man in dieſer Figur ziehen kann, und wird die größre Axe der Ellipſis genennt. Die Linie G H, die ſenkrecht auf dieſe Axe E F gezogen wird, und durch den Mittelpunct derſelben gehet, wird die kleinere Axe genennet. Die beyden Puncte A und B werden Brennpuncte genennt. Nun bewegt ſich jeder Haupt-Planet nach ſo einer Linie um die Sonne, indem dieſelbe in einem von den

Brennpuncten ſtehet. Nehmet an, A ſey der Standort der Sonne, ſo iſt E der Punct, wo der Planet der Sonne am nächſten ſeyn wird, und F derjenige, wo er am weitſten von ihr entfernt iſt. Der Punct E wird das Perihelium, und F das Aphelium genennt. In G und H ſagt man, daß der Planet in ſeiner mittlern Entfernung ſtehe; weil die Entfernung AG oder AH wirklich das Mittel zwiſchen der kleinſten Entfernung AE und der größten AF iſt.

Unter den ſechs Haupt-Planeten, hat man nicht mehr als drey bemerket, welche von Nebenplaneten, Monden oder Trabanten begleitet werden, nämlich die Erde, den Jupiter und den Saturn. Der Mond iſt ein Nebenplanet der Erde, und vollendet ſeinen Umlauf um dieſelbe, in etwas weniger als 28 Tagen; ungefähr in einer Entfernung von dreyßig Erddiametern von ihr; und in einer Zeit von einem Jahre wird er mit der Erde um die Sonne herumbeweget.

Jupiter * hat vier Trabanten, die ihn begleiten. Unter dieſen vollendet der erſte oder nächſte bey ihm, ſeinen Umlauf ungefähr in 1 Tage 18½ Stunde, in einer Entfernung von dem Mittelpuncte dieſes Planeten, die ungefähr 5⅔ halben Durchmeſſern des Jupiters gleich iſt. Der nächſte Trabant bewegt ſich um den Jupiter ungefähr in 3 Tagen und 13½ Stunde, in einer Entfernung von ungefähr 9 halben Durchmeſſern dieſes Planeten. Der dritte vollendet ſeinen Lauf beynahe in 7 Tagen 3¾ Stunden, in einer Entfernung von ungefähr 14⅖ halben Durchmeſſern. Der vierte, welcher der äußerſte iſt, vollendet ſeinen Perioden in einer

* Siehe Pembertons Abriß der Newtonianiſchen Philoſophie.

einer Zeit von ungefähr 16 Tagen 16½ Stunden, in einer Entfernung von ungefähr 25⅓ halben Durchmeſſern.

Saturn hat fünf Trabanten, die ihn begleiten, und ihre Bahnen um denſelben auf folgende Art durchlaufen. Der nächſte Trabant iſt ungefähr 4½ halben Durchmeſſer des Saturns weit von demſelben entfernet, und bewegt ſich um ihn in einer Zeit von ungefähr 1 Tage 21⅓ Stunden. Der nächſte nach ihm iſt ungefähr 5¾ halbe Durchmeſſer weit; und vollendet ſeinen Umlauf in 2 Tagen 17⅔ Stunden. Der dritte iſt ungefähr 8 halbe Durchmeſſer weit entfernt; und vollendet ſeinen Umlauf bey nahe in 4 Tagen 11½ Stunden. Der vierte iſt faſt 18⅔ halbe Durchmeſſer weit entfernt; und bewegt ſich um den Saturn ungefähr in 15 Tagen 22⅔ Stunden. Der weiteſte ſtehet in einer Entfernung von 56 halben Durchmeſſern, und vollendet ſeinen Umlauf ungefähr in 79 Tagen 7⅘ Stunden. Außer dieſen Trabanten gehört noch ein gewiſſer andrer Körper von einer ganz beſondern Art zum Saturn. Dieß iſt ein ſchimmernder, breiter und flacher Ring, welcher den Planeten rund umfaſſet, ohne an einer Seite an ſeinem Körper anzuhängen. Aber die Geſetze, welchen dieſer Ring unterworfen iſt, oder der Nutzen, den er ſchaffet, ſind noch unbekannt.

Die Urſache, warum man die Entfernungen der Haupt-Planeten von der Sonne, und der Neben-Planeten von ihren zugehörigen Haupt-Planeten in ſo genaue Erwegung ziehen muß, iſt dieſer; weil man dieſe verſchiedenen Entfernungen nothwendig kennen muß, wenn man die Vortreflichkeit des Copernicaniſchen Weltgebäudes deutlicher einſehen will, in welchem die Bewegungen aller Planeten, ſo-

wohl

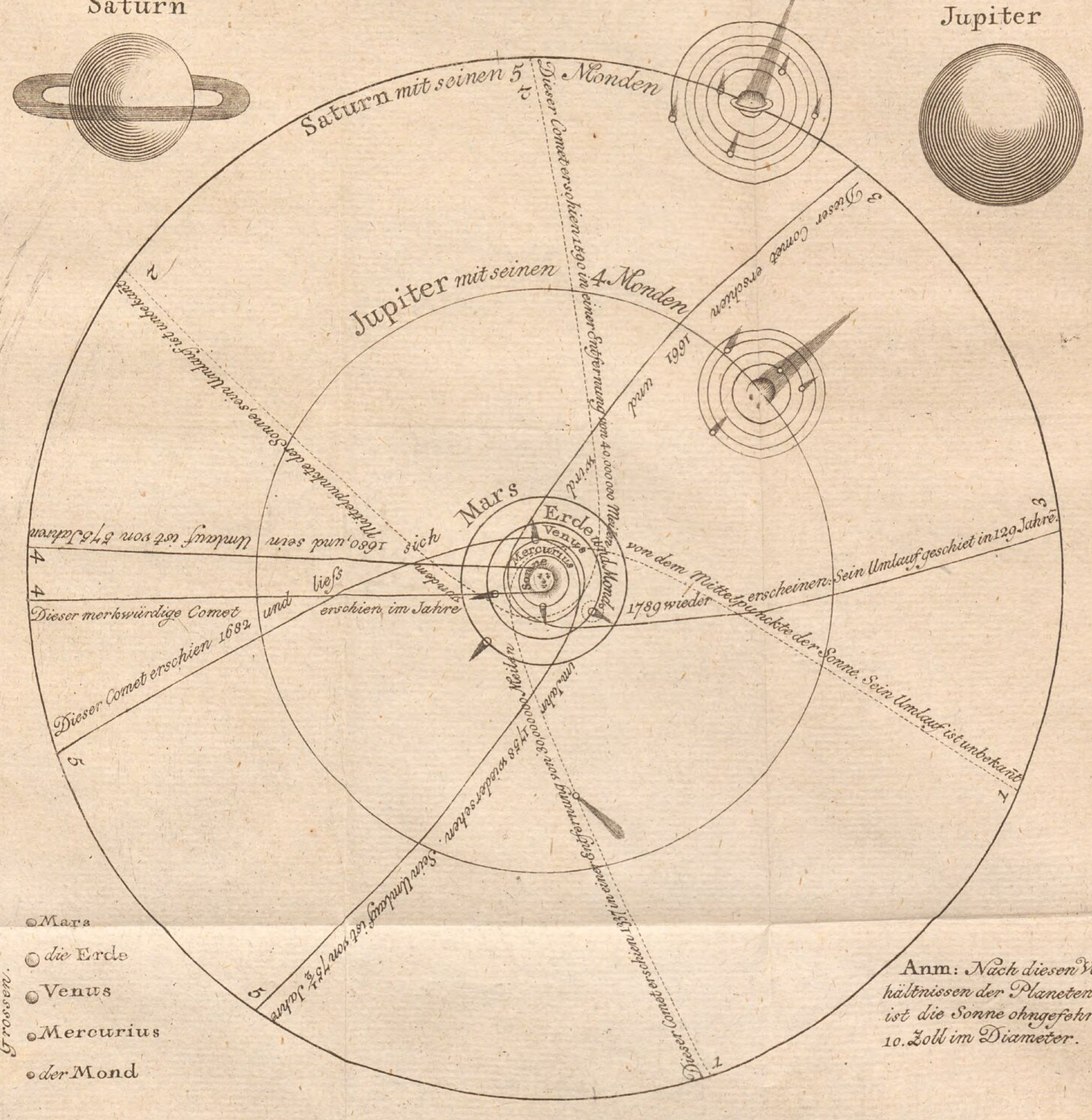
wohl der Haupt- als Neben-Planeten, nach einem allgemeinen Geſetze geordnet ſind, nämlich:

Die Quadrate der periodiſchen Zeiten von dem {Haupt- / Neben-} Planeten verhalten ſich zu einander, wie die Cubi ihrer Entfernungen von {der Sonne / dem Mittelpuncte ihrer Haupt-Planeten.}

Weit über dieſem Sonnenſyſteme ſtehen die Fixſterne in ſo einer unermeßlichen Entfernung, daß die beſten Fernröhre ſie nur wie Puncte vorſtellen. Man nennet ſie Fixſterne, weil ſie ſeit allen Jahrhunderten ihre Stellung nicht zu verändern ſcheinen. Daher, ſagt Wells, iſt es gewöhnlich, die Stelle eines dazwiſchen liegenden himmliſchen Körpers, dadurch zu beſtimmen, daß man denjenigen Ort der Fixſterne an der Himmelskugel anzeigt, in welchem, oder eigentlicher zu reden, unter welchem dieſe Körper uns zu ſtehen ſcheinen. Und deswegen iſt es gewöhnlich denjenigen Strich der Holkugel der Fixſterne, unter welchem ſich die Planeten bewegen, nach den Geſtirnen oder Conſtellationen abzutheilen, die in dieſem Striche ſtehen. Man hat ſich eingebildet, als wenn ſie verſchiedne Dinge vorſtellten, und ſie deswegen himmliſche Zeichen genennt; und weil die meiſten von dieſen Dingen kleine Thiere (im Griechiſchen Zodia) vorſtellten, ſo hat man deswegen dieſen ganzen Strich den Zodiacum oder Thierkreiß benennet. Nun geht die Bahn, worinn die Erde ihren jährlichen Umlauf vollendet (und in welcher ſich die Sonne jedes Jahr herumzubewegen ſcheinet) recht mitten durch den Thierkreiß hin, deswegen iſt in der Sternkunde dieſer mittlere Theil des Thierkreiſes von ganz beſon-

Das SONNEN-SYSTEM nebst den Bahnen von 5. merkwürdigen COMETEN.

In dieſem Abriſse sind die Bahnen der Planeten in ihre mittlere Entfernungen von der Sonne und die Planeten selbst nach den Verhältniſsen gezeichnet, die sie unter einander haben.



Anm: *Nach dieſen Verhältnissen der Planeten ist die Sonne ohngefehr 10. Zoll im Diameter.*

Bernigeroth sc. 1762.

ganz
beſon-

beſonderer Erheblichkeit, und wird die Ekliptik genennt. Dieſe iſt eben ſo wie der ganze Thierkreiß in zwölf Theile eingetheilt, die man nach dem Geſtirne oder himmliſchen Zeichen unterſcheidet, welchem ein jeder Theil vorher angewieſen worden. Die Namen und Geſtalten der erwehnten himmliſchen Zeichen ſind folgende:

Widder	Stier	Zwillinge	Krebs	Löwe	Jungfrau
♈	♉	♊	♋	♌	♍
Waage	Scorpion	Schütze	Steinbock	Waſſermann	Fiſche
♎	♏	♐	♑	♒	♓

Aus den Betrachtungen dererjenigen, welche ſich bemühet haben, die Parallaxe der Erdbahn zu finden, kann man erweiſen, daß der nächſte von den Fixſternen, wenigſtens 100,000 mal weiter von uns entfernt ſey, als wir von der Sonne. Ja der Raum zwiſchen uns und ihnen, iſt ſo unbegreiflich, daß die Sternkündiger ausgerechnet haben, die Entfernung des Sirius oder Hundsſterns, der uns am nächſten ſeyn ſoll, betrage nicht weniger als 2,200,000,000,000 Meilen, d. i. zwey Billionen und zwey mal hundert tauſend Millionen Meilen. So daß eine Canonenkugel in ihrer ſchnellſten Bewegung über ſechs mal hunderttauſend Jahr zubringen würde, um dahin zu kommen.

Wenn ein Zuſchauer ſo nahe bey einem Fixſterne geſetzt würde, als wir bey der Sonne ſind, ſo würde ihm dieſer Stern wahrſcheinlicherweiſe eben ſo groß vorkommen, als uns die Sonne ſcheint; und unſre Sonne würde ihm nicht größer zu ſeyn ſcheinen als uns ein Fixſtern. Weil alſo die Sonne gar nicht von einem Fixſterne unterſchieden iſt; warum können

wir nicht die Fixſterne als eben ſo viele Sonnen anſehen, und jeden Stern für den Mittelpunkt von einem Syſteme von bewohnten Planeten und Welten, wie das unſrige iſt. Denn wer kann ſich einbilden, daß alle dieſe ſchönen und herrlichen Kugeln nur als Lichter und Zierathen für dieſen kleinen Erdball, den wir bewohnen, beſtimmt wären?

Aber dieſe großen Gegenſtände! dieſe erſtaunenden Gebäude! ihre Anzahl, Bewegung, Größe! Dieß alles iſt viel zu weitläuftig, viel zu erhaben, als daß die Fähigkeit der menſchlichen Seele hinreichen ſollte, eine richtige Vorſtellung von ihnen zu faſſen.

Doch laßt mich hoffen, ihr werdet dieſelben ſo betrachten, daß in eurem Herzen Liebe, Preiß und Anbetung gegen den erhabenen Schöpfer durch ſie erweckt, und entzündet werde.

Vierte

Vierte Abtheilung.

Zeitrechnung
und
Geſchichtskunde.

Zeitrechnung und Geſchichtskunde.

Lehrer.

Bisher, mein junger Schüler, habe ich mich auf ſolche Gattungen des Unterrichts eingeſchränkt, die man nur als eine Einleitung anſehen kann, und welche beſtimmt waren, euch zu weit höhern Wiſſenſchaften vorzubereiten. Es bleibt mir nun übrig, daß ich den Anfang zu dem wichtigern Theile meiner Arbeit mache; daß ich euer Gemüthe mit den Grundſätzen einer richtigen Erkenntniß erfülle; daß ich euch zur Weisheit und Tugend bilde, und durch die Gegenden der Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaften führe. Ich werde euch alſo zu erſt einige Anleitung zu derjenigen Wiſſenſchaft geben, welche vor allen andern geſchickt iſt, einen Menſchen gelehrt, klug und tugendhaft zu machen. Denn dies iſt der vornehmſte Gegenſtand bey der Erziehung; und bey allen unſern übrigen Erkenntniſſen müſſen wir dies als die Grundlage annehmen, wenn wir wollen, daß ſie entweder für uns oder für diejenigen, mit denen wir umgehen, vortheilhaft ſeyn ſoll. Und gewiß, wenn einmal die Grundſätze der Tugend und Klugheit dem Gemüthe tief eingeprägt worden, ſo koſtet es wenig Mühe, daſſelbe mit andern nützlichen Theilen der Erkenntniß zu bereichern. Denn nur der Widerwille oder der Mangel an Geſchmack und an Neigung zu den Wiſ-

ſenſchaften, iſt es meiſtentheils, welcher die Schwierigkeiten verurſacht, die wir insgemein bey der Anleitung der Jugend zu denſelben antreffen. Aber ein Gemüthe, das mit edeln und rühmlichen Geſinnungen gehörig zubereitet iſt, wird einen ſo ſchädlichen und für ſich ſo beleidigenden Eindruck ſchwerlich annehmen.

Schüler. Ich bin vollkommen von der Wahrheit desjenigen überzeugt, was ſie ſagen; ja ich habe oft bey mir ſelbſt überlegt, daß meine Eltern nothwendig um meinen Fortgang in den Wiſſenſchaften nur deswegen ſo bekümmert waren, weil ſie wußten, daß er zu meiner Wohlfahrt gereichte. Ich hatte bemerkt, daß ſie in allen Dingen für mich zärtlich eingenommen und beſorgt waren; daß es ſie ſchmerzte, wenn ich krank oder traurig ward, und daß ſie ſich freuten, wenn ich mich ſo wohl aufführte, daß ich von andern gelobt zu werden verdiente. Alles dies nöthigte mich zu ſchlieſſen, daß bey allem, was ſie für mich thaten, nur mein Vortheil ihre Hauptabſicht war. Deswegen freue ich mich, daß Sie itzt einer Wiſſenſchaft erwähnen, die dazu dienen wird, mich gelehrter und weiſer zu machen; und durch die ich allen Widerwillen, den ich noch bey mir finden ſollte, überwinden und meine Emſigkeit aufs neue gereitzt werden könnte, indem ich überzeugt würde, daß es meinen eignen Vortheil befördert, wenn ich Gelehrſamkeit und Unterricht zu erlangen ſuche. Aber von welcher Wiſſenſchaft reden ſie?

Lehrer. Ich meine die Erlernung der Geſchichte.

Schüler. Der Geſchichte? Wie kann dieſe den Endzweck haben, einen Menſchen weiſer und tugendhafter zu machen?

Lehrer. Geduldet euch. Ich muß euch dies nach und nach entwickeln; damit ihr immer mehr die Vortheile,

die man von dieſem Zweige der Gelehrſamkeit erlangen kann, einſehen und vollkommen verſtehen lernet, zu wie viel ſchätzbaren Endzwecken ſie dienet.

Schüler. Ich bin in der Geſchichte nicht ganz ein Fremdling; denn ich mache mir oft das Vergnügen, vor mich die Erzählungen von den alten Reichen, beſonders dem griechiſchen und römiſchen, zu leſen, und ich bin mit den meiſten unter ihren großen Männern ziemlich gut bekannt.

Lehrer. Deſto beßer; ihr werdet alſo den Unterricht, den ich euch über dieſe Materie geben werde, noch lieber anhören. Denn ich werde euch nur an diejenigen Begebenheiten erinnern, die ihr berits wiſſet, und ſie mit Betrachtungen begleiten, die euch vermuthlich bey dem Leſen nicht eingefallen ſind. Es wird euch ohne Zweifel angenehm ſeyn, ſie wieder in einem neuen Lichte, und mit ganz neuen Umſtänden vorgeſtellt zu ſehen. Ich will dadurch gar nicht eure Beurtheilungskraft tadeln, wenn ich vermuthe, daß ihr bisher euch eingebildet, nur die Kriege, die Schlachten und die ſchimmernden Thaten der Helden des Alterthums verdienten am meiſten eure Aufmerkſamkeit. Es iſt natürlich, daß dieſe Dinge bey jungen Gemüthern einen ſtarken Eindruck machen; und wir dürfen uns darüber eben nicht wundern, da ſogar Männer von reiferem Alter ſich ſehr leicht von ihnen einnehmen laſſen. Wie viele bewundern die Charactere des Alexanders und Julius Cäſar, als die allerberühmteſten in der alten Geſchichte, bloß wegen der vielen Siege, die ſie erhalten, und wegen des großen kriegeriſchen Ruhms, den ſie bey der Nachwelt erlangt haben! Sie betrachten dieſelben nie als die Urheber von dem Elende ſo vieler tauſend; die ganze Länder aus Ehrgeiz oder Ueppigkeit verheert, die, wohin ſie nur kamen,

die Verwüſtung ausgebreitet, und einer großen Menge, das was ihnen am liebſten und ſchätzbarſten war, geraubt haben. Dieſes, ſage ich, ſind Betrachtungen, die oft dem weiſeſten und verſtändigſten entwiſchen; vielweniger kann man ſie von jungen Gemüthern erwarten, welche durch den Glanz ihrer großen Thaten geblendet werden. Ich will euch deswegen gern entſchuldigen, wenn ihr die Lebensbeſchreibungen dieſer berühmten Feldherrn und andrer Männer, deren die Geſchichte erwähnt, nicht geleſen habt, ohne die Menſchen und die Handlungen ſo zu beurtheilen, wie ihr ſie nach euerm Alter und euerm noch unvollkommnen Verſtande nothwendig burtheilen mußtet. Aber nun iſt es Zeit, dieſe Vorurtheile abzulegen, und euch zu unterrichten, wie ihr dasjenige an einem Character, was wirklich ſchätzbar iſt, von dem unterſcheiden müßt, was unſern Tadel verdienet; damit ihr zwar großen Fähigkeiten, der Tapferkeit und Klugheit, als Eigenſchaften, die an ſich verehrungswürdig ſind, Gerechtigkeit wiederfahren laßt; aber nicht zugleich vergeſſen möget den falſchen Gebrauch derſelben zu tadeln. Denn wie ſehr iſt doch ein Mann, der ſeine vorzüglichen Talente zur Beförderung der Tugend und zur Vergrößerung der Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts anwendet, von demjenigen unterſchieden, der eben dieſelben zur Befriedigung ſeiner Laſter und ſeiner Leidenſchaften dienen läßt, und durch ſeine höhere Fähigkeiten nur verleitet wird, größres Unrecht auszuüben? Aber außer der Bemühung, die falſchen Begriffe zu verbeſſern, die ihr vielleicht durch ein allzuflüchtiges Urtheil gefaßt habt, und euere Beurtheilungskraft in Abſicht auf die vergangenen Begebenheiten zu leiten, wird es auch noch mein Geſchäfte ſeyn, euch zu unterrichten, wie ihr die Erlernung der Geſchichte ſo anwenden möget, daß ſie euch mit den Grundſätzen der Klugheit und

mit Weisheit zu der Einrichtung euers Lebens erfülle, euch Bewegungsgründe zur Tugend zeige, und einen Abſcheu für das Laſter in euch erwecke.

Lehrer. Die Geſchichte muß allerdings vor vielen andern Theilen der Gelehrſamkeit hergehen, und die Einleitung zu denſelben ſeyn. Sie ſchickt ſich vorzüglich für die Fähigkeiten der Jugend, und ſie iſt nach ihrer Gemüthsbeſchaffenheit eingerichtet. Denn man kann die Geſchichte nicht nur in der Abſicht leſen, um ſich zu unterrichten, ſondern auch um ſich zu vergnügen; und darinn liegt das große Geheimniß der Erziehung, daß man die Gelehrſamkeit angenehm zu machen wiſſe, damit das Gemüth ſich von ihr reitzen und feſſeln laſſe, und aus Neigung und Vergnügen genöthiget werde, ſich um dieſelbe zu bemühen. Ueberdies iſt auch keine Wiſſenſchaft geſchickter die Neugierde zu erwecken, die nichts anders als eine Begierde nach Erkenntniß iſt, und deswegen ſorgfältig unterhalten werden muß. Bedenkt alſo, mein lieber Schüler, daß, indem ihr die Geſchichte leſet, ihr euer Gedächtniß mit einer Menge angenehmer und nützlichen Begebenheiten bereichern werdet, wodurch ihr nicht nur eure Neugierde befriedigen, ſondern zugleich euer Herz und euern Verſtand bilden könnet. Denkt nur einmal an eure Seele, und an die Neigungen, die ihr darinn fühlt. So oft ein neuer und ungewöhnlicher Gegenſtand euch gezeigt wird, mit welcher Ungeduld ſucht ihr alle ſeine Theile zu erforſchen, und von ſeiner Beſchaffenheit und ſeinem Nutzen unterrichtet zu werden? Ihr findet ein Vergnügen darinn, immer mehr Bekannte unter euern Geſellſchaftern zu erlangen, und alle ihre Vergnügungen zu wiſſen. Dieſe Neigung iſt lobenswürdig und verdient eine ganz beſondere Aufmunterung. Alles, was ich thun muß, iſt, daß ich dieſen Hang gehörig zu richten wiſſe, und ihn

auf edle und würdige Unterſuchungen führe. Wenn die eingeſchränkte Bekanntſchaft, die ihr in der Welt habt, wenn die Gegenſtände aus einem ſo kleinen Geſichtskreiſe, die euch umgeben, und einige nur geringe Vorfälle der gegenwärtigen Zeit, euch Anlaß zu Unterſuchungen und Ergötzungen geben und eure Neugierde ſchon hinlänglich erwecken können; wie vielmehr Vergnügen müßt ihr euch vernünftigerweiſe verſprechen, wenn ihr die Schranken dieſer Erkenntniß erweitern, und einen Blick auf die Bemühungen, Beſchäftigungen und Neigungen der Menſchen aus allen Zeitaltern und Ständen werfen werdet; wenn ihr zu entfernten Nationen reiſet, die weiten Gegenden des Erdkreiſes durchwandert, und eure Unterſuchungen durch die lange Reihe aller Zeitalter zurückführt, die ſeit der Schöpfung der Welt auf einander gefolgt ſind? So großen Vortheil werdet ihr durch die Erlernung der Geſchichte erlangen. Sie eröfnet euch alle Länder, alle Zeiten und Begebenheiten, ja ſie macht euch einigermaßen zum Augenzeugen der erſtaunlichen Veränderungen und Schickſale, die ſich von einer Zeit zur andern in der Welt zugetragen haben. Indem wir die Nachrichten von den vergangenen Jahrhunderten leſen, ſo ſetzen wir uns in den erſten Urſprung der Dinge zurück, und fangen auf eine neue Art an zu leben. Wir ſehen, wie die Welt aus nichts hervorgehet; wie ſie in ihrer Kindheit beherrſchet; wie ſie von einer Flut vom Waſſer überſchwemmt und verwüſtet, und wie ſie von neuem wieder bevölkert wird. Wir entdecken die erſte Aufrichtung und Anordnung der Königreiche und freyen Staaten; wir bemerken, wie ſie entſpringen; wie ſie blühten und verfielen; und wir gelangen zu einer Art von Bekanntſchaft und Vertraulichkeit mit jedem großen Manne, der zu dieſen wichtigen Veränderungen etwas beygetragen hat. Und

hier iſt es beſonders, wo durch die Betrachtung der Handlungen und des Betragens derer, die vor uns geweſen ſind, und durch die Unterſuchung ihrer großen Unternehmungen, ihrer Tugenden und Laſter, das Gemüth mit weiſen Grundſätzen und Betrachtungen bereichert und geſchickt gemacht wird, ſich daraus die beſten und untrüglichſten Vorſchriften in der Einrichtung des Lebens, ſowohl bey öffentlichen als Privatangelegenheiten zu ziehen.

Schüler. Aber wie erlangt man dieſe Grundſätze und Vorſchriften für das Leben aus der Geſchichte?

Lehrer. Dieß iſt eine weitläuftige Materie, wenn ich ſie in ihrem ganzen Umfange abhandeln wollte; aber ich will mich itzt nur auf einige wichtige Anmerkungen einſchränken. Erſtlich, weil die Geſchichte eine Vorſtellung des menſchlichen Geſchlechts in allen verſchiedenen Umſtänden und Claſſen des Lebens iſt; da ſie uns ihre Charactere, ihre Anſchläge und Abſichten nebſt den Folgen derſelben vor Augen legt, ſo dient dieſelbe augenſcheinlich zu der Erweiterung des Verſtandes, und ſie wird die Menſchen am beſten wider die Vorurtheile und falſchen Eindrücke, die ſie ſo leicht von der Erziehung annehmen, und wider die herrſchenden Laſter desjenigen Zeitalters verwahren, worinn ſie leben. Es iſt faſt unmöglich, daß junge Gemüther nicht von den Sitten und Geſinnungen dererjenigen, mit denen ſie umgehen, ſehr viel annehmen ſollten. Sind nun Reichthümer, Ehrenzeichen, und der Glanz eines öffentlichen Lebens die großen Gegenſtände, wornach man ſtrebt, und ziehen dieſe den Beyfall der Menſchen nach ſich; ſo kann man leicht einſehen, was dieß vor Folgen haben müſſe, und wie bald wir geneigt ſeyn werden, dem Eindrucke des Ehrgeitzes und der Habſucht nachzugeben. Wir ſe-

hen, daß man Männern, welche Reichthum und Macht beſitzen, eine vorzügliche Achtung bezeigt; ſie werden von allen, die ſich ihnen nähern, geſchmeichelt und erhoben; und ſie ſind ſo ſehr der Gegenſtand der allgemeinen Hochachtung, daß die übrigen unter den Menſchen ehrgeitzig darauf zu ſeyn ſcheinen, ihre Gunſt zu theilen, und ſtolz darauf ſind, unter die Zahl ihrer Freunde zu gehören. Dadurch werden wir verleitet, das vor etwas wirklich ſchätzbares zu halten, was wir jedermann hochſchätzen ſehen, und mit denen äuſſerlichen Vortheilen des Lebens gewiſſe Begriffe von Würde und Vortreflichkeit zu verbinden, da ſie doch weder von uns abhangen, noch uns eigenthümlich zugehören. Wenn wir nun in die Begebenheiten der vergangenen Jahrhunderte zurückſehen, ſo werden wir dadurch am meiſten geſchickt, dieſe irrigen Begriffe zu verbeſſern, und ein richtiges Urtheil von demjenigen zu fällen, was Bewunderung und Lob verdient. Denn die Geſchichte zeiget uns viele Beyſpiele von ſolchen Männern, die in der Welt ein großes Geräuſch gemacht haben, die in ihrem Leben ausnehmend geehret wurden, und die höchſten Ehrenſtellen erhielten; aber die nunmehr mit Schande und Vorwürfen belegt werden: da indeß andere bey dem ſtillen Genuſſe eines Privatlebens, ohne jenen äußerlichen Pomp, welcher niedrige Gemüther blendet, das Vergnügen aller derer geweſen, die ſie kannten, und bey der Nachwelt ein erfreuliches Andenken zurück gelaſſen haben. Die Urſache iſt leicht zu finden. Nicht der Stand iſt es, der einem Manne den Beyfall des Weiſen und Uneigennützigen zuziehet, ſondern die Tugenden ſind es, die ſeinem Stande eine Zierde geben. Wenn ihr alſo die Ehrbegierde beſitzt, nach einer vernünftigen und dauerhaften Achtung zu ſtreben; ſo werdet ihr aus der Erfahrung der vorigen Zeiten lernen können, daß ihr nicht ſowohl nach

den angeſehenſten Ehrenſtellen, ſondern nach deren ausnehmenden Eigenſchaften ſtreben müßt, die euch geſchickt machen, euer Leben mit Anſtand und Bewunderung zu führen. Beſitzt ihr dieſe Zierde, ſo werdet ihr auch in einem Privatſtande nicht ungeehrt bleiben; und ihr werdet die überhäufteſten Lobſprüche erlangen, wenn man euch zu öffentlichen Bedienungen rufet. Ueberlegt alſo bey euch ſelbſt, ob es nicht eine der wichtigſten Vorſchriften für das menſchliche Leben ſey, das Gemüth wider die Irthümer des Pöbels und wider die einſchmeichelnde Stimme der Leidenſchaften ſo zu verwahren, und daſſelbe zu bewegen, daß es dem ſanften Rufe der Vernunft und Wahrheit Gehör gebe. Denn dadurch werden die Menſchen erkennen, wie ſie über große und gute Handlungen ein gegründetes Urtheil fällen ſollen; und da ſie ſehen, daß Tugend und Rechtſchaffenheit die einzigen Mittel ſind, zu einem wahren und dauerhaften Nachruhme zu gelangen, ſo werden ſie zuerſt dieſe zum Grunde aller ihrer nachherigen Handlungen legen.

Aber die Geſchichte treibt uns nicht nur auf dieſe Art an, nach dem, was wahrhaftig groß und lobenswürdig iſt, zu ſtreben; ſie wird auch die ſicherſte Führerinn, um uns durch alle die verworrenen Gänge des Lebens zu leiten. Denn hier werden wir ſehen, durch welche Maasregeln und Anſchläge man ſich einen glücklichen Ausgang der Begebenheiten verſprechen kann, und durch was für ein Betragen die Urheber derſelben ſich ins Verderben geſtürzt haben. Endlich werden wir auch lernen gegen uns ſelbſt mißtrauiſch zu ſeyn, und uns wider unſre gefährlichſten Feinde, unſre Leidenſchaften, zu verwahren. Denn es giebt ein gewiſſes Unvermögen der Seele, wodurch die Menſchen zu Sclaven ihrer gegenwärtigen herrſchenden Neigung gemacht, und wodurch nicht nur in Familien Verwirrung und Verderben

verurſacht, ſondern auch oft ganze Länder und Königreiche verwüſtet werden. Aber Beyſpiele von der Art, welche ſehr oft in der Geſchichte vorkommen, werden am leichteſten die Menſchen bewegen können auf ihrer Hut zu ſeyn, und ſie von der großen Wichtigkeit der Enthaltſamkeit und Mäſſigung überzeugen. Der Anfang der Weisheit iſt, wie ein berühmter Dichter ſagt, die Thorheit zu vermeiden; und eben ſo iſt es auch der Anfang der Tugend, das Gemüth wider die Anfälle des Laſters in Sicherheit zu ſetzen, und alle Zugänge zu verwahren, wodurch ſich daſſelbe ihm nähern könnte. Ein Mann, der eine vollkommne Herrſchaft über ſich ſelbſt erlangt hat; welcher weiß, wenn er ſeinen Begierden nachgeben oder Einhalt thun ſoll, dieſer bauet ſeine Glückſeligkeit auf einen feſten und unbeweglichen Grund; und da er den innern Frieden erlangt, ſo verſichert er ſich diejenige Ruhe der Seele, die nie von den Stürmen und Aufwallungen der Leidenſchaft geſtört werden kann. Durch dieſe und ähnliche Grundſätze der Klugheit, die ihr in der Geſchichte aufgezeichnet findet, und wenn ihr dieſe leſet, oft ſelbſt entdecken könnt, werdet ihr lernen, wie ihr bey euch ſelbſt zeitig eine Erkenntniß von eurer Seele, von ihren Neigungen, ihren Begierden und Wünſchen erlangen ſollt, damit ihr die Fähigkeiten derſelben der Vernunft gehörig unterwerfen und eure Leidenſchaften vollkommen mit ihr übereinſtimmend machen möget; denn hierinn iſt die Quelle der Tugend und eines wohlgeordneten Lebens. Und hier laßt mich die Anmerkung machen, daß ihr dadurch nicht nur in jedem Stande eure Pflicht mit allgemeinem Beyfalle erfüllen, ſondern auch, über die gegenwärtigen Zufälle und Begebenheiten euch wieder beruhigen werdet, welche vielleicht bisher keinen geringen Unwillen bey euch verurſacht haben. Ich will meine Gedanken mit einem bekannten Beyſpiele

erläutern. Eure Eltern ſind ausnehmend gütig gegen euch; ſie geben euch täglich Beweiſe ihrer Liebe und Zuneigung, und doch finden ſie es nicht vor gut, euch in allen euern Wünſchen zu befriedigen. Eine jugendliche Eitelkeit verleitet euch oft, eine jede Art von Putz zu begehren, welche unter den Kindern von euerm Alter gewöhnlich iſt; aber ſie halten bisweilen dieſe wachſende Neigung zurück, und ihr müßt es annehmen, daß ſie es euch abſchlagen. Bey dieſen Gelegenheiten ſeyd ihr gewiß bisweilen ausnehmend unzufrieden; und ihr fangt an, das Betragen eurer Eltern vor hart, unbillig und ſtrenge zu halten. Aber wenn ihr durch die Wiſſenſchaft, die wir euch hier empfehlen, die übeln Folgen einſehen lernt, welche derjenige erfahren muß, der nicht frühzeitig gewöhnt worden, einigen Widerſpruch zu leiden; wenn ihr ſehet, wie leicht er dadurch üble Gewohnheiten annimmt, und gänzlich ungeſchickt wird, diejenige Selbſtverläugnung und Zurückhaltung zu zeigen, wozu er ſo oft im gemeinen Leben Gelegenheit findet; dann werdet ihr die Weisheit eurer Eltern ſelbſt einſehen und billigen, weil ſie euch frühzeitig zu dieſer Tugend gewöhnen, und es für ein Glück halten, wenn ſie bey euch ſchon eine gewiſſe Anlage zu der Tugend finden, über euch ſelbſt zu herrſchen, nach welcher ihr in euerm Leben künftig vorzüglich ſtreben müßt.

Schüler. Gewiß, Sie geben mir hier ein Beyſpiel, welches einen ſtarken Eindruck bey mir macht; und hätte ich jemals vorher bey mir ſelbſt dieß überleget: ſo würde ich dadurch viele Bekümmerniſſe und Kränkungen vermieden haben, die mir damals wenigſtens ſehr beſchwerlich waren.

Lehrer. Es iſt gut, daß ihr ſchon anfangt von dieſen Wahrheiten überzeugt zu ſeyn. Erfahrung und Aufmerk-

merkſamkeit werden ohne Zweifel dienen, ſie in euer Gemüth tief einzuprägen. Aber laßt uns zu unſrer Materie zurückkehren. Aus dem, was ich euch bisher geſagt habe, ſehet ihr, daß die Geſchichte uns am beſten lehren kann, was in allen den verſchiedenen Ständen des Lebens anſtändig und rühmlich für uns ſey, und wie man ſich mit Anſtand betragen, ſeiner Würde gemäß bezeigen könne, wenn uns das Glück zulächelt, und uns in angeſehene und mächtige Aemter verſetzet. Aber eben ſo werdet ihr durch ſie die richtigſte Einſicht in die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge erhalten, und euch dadurch auf diejenigen großen Veränderungen vorbereiten, die euch während euerm Leben begegnen können. Denn wenn ihr in die Jahrbücher der vergangenen Zeiten zurück ſehet; ſo findet ihr, daß nicht nur einzelne Menſchen und Geſchlechter dieſe Veränderungen erfahren, ſondern daß auch große Königreiche und mächtige Kaiſerthümer eben dieſes Schickſal erlitten haben. Griechenland und Rom, die ſonſt wegen ihrer unüberwindlichen Kriegsheere, ihrer berühmten Feldherren, und wegen des Umfangs ihrer Länder in ſo großem Anſehen ſtunden, befinden ſich itzt mit andern Völkern in gleicher Größe, ja ſie ſind faſt in die niedrigſte Sclaverey verſunken. Die Künſte und die Wiſſenſchaften, welche in einem ſo hohen Grade unter ihnen blüheten, und ihren Ruhm ſo weit ausbreiteten, ſind faſt gänzlich in andre Gegenden zerſtreut, und haben dazu gedient, ſie aus der Dunkelheit zu ziehen, worinn ſie lange verborgen waren. Sind nun große und mächtige Staaten von dieſen Abwechſelungen nicht befreyt, ſo können wir dieſelben auch wohl bey den Schickſalen einzelner Menſchen erwarten. Und wie nützlich muß diejenige Wiſſenſchaft ſeyn, die uns nicht nur lehrt, wie wir uns bey einer unvermutheten Erhöhung und bey glücklichen Begebenheiten wohl verhalten

ſollen,

ſollen, ſondern die uns auch wider die unangenehmen Zufälle des Lebens ſo ſehr wafnet, daß kein Wechſel des Glücks vermögend iſt, die ſich immer gleiche Ruhe unſers Gemüths zu unterbrechen? Denn hier treffen wir viele Beyſpiele ſolcher Männer an, welche anfangs öffentliche Bedienungen mit Ruhm verwaltet, und dann in ihrem Privatleben ſich eben ſo berühmt gemacht haben; andere hingegen, die auf einmal von den Reichthümern zur Armuth herabgeſunken, aber durch ihr Betragen auch ihrem niedrigen und verächtlichen Stande einen neuen Glanz gegeben haben. Dieß ſind die Muſter, welche die Geſchichte euch vor Augen legt; und wenn ihr dieſen folgt, ſo werdet ihr euch in jeder Sphäre euers Lebens groß, weiſe und angeſehen machen. Wird man euch zu öffentlichen Aemtern rufen; ſo werdet ihr wiſſen, wie ihr ſie mit Glanz verwalten ſollt, und weil ihr die Unbeſtändigkeit der menſchlichen Begebenheiten wohl kennet, ſo werdet ihr euch von keiner Neigung ſo ſehr einnehmen laſſen, daß ſie bey einem Wechſel des Glücks das Gleichgewicht in eurer Seele aufheben könnten. Ein wohlgeordnetes Gemüth wird nie vom Glücke berauſcht werden. Es ſiehet beſtändig in die Zukunft, und wenn es die Möglichkeit eines Wechſels gewahr wird, ſo bereitet es ſich ohne Murren und Kümmer, ſich ihm zu unterwerfen. Ich muß noch eine Anmerkung machen, ehe ich dieſe Materie verlaſſe, und dieß iſt dieſe: Die Geſchichte macht uns mit den verſchiedenen Characteren der Menſchen bekannt, und entdeckt uns ihre Abſichten, ihr Intereſſe und ihre Vorhaben. Dadurch lernen wir die verſchiedenen Labyrinte und Krümmungen des menſchlichen Herzens genau kennen, und wir kommen gleichſam mit der großen Welt in Umgang, ehe wir noch in die Geſchäfte und Begebenheiten derſelben verwickelt werden. Ich brauche nicht erſt weitläuftig zu erklären, wie vortheilhaft

dieß

dieß für euch zu der künftigen Einrichtung euers Lebens ſeyn werde. Wenn man euch in die Welt eintreten ließe, da ihr noch ganz ein Fremdling in ihren Sitten und Gewohnheiten, noch ganz unbekannt mit der Beſchaffenheit und den Characteren der Menſchen wäret; ſo würdet ihr bey jeder Gelegenheit in Gefahr kommen, hintergangen zu werden, und ihr könntet das Vermögen bey bedenklichen Umſtänden und Vorfällen richtig zu urtheilen, nur durch die Erfahrung der vorigen Irthümer erlangen. Denn weil der Betrug ſelbſt noch etwas fremdes für euch iſt, ſo würdet ihr niemals die andern deswegen in Verdacht haben; und da ihr allen ohne Unterſcheid euer Herz offenbaren würdet, ſo würdet ihr eigennützigen und argliſtigen Leuten Gelegenheit geben, euch in ihre Schlingen zu ziehen. Aber in dieſem Falle iſt die Geſchichte ein glücklicher und ſicherer Lehrer; denn da werden wir, ohne ſelbſt in Gefahr zu kommen, durch die Erfahrung der andern weiſer. Wir ſehen die Leidenſchaften der Menſchen, ihr einander entgegengeſetztes Intereſſe, und alle die Kunſtgriffe, wodurch ſie ſich unter einander hintergehen. Wir lernen da, wie wir uns für die Schmeicheley in Sicherheit ſetzen, wie wir das um ſich greifende Laſter fliehen, wie wir allen Umgang mit den Unordentlichen und Laſterhaften verabſcheuen, und uns nur mit den Weiſen und Rechtſchaffenen verbinden ſollen. Sagt mir, ſind dieß nicht Vortheile, die ihr euch wünſchen müßt, und erkennet ihr nicht daraus, wie wichtig die Erlernung der Geſchichte eurer Aufmerkſamkeit ſey?

Schüler. Gewiß, ich müßte einen ſehr langſamen Verſtand beſitzen, wenn ich dieß nicht einräumen wollte; und ſie dürfen ſich nach der Beſchreibung, die ſie mir davon gemacht haben, gar nicht wundern, wenn mir jeder Augenblick zu lang wird, bis ich mit allem Fleiß den Anfang zu

dieſem

dieſem Theile der Erkenntniß machen werde. Eilen ſie alſo, wie ſie mir verſprochen haben, und unterrichten ſie mich, wie ich ſtudieren ſoll, wenn ich den größten Vortheil aus derjenigen Wiſſenſchaft ſchöpfen will, die ich itzt anfangen werde.

Lehrer. Dieß iſt nun eigentlich mein Geſchäfte; und ich will es deswegen mit Vergnügen vornehmen. Zuerſt aber muß ich hier die Anmerkung machen, daß, weil die Geſchichte eine Erzählung vergangener Begebenheiten, und ſolcher Vorfälle iſt, welche ſich in verſchiedenen Ländern und in einer Reihe von Jahren, die auf einander gefolgt ſind, zugetragen haben; ſo wird man nothwendig eine vorläufige Kenntniß von der Ordnung der Zeiten und von verſchiedenen Völkern und Königreichen erlangen müſſen, wo dieſe Begebenheiten geſchehen ſind, wenn man von der Geſchichte die vollkommenſten und reifſten Früchte genießen will. Denn man ſiehet hier, daß oft die großen Begebenheiten in dem einen Jahrhunderte zu denen, die in einem andern geſchehen, die Gelegenheit gegeben, oder genau mit ihnen verbunden ſind. Und deswegen werden wir uns von dem Urſprunge und dem Untergange der Reiche, und von der Errichtung der Staaten, nur ſehr unordentliche Begriffe machen, wenn wir nicht einen allgemeinen Inbegriff von dem ganzen Verlaufe der Zeit gefaßt haben, dadurch wir nicht nur den Zuſammenhang der Begebenheiten genau anzeigen, ſondern auch ſie unter diejenigen Perioden und Eintheilungen bringen können, welche uns die ganze Kette der vergangenen Begebenheiten auf eine richtige und ordentliche Art vor Augen legen werden. Dieß iſt derjenige Theil der Wiſſenſchaften, den die Gelehrten durch den Namen der Zeitrechnung unterſcheiden, und der eine Abhandlung über die Zeit enthält. Eben ſo giebt die gegenſeitige Lage der Königreiche,

reiche, und ihre verſchiedenen Vortheile und Abſichten, oft Gelegenheit zu Kriegen, Verheerungen und andern merkwürdigen Vorfällen. Wollen wir alſo die Urſachen dieſer Streitigkeiten, welche die Welt getheilet haben, deutlich einſehen, und die Bewegungsgründe verſtehen lernen, nach welchen ein jeder Fürſt gehandelt hat; ſo müſſen wir uns nothwendig mit den verſchiedenen Eintheilungen der Erde, mit dem Umfange der Reiche und Staaten, und mit ihren kleinern Abtheilungen und Verbindungen bekannt machen. Denn dadurch werden wir einſehen, wie die bequeme Lage eines Landes und einer Provinz in Abſicht auf die andern, den Ehrgeitz eines benachbarten Staates, der mächtig und herrſchſüchtig war, gereitzet, und heftige Kriege und Streitigkeiten verurſacht, ja den Weg zu den größern Reichen gebahnt hat, indem eine Nation ſich dadurch auf Unkoſten der andern vergrößerte. Doch dieſen letztern Zweig der Gelehrſamkeit, der unter dem Namen der Erdbeſchreibung bekannt iſt, haben wir ſchon in dem vorhergehenden Abſchnitte abgehandelt. Den andern habe ich mit Fleiß bis hierher verſparet, weil ich ihn nicht nur als eine Einleitung zur Geſchichte vorausſetzen, ſondern auch zu einem Führer geben will, dem ihr durch die verſchiedenen Perioden und Abtheilungen derſelben folgen müßt.

Die Zeitrechnung alſo iſt diejenige Wiſſenſchaft, welche die Zeit berechnet, und ſie nach den vergangenen Begebenheiten in Ordnung bringt. Der Begriff von der Zeit ſcheint aus einer Betrachtung unſrer Seele zu entſtehen, da wir unſre Gedanken auf den allgemeinen Fortgang der Dinge richten, und einige als gegenwärtig, andere als vergangen, und noch andre als zukünftig anſehen. Denn hier zieht man verſchiedene Perioden in Betrachtung, die

nicht

nicht zugleich dauern, ſondern in einer Ordnung auf einander folgen; und eben der Zwiſchenraum zwiſchen zween ſolchen Perioden iſt es, welchen wir eigentlich einen Zeitraum nennen. Nach dieſer Erklärung des allgemeinen Begriffs, wird es leicht ſeyn, die verſchiedenen Formen und Einſchränkungen deſſelben anzuzeigen. Denn wenn man die vergangenen Dinge unterſucht, ſo zeigen ſie ſich uns entweder ſo, daß ſie zugleich ſich zutragen, oder daß ſie durch verſchiedene Zwiſchenräume von einander entfernt ſind. Wenn wir nun dieſe Zwiſchenräume mit einander zuſammenhalten: ſo finden wir, daß einige länger ſind als die andern; und wenn wir wieder dieſe längern betrachten, in wie fern ſie doppelt oder dreymal ſo groß ſind als die kleinern: ſo erlangen wir dadurch eine Vorſtellung, wie wir einen Theil der Zeit durch den andern abmeſſen können; und nichts iſt geſchickter unſere Begriffe von derſelben klar und deutlich zu machen. Es iſt aber wegen der unermeßlichen Dauer der Zeit nothwendig, daß man in derſelben einen oder mehrere beſtimmte Puncte feſtſetze, von denen man die verſchiedenen Maaße der Zeit, als Tage, Monate, Jahre u. ſ. f. entweder zurück oder vorwärts zu zählen anfangen könne. In dieſer Abſicht haben die verſchiedenen Nationen auch dergleichen unterſchiedene Gränzpuncte erfunden, nachdem ſie vielleicht geglaubt haben, daß dieſe oder jene Begebenheit ihres Andenkens würdiger, und deswegen geſchickter wäre, die Anzeige (das Datum) der andern Begebenheiten zu geben. Sie werden Epochen oder Aeren genennt, weil ſie eine Art von Ruheplätzen für das Gemüth ſind, von denen man ſich umſehen, und ſeine Rechnungen anfangen kann.

Aus demjenigen nun, was ich geſagt habe, werdet ihr leicht einſehen, daß die ganze Wiſſenſchaft der Zeitrechnung

ſehr bequem in zween Theile oder Zweige eingetheilet werden kann. Der eine begreift die Kenntniß der verſchiedenen Maaße und Perioden, wodurch die Zeit berechnet wird; und in dem andern werden die unterſchiedlichen Aeren und Epochen beſchrieben, von welchen die Begebenheiten bey den verſchiedenen Nationen gerechnet werden.

Um nun von dem erſten den Anfang zu machen, ſo bekömmt man den Begriff von jeder beſondern Zeit oder Länge der Dauer, als von einem Tage, Monate, Jahre u. ſ. w. wenn man auf gewiſſe Erſcheinungen Achtung giebt, welche gleichförmig zu beſtimmten und dem Anſcheine nach gleich weit abſtehenden Perioden ſich wieder zeigen. Denn dadurch erlangen wir einen Begriff von gleichen Räumen, und wenn wir dieſe verſchiedentlich zuſammenſetzen und vervielfältigen, ſo können wir uns die verſchiedenen Maaße der Zeit, von verſchiedener Länge ſo vorſtellen, wie es die Dinge erfordern. Nun mußten die Menſchen durch die Bewegungen der Sonne und der andern himmliſchen Körper, wegen ihrer Beſtändigkeit und Gleichförmigkeit, leicht bewogen werden, ſie zu einem Maasſtabe anzunehmen, nach dem ſie dieſe verſchiedenen Abmeſſungen in Ordnung bringen könnten. Und weil die ſcheinbare tägliche Bewegung der Sonne, nicht nur beſtändig und gleichförmig, ſondern auch oft und in einem kürzern Umkreiſe wiederholt ward; ſo ward dieſelbe natürlicherweiſe zum erſten Maaße der Zeit unter der Benennung eines Tages angenommen.

Man kann alſo einen Tag als eine Abtheilung der Zeit erklären, die von der Erſcheinung und Entfernung der Sonne hergenommen iſt; und dieſer iſt zweyerley, der Künſtliche und der Natürliche.

Der

Der Künſtliche Tag, welchen man vornehmlich durch das Wort Tag zu verſtehen ſcheint, iſt die Zeit des Lichts, oder da die Sonne ſich über dem Horizonte verweilet, und die nach ihrem Aufgange und Untergange beſtimmt wird. Dieſer wird die Zeit der Finſterniß entgegengeſetzt, da die Sonne unter dem Horizonte vom Untergange an bis zum Aufgange bleibet, und dieſe wird Nacht genennt.

Der Natürliche, oder wie er auch genennet wird, der Bürgerliche Tag (dies civilis,) iſt derjenige Zeitraum, worinn die Sonne ihren Umlauf um die Erde zu vollenden ſcheint; oder, um genauer und aſtronomiſcher zu reden, die Zeit, da ſich der Aequator einmal gänzlich herumbewegt. Die verſchiedenen Nationen haben bey der Beſtimmung des Anfangs ihrer Tage, eine ſehr unterſchiedene Wahl getroffen. Einige fangen von dem Aufgange der Sonne, andere von ihrem Untergange, und noch andere von der Zeit an zu rechnen, da ſie durch die obere oder untere Mittagslinie gehet. So fangen die alten Babylonier, Perſer, Syrer, und die meiſten übrigen Nationen des Morgenlandes, mit denen gegenwärtigen Einwohnern der Baleariſchen Inſeln, den Griechen, und andern, ihren Tag mit Aufgange der Sonne an. Die alten Athenienſer und Jüden, nebſt den neuern Italiänern und Chineſern, rechnen vom Untergange der Sonne. Die alten Umbrier und Araber aber, wie auch die neuern Aſtronomen, vom Mittag an. Und die Aegyptier und Römer, nebſt den neuern Engländern, Franzoſen, Niederländern, Deutſchen, Spaniern und Portugieſen, fangen ihn von Mitternacht an. So wenig aber die verſchiedenen Völker in Anſehung der Zeit übereinkamen, bey der ſie den Tag anfiengen, ſo wenig waren ſie auch in den verſchiedenen Abſonderungen und Eintheilungen deſſelben einig. Einige theilten die Zeit des Künſtlichen Tages in

zwölf gleiche Theile ab, die alſo in den verſchiedenen Zeiten des Jahres, auch von verſchiedener Länge ſeyn mußten. Aber die Eintheilung, welche itzt faſt überall angenommen worden, iſt die, nach welcher die ganze Zeit des Tags und der Nacht in vier und zwanzig Stunden abgetheilet wird, und, weil ſie euch ſchon genung bekannt iſt, keiner weitern Erläuterung bedarf.

Alle Perioden und Unterſchiede der Zeiten, die wir in der Zeitrechnung antreffen, ſind nichts anders, als verſchiedene Zuſammenſetzungen dieſes erſtern Maaßes, die nach den beſondern Bedürfniſſen der Menſchen, nach den verſchiedenen Erſcheinungen am Himmel, und den unterſchiedenen Zwiſchenräumen der vergangenen Begebenheiten eingerichtet worden. Anfangs waren die Menſchen ohne Zweifel mit dem einfachſten Umlauf eines Tages zufrieden; und eine kleine Zeitlang konnte dieſer ganz wohl zu allen den Endzwecken dienen, die man dabey ſuchte. Aber da die Welt immer älter ward, und die Zwiſchenräume zwiſchen den verſchiedenen Begebenheiten weiter und ausgebreiteter wurden, ſo mußte ſich die Anzahl der Tage ſo geſchwind vervielfältigen, daß man bald die Nothwendigkeit gewahr ward, ein anders Maaß der Zeit von einem größern Umfange anzunehmen, damit man dieſe längern Räume leichter und geſchickter berechnen könnte. In dieſer Abſicht nahm man die Tage in gewiſſe Syſteme und Claſſen von verſchiedener Länge zuſammen, nachdem es die Vorfälle erforderten; und daher entſtunden die Anordnungen der Monate, Jahre, Olympiaden, Luſtra u. d. g. Man fand hier wieder, daß die Bewegungen der himmliſchen Körper einen ganz beſondern Nutzen verſchaften. Denn, wie zuvor die Sonne durch ihren ſcheinbaren Umlauf um die Erde, den Raum eines Tages angezeigt hatte; ſo wurden die Menſchen durch die

andern himmliſchen Körper, durch ihre verſchiedenen Bewegungen, und eine richtige Folge der unterſchiedlichen Phaſen und Erſcheinungen bewogen, ſolche Verbindungen ihrer Tage zu machen, die mit den vorher erwähnten Veränderungen übereinſtimmten. So wurden viele Eintheilungen der Zeit nicht nur bey der Berechnung nützlich; ſondern ſie dienten auch zu einem Maaße der himmliſchen Phänomenen und Begebenheiten. Daraus entſteht die genaue Verbindung der Sternkunde mit der Zeitrechnung, weil dieſe ſich einigermaßen ganz auf die andre gründet, und einige allgemeine Kenntniß derſelben vorausſetzt. Doch, ob man gleich in dem noch frühen Alter der Welt, dieſe Abtheilungen der Zeit ſo eingerichtet, daß ſie genau mit den Bewegungen des Himmels übereinſtimmten, und ob man gleich Regeln der Intercalation (der Schalttage) einführte, um die Bewegungen der verſchiedenen Geſtirne mit einander zu verbinden; ſo hat man es doch nunmehro für bequemer gefunden, die Zeit nur nach der jährlichen Bewegung der Sonne zu ordnen, und wenigſtens bey gemeinen Rechnungen den Umlauf des Monds zu vergeſſen.

Ich habe ſchon angemerkt, daß alle Abmeſſungen der Zeit, deren man ſich in der Zeitrechnung bedient, nichts anders als die verſchiedenen Verbindungen der Tage ſind, die man, ſo wie es die Umſtände erforderten, geordnet hat. Deswegen bleibt mir nun übrig, daß ich die verſchiedenen Eintheilungen und Claſſen durchgehe, ihre Einrichtung zeige, und die Art erkläre, wie man ſie anwenden müſſe, um die vorgegangenen Begebenheiten in Ordnung, und die Kette der Geſchichte in einen Zuſammenhang zu bringen. Die erſte und einfachſte Verbindung von der Art, die itzt üblich iſt, wird von uns eine Woche genennt; und iſt ein Zuſammenhang von ſieben Tagen, die beſtändig wieder zurück

kommen, und um das Andenken der Schöpfung zu verewigen, eingeſetzt worden, da dieſe in ſechs Tagen vollendet, der ſiebente zu einem Tage der Ruhe beſtimmt, und von da an allezeit der ſiebente Tag dem Andenken dieſer großen Begebenheit gewidmet worden. Es iſt merkwürdig, daß nicht nur die Jüden, denen Gott ſelbſt dieſe Anordnung offenbarte, ſondern auch die Syrer, die Aegyptier und die meiſten von den morgenländiſchen Völkern ſich dieſer Eintheilung der Zeit in Wochen bedient haben. Und dieſe rührte vermuthlich aus einigen Ueberbleibſeln der Tradition von der Schöpfung her, die ſie nebſt verſchiedenen andern noch beybehalten hatten. Die Namen, die wir itzt den Tagen der Woche geben, ſind eben diejenigen, welche bey den alten Heydniſchen Nationen üblich waren, die ſie nach den ſieben Planeten benennten. So war der erſte Tag, Sonntag, Dies Solis; der zweyte Montag, Dies Lunae, und ſo auch die übrigen genennet. Die Urſache dieſer Benennungen kann man am beſten aus der alten Aſtrologie herleiten. Denn die Lehrer dieſer Wiſſenſchaft vertheilten die Herrſchaft und Regierung aller Stunden in der Woche, unter die ſieben Planeten; ſo, daß die Regierung der erſten Stunde des erſten Tages dem Saturn, und der erſten Stunde des zweyten Tages dem Jupiter zufiel u. ſ. f. Daher gaben ſie jedem Tage den Namen desjenigen Planeten, welcher über die erſte Stunde deſſelben wachte. Und dieſe Namen ſind nur mit einer kleinen Veränderung in der Ordnung, wie ich vorher bemerkt habe, noch unter den Abendländiſchen Chriſten beybehalten worden.

Die zweyte merkwürdige Eintheilung der Zeit iſt die nach Monaten. Dieſe bezogen ſich in ihrer erſten Anordnung, vornehmlich auf die Bewegungen des Monds, und nach dieſen wurden ſie auch gemäß eingerichtet. Aber weil

die Phaſen und Erſcheinungen des Monds bey gemeinen Berechnungen wenig oder gar nicht in Betrachtung gezogen werden, ſo iſt dadurch eine große Veränderung in der Zeitrechnung geſchehen; und nun bedeutet insgemein ein Monat nichts anders, als denjenigen Zeitraum, wodurch wir das Jahr in zwölf Theile abſondern. Um aber dieſe Materie weiter zu erläutern, müſſen wir anmerken, daß man die Monate ſehr bequem in Aſtronomiſche und Bürgerliche eintheilen kann. **Aſtronomiſche Monate**, (in ſo fern wir ſie hier betrachten müſſen,) ſind ſolche, die nach dem Umlauffe und den Phaſen des Monds abgemeſſen ſind. Sie waren vornehmlich bey den Alten im Gebrauche. Man theilt dieſelben wieder in Periodiſche und Synodiſche ab. Der **Periodiſche Monat** iſt derjenige Zeitraum, worinn der Mond durch ſeine Bewegung, zu eben demſelben Orte in ſeiner Bahn wieder zurückkömmt, von dem er ausgegangen iſt; und dieſer beſteht aus ſieben und zwanzig Tagen, ſieben Stunden, und beynahe drey und vierzig Minuten. Der **Synodiſche Monat** wird von einer Conjunction der Sonne und des Monds, bis zu der nächſt darauf folgenden Conjunction gerechnet, und iſt von den vorhergehenden darinn unterſchieden, daß, wie der Periodiſche Monat ſich nur auf die Bahn des Monden, und ſeinen völligen Umlauf in dem Thierkreiſe bezieht, ſo wird der Synodiſche nur in Abſicht auf ſeine Conjunction mit der Sonne ſo genennt. Aber nach der Zeit, da dieſe Conjunction geſchieht, bleibt die Sonne nicht beſtändig in eben dem Orte des Thierkreiſes, ſondern rückt weiter vorwärts nach Oſten zu: daher fällt es in die Augen, daß der Mond, wenn er ſeinen Lauf vollendet, nicht wieder die Sonne an eben dem Orte, wo er ſie verlaſſen hatte, wieder findet, weil ſie nun faſt um ein ganzes Zeichen weiter von ihrer vorigen Stelle fortgerückt iſt. Daher

ſiehet man leicht, daß wenn er die Sonne einholen ſoll, noch ein gewiſſer Zeitraum außer dem Periodiſchen Monat erfordert werde, welcher den Synodiſchen ausmachet. Die Länge eines Synodiſchen Monats iſt nicht allzeit einerley; weil die ſcheinbare Bewegung der Sonne an verſchiedenen Orten ihrer Bahn, auch verſchieden iſt, und deswegen einige Veränderung verurſachen muß. Indeß wird doch die mittlere Bewegung, wie ſie die Aſtronomen nennen, auf neun und zwanzig Tage und einen halben gerechnet. Dieſer Synodiſche Umlauf des Monden war der eigentliche Monden-Monat bey den Alten; und er zeigt zugleich die Urſache an, warum in dem Mond-Sonnen Jahre, die Monate wechſelsweiſe aus neun und zwanzig und dreyßig Tagen beſtunden. Denn weil man bey den Monaten von neun und zwanzig Tagen, den Anhang von zwölf Stunden wegließ; ſo ſetzte man ihn zu dem nächſten Synodiſchen Umlaufe hinzu, welcher gleichfalls aus neun und zwanzig Tagen, zwölf Stunden beſtand, und da er nun mit den im vorigen Monat weggelaſſenen zwölf Stunden vermehrt ward, den Zeitraum von dreyßig ganzen Tagen ausmachte. Dieſe wechſelsweiſen Eintheilungen der Monate werden wir auch beſtändig und ordentlich zutreffen ſehen. Der **Bürgerliche Monat** iſt nichts anders, als derjenige Zeitraum, wodurch wir ein Jahr in zwölf Theile abtheilen; und bey den verſchiedenen Völkern iſt er auch unterſchieden. Die Bürgerlichen Calender-Monate, welche itzt in Europa gewöhnlich ſind, beſtehen alle aus dreyßig oder ein und dreyſſig Tagen, den Februar ausgenommen, welcher alle vier Jahre neun und zwanzig Tage enthält, in den andern Jahren aber nur acht und zwanzig; doch hiervon mehr nachher.

Wir

Wir kommen nun zu der letzten und gröſsten Eintheilung der Zeit, die ſich auf die Bewegung der himmliſchen Körper gründet, ich meyne diejenige, welche von dem ſcheinbaren Umlauf der Sonne in der Ekliptik hergenommen iſt, und ein Jahr genennt wird. Auſſer der noch gewöhnlichen Kreiſsbewegung der Sonne, wodurch ſie in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden um die Erde zu gehen ſcheint, und die Länge eines natürlichen Tages anzeiget, giebt es auch noch eine zweyte Bewegung, die ihr eigen zu ſeyn ſcheint, langſamer fortgehet, und nur erſt nach einer ziemlich langen Zeit vollendet wird. Dieſe nennen die Aſtronomen ihren jährlichen Umlauf, da man gewahr wird, daſs, wenn ſie von einem gewiſſen merkwürdigen Orte am Himmel, wie die Puncte des Aequinoctii (da Tag und Nacht gleich iſt) oder des Solſtitii (der Sonnenwende) ſind, ſich entfernt hat, ſie nach einer gewiſſen Anzahl von Tagen wieder zu demſelben zurückkehret, und ſo weiter in beſtändigem Fortgange. Wie nun bey der täglichen Bewegung, ihre regelmäſsige Erſcheinung und Entfernung die Aufmerkſamkeit der Menſchen natürlicherweiſe an ſich zog, und ſie auf die leichte und brauchbare Eintheilung der Zeit in Tage, führte; ſo war auch hier ihre jährliche Bewegung viel zu ſehr mit einer Verſchiedenheit der Jahrszeiten begleitet, die immer auf einander in einer Ordnung folgen und allezeit zurückkommen, wenn die Sonne zu eben dem Theile ihrer Bahn zurückkömmt, bey welchem ſie vorher entſtunden; als daſs die Menſchen nicht bald dieſe Veränderungen hätten empfinden, und aus einer ihnen eigenen Neugierde ihre Urſachen, wo möglich, aufſuchen ſollen, da ſie ſahen, daſs ſie gleichförmig und immerwährend waren. Hierzu kömmt noch, daſs ſie in ihren Unterſuchungen um ſo viel fleiſsiger waren, je mehr es von dieſer Entdeckung abhieng, zu welcher Zeit ſie ihre Saat-

zeit und Erndte, nebſt verſchiedenen andern wichtigen Angelegenheiten des Lebens, anſetzen ſollten. Da ſie alſo gefunden hatten, daß dieſer Wechſel der Jahrszeiten durch den ſcheinbaren Umlauf der Sonne in der Ekliptik verurſachet würde, ſo fiengen ſie an die Zeit zu berechnen, in welcher dieſer Umlauf vollendet wird; und als ſie dieſelbe, ſo gut ſie konnten, feſtgeſetzt hatten, ſo beſtimmten ſie dadurch die gehörige Rückkehr der Jahrszeiten. Dieſer zweyte Periode der Sonne iſt es, den wir ein Jahr nennen; und aus den genaueſten Beobachtungen der Aſtronomen hat man gefunden, daß er 365 Tage, 5 Stunden, und 49 Minuten enthält. Man kann aber freylich nicht vermuthen, daß in dem noch frühen Alter der Welt, da die Sternkunſt nur erſt in ihrer Kindheit war, dieſe Genauigkeit bey der Berechnung konnte erlangt werden. Die Menſchen gelangten ſtuffenweiſe zu dem richtigen Maaße des Jahres, indem ſie die alten Irthümer durch neue Beobachtungen verbeſſerten. Ihre erſten Berechnungen, wie man leicht vermuthen wird, mußten mangelhaft ſeyn. Die allerälteſte Geſtalt des Jahrs, von der wir wiſſen, iſt die, nach welcher es in 360 Tage eingetheilt wird. Dieß iſt ganz gewiß das Moſaiſche Jahr, und iſt, wie einige nicht ohne Grund vermuthen, eben ſo alt als die Sündfluth. Denn in der Beſchreibung, die uns Moſes von dieſem allgemeinen Unglücksfalle macht, theilet er 150 Tage in fünf Monate, wodurch auf einen Monat 30 Tage gerechnet werden, und 12 Monate zu 30 Tagen, gerade 360 Tage ausmachen. Es iſt wahr, Herodotus ſchreibet dieſe Geſtalt des Jahrs den Aegyptiern zu, und viele gelehrte Männer ſind durch ſein Anſehen bewogen worden zu glauben, daß Moſes die Sündfluth nicht nach denjenigen Jahren oder Monaten beſchreibt, welche in ſo weit entfernten Zeiten,

als die ſind, von denen er ſchrieb, üblich waren, ſondern nach derjenigen Geſtalt des Jahrs, die er in Aegypten kennen gelernt hatte; weil von ihm in der heiligen Schrift geſagt wird, daß er in aller Weisheit der Aegyptier unterrichtet geweſen. Aber wenn wir auch über das Alterthum dieſer Einrichtung nicht ſtreiten wollen; ſo iſt doch durch das Zeugniß des Herodotus ſo viel gewiß, daß dieſelbe einige Zeitlang bey den Aegyptiern gebräuchlich geweſen. Indeß war ein Irthum von etwas mehr als fünf Tagen viel zu beträchtlich, als daß er lange unbemerkt bleiben konnte. Deswegen finden wir auch, daß Hermes Trismegiſtus noch fünf Tage zu der Rechnung hinzugeſetzt habe, wodurch man ſich der Wahrheit ſchon weit mehr näherte. Dieſes ſoll Thales, wie man ſagt, zum Grunde angenommen, und darnach ſoll er das griechiſche Jahr eingerichtet haben, welches aber unter den Griechen nicht lange dieſe Geſtalt behalten hat; weil ſie wegen ihrer Feſttage vielmehr das Mond-Sonnenjahr erwählten. Dieſes beſtand aus 12 ſynodiſchen Monaten, die wechſelsweiſe zu 29 und 30 Tagen gerechnet wurden, und überhaupt ein Jahr von 354 Tagen ausmachten. Allein weil dieſes Jahr doch um eilf Tage kürzer war, als der wahre Lauf der Sonne, und deswegen in der Folge der Anfang des Jahrs weiter zurück durch alle Jahrszeiten fortgeſchoben wurde; ſo erfand man, um dieſer Unbequemlichkeit abzuhelfen, die Regeln der Einſchaltung, damit das Jahr, ſo viel als möglich, mit den Bewegungen der Geſtirne, übereinſtimmen möchte. Von dieſen Einſchaltungen werde ich weiter unten Gelegenheit haben ausführlicher zu reden; hier will ich nur anmerken, daß das römiſche Jahr, ſo wie es Romulus einrichtete, und Numa nachher verbeſſerte, eben ſo nach Mondenmonaten abgemeſſen war, worinn gewiſſe Tage eingeſchaltet wur-

den,

den, damit der Anfang des Jahres allezeit auf einerley Jahrszeit feſtgeſetzt bliebe. Die Aufſicht über dieſe Einſchaltungen ward dem Pontifex Maximus aufgetragen, der aber ſeinen Auftrag verabſäumte, und alles in eine ſo ausnehmende Verwirrung gerathen ließ, daß zur Zeit des Julius Cåſar, die Wintermonate bis zum Herbſt, und die Herbſtmonate bis in den Sommer zurückkamen. Cåſar unternahm es, dieſe Unordnungen zu verbeſſern, und die Monate wieder unter ihre gehörige Jahrszeiten zu bringen. Er befahl deswegen, daß das Jahr, worinn er die Verbeſſerung des Calenders anfieng, aus 445 Tagen beſtehen ſollte. Hierauf richtete er mit Hülfe des Soſigenes, eines berühmten alexandriniſchen Mathematikers, ein Sonnenjahr ein, das aus 365 Tagen und 6 Stunden beſtand. Und weil man dieſe ſechs Stunden bey den öffentlichen Geſchäften nicht in Betrachtung ziehen konnte, ſo befahl er, daß man ſie ſo lange weglaſſen ſollte, bis ſie einen Tag ausmachten; welches alle vier Jahr geſchah; daher dieſes vierte Jahr aus 366 Tagen beſtehen, und der eine Tag nach dem Feſte, Terminalia, eingeſchaltet werden mußte, welches den 23ten Februar zu Ende gieng. Da nun der drauf folgende Tag bey den Römern der ſechſte der Calenden des Märzmonats, Sextus Calendas Martii genennt wurde, ſo verordnete er, daß derſelbe in den Schaltjahren zweymal gezählt werden ſollte, und deswegen hatten ſie aller vier Jahre den Sextus Calendas Martii bis, oder zweymal auf einander, welches Gelegenheit gab, daß man dieſes Jahr Biſſextile nennte.

Doch obgleich dieſe Einrichtung des Jahres ſehr gut gemacht war, und in Europa lange Zeit beybehalten ward, weil ſie der Wahrheit ſehr nahe kam; ſo war doch dieſelbe nicht aſtronomiſch richtig. Wir haben bereits geſehen, daß

der

der jährliche Umlauf der Sonne, oder wie ihn die Aſtronomen nennen, das Tropiſche Jahr, nach den genaueſten und beſten Beobachtungen, aus 365 Tagen, 5 Stunden und 49 Minuten beſtehet. Aber nach der Julianiſchen Forme, wird das Jahr auf 365 Tage, 6 Stunden gerechnet, und iſt folglich um 11 Minuten größer, als das Jahr wirklich enthält. Und ob dieß gleich in Abſicht auf einzelne Jahre nur von geringer Erheblichkeit zu ſeyn ſcheint; ſo beträgt es doch in einer Zeit von hundert Jahren beynahe einen ganzen Tag, und je mehr die Zeit weiter fortgehet, deſto beträchtlicher wird dieſer Irthum. Im Jahr 325, zur Zeit der Nicäniſchen Kirchenverſammlung, fand man, daß das Frühlings-Aequinoctium den 21ten März einfiel. Aber durch dieſen Irthum von eilf Minuten in der Julianiſchen Rechnung, welches in einer Zeit von 133 Jahren, einen ganzen Tag beträgt, geſchah es, daß im Jahre 1582, als Pabſt Gregorius XIII. die Verbeſſerung des Calenders unternahm, die Aequinoctia und Solſtitia um ganzer zehen Tage zurückgeſetzt waren, ſo daß das Frühlings-Aequinoctium auf den eilften des Märzmonats, anſtatt des 21ten einfiel. Um dieſer Unordnung abzuhelfen, verordnete Gregorius, daß man zehen Tage ganz auslaſſen, und denjenigen Tag, der ſonſt der eilfte März geweſen wäre, den 21ten nennen ſollte, damit dadurch das Aequinoctium auf eben den Tag wieder einfiele, an welchem es zur Zeit der nicäniſchen Kirchenverſammlung geweſen war. Und damit auch in Zukunft dergleichen Veränderungen vermieden würden, ſo machte er eine neue Einrichtung des Jahrs, welche die gregorianiſche heißt, und nach welcher in 133 Jahren, ein Tag aus dem Calender hinweggelaſſen wird. Damit dieß, ſo viel möglich, ohne eine merkliche Verwirrung geſchehen möchte, verſuchte er es auf folgende Art. Von den 1600 Jahren der

chriſt-

chriſtlichen Aera, ward nun jedes hunderte Jahr, das nach der Julianiſchen Rechnung allezeit ein Biſſextile oder Schaltjahr iſt, zu einem gemeinen Jahre angenommen; hingegen blieb nun das vierte hunderte Jahr allezeit ein Biſſextile, wie in der Julianiſchen Rechnung. Nach dieſer Berechnung ward das Jahr 1700. ein gemeines Jahr, nach der Gregorianiſchen Benennung; und ſo wird es auch das Jahr 1800. und 1900. ſeyn, welche insgeſammt in der Julianiſchen Berechnung Schaltjahre ſind. Aber das Jahr 2000. wird, ſowohl nach der Julianiſchen als Gregorianiſchen Berechnung, ein Schaltjahr ſeyn. Folglich beſteht der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen beyden Methoden zu rechnen, kurz darinn: daß in den 1600 Jahren unſers Herrn, von allen den vier Jahren, welche die vier Jahrhunderte beſchließen, die drey erſten gemeine Jahre ſind, und das vierte ein Schaltjahr nach der Gregorianiſchen Berechnung iſt; da hingegen nach der Julianiſchen alle vier Jahre, Schaltjahre ſind. Die Gregorianiſche Rechnung wurde von den meiſten Europäiſchen Ländern angenommen, bis auf England, welches erſt A. 1752. und Schweden, welches A. 1753. den ſogenannten alten Stil wegwarf. Rußland aber iſt noch das einzige Europäiſche Land, welches denſelben beybehält.

Es hatten aber auch die morgenländiſchen Nationen verſchiedene ſolche Claſſen der Jahre gemacht, nach denen ſie nicht nur die Zeit überhaupt, ſondern auch die beſondern Regierungen ihrer Fürſten berechneten. So rechnet Beroſus in ſeiner Geſchichte der chaldäiſchen Könige, nach Sari, Nari und Soſi; von welchen Abmeſſungen der Zeit man itzt überhaupt nichts weiter weiß, als daß es gewiſſe Reihen von Jahren geweſen, deren Anzahl wir nur

erathen

errathen können. Einige vergrößern den Sarus bis auf drey tauſend ſechshundert Jahre, welches aber ein ganz unglaublicher Zeitpunct iſt. Andre hingegen ſetzen ihn mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit auf eine ſolche Anzahl von Tagen zurück, welche gerade ſo viel als zehn alte chaldäiſche Jahre beträgt, wo jedes zu drey hundert und ſechzig Tagen gerechnet iſt. Das Jubel- und das Sabbaths-Jahr der Jüden ſind von weit größerer Wichtigkeit; nicht ſowohl wegen ihrer Anwendung in Rechnungen, als wegen der Gebräuche, die von ihnen abhängen, und der häufigen Anſpielungen, die auf ſie ſowohl in den hiſtoriſchen als prophetiſchen Büchern der Schrift gemacht werden. Wie könnte man zum Beyſpiele Daniels Prophezeyung der ſiebenzig Wochen verſtehen, wenn man nicht wüßte, daß, wie bey den Jüden allezeit der ſiebente Tag heilig und ein Tag der Ruhe war, eben ſo auch das ſiebente Jahr allezeit für den Erdboden ein Jahr der Ruhe geweſen, worinne ſie weder ſäen noch erndten durften. Dadurch wurde ihre Zeit nicht nur in Tagewochen, ſondern auch in Jahrwochen eingetheilt, und dieſe letztere ſind es, auf welche der erwähnte Prophet ſein Abſehen richtet. Nun enthalten ſiebenzig Wochen nach ſeiner Sprache, eine Zeit von 490 Jahren, und alſo betragen ſie eine hinlängliche Zeit, worinn alle die groſſen vorhergeſagten Begebenheiten erfüllet werden konnten, wie die Verfaſſer der Kirchengeſchichte ausführlich gezeigt haben. Das Jubeljahr wurde bey den Jüden mit der größten Feyerlichkeit beobachtet; und es war hauptſächlich wegen der wichtigen Veränderung merkwürdig, die es in ihren Gütern und Vermögen verurſachte. Zu dieſer Zeit wurden, nach der ausdrücklichen Vorſchrift ihres Geſetzes, alle Knechte frey gelaſſen; und alle Ländereyen, welche verkauft oder verpfändet worden, kamen an ihre vorigen Eigenthümer zurück.

Doch

Doch ich will nun die Jüden verlaſſen, und zu zwo andern Eintheilungen der Jahre fortgehen, die von noch größerer Wichtigkeit in dieſer Wiſſenſchaft ſind, weil man ohne ſie die griechiſche und römiſche Geſchichte niemals vollkommen verſtehen kann; ich meyne die Olympiaden und Luſtra. Die erſtere waren eine Art zu rechnen, die bey den Griechen gebräuchlich war, und in der Zeitrechnung ſehr berühmt iſt, weil man die Epoche der Geſchichte dieſes merkwürdigen Volks, von ihnen zu rechnen anfängt. Auch Varro fängt bey ſeiner Eintheilung des ganzen Verlaufs der Zeit in drey Perioden, den dritten oder letzten derſelben, den er die Aera der wahren Geſchichte nennet, von der erſten Olympiade an. Eine Olympiade nun war eine Zeit von vier Jahren, bey deren Verfluß die olympiſchen Spiele bey der Stadt Olympia im Peloponnes mit großer Pracht gefeyert wurden. Einige ſagen, dieſelben wären zuerſt vom Herkules, dem Jupiter zu Ehren, angeordnet worden. Nachher wurden ſie einige Zeitlang unterbrochen, aber dann vom Iphitus, dem Sohne des Praxonides, im 3938. Jahre des Julianiſchen Perioden, im 3228. Jahre der Welt, und 776 Jahr vor Chriſto, wieder erneuert. Von der Zeit an wurden ſie ununterbrochen fortgeſetzt, und zur Epoche angenommen, von welcher die Griechen ihre Jahre zu rechnen anfiengen. Die erſte Olympiade iſt durch den Coroebus aus Elis berühmt, der da den Preiß davon trug. Dieſe Spiele wurden allezeit im fünften Jahre wiederholet. Sie beſtunden in verſchiedenen Arten von körperlichen Uebungen, worinn diejenigen, welche mit in die Reihe kommen wollten, ſich vorher mit der größten Sorgfalt vollkommen zu machen ſuchten. Die Sieger wurden mit den ausgeſuchteſten Ehrenbezeugungen vorzüglich gezieret, und vor der Verſammlung von ganz

Griechen-

Griechenland öffentlich gekrönt. Ja, die Achtung in der ſie ſtunden, war ſo groß, daß bey ihrer Zurückkunft ein Stück von der Stadtmauer niedergeriſſen ward, um ihren Wagen Platz zu machen. Es ſcheint als wenn die Art nach Olympiaden zu rechnen, nach der 364ten, die ſich mit dem Jahre Chriſti 440. endigte, aufgehört habe. Denn nachher finden wir nicht, daß in der Geſchichte weiter von ihnen einige Erwähnung geſchieht. Ferner iſt das **Luſtrum** eine **römiſche** Anordnung, und es wird von ihren Schriftſtellern gebraucht, um eine Zeit von fünf Jahren anzuzeigen. Es nahm ſeinen Urſprung von der Einrichtung des Cenſus, welche **Servius Tullius** veranſtaltete. Dieſer ſtaatskluge König hatte die Bürger in Claſſen und Centurien eingetheilt, und ſie nach dem Werthe ihres Vermögens in eine gewiſſe Ordnung geſetzt. Er befahl ihnen darauf, an einem beſtimmten Tage bewafnet, und nach der erwähnten Eintheilung, im Campus Martius zu erſcheinen, welches ein großer freyer Platz, vor der Stadt, nahe bey der Tiber war. Hier ward auf Befehl des Königs ein großes Reinigungs- oder Sühnopfer im Namen des ganzen Volks dargebracht. Daſſelbe beſtand in einer Saue, einem Schaafe, und einem Stiere, daher es den Namen Suovetaurilia erhielt. Die ganze Feyerlichkeit ward Luſtrum, a luendo, vom **bezahlen, ausſöhnen**, oder vielleicht von der Göttinn Lua genennt, welcher **Servius** einen Tempel erbauet haben ſoll. Aber weil ſich das Vermögen der Unterthanen beſtändig veränderte: ſo ward verordnet, daß der Cenſus aller fünf Jahre erneuert werden ſollte, und weil dieſer insgemein mit dem Luſtro beſchloſſen wurde, ſo kam es daher, daß dieſes Wort einen ſolchen Zeitpunct der Jahre anzeigte.

Wenn wir verſchiedene Begebenheiten mit der Epoche vergleichen, und ihre verſchiedenen Zwiſchenräume und Entfernungen beſtimmen, ſo können wir die Jahre dadurch gewiß feſtſetzen, in denen ſie geſchehen ſind, und ihnen die Stelle und Ordnung anweiſen, die ſie in dem Laufe der Zeit behaupten. Aber es iſt augenſcheinlich, daß alles dieß nur diejenige Epoche betrift, die wir eben betrachten. Wenn verſchiedene Epochen gebraucht werden, wie oft bey der Geſchichte geſchiehet, ſo müſſen wir nothwendig ein gewiſſes allgemeines Maas beſitzen, wodurch wir ſie mit einander vergleichen und entdecken können, was für ein Verhältniß ſie gegen einander haben. Die Schöpfung der Welt, die Sündfluth, die Olympiaden, die Erbauung der Stadt Rom und die Geburt Chriſti, dies alles ſind berühmte Aeren in der Geſchichte, deren man ſich oft bey Berechnung der Zeit bedienet. Indeß ſiehet man leicht, daß wir die Begebenheiten verſchiedener Nationen, welche man unter dieſe oder andre Aeren bringen kann, leſen werden, ohne zu wiſſen, wie wir ſie mit einander verbinden, oder die dazwiſchen einfallenden Zeiten zuſammenfaſſen ſollen, wenn wir nicht vorher einen gewiſſen allgemeinen Perioden annehmen, welcher gleichſam den Maasſtab und den allgemeinen Sammelplatz zu allen übrigen Epochen abgeben könne. Wenn dieß geſchehen iſt, ſo dürfen wir nur die verſchiedenen Epochen unter denſelben bringen; und dadurch wird der ganze Verlauf der Begebenheiten in eine zuſammenhängende Kette, und dieſe werden nach derjenigen Ordnung vorgeſtellt werden, mit der ſie auf einander gefolgt ſind. Ein ſolcher Maasſtaab, wie wir ihn verlangen, iſt der Julianiſche Periode, welcher in der Zeitrechnung ſehr wichtig iſt. Ich will euch alſo zuerſt erklären: aus was

für

für Cyclen (eine Anzahl von Jahren, die man immer wieder von forn zählet,) er beſtehet.

Die Cyclen ſind überhaupt gewiſſe Perioden oder Reihen von Jahren, welche ordentlich bis zu einem Ende auf einander folgen, da man dann annimmt, daß ſie wieder von neuem anfangen, und immer dieſelbe Ordnung in einem beſtändig fortgehenden Umlaufe beybehalten. So wird die beſtändige Reihe der Sabbatsjahre unter den Jüden der Sabbats-Cycle genennt; welcher daher aus ſieben Jahren beſtehet; und ſo machte auch eine Ordnung von funfzig Jahren, die ſich immer wieder anfieng, ihren Jubel-Cycle aus. Auf gleiche Art können wir annehmen, daß die Sonne und der Mond ihren Lauf bey einem Orte des Thierkreiſes zuſammen anfangen, und nach einer gewiſſen Reihe von Jahren wieder an eben dem Orte des Himmels zuſammen kommen. Und da dieſe Begebenheit allezeit nach einem gleichen Umlaufe von Jahren geſchehen muß: ſo würde dann dieſe Anzahl von Jahren, nothwendig einen Cycle ausmachen, wodurch wir auch immer die Zuſammenkunft dieſer beyden Geſtirne am Himmel beſtimmen könnten. Und dieß iſt die Urſache, warum die Abſicht, die man bey dem Monden-Cycle zu erreichen geſucht hat, in der Zeitrechnung ſo vorzüglich berühmt iſt. Aber damit ich euch den Urſprung und die Einrichtung deſſelben mit deſto größerer Genauigkeit zeige, müſſen wir bis zu der älteſten Forme des Jahrs, die bey den Jüden und Griechen gewöhnlich war, zurückgehen. Dieſes war zwar eigentlich ein Mondenjahr; aber weil ſie auch genöthiget waren die Bewegungen der Sonne zu beobachten, ſo entſtand daher die Nothwendigkeit Tage einzuſchalten, und einen Cycle feſtzuſetzen, um dieſe Einſchaltungen zu ordnen und zu berichtigen. Das Jahr, welches zuerſt bey den Jüden angenommen ward, war nicht nach

aſtronomiſchen Regeln eingerichtet, ſondern es beſtand aus Mondenmonaten, die nach den Phaſen oder Erſcheinungen des Monds ſich anfiengen. Mit dem Neumonde fiengen ſich allezeit ihre Monate an, welche wechſelsweiſe aus 29 und 30 Tagen, aus der oben angegebenen Urſache, beſtunden. Keiner von ihnen betrug weniger als 29 Tage, und deswegen ſahen ſie niemals nach dem Neumonde vor der Nacht, die auf den 29 Tag folgte; und wenn ſie ihn da gewahr wurden, ſo war der folgende Tag der erſte des nächſten Monats. Niemals hatte aber auch ein Monat bey ihnen mehr als 30 Tage, und darum ſahen ſie niemals nach dem Neumond, nach der Nacht, die auf den 30ten Tag folgte; ſondern glaubten, wenn ſie ihn dann nicht gewahr wurden, ſein Licht würde durch die Wolken verdunkelt. Aus 12 ſolchen Mondenmonaten beſtand nun ihr gewöhnliches Jahr. Aber weil dieſes um 11 Tage kürzer iſt, als das Sonnenjahr; ſo fieng ſich ein jedes von dieſen gewöhnlichen Jahren, in Abſicht auf den Lauf der Sonne, 11 Tage früher an, als das vorige; wodurch in 33 Jahren der Anfang des Jahres durch alle vier Jahrszeiten zurück geſetzt wurde. Dieſer Unbequemlichkeit mußten ſie aber wegen ihrer Feſttage nothwendig zuvorkommen. Das Paſchafeſt war in der Mitte des Monats Niſan angeſetzt; und um daſſelbe zu feyern, war verordnet, daß das Oſterlamm gegeſſen, und eine Webegarbe geopfert werden mußte, da dieß die erſten Früchte ihrer Gerſtenerndte waren. Das Pfingſtfeſt wurde den 50ten Tag nach dem 16ten des Niſan, da die Webegarbe geopfert wurde, gehalten; und man feyerte es durch das Opfer von zwey Webebroden, als den erſten Früchten ihrer Weitzenerndte. Endlich fieng ſich auch das Feſt der Lauberhütten allezeit mit dem 15ten des Tiſri, zu derjenigen Zeit an, da die Früchte des Landes eingeſammelt wurden. Es iſt alſo

offen-

offenbar, daß das Paſcha nicht eher gehalten werden konnte, als bis die Lämmer groß genung waren, um gegeſſen zu werden, und die Gerſte eingeerndtet werden konnte. Ferner konnte man auch das Pfingſtfeſt nicht feyern, als bis der Weitzen reif war, noch das Lauberhüttenfeſt eher als bis die Weinleſe und das Einſammeln der Oelfrüchte vorüber war. Da nun dieſe Feſttage auf dieſe beſtimmten Jahrszeiten feſtgeſetzt waren, ſo mußten ſie nothwendig die Mondenberechnung mit dem Laufe der Sonne übereinſtimmend machen, um dadurch zu verhüten, daß ihre Monate nicht allzuſehr von den Jahrszeiten abwichen. Zu dieſem Endzwecke, ſchalteten ſie bisweilen nach dem dritten, und bisweilen nach dem zweyten Jahre, einen andern Monat ein, und ließen dann das Jahr aus 13 Monaten beſtehen. Dadurch ordneten ſie beſtändig ihre Mondenjahre, ſo ſehr als es durch ſo eine Einſchaltung geſchehen konnte, nach dem Sonnenjahre, und ließen jenes nie um mehr als einen Monat, von dieſem abweichen. Dieſe Einſchaltungen wurden von dem Hohenprieſter und dem Sanhedrin eingerichtet; und dieſer machte auch dasjenige bekannt, was hierinn im ganzen Lande verordnet wurde. Aber da ſie unter allen Nationen zerſtreuet wurden, und weder die rechte Gelegenheit hatten, die erforderlichen Beobachtungen anzuſtellen, noch auch die Mittel, die angeſtellten Beobachtungen bekannt zu machen; ſo erforderte es die Nothwendigkeit, daß ſie beſtimmte und richtige Regeln zur Einſchaltung feſtſetzen mußten, um ſich hierinn an allen Orten gemeinſchaftlich darnach zu richten. Und bey dieſer Gelegenheit geſchah es, daß die Cyclen und aſtronomiſchen Berechnungen der Griechen, mit einer kleinen Veränderung, zuerſt unter ihnen eingeführt wurden.

Die Jahre der Griechen waren in der That Mondenjahre, weil ſie aus Monaten beſtunden, die nach der Bewegung des Monds abgemeſſen waren; aber zugleich bemühten ſie ſich auch, dieſelben wegen ihrer Feſttage und beſonders wegen der Olympiaden, nach den Berechnungen der Sonne gemäß einzurichten. Denn weil ihnen durch ein Orakel vorgeſchrieben war, alle ihre feyerlichen Opfer- und Feſttage κατὰ τρία, nach den Dreyen, zu beobachten; und ſie dieſes für Jahre, Monate und Tage erklärten, wo die Jahre nach dem Monde berechnet werden müßten: ſo hielten ſie ſich dadurch vor verpflichtet, alle dieſe Feyerlichkeiten zu einerley Jahrszeit, und in eben demſelben Monate und Tage zu beobachten. Deswegen richteten ſie ihre Bemühungen dahin, daß alle dieſe nach einander übereinſtimmen möchten; daß nämlich eben dieſelben Monate, und alle Tage derſelben ſo genau als möglich in die Zeit des Sonnenlaufs einfielen. Die Schwürigkeit lag alſo darinn, daß man ſolche Einſchaltungen treffen möchte, welche durch die hinzugeſetzten Monate, die daher entſtunden, die gewöhnlichen Monate in der gehörigen Uebereinſtimmung mit einerley Jahrszeiten erhalten möchten, ohne die Zeiten des Umlaufs des Monds in Unordnung zu bringen. Denn weil das Mondenjahr um 11 Tage kürzer war, als das Sonnenjahr; ſo durften ſie dieſe Tage nicht jährlich hinzuthun, wenn ſie nicht die Folge ihrer Monate unterbrechen, und den ganzen Zuſammenhang ihrer Jahre zertrennen wollten. Denn bey ihnen fiengen ſich die Monate eben ſo wie bey den Jüden, allezeit mit dem Neumonde an; und ihre Jahre beſtunden allezeit aus dieſen Mondenmonaten, die ſich genau mit dem letzten Tage des letzten Monds beſchloſſen, und wieder mit dem erſten Tage des nächſten Monds anfiengen. Deswegen mußten, wenn

wenn alles mit dem Befehle des Orakels genau übereinſtimmen ſollte, die Einſchaltungen nach Monaten geſchehen, und man mußte, um dieſe Abſicht zu erreichen, ſo eine Einſchaltung der Monate erfinden, welche endlich das Sonnenjahr mit dem Mondenjahre in eine vollkommne Uebereinſtimmung bringen könnte; ſo, daß beyde in eben demſelben Zeitpuncte ſich anfiengen. Denn nur dadurch konnte man die Feſttage allezeit zu einerley Jahrszeiten ſowohl als in einerley Monate, und dann an eben den Tagen wieder halten, und es ſo weit bringen, daß ſie höchſtens um einen Mondenmonat früher oder ſpäter, aber zu einerley Zeit des Sonnenjahrs einfallen mußten. In dieſer Abſicht nun mußte man die Cyclen erfinden; und die vornehmſte Unterſuchung und Beſchäftigung der Aſtronomen in den damaligen Zeiten, gieng dahin, einen ſolchen Cycle von Jahren zu finden, worinn man durch die Einſchaltung oder Zurechnung von ein oder mehreren Monaten dieſe Abſicht erreichen könnte. Der erſte Verſuch, welcher zu dem Endzwecke gewagt ward, war der mit der Dieteris, oder einem Cycle von zwey Jahren, worinn eine Einſchaltung von einem Monate gemacht wurde. Aber da der Ueberſchuß des Sonnenjahres von dem Mondenjahre, nur 22 Tage, und ein Mondenmonat 29 Tage und einen halben, betrug; ſo überſtieg dieſe Einſchaltung das Mondenjahr um 7 Tage und einen halben, an ſtatt daſſelbe mit dem Sonnenjahre in Uebereinſtimmung zu bringen. Man bemerkte dieſen Fehler bald, und um ihn zu verbeſſern, führte man die Tetrarteris ein, welches ein Cycle von 4 Jahren war; und nun glaubte man, die Einſchaltung eines Monats würde alles wieder in Ordnung bringen, was durch eine ſolche Einſchaltung der Dieteris zu viel gethan worden. Und dieſe Erfindung machte man vornehm-

lich in Abſicht auf die Olympiſchen Spiele. Denn weil dieſe eine von ihren vornehmſten Feyerlichkeiten war, und alle vier Jahre einmal gefeyert wurden, ſo war man beſorgt, daß dieſelben alle vier Jahre ſo genau als möglich wieder in dieſelbe Zeit des Sonnenjahrs einfallen möchten, in welcher ſie in der vorhergehenden Olympiade gefeyert worden. Nun ward dieſe Feyerlichkeit, nach ihrer urſprünglichen Einrichtung, allezeit in dem erſten Vollmonde nach dem Sommer-Solſtitio angefangen; und man glaubte, daß man durch die Einſchaltung eines Monats in die vier Jahre, ſie beſtändig wieder in dieſe Zeit bringen würde. Aber da vier Sonnenjahre die Zeit von vier Mondenjahren um 44 Tage überſteigen; ſo fehlten noch, wenn man einen Mondenmonat, oder 29 Tage und einen halben hinzuſetzte, mehr als 14 Tage. Da nun auch dieſer Fehler ſich bald entdeckte, ſo ließen ſie wechſelsweiſe in die erſten vier Jahre einen Monat, und in die drauf folgenden vier Jahre zween Monate einſchalten, woraus die Octoeteris oder ein Cycle von acht Jahren entſtand. Sie glaubten nun durch die Einſchaltung von drey Monaten alles in Ordnung gebracht zu haben; und ſie kamen auch in der That derſelben näher, als durch alle die vorigen Cyclen. Denn durch dieſe Einſchaltung wurden die acht Mondenjahre denen acht Sonnenjahren ſo ähnlich gemacht, daß jene von dieſen nur um einen Tag und 14 Stunden unterſchieden waren. Deswegen blieb auch dieſer Cycle viel länger üblich als die übrigen alle. Doch endlich ward der Irthum, der von Jahr zu Jahr zunahm, ſo groß, daß man ihn auch entdecken mußte. Man erfand deswegen verſchiedene andere Cyclen, bis endlich der Metoniſche Cycle von 19 Jahren angenommen ward, welcher vom Meto, einem Athenienſer, der ihn erfunden hatte, ſeinen Namen erhielt. Dieſer große Aſtronome fand durch ſeine

Rech-

Rechnungen, daß, wenn man annähme, die Sonne und der Mond fiengen ihren Lauf mit einander aus einem Puncte des Thierkreiſes an, ſo würden dieſe Geſtirne nach 19 Umlaufen der Sonne wieder in eben demſelben Puncte zuſammen kommen, und einen neuen Perioden anfangen, welcher genau mit dem vorigen übereinkäme. Er fand, daß dieſe 19 Revolutionen der Sonne, 235 Kreiſe des Mondes enthielten, welche 19 Mondenjahre und 7 Mondenmonate ausmachten, die man durch 7 Einſchaltungen hinzurechnen mußte. Der ganze Cycle beſtand alſo aus 12 Mondenjahren, wovon jedes 12 Monate hatte, und aus 7 eingeſchalteten Jahren von 13 Monaten. Da dieſe mit den 19 Sonnen-oder Julianiſchen Jahren übereinkommen; ſo erſcheinen die Neu- oder Vollmonde nach dieſem Zeitraume nicht nur wieder in eben denſelben Tagen des Julianiſchen Jahres, ſondern beynahe in eben denſelben Stunden des Tages. Man wird ſich alſo derjenigen Reihe von Beobachtungen, wodurch man in einem Umlauf des Cycle die Tage beſtimmt hat, an welchen die Neu- und Vollmonden einfallen, auch zu dem nächſtſtehenden Umlaufe deſſelben bedienen können, und ſo in der Folge weiter. Da die Griechen ſich hauptſächlich dieſes Cycle bedienten, um diejenigen Zeiten feſtzuſetzen, da ſie ihre Feſttage feyerten, und da unter dieſen die Olympiaden die vornehmſten waren, weil alle andere Feſte nach ihrer Einrichtung angeordnet wurden; ſo ward dieſer Cycle anfangs zu dieſem Endzwecke beſtimmt. Und weil allezeit die Olympiſchen Spiele zur Zeit des erſten Vollmonds nach dem Sommer-Solſtitio gefeyert wurden; ſo mußte man nothwendig zuvor die Zeit des Sommer-Solſtitii feſtſetzen, ehe man die Zeit dieſer Feyerlichkeit genau beſtimmen konnte. Meto bemerkte, daß dieſes in dem Jahre, da er ſeinen Cycle einführte, auf den 21 Tag des Aegyptiſchen Monats

Phamenoth, einfiel, welcher nach dem Julianiſchen Jahre berechnet, den 27 Juny einfällt. Nachdem alſo die Griechen dieſen Cycle angenommen hatten, ſo feyerten ſie von der Zeit an, in der Folge ihre Olympiaden im erſten Vollmonde nach dem 27ſten Tage unſers Monats Junius, und fiengen auch ſeit der Zeit ihr Jahr von dem vorhergehenden Neumonden an. Das Jahr, bey deſſen Anfange die Olympiſchen Spiele gefeyert worden, ward nach ihrer Berechnung der Zeit, das erſte Jahr dieſer Olympiade genennt; und zu Anfange des fünften Jahrs hernach feyerten ſie die drauf folgende Olympiade, wodurch die Zeit von einer Olympiade bis zu der andern, nach dem Maaße der damals gewöhnlichen Jahre, gleich vier Jahre ausmachte.

Ich habe euch hier eine vollſtändige und wie ich hoffe, verſtändliche Nachricht von dem Metoniſchen Cycle gegeben, welcher in der ältern Zeitrechnung ſo berühmt, und noch bey uns, unter dem Namen des Cycle der Monden oder Güldenen Zahl, bekannt iſt. Aber mit den Griechiſchen Feſttagen hörte auch der Gebrauch dieſes Cycle auf, und nur nach dem Verlaufe einiger Jahrhunderte geſchah es, daß die Chriſten nach der Nicäniſchen Kirchenverſammlung denſelben in ihren Calender einführten, und ſich deſſen bedienten, um das Oſterfeſt und die andern veränderlichen Feſte darnach anzuordnen. Denn durch einen Befehl dieſer Kirchenverſammlung, ward der Oſtertag auf den Sonntag nach dem erſten Vollmonde angeſetzt, der zunächſt auf das Frühlings-Aequinoctium folgte. Dadurch ward es ſowohl in der Chriſtlichen Kirche, als unter den Griechen nothwendig, die Neu- und Vollmonde am Himmel zu zählen, und ſie nach dem Laufe der Sonne zu ordnen. Und weil man keinen beſſern Cycle zu dieſem Endzwecke, als den

den von 19 Jahren finden konnte, weil in keinem andern, der Lauf der Sonne und des Mondes in eine ſo genaue Uebereinſtimmung gebracht worden; ſo erwählte deswegen die Chriſtliche Kirche dieſen Cycle als die beſte Vorſchrift, nach welcher ſie ihr Oſterfeſt beſtimmen könnte. Ja man ſchätzte ihn wegen ſeiner großen Brauchbarkeit in Kirchen-Berechnungen ſo hoch, daß man die Zahlen deſſelben in den ältern Calendern mit güldenen Buchſtaben ſchreiben ließe; daher es gekommen, daß in unſern gegenwärtigen Calendern die Zahl dieſes Cycle, welche mit demjenigen Jahre, wozu der Calender gemacht iſt, übereinkömmt, die Güldene Zahl genennet wird. Man kann aber dieſelbe für ein jegliches Jahr der Chriſtlichen Aere, nach folgender deutlichen Regel leicht finden. Das erſte Jahr Chriſti fiel nach der Berechnung der alten Zeit, in das 2te Jahr des Mondencycle. Wenn ihr alſo zu einem gegebenen Jahre der Chriſtlichen Aera noch eins hinzuſetzet, und dieſe Summe durch 19 dividiret, ſo zeigt der Quotient die Anzahl der Revolutionen des Cycle vom Anfange der angezeigten Aera: und was nach der Diviſion noch übrig bleibt, iſt die verlangte Güldene Zahl; wenn aber nichts übrig bleibt, ſo iſt 19, die Güldene Zahl. Nehmt zum Beyſpiele an, man verlangte die Güldene Zahl vom Jahre 1762 zu wiſſen. Setzet noch 1 hinzu; ſo habt ihr 1763. Dieſes dividiret durch 19, giebt 92 zum Quotienten, doch ſo, daß 15 übrig bleiben. Und folglich iſt 15 die güldene Zahl für dieſes Jahr; und der Quotient 92 zeigt die Anzahl der Revolutionen dieſes Cycle vom Anfange desjenigen Jahres an, das von Chriſti Geburt verfloſſen iſt.

Obgleich aber der Metoniſche Cycle in der That der Wahrheit ſehr nahe kömmt, weil er die Umläufe des Monds auf eine Zeit von dreyhundert Jahren anzeiget, ohne

in

in einem einzigen Tage zu irren; ſo wächſt doch der Unterſchied beſtändig, und wird endlich ſehr beträchtlich. Denn 19 Mondenjahre und 7 eingeſchaltete Monate, aus denen dieſer Cycle beſteht, ſind faſt nur eine Stunde und eine halbe kürzer, als 19 Julianiſche Jahre. Daraus mußte nun folgen, daß in jedem Jahre dieſes Mondencycle, der Neumond und Vollmond in jedem Monat, gleich um ſo viel Zeit früher einfielen, als in eben denſelben Jahren des unmittelbar vorhergehenden Cycle. Und dadurch iſt es geſchehen, daß, nachdem ſo vielmal dieſer Cycle ſeinen Umlauf von der Zeit der Nicäniſchen Kirchenverſammlung an, bis zum Jahre 1762 vollendet hat, die Neu- und Vollmonde am Himmel, um vier Tage und einen halben früher eingetreten ſind, als die Neu- und Vollmonde in ſo einem Calender, wo dieſelbe nicht nach der gegenwärtigen Zeit, ſondern nach der Zeit jener Kirchenverſammlung, angeſetzt ſind. Man nennt dieſe letztern die Kirchen-Neumonde, um ſie von den wirklichen Neumonden am Himmel zu unterſcheiden; und man kann die allgemeine Tafel oder Vorſchrift, das Oſterfeſt zu finden, noch immer gebrauchen, wenn man es nur mit der gehörigen Einſchränkung thut, die wir eben itzt angezeigt haben. Man muß nämlich, bey Berechnung der Neumonde, vier Tage und einen halben, vor der im Calender angezeigten Zeit rechnen; oder welches einerley iſt, man muß den Tag des Neumonden, wie man ihn im Calender findet, den fünften Tag der Mondenzeit nennen. Bey der Gregorianiſchen Verbeſſerung des Calenders, iſt die güldene Zahl verworfen, und die Epacten ſind an ihrer Stelle eingeführet worden. Man hat aber doch unter den Proteſtanten, in und zum Theil auch außer Deutſchland, ſeit dem Jahr 1699. ſtatt der bisherigen cycliſchen Ausrechnung des Oſterfeſtes, die aſtronomiſche, als eine

eine noch richtigere, angenommen; woraus zwiſchen ihnen und den Römiſchcatholiſchen, in Anſehung der Zeit dieſes Feſtes, ein Unterſcheid von acht Tagen in den Jahren 1724 und 1744 entſtanden iſt, welcher A. 1778 und 1798 wieder vorkommen wird.

Außer dem Mondencycle faßt der Julianiſche Periode noch zween andre in ſich; den Sonnencycle, wie er insgemein genennt wird, und den Cycle der Indiction. Der erſtere wird der Sonnencycle genennt, nicht als wenn er eine gewiſſe Anzahl oder Reihe von den Kreisbewegungen der Sonne anzeigte, ſondern weil wir mit Hülfe deſſelben den Sonntags-Buchſtaben finden können. Aber damit ihr dieß beſſer einſehen möget, muß ich anmerken, daß, wie wir die Zeit in Wochen eintheilen, und die Tage der Woche durch ſieben verſchiedene Namen bezeichnen; ſo ſind dieſe Tage in dem Calender durch ſieben Buchſtaben unterſchieden, die nach alphabetiſcher Ordnung demſelben vorgeſetzt, und das ganze Jahr hindurch bey ihnen immer wiederholet werden. Dieſe Buchſtaben ſind die ſieben erſten im Alphabet; und man pflegt den Buchſtaben A zu dem erſten Tage des Jahres zu ſetzen. Geſchieht es, daß dieß der Sonntag iſt; ſo iſt A der Sonntags-Buchſtabe, und die übrigen werden nach ihrer Ordnung zu den andern Tagen der Woche geſetzt. Da nun die Anzahl der Tage in der Woche, und auch der Buchſtaben, die ihnen zugeeignet werden, ſieben iſt; ſo ſieht man leicht, daß derjenige Buchſtabe, welcher auf den erſten Sonntag im Jahre fällt, das ganze Jahr hindurch, beſtändig auf dem Sonntage bleiben wird; weil der Umlauf der Tage und der Buchſtaben in dieſem Falle vollkommen übereinſtimmt. Eben ſo iſt es auch offenbar, daß wenn das Jahr aus einer genau beſtimmten Anzahl von Wochen beſtünde, der Sonntagsbuchſtabe ſtets unver-

unveränderlich bleiben würde, weil der erſte Tag im Jahre allezeit wieder auf eben denſelben Tag der Woche einfallen würde, und folglich die Ordnung und Folge der Buchſtaben nicht unterbrochen oder verwirrt werden könnte. Aber weil das Jahr nicht ſo geordnet iſt; ſo müſſen die ungleichen Tage nothwendig die Reihe unterbrechen; und es iſt eben die Abſicht des Sonnencycle, dieſe Veränderungen anzuzeigen. Weil das gemeine Julianiſche Jahr aus 52 Wochen und 1 Tage beſteht, ſo wird, wenn der erſte Tag im Jahre auf einen Sonntag einfällt, und A der Sonntagsbuchſtab wird, auch der letzte Tag des Jahres auf einen Sonntag eintreffen, und in dem nächſt darauf folgenden Jahre wird der Montag der erſte Tag ſeyn. Aber weil der Buchſtabe A allezeit dem erſten Tage im Jahre zugeeignet iſt; ſo wird auch derſelbe natürlicherweiſe das Merkzeichen des Montags werden; und der Buchſtabe, welcher in der gehörigen Ordnung folgt, und auf den Sonntag fällt, nämlich G, wird deswegen der Sonntagsbuchſtabe in dieſem Jahre werden. Durch eine ſolche Veränderung wird der Sonntagsbuchſtabe des folgenden Jahres wiederum einen Buchſtaben zurück, und auf F geſetzet werden. Und ließe man dieſen Umlauf ohne Unterbrechung fortgehen, ſo würde er in ſieben Jahren beſchloſſen ſeyn.

Aber bey der Julianiſchen Zeitrechnung iſt die Einrichtung, daß allezeit das vierte Jahr ein Schaltjahr iſt, und aus 366 Tagen beſteht, welche 52 Wochen und 2 Tage ausmachen. In dieſem Falle wird der Sonntagsbuchſtabe mit zween Buchſtaben zurück geſchoben, und in dem folgenden Jahre auf den nächſten Buchſtaben außer einem, nach einer rückgängigen Ordnung, fallen. Wenn alſo der Sonntagsbuchſtabe im Anfange eines Schaltjahrs A geweſen iſt: ſo wird er im folgenden Jahre nicht wie bey dem obigen

gen Falle auf G fallen, ſondern wegen der ungleichen Tage durch einen zweyfachen Rückgang, auf F zurückgeſetzt werden. Ferner muß man auch noch von dieſen Schaltjahren anmerken, daß nicht wie bey den gemeinen Jahren immer einerley Sonntagsbuchſtabe bis zum Ende des Jahres fortgehet, wie es hätte eingerichtet werden können, indem man alsdann die beyden ungleichen Tage die doppelte Veränderung hätte verurſachen laſſen. Sondern man hat es vor bequemer gehalten, den Sonntagsbuchſtaben im Monate Februar zu verändern, wo der Schalttag eingeſchoben wird. Welcher Buchſtabe alſo bey dem Anfange eines Schaltjahres der Sonntagsbuchſtabe iſt, derſelbe bleibt es bis gegen das Ende des Februars. Dann aber wird wegen der Intercalation, der 23te und 24te Tag mit einerley Buchſtaben bezeichnet, und in dem Falle ſieht man leicht ein, daß der Sonntagsbuchſtabe, in der übrigen Zeit des Jahres, um eine Stelle zurück geſetzet werden muß. Wenn alſo bey dem Anfange des Jahrs A der Sonntagsbuchſtabe iſt; ſo wird es nach dem 24ſten Februar G ſeyn, und im folgenden Jahre wird er, wie wir ſchon geſagt haben, auf F geſetzt werden.

Es bleibt nur noch übrig, daß ich auch den Cycle der Indiction erkläre, welche eine Reihe von 15 Julianiſchen Jahren iſt, die beſtändig zurückkommen. Die eigentlichen Lehrer der Zeitrechnung und die Geſchichtſchreiber ſind hierüber ſehr getheilt.

Nach der allgemeinſten Meynung nimmt man an, daß derſelbe wegen gewiſſer Zölle und Auflagen angeordnet worden, damit die Zeit der Bezahlung derſelben denen Römiſchen Unterthanen bekannt gemacht würde. Was dieß für Auflagen geweſen, bey welcher Gelegenheit ſie eingeführt,

geführt, und warum ſie auf einen Cycle von 15 Jahren feſtgeſetzt worden, dieß iſt noch unter den Gelehrten eine ſtreitige Materie. Wir wiſſen nichts weiter, als daß ſie nach den Zeiten Conſtantins des Großen gebräuchlich geweſen, und daß der Kaiſer Juſtinian verordnete, daß ſie in allen öffentlichen Urkunden eingerückt werden ſollten. Obgleich die Auflagen und Zölle, die zuerſt Gelegenheit zu dieſen Indictionen gegeben, ſchon lange aufgehoben ſind, ſo behaupten dieſe doch noch immer eine anſehnliche Stelle in dem Calender, weil die Päbſte ſich ihrer in ihren Bullen bedienen. Denn ſeit den Zeiten Carls des Großen, haben die Päbſte, welche ſich zuvor der Jahre der Kaiſer bedienten, die Jahre der Indiction gewählet, um darnach ihre Geſetze zu bezeichnen. Zur Zeit der Verbeſſerung des Calenders, ward das Jahr 1582 als das zehnte Jahr der Indiction gerechnet. Wenn ihr alſo von da an zurück zählt, ſo werdet ihr leicht finden, daß das erſte Jahr dieſes Cycle mit dem dritten Jahre vor Chriſto übereinkömmt; und daß ihr nur zu dem gegebenen Jahre von Chriſti Geburt noch 3 hinzurechnen dürfet, um das Jahr der Indiction, auf eben die Art zu finden, wie ihr vorher die Monden und Sonnencycles gefunden habt. Ehe ich dieſe Lehre von den Cyclen beſchließe, muß ich nur noch eine einzige Anmerkung machen. Es iſt dieſe: In der Sprache der Zeitrechnungslehrer wird der allgemeine Name der Cyclen nicht nur der ganzen Reihe von Jahren, woraus ein Cycle beſteht, beygelegt, ſondern auch einem jeglichen Jahr in ſo einer Reihe. So wird zum Beyſpiele das 14te Jahr des Sonnenperioden, ſowohl das 14te Jahr des Sonnencycle, als auch der 14te Sonnencycle, ohne Unterſcheid, genennet. Eben ſo verhält ſichs mit den Zeiten des Mondes; jegliches Jahr, als das 5te, wird das 5te Jahr des Mondencycle, oder der 5te Mondencycle genennt; und ſo auch bey der Indiction.

Damit ich nun zeigen möge, wie man dieſe Cyclen zu einem allgemeinem Maaßſtabe der Epochen gebrauchen könne, ſo muß ich gleich anfangs anmerken, daß, wie in der Sprache der Zeitrechnungslehrer ein Umlauf von Jahren einen Cycle, ſo auch ein Umlauf von Cyclen, dasjenige ausmacht, was ſie einen Perioden nennen. Und wie es in dieſer Wiſſenſchaft verſchiedene und mannigfaltige Verbindungen der Cyclen giebt, ſo findet man natürlicherweiſe auch verſchiedene und mannigfaltige Perioden. Aber ich werde mich hier nur begnügen, den Julianiſchen Perioden zu betrachten; weil er in der ganzen Zeitrechnung der wichtigſte iſt, und wenn ihr ihn einmal recht verſtehet, alle die andern Theile dieſer Wiſſenſchaft euch leicht und geläuffig machen wird.

Wenn wir annehmen, daß die drey Cyclen der Sonne, des Monds und der Indiction zuſammen anfangen, indem das erſte Jahr des Sonnencycles zugleich das erſte Jahr des Mondencycles und der Indiction iſt; ſo iſt offenbar, daß, da der Cycle der Indiction mit 15 Jahren ſich ſchließt, und wieder von neuen anfangen muß, das 16te Jahr dieſer Reihe, auch das 16te Jahr der Sonnen- und Mondencyclen, und das erſte Jahr der zweyten Indiction ſeyn müſſe. Ferner, da der Mondencycle ſeinen Umlauf in 19 Jahren vollendet, ſo wird man, wenn man bis zum 20ſten in dieſer Reihe fortgehet, auch für das Zeichen des Sonnencycles 20, für den Mondencycle 1, und für die Indiction 5 Jahre bekommen. Gehet ihr weiter auf dieſe Art fort, ſo werdet ihr finden, daß jegliches Jahr verſchiedene Cyclen hervorbringt, und wenn ihr dieſe Progreßion ſo lange fortſetzet, bis die Cyclen nach eben der Ordnung wieder zurückkehren, mit

welcher ihr anfienget, nämlich bis die erſten Jahre dieſer drey verſchiedenen Cyclen in eins zuſammentreffen; ſo werdet ihr finden, daß dieß nicht eher als nach einem Verlaufe von 7980 Jahren geſchehen kann. Denn nur dann, und nicht eher, wird dieſelbe Ordnung der Cyclen wiederkommen, und einen zweyten Perioden anfangen, der dem erſtern ähnlich iſt. Da dieſe Ordnung von Jahren alle mögliche Veränderung dieſer Cyclen enthält; ſo kann man ſie am geſchwindeſten finden, wenn man dieſe drey Cyclen, nämlich 28, 19 und 15 beſtändig in einander multipliciret. Denn das daraus entſpringende Product muß nothwendig mit dem vorherbenannten Perioden übereintreffen, wie diejenigen wohl einſehen, welche mit der Bedeutung und Verbindung der Zahlen bekannt ſind. Bey der Einrichtung dieſes Perioden iſt dieß noch ganz beſonders vortheilhaft, und es entſpringt aus der obenbeſchriebenen Art denſelben anzuordnen, daß alle Jahre deſſelben durch ihre beſondere Cyclen unterſchieden ſind; ſo daß nicht ein Jahr im ganzen Perioden einerley Cyclen mit einem andern Jahre deſſelben hat. Denn wir haben geſehen, daß die Ordnung der Cyclen nicht eher wieder der vorigen ähnlich wird, als bis der Periode verfloſſen iſt, und ein neuer von eben der Art ſich anfängt. Durch dieſes Mittel ſind alle Jahre in dieſem Perioden genau unterſchieden, und die Cyclen ſind ſo gehörig angezeigt, daß man unmöglich einen mit dem andern verwechſeln kann. Joſeph Scaliger bemerkte dieß, und ſah wohl, wie nützlich ein ſolches Zeitmaaß ſeyn würde, wenn es zu den Abſichten der Zeitrechnung angewendet würde. Er dachte darauf, wie er die Jahre deſſelben nach der Julianiſchen Forme einrichten könnte, und ließ ſie vom erſten Tage im Januar anfangen; daher er demſelben nach den Namen

des

des Julianiſchen Perioden gab. Die Cyclen, woraus er zuſammengeſetzt ward, wurden auch nach der Methode und Berechnung, die unter den Lateinern üblich iſt, angenommen; und weil nach ihrem allgemeinen Beyfall, das erſte Jahr der Chriſtlichen Aera, zum Zeichen des Sonnencycle 10, des Mondencycle 2, und zur Indiction 4 hatten, welche drey Cyclen mit keinem andern Jahre des Julianiſchen Perioden, als mit dem 4714ten übereinſtimmen; ſo verband er eben dieſes Jahr mit dem erſten in der gemeinen Chriſtlichen Aera, und legte dadurch einen Grund, um hernach die ganze Dauer der Zeit, ſowohl vor als nach dieſer großen Begebenheit, nach den andern Jahren ſeines berühmten Perioden zu ordnen.

Durch dieſes Zeitmaaß bekommen wir eine allgemeine und leichte Vorſchrift, um das Jahr von einem unter den dreyen Cyclen zu finden. Denn da das erſte Jahr des Perioden, auch das erſte Jahr eines jeden Cycles in demſelben iſt; ſo darf man nur jegliches Jahr deſſelben durch die Zahlen, woraus die Cyclen beſtehen, als 28, 19, und 15 dividiren, ſo werden die unterſchiedenen Quotienten anzeigen, wie viele Cyclen vom Anfange an verfloſſen ſind; und der Ueberſchuß wird die Jahre der verſchiedenen Cyclen andeuten, die mit dem angenommenen Jahre des Perioden übereinſtimmen.

Aber ich komme nunmehro zu meiner vornehmſten Abſicht bey dieſer Erklärung des Julianiſchen Perioden, nämlich zu der Kunſt, wie man ihn mit den verſchiedenen Epochen der Geſchichte verbinden kann, damit man dadurch geſchickt werde, ſie mit einander zu vergleichen, und den ganzen

zen Verlauf der Zeit in eine richtige fortgeſetzte Ordnung zu bringen. Wir haben bereits geſehen, daß das erſte Jahr der Chriſtlichen Aera in das 4714te Jahr dieſes Perioden einfällt, und daß alſo 4713 Jahre von demſelben verfloſſen geweſen, als die Epoche der Geburt Chriſti anfieng. Wenn wir deswegen zu jedem Jahre des Julianiſchen Perioden 4713 hinzurechnen, ſo werden wir dadurch das Jahr des Julianiſchen Perioden finden, welches mit dem gegebenen Jahre der Chriſtlichen Aera übereintrift. Da nun das Jahr der Geburt unſers Herrn überall bekannt und bey allen angenommen worden: ſo kann nichts leichter ſeyn, als dieſe Verbindung; und da es unter den Chriſten gewöhnlich iſt, alle andere Epochen nach dieſer zu ordnen, ſo iſt auch die Methode, wie man dieſelbe mit dem allgemeinen Perioden übereinſtimmend machen könne, eben ſo leicht. Ich wünſchte, zum Beyſpiele, zu wiſſen, in welchem Jahre des Julianiſchen Perioden die Epoche der Hegira anfängt. Dies iſt eine berühmte Aera, die unter den Muhamedanern und Arabern gebräuchlich iſt, und ihren Urſprung von der Flucht des Muhameds aus Mecca hat. Die Türken bedienen ſich derſelben bey allen ihren Zeitrechnungen; und um ihr ein noch größers Anſehen zu geben, haben ſie mit dem Worte Hegira eine beſondere Bedeutung verknüpft, nach welcher es eine Handlung für die Religion anzeiget, wenn einer ſein Vaterland verläßt, und der Heftigkeit der Verfolger und den Feinden der Wahrheit weichet. Nun fällt das erſte Jahr der Hegira in das 622te Jahr unſers Herrn. Setzet hierzu noch 4713; ſo habt ihr 5335, oder das Jahr des Julianiſchen Perioden, in welchem die Epoche der Hegira ſich anfängt.

Ihr ſehet daraus, daß man die Jahre und Epochen nach Chriſti Geburt recht ſehr leicht in die Jahre des Julianiſchen Perioden verwandeln kann. Bey denen aber, welche vor ihr verfloſſen ſind, koſtet es ein wenig mehr Zeit, und ſie erfordern eine große Genauigkeit in der Rechnung, weil man erſt das Jahr vor Chriſti Geburt, in welchem ſie anfangen, genau beſtimmen muß; und dieſes kann man oft durch eine lange Kette von Schlüſſen erſt herausbringen. Indeß wird man durch dieſe Verbindung, wenn ſie einmal getroffen iſt, für die Schwierigkeiten derſelben reichlich belohnt, weil dieſelbe nachher beſtändig ein ſicherer und unbetrüglicher Führer in dieſer Materie ſeyn wird. Ueberdies haben wir die Rechnungen ſchon in denen zu dieſer Abſicht geſchriebenen Büchern zur Hand, und wir dürfen dieſelben nur aufſchlagen. Wenn ihr alſo das Jahr vor Chriſti Geburt, womit ſich eine Epoche anfängt, wiſſet, ſo dürft ihr nur daſſelbe von 4714 abziehen, und der Ueberſchuß wird das Jahr des Julianiſchen Perioden ſeyn, welches mit dem erſten Jahre in der erwähnten Epoche übereinſtimmt. Habt ihr nun einmal den Anfang der Epoche damit verbunden, ſo wird nichts leichter ſeyn, als die folgenden Jahre derſelben damit zu verbinden; ihr dürft nichts weiter thun, als nur dieſe Jahre hinzu zu addiren. Ein Beyſpiel mag die Sache erläutern. Die Olympiaden fangen ſich mit dem 776ten Jahre vor Chriſti Geburt an: ziehet ihr dieſe Zahl von 4714 ab; ſo bleibt 3938 für das Jahr des Julianiſchen Perioden übrig. Ferner Rom iſt nach der Zeitrechnung des Erzbiſchofs Uſſer, welcher ſeine Berechnung auf das Anſehen des Fabius Pictor gründet, im 748ten Jahre vor der Geburt unſers Herrn erbauet. Wenn man nun 748 von 4714, ſo wie vorher, abziehet;

ſo bleibt 3966 übrig, oder das Jahr des Julianiſchen Perioden, welches mit dem Jahre der Erbauung Roms übereintrift. Auf dieſe Art kann man alle andere Epochen der vorigen Zeiten mit dieſem allgemeinen Maaßſtabe der Berechnungen verbinden; und aus ſo einer Reduction entſpringt der große Vortheil, daß man dadurch die verſchiedenen Epochen mit einander vergleichen, und die dazwiſchen einfallenden Zeiten, wie auch die zu der Zeit geſchehenen Begebenheiten der verſchiedenen Nationen feſtſetzen kann; wodurch die ganze Reihe der vergangenen Vorfälle, wie ich vorher ſagte, in eine zuſammenhängende Kette gebracht wird, welche das Gemüth nach einer deutlichen Ordnung der Folge überſehen kann. Denn wenn ich nach der obigen Berechnung weiß, daß die Olympiaden mit dem 3938ten Jahre des Julianiſchen Perioden ſich anfangen, und daß Rom im 3966ten Jahre deſſelben erbauet worden; ſo ſehe ich, daß in dem ordentlichen Laufe der Zeit dieſe beyden Epochen ungefähr um 28 Jahre von einander entfernt ſind.

Aber man kann mit Hülfe des Julianiſchen Perioden nicht nur die Epochen vergleichen, und die darein einfallenden Zeiten der Geſchichte beſtimmen; nur durch ihn allein können auch die verſchiedenen Chronologen, welche nach unterſchiedenen Berechnungsarten verfahren, einander ſelbſt verſtehen. Scaliger nimmt an, die Welt ſey im 3950ten Jahre vor Chriſti Geburt geſchaffen worden, und alle ſeine Berechnungen ſind auf dieſe Hypotheſe gegründet. Der Erzbiſchof Uſſer hingegen, deſſen Anſehen von großer Erheblichkeit iſt, ſetzt das Jahr der Schöpfung zurück, bis in das 4004te Jahr vor der Chriſtlichen Aera; und andere Chronologen verfahren nach andern angenommenen Zeitpuncten.

puncten. Wenn ſie alſo nur nach den Jahren von der Schöpfung an rechneten, ſo könnten wir ihre Rechnungen niemals verſtehen, oder die Urſache einſehen, warum ſie von einander abweichen, bis wir vorher wüſten, wie viele Jahre jeder Autor von der Schöpfung an, bis zu der Geburt Chriſti rechnete. Aber dieſe vielmalige Unterſuchung würde oft mit viel Beſchwerde und Ungewißheit begleitet ſeyn. Wenn wir hingegen mit den Jahren von der Schöpfung, die übereintreffenden Jahre des Julianiſchen Perioden verknüpfen, ſo werden alle dieſe Schwierigkeiten vermieden, und wir können auf die leichteſte Art die verſchiedenen Hypotheſen entdecken, nach welchen die Chronologen verfahren. Wenn wir alſo finden, daß Uſſer die Schöpfung der Welt in das 710te Jahr des Julianiſchen Perioden, und Scaliger in das 764te ſetzt; ſo ſehe ich auf einmal die verſchiedenen Hypotheſen, worauf ſie ſich gründen, und ich kann darnach meine Beurtheilung richten, wenn ich ihre Werke leſe.

Aus dem, was ich geſagt habe, werdet ihr, wie ich glaube, hinlängliche Erkenntniß von dem ſo berühmten Julianiſchen Perioden erlangen, wenigſtens ſo weit als es der allgemeine Gebrauch erfordert. Zwar ſind diejenigen Zahlen, womit ihr bey der vorigen Aufgabe die Cyclen multipliciret, auf allzufeine und genaue Berechnungen gegründet, als daß ihr ſchon itzt dieſelben finden könntet. Aber dieſe und andre Geheimniſſe dieſer Wiſſenſchaft werden ſich euch nach und nach entwickeln, je mehr ihr in der Kenntniß dieſes Studiums weiter gehet. Indeß muß man doch nothwendig dies noch anmerken, daß dieſer Periode, wenn er bis zu ſeinem Anfange fortgeführt wird, viel hundert Jahre über

die Schöpfung hinausgehet. Scaliger hätte, da er ihn zuerſt erfand, leicht die Jahre deſſelben nach den Jahren der Welt anordnen können. Er durfte nur ſein erſtes Jahr nach dem Jahre der Schöpfung einrichten, hierauf die Cyclen von da an herab berechnen und zeigen, welche Jahre von dieſen Cyclen mit dem Jahre übereinträfe, als er ſeinen Perioden einführte. Aber dieſe Methode würde mit dieſer Unbequemlichkeit verknüpft geweſen ſeyn, daß die Cyclen ſeines Perioden, nicht mit denjenigen Cyclen übereingekommen wären, deren man ſich damals bediente. Er hielt es alſo für beſſer, die Cyclen ſo anzunehmen, wie er ſie damals in dem Calender der lateiniſchen Kirche angezeigt fand; und indem er ſie durch ihre verſchiedenen Verknüpfungen bis auf das Jahr zurückführte, worinn ſie ſich insgeſammt anfiengen; ſo ſetzte er da den Anfang ſeiner Berechnung feſt. Daher kam es, daß derſelbe viele hundert Jahre über die Schöpfung der Welt hinausgeſetzt ward. Dieſe Methode aber ſchickte ſich nicht nur zu der Anwendung und dem allgemeinen Gebrauch am beſten, weil die Cyclen dieſes Perioden mit den Cyclen im Calender übereinkommen; ſie hat auch noch den Vorzug, daß wir dadurch die verſchiedenen Meinungen der Chronologen auf eine weit leichtere Art vereinigen können; denn da ſie beynahe alle, nach verſchiedenen Syſtemen, verfahren, und in ihrer Berechnung der Jahre, zwiſchen der Schöpfung und der Geburt Chriſti, von einander abgehen, ſo findet man, daß die meiſten von dieſen Berechnungen, beſonders die unter den abendländiſchen Chriſten üblich ſind, mit den Jahren des Julianiſchen Perioden übereinkommen. Man darf alſo nur dieſelben unter dieſen Perioden bringen, ſo wird man, wie wir vorher gezeigt haben, einen leichten Weg gefunden

haben, um ſie unter ſich zu vergleichen, und mit einander in Uebereinſtimmung zu bringen.

Schüler. Ich vermuthe, da Sie nunmehro den Julianiſchen Perioden erklärt, und mich mit allen den verſchiedenen Abmeſſungen der Zeit bekannt gemacht haben, daß Sie nach dem Entwurfe, den Sie beym Anfange machten, mir zeigen werden, wie man dieſe Kenntniß der Zeitrechnung auf die Gegenſtände der Geſchichte anwenden könne.

Lehrer. Es iſt allerdings nöthig, daß ihr eine gewiſſe allgemeine Kenntniß von der Ordnung, in welcher die Zeitalter auf einander gefolgt ſind, und von den merkwürdigſten Begebenheiten beſitzet, die ſich in der Welt zugetragen haben. Wenn euch dieſelben in einer richtigen Ordnung vorgetragen werden, ſo können ſie dienen, euch durch alle die Labyrinthe der Geſchichte zu leiten. Ihr werdet euch erinnern, daß ich euch ſagte, die Zeitrechnung würde ſehr bequem in zween Zweige abgetheilt, von denen der eine die verſchiedenen Eintheilungen und Perioden begreiſt, wodurch die Zeit abgemeſſen wird, und der andre von den verſchiedenen Epochen handelt, worauf ſich die verſchiedenen Nationen bey ihren Berechnungen beziehen. Dieſer zweyte Theil iſt es, den wir nunmehr betrachten müſſen; und da ich bereits dasjenige allgemeine Maaß der Zeit erklärt habe, auf welches ſich alle andre Aeren, als auf einen Maaßſtab beziehen, ſo werde ich mich nun bemühen, die beſondern Epochen anzuzeigen, die Jahre des Julianiſchen Perioden damit zu verbinden, und euch eine deutliche Ausſicht in die ganze Folge der Zeiten zu geben; damit ihr fähig werdet, dieſen

ſen allgemeinen Leitfaden mit andern dergleichen Berechnungen zu vergleichen, die euch vielleicht künftig vorkommen möchten. Wenn wir die Zeit betrachten, wie ſie in einer beſtändigen Folge von vielen tauſend Jahren ſeit der Schöpfung der Welt bis zu der Geburt Chriſti fortgehet, und wenn wir eine Nachricht von der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts während dieſem langen Zwiſchenraume geben wollen; ſo ſehen wir offenbar, daß unſer eingeſchränkter Geiſt auf keine Art vermögend iſt, die Begebenheiten ſo vieler Zeitalter deutlich zu begreifen, oder ſie in einer gehörigen Ordnung der Folge zu überſehen, wenn wir nicht anfangen, dieſen großen Perioden in verſchiedene kleinere Räume und Zwiſchenräume abzutheilen. Denn dadurch wird man die Vorfälle, die ſich in einem jeden von ihnen zugetragen haben, weit leichter im Gedächtniſſe behalten, und hernach durch den Verſtand in einen allgemeinen Plan zuſammenſetzen können. Eine ſolche Abtheilung, von der ich rede, kann man durch die Betrachtung der Epochen erlangen. Denn weil dieſelben gewiſſe feſtgeſetzte Zeitpuncte ſind, welche durch einige merkwürdige Begebenheiten unterſchieden worden; ſo betrachtet ſie unſer Gemüth als bequeme Ruhepuncte, von da es alles dasjenige in Augenſchein nehmen kann, was vorher oder nachher merkwürdiges vorgefallen iſt. Da nun die Epochen der ältern Geſchichte insgeſammt nach größern oder kleinern Räumen von Jahren, von einander abſtehen; ſo kann man die verſchiedenen dazwiſchen vorkommenden Perioden ganz natürlich als eben ſo viele Unterabtheilungen des allgemeinen Laufs der Zeit anſehen. Derjenige alſo, welcher ſich auf die Erlernung der Geſchichte befleißiget, muß dieß ſeine erſte Sorge ſeyn laſſen, daß er ſich einen deutlichen Begriff von dieſen Intervallen, oder

von

von der Dauer der Zeit von einer Epoche bis zur andern machen möge, und zugleich, daß er ſich mit den merkwürdigſten Begebenheiten bekannt mache, welche in jedem Perioden nach der Reihe ſich zugetragen haben. Denn dadurch wird er auf einmal dem Gemüthe einen allgemeinen Entwurf von dem ganzen Inbegriff der ältern Geſchichte vorlegen, und alle Verwirrung vermeiden, indem er die vergangenen Begebenheiten in eine regelmäßige Kette bringet.

Schüler. Ich verſtehe Sie. So wie wir bey Erlernung der Erdbeſchreibung eines jeden Volks oder Königreichs, uns zuerſt mit den Ländern deſſelben überhaupt bekannt machen, und nachdem wir in einem jeden gewiſſe merkwürdige Städte feſtgeſetzt haben, alsdenn die andern Oerter, die neben ihnen liegen, und jede nach ihrer Entfernung kennen lernen, damit unſer Gemüth von einer Provinz zur andern ſo fortgehen, und ſtufenweiſe die ganze Gegend überſehen, und in allen ihren Theilen ſie betrachten möge; eben ſo muß auch die Lehrart der Geſchichte beſchaffen ſeyn. Wir müſſen ſie in gewiſſe Theile und Zwiſchenräume abſondern, wovon ſich jeder mit einer berühmten Begebenheit anfange; und wenn wir dann mit den merkwürdigſten Vorfällen aus einem jeden Perioden bekannt geworden; ſo müſſen wir die andern Zufälle vorher oder nachher einrücken, nachdem ſie ſich in der Folge der Geſchichte zugetragen haben.

Lehrer. Ihr urtheilet richtig; und damit wir die Verwirrung vermeiden, ſo müſſen wir uns anfangs nothwendig auf eine geringe Anzahl von Abtheilungen einſchränken, die wir, wenn wir ſie nur vollkommen im Gedächtniß

haben,

haben, nachher in ſo viele kleinere Perioden werden abtheilen können, als wir verlangen. Weil ich die Abſicht habe, euch einen kurzen Auszug der ältern Geſchichte ſeit der Schöpfung der Welt, bis zu der Geburt Chriſti vorzulegen, und denſelben nach dem oben feſtgeſetzten Entwurf abzuhandeln, ſo will ich dieſen ganzen Zeitraum in zehen Theile abtheilen. Der erſte faßt die Dauer der alten Welt in ſich, oder die Zeit von der Schöpfung bis zu der Sündfluth, welche ein tauſend, ſechs hundert, ſechs und funfzig Jahre enthält. Der zweyte gehet von der Sündfluth bis zu der Berufung des Abraham fort, und faßt vier hundert, ſechs und zwanzig Jahre in ſich. Der dritte fängt ſich von der Berufung des Abrahams an, und endigt ſich bey dem Ausgange der Kinder Iſrael aus Aegypten; er begreift vier hundert und dreyßig Jahre. Der vierte vom Ausgange aus Aegypten bis zur Zerſtörung der Stadt Troja, und enthält drey hundert und acht Jahre. Der fünfte von der Zerſtörung der Stadt Troja bis zu dem Anfange des Tempelbaues unter dem Salomo, der ein hundert, zwey und ſiebenzig Jahre in ſich faßt. Der ſechſte von dem Anfange des Tempels, bis zu der Erbauung von Rom, begreift zwey hundert, acht und funfzig Jahre. Der ſiebente von der Erbauung der Stadt Rom bis zum Cyrus, enthält eine Zeit von zwey hundert und acht Jahren. Der achte vom Cyrus bis zu dem Umſturze des perſiſchen Reiches durch Alexander den Großen, begreift zwey hundert und ſechs Jahre. Der neunte gehet von dem Untergange des perſiſchen Reiches, bis zu dem Siege über den Perſeus, da Rom die Gebieterinn der Welt ward: und enthält ein hundert, zwey und ſechzig Jahre. Der zehnte und letzte, von der Zerſtöhrung des macedoniſchen Königreichs unter

dem

dem Perſeus, bis zum Anfange der chriſtlichen Aera, faßt ungefähr ein hundert acht und ſechzig Jahre in ſich. Ihr ſehet, daß jede von dieſen Abtheilungen ſich mit einer ſehr berühmten Epoche anfängt. Ich werde eine nach der andern durchgehen, und euch nicht nur einen Auszug von der Geſchichte einer jeden Epoche vorlegen, ſondern auch, indem ich fortgehe, andere dergleichen Aeren anmerken, welche in den ältern Zeiten vorzüglich berühmt geweſen ſind. Dadurch werdet ihr die Folgen aller Zeitalter genau in Augenſchein nehmen; euch gewöhnen, die Begebenheiten nach dem regelmäßigen Verlaufe ihrer Jahre zu ordnen, und wenn ich es ſo nennen darf, eine allgemeine Karte von der ältern Geſchichte bekommen. Nachher könnt ihr einen jeden beſondern Theil derſelben mit Nutzen ſtudiren. Die großen Reiche werden vor euch offen liegen. Die Handlungen werden mit allen ihren Folgen gezeigt; und die ganze Kette der menſchlichen Begebenheiten wird in ihrem verſchiedenen Zuſammenhange, mit Vergnügen und Bequemlichkeit durchgegangen werden.

Geſchichte.

Geſchichte.

Schüler.

Machen Sie alſo den Anfang. Denn dieſe Ausſicht iſt ſo ſchön und reitzend, daß Sie ſich nicht wundern dürfen, wenn ich einige Ungeduld bezeige, um in eine ſo angenehme Scene noch tiefer einzudringen.

Lehrer. Die erſte Epoche eröfnet ſich mit dem Schauſpiele der göttlichen Allmacht. Gott erſchaft die Welt aus nichts, und ſchmücket ſie mit einem Ueberfluſſe von Schönheit, damit ſie eine angenehme Wohnung für den Menſchen ſeyn möge, welche ſich hiernieden in der erſten Claſſe der Weſen befindet. Dieſe große Begebenheit wird von dem Erzbiſchoffe Uſſer, deſſen Zeitrechnung wir vorzüglich folgen wollen, in das 710te Jahr des Julianiſchen Periodem, und in das 4004te vor Chriſti Geburt geſetzet. Hier fängt Moſes, der große Geſetzgeber der Jüden, ſeine Geſchichte an. Er zeigt uns die erſten Eltern in einem Stande der Unſchuld und Vollkommenheit, mit dem Bilde ihres Schöpfers gezieret, und in dem Beſitze der Herrſchaft über alle Geſchöpfe. Dieß iſt der Zeitpunct, welcher von den Dichtern unter dem Namen des güldenen Alters ſo ſehr geprieſen wird. Aber ach! er war von kurzer Dauer. Eva, die verführt worden, und Adam, der mit an der Uebertretung Theil nimmt, beyde erfahren einen ſchrecklichen Wechſel des Glücks, und werden genöthiget, die reitzungsvolle Wohnung des Paradieſes zu verlaſſen.

Die

Die Erde fängt an bevölkert zu werden, und das Verderbniß der menſchlichen Natur entdeckt ſich. Abel wird von ſeinem Bruder

Jahre der Welt.

Cain ermordet; aber die Strafe folgt unmit- 130
telbar auf das Verbrechen. Wir ſehen, wie der Verbre-
cher unter den Vorwürfen ſeines Gewiſſens leidet, und ſich
dem Umgange der Menſchen entziehet, deren Haß er mit
Recht verdienet hatte. Von ihm wird die erſte Stadt er-
bauet, und unter ſeinen Nachkommen bemerken wir die er-
ſten Erfindungen der Künſte. Zugleich ſehen wir hier die
Tyranney der Leidenſchaften, und die erſtaunliche Bosheit
des menſchlichen Herzens. Die Nachkommen des Seth
widerſtehen dem Strome des allgemeinen Laſters, und blei-
ben Gott getreu. Henoch wird auf eine wun- 987
derbare Weiſe in den Himmel aufgenommen,
zur Belohnung, weil er rechtſchaffen vor ſeinem Schöpfer
gewandelt. Da die Nachkommen des Seth ſich mit den
Kindern des Cains verheyrateten, oder nach der Sprache der
Schrift, da die Söhne Gottes zu den Töchtern der Men-
ſchen eingiengen, ſo folgte darauf ein allgemeines Verderb-
niß. Gott kann nicht länger die Bosheit der Menſchen
ertragen; er beſchließt ihren Untergang, und 1536
läßt ſein Vorhaben durch den Mund ſeines
Knechts Noah kund thun. Aber ſie fahren in ihrer Un-
gerechtigkeit hartnäckig fort, und die Erde wird mit einer
großen Flut von Waſſer bedecket, und alle Menſchen, aus-
genommen Noah mit ſeinem Hauſe, werden dahin geriſſen.
Dieſes geſchah in dem 1656ten Jahre der Welt, 1656
und im 2366ten des Julianiſchen Perioden.

Es verdient hier angemerkt zu werden, daß, da die Sündflut allgemein war, auch die Nachricht von derſelben unter allen Nationen aufbehalten worden. Nichts iſt in den

Schrif-

Schriften der Dichter berühmter; und keine Begebenheit von gleichem Alterthume wird durch ſo viele übereinſtimmende Zeugniſſe unterſtützet. Zwar erlangt die heilige Geſchichte durch dieſen fremden Beyfall keine größere Stärke; aber es iſt doch für das Gemüth angenehm, wenn es die Wahrheiten, an denen es ſo viel Antheil nimmt, durch die Jahrbücher der Nationen bekräftiget ſiehet, welche gar nicht dergleichen Urſachen hatten, ſie glaubwürdig zu machen.

Schüler. Hier endiget ſich, ſo viel ich mich erinnere, Ihr erſter Periode der ältern Geſchichte. In der That zeigt auch die Sündfluth ſogleich eine neue Epoche. Die neue Bevölkerung der Nationen nach einer ſo allgemeinen Verwüſtung ſcheint mir eine zweyte Welt zu ſeyn, die ſich aus den Ruinen der erſtern wieder erhebt. Fahren Sie alſo fort, und geben Sie mir einige Nachricht von den Begebenheiten dieſes neuen Volks.

Jahre der Welt.

2. Epoche. Die Sündflut.

1656

Lehrer. Bey den Zeiten, die auf die Sündflut gefolgt ſind, müſſen wir einige merkwürdige Veränderungen in dem gewöhnlichen Laufe der Natur bemerken. So eine allgemeine Erſchütterung verurſachte ohne Zweifel große Bewegungen in der Atmoſphäre; und ſie bekam nunmehro eine Beſchaffenheit, die der Bildung und dem Bau des menſchlichen Körpers nicht mehr ſo vortheilhaft war. Daher ward das Leben der Menſchen kürzer, und das fürchterliche Heer von Krankheiten zeigte ſich, welche ſeitdem beſtändig eine ſo große Verwüſtung in der Welt angerichtet haben. Wir finden, daß das Andenken der drey Söhne des Noah, der erſten Stifter der Nationen, ſich bey den verſchiedenen Völkern, die von ihnen abſtammten, erhalten hat. Japheth, welcher den größten Theil der Welt gegen Abend bevölkerte, blieb lange unter dem berühm-

berühmten Namen des Japetus bekannt. Cham wurde
als ein Gott von den Aegyptiern unter dem Namen des
Jupiter Hammon verehrt. Und das Andenken des
Sem iſt beſtändig bey den Hebräern, die ſeine Nachkom-
men waren, in Ehren gehalten worden. Zu
der erſten merkwürdigen Zerſtreuung des 1757
menſchlichen Geſchlechts gab die Verwirrung der Sprachen
Gelegenheit, welche Gott unter ſie ſandte, weil ſie den ſtol-
zen Verſuch gemacht hatten, einen Thurm zu bauen, deſſen
Spitze bis an den Himmel reichen ſollte. Da die Erde,
nach der Sündflut, mit Wäldern überdeckt war, welche
die Wohnungen der wilden Thiere wurden, ſo beſtand der
größte Heldenmuth in dieſen Zeiten darinn, daß man das
Erdreich von Wäldern reinigte, und die wilden Ungeheuer
ausrottete, welche die Menſchen in beſtändiger Unruhe hiel-
ten, und ſie verhinderten, ihre Wohnungen zu erweitern.
Nimrod erlangte auf dieſe Art einen großen Ruf, und wird
daher vom Moſes ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn
genannt. Da dergleichen Unternehmungen ihn bald an-
ſehnlich machten, und an ſich dahin abzielten, den Ehrgeitz
in den Herzen der Menſchen zu erregen; ſo ſehen wir, wie
er nach der Herrſchaft über ſeine Nebengeſchöpfe ſtrebt, und
ſein Anſehen durch Eroberungen befeſtiget. Dieß war der
Urſprung der Königreiche. Nimrod richtete
das ſeinige zu Babylon auf, wo man den eit- 1771
len Verſuch gemacht hatte, den berühmten Thurm zu bauen.
Ungefähr um dieſe Zeit wurde der Grund zu der Stadt
Ninive gelegt; und es wurden auch einige andere König-
reiche aufgerichtet. Sie waren, wie man leicht vermuthen
kann, in ihrem erſten Anfange ſehr klein. In dem ein-
zigen Aegypten treffen wir vier Dynaſtien oder Herrſchaf-
ten an: die von Thebe, von Thin, von Memphis und

von Tanis. In dieſe Zeit können wir auch den Anfang der Geſetze und der Policey der Aegypter ſetzen. Sie fiengen ſchon an, ſich durch die aſtronomiſchen Wiſſenſchaften ſo ſehr bekannt zu machen, als die Chaldäer, welche ſie mit eben ſo großem Eifer erlernten; denn nur bis auf dieſe Zeit giengen ihre Beobachtungen der himmliſchen Körper zurück, ſo viel wir von den Nachrichten urtheilen, welche aus Babylon dem Ariſtoteles durch den Weltweiſen Calliſthenes überſendet worden. Ihr werdet leicht vermuthen können, daß, wenn man in dieſen Zeiten anfieng die ſpeculativiſchen Wiſſenſchaften zu bearbeiten, auch die practiſchen Künſte, welche zu der Bequemlichkeit und Verſchönerung des menſchlichen Lebens dienen, nicht vernachläßiget wurden. Noah hatte ohne Zweifel alle Erfindungen der alten Welt aufbehalten; aber weil die Geſtalt der Erde durch die Sündflut eine ſehr merkliche Veränderung erlitten hatte; ſo mußte man auf neue Erfindungen denken, die nach ihren gegenwärtigen Umſtänden ſich ſchickten. Daher findet man, daß der Ackerbau, die Baukunſt und die Kunſt die Menſchen geſitteter zu machen, in den Ländern der Welt gegen Abend, wo Noah ſich mit ſeinen Nachkommen zuerſt niederließ, ſehr zeitig in Aufnehmen kamen. Je mehr wir uns von ihnen entfernen, treffen wir nichts als Barbarey und eine wüſte Wildniß an. Griechenland ſelbſt, welches zu den Künſten und Wiſſenſchaften denen europäiſchen Nationen den Weg zeigte, war mit den nothwendigſten Erforderniſſen des menſchlichen Lebens gänzlich unbekannt, bis einige Fremde aus den morgenländiſchen Gegenden bey ihnen ankamen, und die Kenntniſſe dieſer mehr unterrichteten Nationen zu ihnen brachten. Aber obgleich die Künſte und Wiſſenſchaften im Oriente ſo ſehr blüheten, ſo ſchien doch die Erkenntniß des wahren Gottes ſich ſehr zei-

tig zu verlieren. Durch die alten Sagen wurden viele ungereimte Begriffe in die Religion gemiſchet, und diejenigen groben Ideen von der Gottheit veranlaſſet, welche ſich bald in der Welt ausbreiteten. Die Anzahl der falſchen Gottheiten vergröſſerte ſich ausnehmend; und eben dieß gab Gelegenheit, daß Abraham berufen wurde.

Jahre der Welt.

Dieß geſchah ungefähr vier hundert, ſechs und zwanzig Jahr nach der Sündflut, und im 2793ten Jahre des Julianiſchen Perioden. Denn damals wandelten alle Völker der Erden nach ihren Wegen, und vergaſſen den, der ſie gemacht hatte. Nunmehro wollte Gott den Fortgang dieſer allgemeinen Verderbniß einigermaßen verhindern, und beſchloß, ſich ſelbſt ein auserwähltes Volk auszuſondern. Abraham ward berufen, der Vater dieſes auserleſenen Geſchlechts zu ſeyn. Gott erſchien ihm im Lande Canaan, wo er ſeinen Dienſt aufrichten, und die Nachkommen dieſes erhabenen Patriarchen wohnen laſſen wollte, die er wie die Sterne des Himmels und wie den Sand am Meere zu vermehren verſprach. Es iſt merkwürdig, daß dieſer Vater des auserwählten Volks, der ſo unzählige Reichthümer und eine Macht beſaß, welche die Gewalt verſchiedener verbundener Könige noch überwog, dennoch die Sitten der alten Zeiten nicht vergaß, und mit der Einfalt des Landlebens zufrieden war, worinn er ſeine Pracht nicht anders, als durch eine uneingeſchränkte Gaſtfreyheit äußerte. Zu ſeiner Zeit gründete Inachus, der älteſte unter allen Königen, welche die griechiſche Geſchichte nennet, das Königreich Argos. Nach dem Abraham leſen wir von ſeinem Sohne Iſaac, und ſeinem Enkel Jacob, welche ſich durch die Einfalt der Sitten und einen feſten Glauben

3. Epoche. Der Beruf Abrahams.

2083

2092

2148

an Gott nicht weniger bekannt machten. Sie erlangten
aber auch den würdigen Lohn ihrer Frömmigkeit. Es
wurden eben dieſelben Verheiſſungen erneuert, und ſie ge-
noſſen eben ſo ſehr die Gunſt und den Schutz des Himmels.
Iſaac ſegnete den Jacob zum Nachtheile ſeines
2245 ältern Bruders Eſau, und führte nur den Rath-
ſchluß Gottes aus, ob es gleich ſchien, daß er hintergangen
worden. Eſau wird auch in der Schrift unter dem Na-
men Edom erwähnt, und er war der Vater der Idumäer,
welche in der Geſchichte nicht wenig berühmt ſind. Dem
Jacob wurden die zwölf Patriarchen, die Väter der zwölf
Stämme Iſraels, gebohren. Unter ihnen behauptet Jo-
ſeph einen vorzüglichen Platz. Die Reihe von Begeben-
heiten, wodurch er der oberſte Staatsbediente des Königes
in Aegypten wird, entdeckt deutlich, wie die Vorſicht un-
mittelbar dabey gewirket habe, um dadurch die Erfüllung
der Verheiſſungen, welche Abraham erhalten hatte, vorzu-
bereiten. Denn eben dieß war die Urſache, warum ſich die
Familie des Jacobs in demjenigen Theile von Aegypten
niederlaſſen mußte, worinn Tanis die Hauptſtadt war, und
deſſen Könige alle den Namen Pharao führten. Jacob
berufte kurz vor ſeinem Tode ſeine Kinder zu-
2315 ſammen, und machte die berühmte prophetiſche
Erklärung von dem zukünftigen Zuſtande ihrer Nachkom-
menſchaft, worinn er beſonders dem Juda die Zeit des
Meßias entdeckte, der aus ſeinem Stamme herkommen
ſollte. Die Familie dieſes Patriarchen ward in kurzer Zeit
ein großes Volk. Eine ſo wunderbare Vermehrung er-
weckte den Neid der Aegyptier, und ſie fiengen an die
Hebräer heftig zu unterdrücken. Endlich ſendet Gott den
Moſes in die Welt; errettet ihn aus den Waſ-
2433 ſern des Nils, und giebt ihn in die Hände der
Tochter

Tochter des Pharao, die ihn als ihren Sohn erzieht, und ihn in aller Weisheit der Aegyptier unterrichten läßt. Um dieſe Zeit ſchickten die Aegyptier Colonien in verſchiedene Gegenden von Griechenland. Die, welche Ce-
crops anführte, gründete in Attica zwölf 2448
Städte, oder vielmehr Dörfer, woraus das Königreich Athen entſtand, in welchem ihr Stifter die ägyptiſche Religion und Geſetze einführte. Kurze Zeit darauf ward Theſſalien von der berühmten Waſſerflut unter dem Deucalion überſchwemmt, welche die griechiſchen Dichter mit der allgemeinen Sündflut vermenget haben. Hellen, ein Sohn dieſes Deucalions, regierte nachher in Theſſalien, und nach ſeinem Namen ward Griechenland benennet. Ungefähr um dieſe Zeit kam Cadmus, der Sohn des Age-
nor, mit einer Colonie von Phöniciern nach 2473
Böotien, und legte den Grund zu der alten Stadt Theben. Unterdeſſen nahm Moſes an Jahren zu, und mußte von dem Hofe des Pharao entweichen, weil er ſich der Unterdrückung ſeiner Brüder widerſetzte. Er floh nach Arabien, und weidete da die Heerden ſeines Schwähers Jethro, vierzig Jahr lang. Hier ſah er das Geſicht des feurigen Buſches, und hörte die Stimme Gottes, der ihm befahl, nach Aegypten zu gehen, und da ſeine Brüder von der Sclaverey zu befreyen. Er gehorchte dem göttlichen Befehle, und verrichtete diejenigen Wunder an dem Hofe des Pharao, wovon wir in der heiligen Schrift eine ſo ausführliche Nachricht haben. Und dieß führt uns zu dem vierten Perioden unſrer Geſchichte.

Schüler. Erlauben Sie, daß ich Sie hier einen Augenblick unterbreche, weil wir itzt zu den Aegyptiern gekommen ſind, die in dieſen Zeiten ein mächtiges Volk geweſen zu ſeyn ſcheinen. Ich habe viel von ihren weiſen

Einrichtungen, von ihrer großen Kenntniß in den Wiſſenſchaften, von ihren Pyramiden, Obelisken, Tempeln, und andern herrlichen Denkmälern des Reichthums und der Größe gehört. Waren ſie ſchon in dem Zeitalter, von dem wir reden, zu dieſem ausnehmenden Vorzuge unter den Menſchen gelangt?

Lehrer. Sie waren darinn ſchon ſehr weit. Es wird vom Moſes, als ein Lobſpruch geſagt, daß er in aller Gelehrſamkeit der Aegypter unterrichtet geweſen. Ihr habt gehört, daß ſie Colonien ausgeſendet, barbariſche Völker ſittlicher gemacht, und unter ihnen die Einrichtungen einer wohlgeordneten Policey eingeführet haben. Dieß ſind hinlängliche Beweiſe von ihrer Macht, ſowohl als von ihrer Weisheit. Viele von ihren erſtaunlichen Werken, als das Labyrinth, die See von Moeris u. a. gehören zwar in ſpätere Zeiten; aber dieß iſt gewiß, daß die Pyramiden noch vor den Zeiten; von denen wir reden, aufgerichtet worden. Die Meynung einiger Gelehrten, daß die Iſraeliten, während ihrer Dienſtbarkeit, zu dieſer Arbeit gebraucht worden, iſt auch nicht ganz ungegründet, beſonders wenn wir bedenken, daß die Art der Sclaverey, worunter ſie ſeufzeten, ſich offenbar auf die Ausführung eines anſehnlichen Werks der Baukunſt zu beziehen ſcheint. Doch laßt uns zu unſrer Geſchichte zurückkehren.

Jahre der Welt.

4. Epoche. Der Ausgang aus Aegypten.

2513

Im 856ten Jahre nach der Sündflut, im 430ten ſeit dem Berufe Abrahams, und dem 3223ten des Julianiſchen Perioden, führte Moſes die Kinder Iſrael aus Aegypten, und empfieng das Geſetz von Gott ſelbſt auf dem Berge Sinai. Während ſeiner Reiſe durch die Wüſten bis in das Land Canaan, ordnet er

er nach der Anweiſung Gottes und unter ſeiner Auf=
ſicht, den ganzen Dienſt der Stiftshütte. Wir ſehen
auch, wie er eine bürgerliche Regierungsform unter den
Stämmen aufrichtet, und wie er ſich zu dieſer Anordnung
der Rathſchläge ſeines Schwähers, des Jethro, bedienet.
Während dieſen Begebenheiten in der Wüſten, ſetzen die
Aegypter die Aufrichtung ihrer Pflanzſtädte bey verſchiedenen
Nationen, und vornehmlich in Griechenland fort, wo Da=
naus Mittel fand, ſich des Throns von Argos
zu bemächtigen, und die alten Könige, die vom 2530
Inachus abſtammten, zu vertreiben. Nach
dem Tode des Moſes, folgte ihm Joſua,
welcher die Eroberung von Canaan anfieng und 2553
beynahe vollendete. Nach ihm treffen wir eine Reihe von
Richtern an. Zum Unglück vergaßen die Iſraeliten nach
dem Tode der Aelteſten, die den Joſua gekannt hatten, den
Gott ihrer Väter, und wurden von den angränzenden Na=
tionen zur Abgötterey verleitet. Dadurch zogen ſie ſich
ſchwere Züchtigungen vom Himmel zu; und wurden in die
Hände grauſamer Unterdrücker verkauft. Aber wenn ſie in
ihren Bekümmerniſſen zu Gott riefen, unterließ derſelbe nicht,
ihnen von Zeit zu Zeit einen Erretter zu erwecken.
So machte Athniel der Tyranney des Cuſans, 2599
des Königs in Meſopotamien ein Ende, und 80
Jahr hernach befreyete ſie Ehud von der Unter=
drückung des Eglon, des Königs von Moab. 2679
Ungefähr um dieſe Zeit regierte Pelops, ein Phrygier,
der Sohn des Tantalus, im Peloponneſus, und dieſe
berühmte Halbinſel ward nach ſeinem Namen genennet.
Bel oder Belus, der König der Chaldäer, ward von ſei=
nem Volke göttlich verehret. Die Juden wurden Gefange=
ne oder Sieger, nachdem ſie ihren Gott verehrten oder ver=

 ließen;

ließen; und ſie erfuhren ſehr verſchiedene Wechſel des Glücks, wie man aus den Geſchichten der Deborah und des Barak, des Gideon, Abimelech, Jephta u. a. ſehen kann. In dieſem Jahrhunderte trugen ſich viele merkwürdige Begebenheiten unter den Heiden zu. Denn nach der Berechnung des Herodotus, welche die richtigſte und glaubwürdigſte zu ſeyn ſcheint, müſſen wir in dieſe Zeit
2737 die Stiftung des Aſſyriſchen Reichs unter dem Ninus, dem Sohne des Belus, 520 Jahr vor der Erbauung der Stadt Rom, und in die Zeit der Prophetin Deborah ſetzen. Er legte den Sitz deſſelben nach Ninive, einer alten und im ganzen Orient ſchon berühmten Stadt; welche aber nun durch ihn noch herrlicher und gröſſer gemacht wurde. Diejenigen, welche dem erſten Aſſyriſchen Reiche 1300 Jahre beylegen, gehen beynahe bis zu den Zeiten des Nimrod hinauf, und gründen ihre Meynung auf das Alterthum dieſer Stadt. Aber Herodotus, welcher ihm nur 520 Jahre zuſchreibt, redet von der Dauer des Reichs, unter dem Ninus, da die Aſſyrer ihre Eroberungen über den ganzen obern Theil von Aſien ausbreiteten. Unter dieſem Eroberer müſſen wir die Stiftung oder vielmehr die Erneuerung der alten Stadt Tyrus ſetzen, welche nachher durch ihre Schiffart und Colonien ſo berühmt ward. In dieſen, oder gleich in den folgenden Zeiten, vermuthlich, da Abimelech lebte, ſind auch die berühmten Thaten des Herkules, eines Sohnes des Amphitryon, und des Theſeus, des Königs in Athen, zu merken. Dieſer machte aus den zwölf Gebieten von Attica, eine einzige Stadt, und richtete die Regierungsform der Athenienſer beſſer ein. Unter der Regierung der Semiramis, die durch ihre Eroberungen ſo berühmt, als durch ihre prächtigen Werke ward, und da Jephtha Richter in Iſrael war, wurde die Stadt Troja,

Troja, die ſchon einmal von den Griechen zu der Zeit des Laomedon eingenommen worden, von ihnen wiederum unter der Regierung des Priamus, des Sohns des Laomedons, nach einer zehnjährigen Belagerung erobert, und in einen Aſchenhaufen verwandelt.

Jahre der Welt.

5. Epoche. Die Einnahme von Troja.

2820

Dieſe Epoche von dem Untergange der Stadt Troja, welcher ungefähr 308 Jahr nach dem Auszuge aus Aegypten, und im 3530ten Jahre des Julianiſchen Perioden erfolgte, verdient unſere Aufmerkſamkeit, nicht nur wegen der Wichtigkeit einer ſo groſſen Begebenheit, die durch ſo viele Griechiſche und Römiſche berühmte Dichter erzält wird; ſondern weil man auch unter dieſe Zeit alles bringen kann, was von den fabelhaften und heroiſchen Zeiten merkwürdig iſt. Dieſe romanhaften und fabelreichen Zeiten, in welche die Dichter ihre Helden, die Kinder der Götter, ſetzen, ſind nicht weit von der Aera entfernt, von welcher wir reden. Denn zu den Zeiten des Laomedon, des Vaters des Priamus ſind alle die Helden, die an der Eroberung des güldenen Vlieſſes Antheil hatten, Jaſon, Herkules, Orpheus, Caſtor, Pollux u. a. berühmt. Zu den Zeiten des Priamus ſelbſt, ſehen wir einen Achilles, Agamemnon, Menelaus, Hector, Ulyſſes, Diomedes, Sarpedon, den Sohn des Jupiter, Aeneas, den Sohn der Venus, den die Römer für ihren Vater und Stifter erkannten, und verſchiedene andere, auf welche ſo viele Nationen und die berühmteſten Geſchlechter ſtolz waren. Dieſe Epoche iſt alſo geſchickt, alles zuſammen zu faſſen, was die fabelhaften Zeiten großes und glänzendes an ſich haben. Allein die Begebenheiten, die man während dieſem Perioden in der heiligen Schrift angemerket findet, ſind noch weit erſtaunli-

cher. Die wunderbare Stärke des Simſons, und ſeine außerordentlichen Thaten, die Regierung des Eli, Samuel, der auserwählte Prophet Gottes, Saul, der erſte König in Iſrael, ſeine Siege, ſeine Vermeſſenheit, und ſein unglücklicher Fall; dieß alles ſind Begebenheiten, welche gewiß unſre Verwunderung und unſer Erſtaunen erwecken werden. Um dieſe Zeit opferte ſich Codrus, der König von Athen, dem Tode für das Heil ſeines Vaterlandes auf. Seine Söhne Medon und Nileus ſtritten mit einander wegen des Königreiches. Bey dieſer Gelegenheit, wurde bey den Athenienſern die königliche Gewalt abgeſchaft, und ſie erwählten ſich beſtändige Statthalter, oder Obrigkeitliche Perſonen auf Zeitlebens, aber die von ihrer Aufführung Rechenſchaft geben mußten, und Archonten genennet wurden. Medon, der Sohn des Codrus, war der erſte, der dieſes Amt verwaltete; und dieſe Würde blieb lange bey ſeiner Familie. Um eben dieſe Zeit breiteten ſich verſchiedene Colonien in dem Theile von Klein-Aſien aus, welcher Jonien hieß. Ueberdieß ließen ſich auch die Völkerſchaften der Aeolier da nieder, und ganz Klein-Aſien ward mit griechiſchen Städten angefüllt. In dem Königreiche Iſrael folgte David dem Saul in
2949 der Regierung, und ward anfangs nur von dem Hauſe Juda als König erkannt; aber nach dem Tode des Iſchboſchet unterwarfen ſich ihm auch die übrigen Stämme. Er war ein tapferer und glücklicher Fürſt; er erweiterte ſein Reich, und erhob die Iſraeliten zu einem Grade des Reichthums und der Macht, der weit über alles reichte, was ſie vorher erfahren hatten. Aber was noch weit merkwürdiger iſt, er war der auserwählte Liebling des Himmels, und wie ihn die Schrift nennet, ein Mann nach dem Herzen Gottes. Auf dieſen frommen Krieger folgte Salomo,

ein weiſer, gerechter und friedfertiger König, deſſen Hände, die nicht mit Blute befleckt waren, für würdig geachtet wurden, dem Allerhöchſten einen Tempel zu erbauen.

Dieſes geſchah im 3702ten Jahre der Jahre der Welt.
Julianiſchen Perioden, im 480ten nach dem
Ausgange aus Aegypten, und damit wir die 6. Epoche.
heilige Geſchichte mit der weltlichen verbin- Der Tempel.
den, 172 Jahr nach der Einnahme von Tro-
ja, und 264 vor der Erbauung der Stadt 2992
Rom, als Salomo den Grund zu dem Tempelbaue legte.
Die andern Umſtände ſeiner Regierung ſind in der heiligen
Schrift ausführlich erzählt, und er erſcheint da auf einmal
als ein Beyſpiel der höchſten Größe und Schwachheit der
menſchlichen Natur. Unter ſeinem Sohne Re-
habeam, ward Iſrael in zwey Königreiche ge- 3029
theilet; wovon das eine zum Unterſchiede, das Königreich
Iſrael genennt wurde, und aus den zehen Stämmen be-
ſtand, die ſich unter dem Jerobeam vereinigten; und das
andre unter dem Namen des Königreichs Juda bekannt iſt,
welches diejenigen ausmachten, die dem Hauſe David an-
hiengen. Um dieſe Zeiten ſcheinen die Könige in Aegypten
ſehr mächtig geweſen zu ſeyn; und viele ſind der Meynung,
daß der Seſak der Schrift, deſſen ſich Gott zur Beſtra-
fung der Gottloſigkeit des Rehabeam bediente, eben der
berühmte Eroberer ſey, welcher in der weltlichen
Geſchichte unter dem Namen des Seſoſtris ſo 3033
bekannt iſt. Unter der Regierung des Abjam, des Soh-
nes des Rehabeam, ſehen wir, wie dieſer Prinz für ſeine
Frömmigkeit durch einen merkwürdigen Sieg über die abge-
fallenen Stämme belohnt wird. Zu den Zeiten des Aſa
ſeines Sohnes und Nachfolgers, baut Amri, König in

Iſrael

Iſrael, Samaria, welche nunmehr der Sitz dieſes Königreichs ward. Gleich hierauf folgte die fromme
3080 Regierung Joſaphats in Juda, und die Abgötterey und Gottloſigkeit des Ahabs und der Iſabel in Iſrael, nebſt der merkwürdigen Rache des Himmels wegen des Bluts des Nabots. Um dieſe Zeit ungefähr müſſen wir annehmen, daß der Grund zu der Stadt Carthago von der Dido geleget worden, welche eine Völkerſchaft von Tyrern nach Africa übergeſetzet, und einen Ort für ihre neue Stadt ausgeſucht hatte, welcher am bequemſten zum Handel gelegen wäre. Die Vermiſchung der Tyrer und Africaner machte, daß ſie zugleich eine Handelsſtadt und kriegeriſch wurde, wie man in der Folge ſehen wird. Juda und Iſrael waren indeß Scenen der erſtaunlichſten Begebenheiten und Wunder. Joram ließ ſich durch die Tochter des Ahabs, die er geheyrathet, zu der Abgötterey, welcher dieſes gottloſe Geſchlecht ergeben war, verleiten, und zog ſich die Rache des Himmels zu. Jehu nimmt das Iſraelitiſche Reich in Beſitz, und vernichtet die ganze Nachkommenſchaft Ahabs. Joram, König in Juda, und Ahaſia, ſein Sohn, wurden um dieſe Zeit nebſt dem größ-
3120 ten Theil der Königlichen Familie als Bundsgenoſſen und Freunde des Hauſes Ahabs umgebracht. Sobald Athalia dieſe Nachricht bekam, beſchloß ſie, das Haus David gänzlich auszurotten, ohne ſelbſt ihre Kinder zu ſchonen; damit ſie ſich des Königreichs Juda bemächtigen könnte. Aber Joas, ein Sohn des Ahaſia, welcher durch deſſen Schweſter Joſeba errettet und von dem Hohenprieſter Jojada im Tempel heimlich erzogen wurde, machte nach ſechs Jahren der wiederrechtlichen Herrſchaft und dem Leben der Athalia ein Ende. Während dieſer Zeit, thaten Elias und Eliſa die Wunder und Zeichen in

Iſrael,

Iſrael', welche ihre Namen in der heiligen Schrift ſo berühmt gemacht haben. Laßt uns hier einen Blick in die weltliche Geſchichte werfen, wo wir ſchon eine weit reichere Materie finden, und uns mit den Griechiſchen Republiken beſchäftigen können, die ſich allmälig zu erheben anfiengen, und in den ältern Zeiten ſo viel Aufſehen gemacht haben. Denn nach der gemeinſten Meynung, machte ſich während dieſem Perioden, von dem wir reden, Lycurg, der berühmte Spartaniſche Geſetzgeber, vorzüglich bekannt. Die Gränzen, die ich mir bey dieſer Abhandlung vorgeſchrieben habe, erlauben mir nicht, euch einen Entwurf von dieſen bewundernswürdigen Anordnungen vorzulegen, wodurch Lacedämon die mächtigſte und berühmteſte Stadt in Griechenland wurde. Ihr könnt ſie in den Geſchichten dieſer Zeiten ausführlich leſen. Ich will nur dieß einzige bemerken. Da dieſer Geſetzgeber hauptſächlich zur Abſicht hatte, die Ueppigkeit und den Geiz bey dem Volke zu unterdrücken, und einen kriegeriſchen Geiſt demſelben einzuflößen, ſo konnte er dieſen Endzweck nicht beſſer erreichen, als daß er eine gleiche Eintheilung in den Ländern ſeiner Republik machte, alle güldene und ſilberne Münze verbot, und diejenige arbeitſame und gemäßigte Lebensart einführte, welche zu den Kriegsübungen am geſchickteſten war, und in welcher jeder Bürger von Kindheit auferzogen wurde. Mit einem Worte, man empfiehlt ihn genug, wenn man ſagt, daß Sparta, ſo lange es den Verordnungen des Lycurgs genau folgte, an ſich unüberwindlich, und für der ganzen Welt verehrungswürdig war. Einige Zeit vor dem Lycurg, machten ſich die beyden berühmten Griechiſchen Dichter Homer und Heſiodus bekannt. In ihren Werken ſehen wir die liebenswürdige Einfalt jener alten Zeiten; und obgleich die Geſchichte uns in Anſehung der erſtern Weltalter,

die ſie beſchrieben, nur wenig Licht giebt, ſo erkennt man doch aus ihren Schriften ſehr deutlich, daß in dieſen Zeiten die Griechen ein mächtiges Volk geweſen, und in allen den verſchiedenen Theilen der Gelehrſamkeit ſchon ſehr weit gekommen waren. In Juda regierte Joas, ſo lange Jojada lebte, ſein Volk mit Weisheit und Gerechtigkeit; allein nach dem Tode dieſes großen Mannes, ward er ein ſol-
3164 cher Tyrann, daß er den Hohenprieſter Zacharias, den Sohn ſeines Wohlthäters, ſteinigen ließ. Aber der Himmel ſäumte nicht, dieſe treuloſe und undanckbare That zu rächen. Das folgende Jahr ward er von den Syrern geſchlagen, gerieth in Verachtung, und ward von ſeinen Knechten umgebracht. Amazias, ſein Sohn, folgte ihm in der Regierung. Unterdeſſen fieng das Königreich Iſrael, welches unter den Nachfolgern des Jehu, durch ſeine faſt immerwährenden Kriege mit dem Könige zu Damascus ganz entkräftet war, wieder an, ſich zu
3179 erheben, und unter der weiſen und tapfern Regierung des Jerobeams, glücklich zu ſeyn, der an Frömmigkeit und Muth alle ſeine Vorfahren übertraf.
3194 Uſia oder Aſaria, der Sohn des Amazias, regierte in Juda nicht weniger rühmlich. Im 34ten Jahre ſeiner Regierung fängt ſich die berühmte Zeit-
3228 rechnung der Olympiaden an, von der wir ſchon oben geredet haben. Sie iſt in der Geſchichte nicht nur darum vorzüglich bekannt, weil ſie die große Epoche der Griechen iſt; ſondern auch, weil ſich hier, nach der Meynung des Varro, die fabelhaften Zeiten endigen. Dieſe haben ihren Namen von den vielen Fabeln, welche die Dichter unter die wirklichen Begebenheiten, die ſie erzählen, ſo ſehr eingemiſcht haben, daß es beynahe unmöglich iſt, die Wahrheit vom Irrthume zu unterſcheiden.

Schüler. Weil Sie hier vom Varro und ſeiner Eintheilung der Zeit reden; ſo wünſchte ich, daß Sie mir einigen Begriff davon machten, weil ich mich erinnere, daß man ſich ſehr oft darauf bezogen hat, und daß ich in Verlegenheit war, weil ich nicht eigentlich wuſte, was darunter verſtanden würde.

Lehrer. Varro theilte die ganze Folge der Zeiten in drey Perioden ein. Der erſte erſtreckte ſich von der Schöpfung der Welt bis zu der allgemeinen Uebeſchwemmung, und dieſen nennt er die unbekannten Zeiten; weil man in der weltlichen Geſchichte nichts von ihnen findet, das einigen Schein der Wahrheit an ſich hätte. Sein zweyter Periode gehet von der Ueberſchwemmung bis zu der erſten Olympiade, und dieſer heißt bey ihm der fabelhafte, wegen der obenangeführten Urſache. Endlich fängt ſich der dritte mit der erſten Olympiade an, welcher bis zu der Zeit fortgeſetzt wurde, da der Verfaſſer ſchrieb, und dieſen können wir bis zu den gegenwärtigen Zeiten verlängern. Er nennt denſelben den hiſtoriſchen Perioden, weil uns von da an, die Begebenheiten des menſchlichen Geſchlechts in getreuern und richtigern Nachrichten erzählt worden ſind. Deswegen kann man die Olympiaden, indem ſie die große Epoche der Griechen ſind, zugleich als die Aera der wahren Geſchichte anſehen. Indeß gilt dieſelbe nur in Abſicht auf die Begebenheiten der heydniſchen Welt, vornehmlich da wir in der heiligen Schrift eine wahre und richtige Erzählung von den Begebenheiten des auserwählten Volks, ſeit den Zeiten Abrahams, des Vaters und Stifters der Jüdiſchen Nation finden, und da ſie auch einen kurzen Auszug von den vorhergehenden Vorfällen von der Schöpfung der Welt an gegeben

hat.

hat. Dadurch bin ich im Stande geweſen, euch von dem Verlaufe der menſchlichen Angelegenheiten eine richtige Nachricht zu geben, und die Geſchichte aus ihrer Quelle ſo herzuleiten, daß ich die Kette der Zeiten nicht unterbrechen durfte, und die zerſtreuten Fragmente der weltlichen Geſchichte, an die gehörige Stelle bringen konnte, welche ſie in dem allgemeinen Lauffe der Zeit behaupten mußten. Die heilige Geſchichte wird uns zwar bald verlaſſen; aber wir müſſen es für ein Glück ſchätzen, daß ſie uns ſo weit mit Gewisheit geführt hat, da wir zu einem Perioden gekommen ſind, wo wir denen Erzählungen der andern Schriftſteller Glauben beymeſſen können. Wenn wir den Faden der Geſchichte ſo fortſetzen; ſo ſehen wir die Zeiten in einer zuſammenhangenden Kette auf einander folgen, und wir können den Begebenheiten der Menſchen nach einer wahren und richtigen Ordnung von ihrem erſten Urſprunge an, bis in diejenigen Zeiten nachgehen, darinn wir leben. Doch wir wollen in unſerer Materie zurückgehen. Auf den Aſaria folgte in dem Königreiche Juda, ſein Sohn Jotham, ein weiſer und frommer Fürſt. Indeß wurde Iſrael durch innerliche Streitigkeiten beunruhiget. Schallum hatte den Zacharias, den Sohn des Jerobeam umgebracht, und die Krone an ſich geriſſen. Menahem faßte dadurch die Hofnung ſeinen Ehrgeiz auf eben die Art zu befriedigen; er machte eine Verſchwörung wider den unrechtmäßigen Fürſten, und diente ihm, als wenn er wirklich ſein Herr geweſen wäre. Zu der Zeit war Phul König von
3233 Aſſyrien, und dieſer machte ſich die Unruhen in Iſrael zu Nutze, und überzog es mit ſeinem Kriegsheere. Menahem fand Mittel, ihn durch ein Geſchenk von tauſend Talenten zu befriedigen. Der Erzbiſchoff Uſſer muthmaßet,

maßet, daß dieſer Phul der Va'er des Sardanapalus geweſen ſey, weil er glaubt, daß dieſer Name ſo viel als Sardan, der Sohn des Pul, oder Phul bedeutet. Unter der Regierung diſes Sardanapalus, und nach dem Tode des Alcmåon, des lezten beſtändigen Archons der Athenienſer, verminderte dieſes Volk, deſſen Gemüthsart es unvermerkt zur republikaniſchen Regierung geneigt machte, die Gewalt dieſer Magiſtratsperſonen, und ſezte ihre Regierung auf zehn Jahre. Charops war der erſte, der dieſe Würde unter dieſer Einſchränkung verwaltete. Doch wir müſſen nunmehro unſere Augen auf Italien richten, und den Urſprung desjenigen Reichs bemerken, welches künftig alle die andern überwältigen, und ſeine Siege bis in die entlegenſten Gegenden der bekannten Welt ausbreiten ſollte. Nach der Zerſtörung von Troja, ſammlete Aeneas die wenigen Ueberbleibſel ſeiner unglücklichen Landesleute, und ſegelte nach Italien. Er heyrathete da die Tochter des Königs Latinus, und folgte ihm auf dem Throne, den er ſeiner Nachkommenſchaft verließ. Dieſes Geſchlecht der Lateiniſchen Könige behauptete faſt dreyhundert Jahr lang die Oberherrſchaft; und wir leſen nicht eher von einer merkwürdigen Begebenheit, als bis zu den Zeiten des Numitor und Amulius. Damals hatte ſich Amulius der Krone zum Nachtheile ſeines ältern Bruders Numitor bemächtigt, und er behauptete ſie, bis Romulus und Remus, die Söhne der Ilia, der Tochter des Numitors, die männlichen Jahre erreichten, und ihren Großvater in ſein Erbtheil wieder einſetzten, deſſen unrechtmäßigen Beſitzer ſie getödtet hatten.

Jahre der Welt.

7. Epoche. Die Erbauung der Stadt Rom.

Kurze Zeit nach dieſer großen Veränderung, ward Rom unter der Regierung Jothams, des Königs in Juda, erbauet. Die Geſchichtſchreiber kommen wegen des eigentlichen Jahres dieſer Begebenheit nicht überein. Uſſer gründet ſeine Berechnung auf das Anſehen des Fabius Pictor, und ſetzt ſie kurz vor dem Anfange der achten Olympiade, in das 3966te
3250 Jahr der Julianiſchen Zeitrechnung. Dieſes, glaube ich, iſt das eigentliche Jahr, in welchem der Grund zu der Stadt Rom gelegt ward. Aber weil man itzt faſt überall die Zeitrechnung des Varro angenommen hat, ſo will ich die Uebereinſtimmung dieſer Abhandlung mit den übrigen Geſchichtbüchern, die ihr vielleicht aufſchlagen werdet, nicht unterbrechen, und nach ſeiner Hypotheſe ins künftige rechnen, nach welcher er dieſe Begebenheit in das 3te Jahr der 6ten Olympiade, nämlich in das 3960te Jahr des Julianiſchen Perioden, 430 Jahr nach der Einnahme von Troja, und 753 Jahr vor Anfang der chriſtlichen Aera, ſetzet. Die Römer fiengen, nach dem Plutarch und andern, am 21ten des Aprilmonats ihren Bau an. Dieſer Tag ward damals der Pales, der Göttin der Hirten, gewidmet, und daher wurde nachher das Feſt der Pales mit dem Feſte der Erbauung der Stadt, an einem Tage zugleich gefeyert. Dieſe Aera, die in der Geſchichte ſo merkwürdig iſt, weil wir dadurch unſere Nachrichten von den abendländiſchen und europäiſchen Nationen am beſten in Ordnung bringen können, iſt nur wenig Jahr von einer andern eben ſo berühmten Aera in der Zeitrechnung des Orients entfernt. Denn ungefähr ſechs Jahr nach der Erbauung der Stadt Rom, nach der Rechnung des Varro,

ro, gieng die aſſyriſche Monarchie, vornämlich durch die Weichlichkeit des Sardanapalus, zu Grunde. Dieſer Fürſt vernachläßigte die Verwaltung der öffentlichen Geſchäfte gänzlich, und verbarg ſich in ſeinem Palaſte mit ſeinen Weibern und Verſchnittenen, wodurch er ſich die Verachtung ſeiner Unterthanen zuzog. Darauf erregte Arbaces, der Stadthalter in Medien, und Beleſis in Babylon, eine Verſchwörung wider ihn; ſie belagerten ihn in ſeiner Hauptſtadt, und brachten ihn endlich zu der Nothwendigkeit, mit ſeinem Gefolge in den Flammen ſeines Palaſts elend umzukommen. Aus der Trennung dieſes mächtigen Reiches, entſtunden zwey andre, welche von den beyden Anführern der Verſchwörung geſtiftet wurden. Beleſis beſaß Babylon, Chaldäa, und Arabia; Arbaces hingegen das übrige. Beleſis wird auch Nabonaſſar genennet, mit deſſen Regierung zu Babylon, ſich die berühmte aſtronomiſche Aera anfängt, von der wir reden, und die von ihm die Aera des Nabonaſſar genennt wird. Dieſe Aera haben wir durch den Canon des Ptolemäus erhalten, welcher ſich mit dem Nabonaſſar anfängt, und weiter herunter in der Ordnung der babyloniſchen Könige, und nachher der Perſiſchen fortgehet, und weit über die Geburt Chriſti hinaus reichet. Dieſer Canon iſt ein ſicherer Führer in Abſicht auf die Zeitrechnung des Orients, und wird hier recht vortheilhaft eingeſchaltet, um die geiſtliche Geſchichte mit der weltlichen zu verbinden. Denn weil er einige Jahr vor der babyloniſchen Gefangenſchaft ſich anfängt, durch welche die jüdiſche Geſchichte unterbrochen wird, ſo können wir hier dieſen Faden zu Hülfe nehmen, und die Berechnung der Zeit bis zum Anfange der chriſtlichen Aera mit Gewißheit fortſetzen. Das erſte Jahr

3257 des Nabonaſſars trift mit dem ſiebenten Jahre der Erbauung Roms, mit dem zweyten der 8ten Olympiade, dem 747ten vor Chriſto, und dem 5967ſten der Julianiſchen Zeitrechnung überein. Während dieſer Zeit war Ahas ſeinem Vater Jonathan in dem Königreiche Juda gefolgt, und wurde von dem Rezin, dem Könige in Syrien, und vom Pekah, dem Könige über Iſrael, angegriffen. Er wendete ſich an den König von Aſſyrien, welcher in der Schrift Thiglathpilaſſar genennt wird, und erlangte bald ſeinen Beyſtand. Dieſer Thiglathpilaſſar wird von einigen für eben den Arbaces den Meder gehalten; aber die wahrſcheinlichere Meynung iſt dieſe, daß er aus dem königlichen Geſchlechte in Aſſyrien abſtammte, weil ſein Name Tiglath-Pul-Aſſar eine vollkommene Aehnlichkeit mit dem Namen Pul und Sardanapul hat, den die beyden vorhergehenden Könige führten. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß er ſich die Verwirrung, welche auf den Untergang des aſſyriſchen Reichs, und auf die Theilung deſſelben zwiſchen den Arbaces und Beleſis folgte, zu Nutze machte, und ſich zum Oberhaupte dererjenigen aufwarf, welche beſtändig dem Hauſe des Phul anhiengen, und weil er ſich der Stadt Ninive bemächtigte, daſelbſt ein drittes Reich für ſich aufrichtete, indem Arbaces und Beleſis beſchäftiget waren, ſich in denenjenigen Provinzen niederzulaſſen, die ein jeder unter dem vorigen Monarchen als Stadthalter beherrſchet hatte. Hier ſehen wir, wie aus den Ruinen des erſtern aſſyriſchen Reichs, ein zweytes hervorgeht, in welchem Ninive, wie vorher, die Hauptſtadt blieb. Tiglath-Pileſer kam mit einem großen Heere dem Ahas zu Hülfe, nahm Damaſcus ein, und zerſtörte das Königreich Syrien gänzlich, indem er die

Länder

Länder mit dem ſeinigen verband. Er beunruhigte auch das Königreicht Iſral ausnehmend, und verheerte ſogar das Gebiete ſeines Freundes und Bundesgenoſſen, des Königes Ahas. So lernten die Könige von Aſſyrien den Weg nach dem gelobten Lande, und beſchloſſen, weil es ihnen ſehr bequem lag, es zu einem Theile ihres Königreichs zu machen. Sie fiengen bey dem Könige Iſrael an, welches Salmanaſſar, der Sohn und Nachfolger des Tiglathpilaſſar ſich gänzlich unterwürfig machte, indem er den Hoſea, den König deſſelben, ins Gefängniß warf, und ſein Volk in die Gefangenſchaft führte. 3283
Um dieſe Zeit ſtarb Romulus, der erſte König in Rom, nach ſeiner Regierung von 37 Jahren. Er war immer mit dem Kriege beſchäftiget, und kehrte auch allzeit ſiegreich daraus zurück. Aber dies hinterte ihn nicht, für die bürgerliche Einrichtung ſowohl, als für die Religion ſeiner neuen Pflanzſtadt beſorgt zu ſeyn, und er legte da den Grund zu denen Geſetzen und Verfaſſungen, welche ſo ſehr zu der Vergrößerung des römiſchen Reichs beytrugen. Ein langer und ununterbrochener Friede gab ſeinem Nachfolger dem Numa Gelegenheit, dieſes Werk zu 3290
Stande zu bringen, indem er die rauhen Sitten des Volks verbeſſerte, und ihre Religion in eine richtigere Form brachte. Zu ſeiner Zeit kamen einige Colonien aus Corinth und andern Gegenden von Griechenland, und erbauten Syracuſa in Sicilien, wie auch Crotona und Tarent in dem Theile von Italien, welcher ſchon von ältern griechiſchen Colonien, Großgriechenland genannt wurde. Unter der Zeit war Ezechias dem Ahas auf dem Throne Juda gefolgt; ein Fürſt, der wegen ſeiner Frömmigkeit berühmt und ſo ſehr der Günſtling des Himmels war, daß er durch ihn auf eine wunderbare Weiſe ſowohl von einer

 merk-

merkwürdigen Krankheit befreyet, als auch aus den Händen des Sanherib, des Königs von Aſſyrien, errettet wurde. Aber Manaſſes ſein Sohn, trat nicht in ſeine Fußſtapfen, und ward in die Gewalt des Aſſarhaddon, der dem Sanherib nachfolgte, übergeben. Dies war ein ſtaatskluger Fürſt, welcher das Königreich Babylon mit dem Ninivitiſchen wieder vereinigte, und durch ſeine vielen Eroberungen ſein Reich faſt noch weiter als die alte aſſyriſche Monarchie ausbreitete. Unterdeſſen daß Aſſarhaddon ſein Reich ſo vergrößerte, fiengen die Meder an, ſich durch die weiſe Regierung ihres erſten Königs Dejoces anſehnlich zu machen. Dieſer war von ſeinen Landsleuten wegen ſeiner Tugeuden auf den Thron erhoben worden, um den Unord-
3296 nungen ein Ende zu machen, welche die Anarchie bey ihnen verurſachte. Er baute die Stadt Ecbatana, und legte den Grund zu einem mächtigen Reiche. Rom nahm auch an Macht und Umfange zu, aber nur allmälig. Unter ihrem dritten Könige, dem Tullus, und im 83ten Jahre det Stadt, trug ſich der berühmte Streit der Horazier und Curiazier zu, wodurch Alba
3332 überwunden, und ſeine Bürger der ſiegreichen Stadt einverleibet wurden. In dieſer Zeit
3334 fängt ſich die Regierung des Pſammitichus in Aegypten an. Einige Zeit vorher, war dieſes Land in zwölf Theile abgeſondert worden, welche von zwölf Fürſten regiert wurden, die zum Denkmale ihrer Verbindung, das berühmte Labyrinth erbaueten. Aber Pſammitichus, der einer von ihnen war, zog ſich die Mißgunſt der übrigen zu, und wurde von ihnen verjaget. Er verſammlete darauf ein Kriegsheer, machte ſich die eilf verbundenen Fürſten unterwürfig, und bemächtigte ſich allein des ganzen Königreichs. Weil die Jonier und Carier

rier ihm zu dieſer Unternehmung behülflich geweſen, ſo erlaubte er ihnen, ſich in Aegypten niederzulaſſen, das bisher allen fremden Völkern verſchloſſen geweſen war. Bey dieſer Gelegenheit fiengen die Aegypter zuerſt mit den Griechen zu handeln an, und weil dieſes hernach beſtändig fortgeſetzt wurde, ſo haben wir dadurch, nach dem Herodotus, die Aera der wahren ägyptiſchen Geſchichte erhalten, welche vorher durch die Fabeln und Erfindungen der Prieſter ſo ſehr verdunkelt worden, daß wir derſelben gar keinen Glauben beymeſſen dürfen. In Medien folgte Phraortes ſeinem Vater Dejoces, und verließ nach einer zwey und zwanzigjährigen Regierung das Königreich ſeinem Sohne, dem Cyaxares, in 3348
deſſen Zeiten der Einfall der Scythen geſchah, welche den Cyaxares in einer Schlacht überwanden, und ihm das ganze obere Theil von Aſien wegnahmen, worinn ſie acht und zwanzig Jahr herrſchten. In Juda folgte Ammon auf den Manaſſes, und verließ nach einer kurzen Regierung das Reich ſeinem Sohne, dem Joſiah, der ein frommer Fürſt war, und den jüdiſchen Staat vollkommen verbeſſerte. Unterdeſſen erweiterte Rom ſein Gebiete unter ſeinem vierten Könige Ancus Martius, und brauchte die weiſe Einrichtung, die bezwungenen Völker in ſich aufzunehmen, zu der Vergrößerung der Macht und der Anzahl ſeiner Bürger. Wir haben geſehen, daß Babylon mit Ninive wieder vereiniget worden; und bis zu der Regierung des Chinaladan, der auch ſonſt Saracus heißt, blieb es in dieſem Zuſtande. Aber dieſer weibiſche Fürſt wurde vom Nabopolaſſar, der von ihm zum Feldherrn ſeiner Heere wider den Cyaxares, aus Medien, gemacht worden, und ſich mit deſſen Sohne, dem Aſtyages, wider ihn verbunden hatte, umgebracht, nachdem 3378

Ninive belagert und eingenommen worden. Nabopolaſſar wolte hierauf ſich den Medern gefällig erweiſen, und zerſtörte dieſe große und alte Stadt völlig. Seit dieſer Zeit ward Babylon die einzige Hauptſtadt des aſſyriſchen
3397 Reiches. Dem Nabopolaſſar folgte ſein Sohn Nebucadnezar, ein Fürſt, der in der Geſchichte ſehr berühmt iſt, und durch ſeine erſtaunlichen Eroberungen im Oriente und im Occidente, die Stadt Babylon zu der Hauptſtadt der Welt machte. Er nahm Jeruſalem zu dreyenmalen ein, und zerſtörte ſie zuletzt völlig, da das ganze jüdiſche Volk von dem Eroberer in die Gefangenſchaft geführt ward. Dieß iſt die berühmte babyloniſche Gefangenſchaft, die ſiebenzig Jahr dauerte, und ſo oft in den Schriften der Propheten erwehnt wird. Griechenland blü-
3410 hete um dieſe Zeit, und fieng an ſeine Einſichten in der Gelehrſamkeit und in den feinern Künſten zu erlangen. Seine ſieben Weiſen machten es berühmt, und durch die weiſen Geſetze, welche Solon den Athenienſern gab, verband er die Freyheit mit der Gerechtigkeit, und machte unter ſeinen Bürgern ſolche Einrichtungen, wodurch ſie nothwendig ein tapferes und verſtändiges Volk werden
3425 mußten. Tarquinius Priſcus regierte itzt in Rom. Er unterwarf ſich einen Theil von dem Toſcaniſchen, und zierte noch die Stadt mit vielen prächtigen Gebäuden aus, ehe er ſein Reich dem Servius Tullius verließ. Dieſer Fürſt machte ſich durch die Einrichtung des Cenſus, oder der Schatzung, und durch viele andere Geſetze berühmt, die er zum Vortheil des Volks gab. In Aegypten folgte dem Pſammitichus, nach einer Regierung von 54 Jahren, ſein Sohn Nechus, der auch in der
3394 Schrift Pharao Necho genannt wird. Dieſer war es, dem Joſias König in Juda die unglück-

glückliche Schlacht im Thale Megiddo lieferte, wo er die
gefährliche Wunde empfieng, davon er ſtarb. Dem Ne-
chus folgte Pſammis, welcher das Reich ſeinem Sohne
Apris hinterließ, den die Schrift Pharao Hophra nennt,
und auf den ſo viele Weiſſagungen abzielen. Das erſte
Jahr des Apris war das letzte des Cyaxares,
des Königes der Meder, welchem nach einer 3410
Regierung von 40 Jahren, ſein Sohn Aſtyages folgte.
Nachdem Nebucadnezar in Babylon, alle ſeine großen
Thaten ausgeführt, und ſich mit dem Raube
der bezwungenen Völker bereichert hatte, beſchäf- 3434
tigte er ſich nun, dieſe Stadt zu verſchönern, und ließ alle
die erſtaunenswürdigen Werke um dieſelbe aufrichten, wo-
von wir ſo viel Wunderbares in der alten Geſchichte leſen.
Sein Sohn Evilmerodach regierte nur zwey Jahr, und
machte ſich ſeinen eigenen Anverwandten ſo ver-
haßt, daß ſie ſich wider ihn verſchworen und ihn 3444
umbrachten. Nerigloſſor, ſein Schwager, war das Haupt
der Verſchwörung und ſein Nachfolger im Reiche. Um
dieſe Zeit riß Piſiſtratus zu Athen die oberſte Gewalt an
ſich; er behauptete ſie bey einem mannichfaltigen Wechſel
des Glücks dreyßig Jahre lang, und hinterließ ſie auch ſeinen
Kindern. Unterdeſſen wuchs die Macht der Meder unter
dem Aſtyages immer mehr. Dieſes erweckte bey dem
Könige zu Babylon, Nerigloſſor, Mißgunſt; er kün-
digte ihnen den Krieg an. Aſtyages überließ, da er
ſtarb, ſowohl das Reich als die Führung dieſes Krieges dem
Cyaxares II. ſeinem Sohne, welcher vom Daniel, Da-
rius aus Meden genennt wird. Dieſer wendete ſich bey
einem ſo furchtbaren Kriege, den man ihm drohete, an den
König von Perſien, der ſeine Schweſter Mandane geheh-
rathet hatte, und bat um ſeine Hülfe. Cambyſes ſandte

 ein

3445 ein anſehnliches Heer unter der Anführung ſeines Sohnes des Cyrus, der ein Neffe des Cyaxares war, und dieſer Fürſt ernannte ihn zum Feldherrn über ſein Kriegsheer wider den König von Babylon. Cyrus war ein junger Prinz von großer Hoffnung, der ſchon merkwürdige Proben von ſeinem Heldenmuthe und ſeiner weiſen Aufführung in einigen vorhergehenden Kriegen unter dem Aſtyages, ſeinem Großvater, abgelegt hatte. Aber hier entdecken ſich ſeine großen Eigenſchaften in ihrem völligen Glanze, und zeigen uns das Gemählde eines Helden, welcher durch eine Reihe der rühmlichſten Handlungen mit Recht verdient hat, daß man der Nachkommenſchaft ſeinen Character als ein Muſter eines wahrhaftig großen und preißwürdigen Fürſten und Geſetzgebers aufbehalten hat. Schon der Name des Cyrus war ſo verehrungswürdig, daß beynahe alle Könige des Orients dadurch bewogen wurden, die Bundesgenoſſen des Cyaxares zu werden. Er verweilte auch nicht lange, die Beweiſe von denjenigen Verdienſten zu geben, die ihm ſchon von allen Seiten beygelegt wurden. Denn nachdem er durch ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit im Kriege, den König zu Babylon und ſeinen Bundesgenoſſen, den Crôſus, überwunden hatte,

3456 ſatzte er die Vortheile, die er über den letztern erhalten, weiter fort, nahm ihn in ſeiner Hauptſtadt gefangen, und bemächtigte ſich ſeines Königreichs und ſeiner unermeßlichen Reichthümer. In eben dieſem Feldzuge bezwang er auch die übrigen Bundsgenoſſen des Königs zu Babylon, machte ſich zum Herrn über ganz Kleinaſien, und erſtreckte ſeine Eroberungen ſogar bis nach Syrien. Endlich zog er gegen Babylon, nahm dieſe groſſe Stadt ein, und ward dadurch Herr über das ganze aſſyriſche Reich, welches er ſeinem Oheim Cyaxares unterwür-

fig

ſig machte. Dieſer ward ſowohl von dieſem großen Beweiſe ſeiner Treue als vorher von ſeinen herrlichen Thaten gerührt, und gab ihm ſeine einzige Tochter zur Gemahlin. Cyaxares ſtarb zwey Jahr darauf, wie auch Cambyſes, und Cyrus folgte ihm in der ganzen Monarchie. Auf dieſe Art wurde die Herrſchaft über den Orient, von den Aſſyrern auf die Perſer gebracht. Aber da Cyrus ſelbſt ein Perſer war, und alle ſeine Nachfolger aus dieſer Nation herſtammten, ſo iſt es gekommen, daß dieſes zweyte große Reich, wie man dafür hält, in der alten Geſchichte den Namen der perſiſchen Monarchie erhalten hat, weil Cyrus und nicht Cyaxares als der Stifter deſſelben angeſehen wird. Und gewiß, wenn wir bedenken, daß Cyrus allein die Meder in dieſem langen Kriege anführte; daß ſie nur ſeiner Tapferkeit und Weisheit alle ihre Eroberungen zu danken hatten, und daß er ſelbſt die große Stadt Babylon einnahm, ſo ſcheint man mit Recht ihm die Ehre dieſer Staatsveränderung zuzuſchreiben. Wegen dieſer Urſache habe ich den Anfang dieſes zweyten großen Reichs nicht von der Einnahme der Stadt Babylon, ſondern von der Thronfolge des Cyrus anrechnen wollen, welcher allein mit Recht als der Stifter deſſelben angeſehen werden kann.

Schüler. Ich muß hier um die Erlaubniß bitten, Sie ein wenig zu unterbrechen, damit Sie mir einige Zweifel aufklären mögen, die mir bey demjenigen Theile der Geſchichte vorgekommen ſind, den Sie itzt erklärt haben. Sie werden ſich erinnern, daß ich Ihnen Anfangs ſagte, ich wäre in den ältern Zeiten nicht ganz ein Fremdling, weil ich einige Stücke der Geſchichte geleſen habe, die mir eine allgemeine Kenntniß der Begebenheiten verſchaften. Aber ſo viel ich mich erinnern kann, war ihre Beſchreibung der

alten Monarchien von der Ihrigen nicht wenig unterſchieden. Sie ſagen nichts von einem zweyten aſſyriſchen Reiche, ſondern laſſen daſſelbe ſich mit dem Tode des Sardanapalus gänzlich beſchließen. Dann folgt die Monarchie der Meder, welche ſich mit dem Aſtyages endiget, und drittens kommen nach der Reihe die Perſer, welche ihr Reich auf die Ruinen des mediſchen gründen.

Lehrer. Ihr macht dieſe Anmerkung hier gleich zur rechten Zeit, und ich freue mich, daß ihr mich unterbrecht, weil mir dieſes Gelegenheit giebt, dieſen dunkeln Theil der Geſchichte aufzuklären, und euch vor den Irrthümern zu verwahren, worein ihr ſehr leicht verfallen könnt, wenn ihr die Schriftſteller ohne Unterſcheid, und ohne die gehörige Vorſicht leſet. Ihr müßt alſo anmerken, daß die Begebenheiten der morgenländiſchen Nationen, welche vor der Regierung des Cyrus geſchehen ſind, von den weltlichen Geſchichtſchreibern uns ſehr verworren erzählet worden ſind. Die Nachrichten, die ich euch bisher vorgelegt habe, ſtimmen zwar mit den Geſchichten der meiſten griechiſchen Scribenten und der römiſchen überein, welche jenen gefolgt ſind. Cteſias, Diodorus Siculus und Juſtinus kommen alle in der Art überein, womit ſie die alten Monarchien vorſtellen, und welche doch nie mit den Erzählungen der heiligen Schrift kann vereiniget werden, der ich, als der ſicherſten Führerin, in dieſem dunkeln Zeitpuncte gefolgt bin. Allein die griechiſchen Nachrichten gehen nicht nur von der Schrift ab, ſondern was das merkwürdigſte iſt, ſie ſtimmen eben ſo wenig unter einander ſelbſt überein. Die Geburt und der Tod des Cyrus wird auf verſchiedene Art erzählet, und Herodotus bemerkt, daß man außer der Sage, die er in ſeiner Geſchichte annimmt, noch drey andere von dieſem Umſtande damals gehabt

habt habe. Xenophon, welcher ſelbſt in Perſien unter dem jüngern Cyrus, dem Bruder des Artaxerxes Mnemon, diente, hatte Gelegenheit, ſich vollkommen in der Geſchichte von dem Leben und den Thaten des ältern Cyrus, aus den Jahrbüchern und Sagen der Perſer ſelbſt zu unterrichten. Und gewiß die Nachrichten dieſes großen Weltweiſen und geſchickten Feldherrn, der ſich ein Geſchäffte daraus machte, die Wahrheit hierinn zu entdecken, ſind denjenigen weit vorzuziehen, die Ctesias hinterlaſſen hat, welchen die verſtändigſten unter ſeinen eigenen Landsleuten einen fabelhaften Schriftſteller nennen, der keinen Glauben verdiene. Indeß haben doch Diodorus und Juſtin alles aus ihm entlehnt, was ſie ſagen; und Herodotus ſelbſt muß hier weichen, ſo ſehr er auch ein verſtändiger Geſchichtſchreiber iſt, weil er einen außerordentlichen Hang zum Wunderbaren hatte, und bey der Erzählung, die er vom Cyrus macht, dieſer Neigung ſeines Gemüths offenbar gefolgt iſt. Aber die Geſchichte des Xenophons, hat außer dem Vortheile, daß ſie mehr an einander hängt, und an ſich ſelbſt am wahrſcheinlichſten iſt, noch den weit größern Vorzug, daß ſie mit der Schrift genau übereinkömmt, die wegen ihres Alterthums, und wegen der Verwandſchaft der jüdiſchen Angelegenheiten mit den andern Begebenheiten des Orients, allen griechiſchen Geſchichten vorgezogen zu werden verdiente, wenn wir ſie auch nur als eine bloße Geſchichte dieſer Zeiten anſehen wollten. In der That wußten die Griechen ſehr wenig von den Begebenheiten derjenigen Nationen des Orients, die weiter von ihnen entfernt waren. Vermuthlich hatten die Meder unter dem Dejoces und ſeinen Nachfolgern, ob ſie gleich an Macht weit geringer als die aſſyriſchen Monarchen waren, dennoch ihre Eroberungen bis in Kleinaſien, und zu den Völkern, die an den griechiſchen Pflanzſtädten

angränz-

angränzten, ausgebreitet. Dadurch wurden ſie in dieſen Gegenden berühmt, und es wurde ihnen die Herrſchaft über ganz Aſien zugeſchrieben, weil die andern Fürſten des Orients nur wenig bekannt waren. Daß dieß nur aus einer Unwiſſenheit der Griechen herrühre, dieß kann man nicht allein daraus erkennen, weil ihre Erzählungen mit der Schrift ſehr wenig übereinkommen, ſondern auch, weil ſie ſelbſt denjenigen Schriftſtellern aus ihrer Nation widerſprechen, die, wie es ſcheint, die beſten Nachrichten gehabt, und dieſe Dinge mit der größten Sorgfalt unterſucht haben. Herodotus verſpricht eine beſondere Geſchichte der Aſſyrer; aber wir haben dieſes Werk nicht mehr gefunden; es ſey nun entweder, daß es verlohren gegangen iſt, oder daß er nicht Zeit gehabt hat, es zu verfertigen. Indeß können wir gewiß glauben, daß er die Könige der zweyten aſſyriſchen Monarchie nicht vergeſſen haben würde, weil Sanherib, der einer von dieſen Königen iſt, in den Büchern, die wir noch von ihm beſitzen, als ein König der Aſſyrer und der Araber angeſehen wird. Strabo, einer der ſcharfſinnigſten Schriftſteller des Alterthums, erzählt, daß Megaſthenes, der um die Zeiten des großen Alexanders lebte, von den berühmten Eroberungen des Nebucadnezars, des Königes der Chaldäer, geſchrieben habe. Aber die ganze Sache wird endlich durch den Canon des Ptolomäus außer Streit geſetzt, in welchen wir eine Reihe der babyloniſchen Könige vom Nabonaſſar völlig bis zum Cyrus finden, oder, welches einerley iſt, vom Tode des Sardanapalus, bis zur Stiftung des perſiſchen Reiches. Wenn wir überdieß noch bedenken, daß viele von den heiligen Schriftſtellern in denjenigen Zeiten ſelbſt gelebt haben, von welchen ſie ſchreiben; daß ſie die Begebenheiten eines Volks beſchreiben, welches an dieſe großen Reiche gränzte und endlich

lich denſelben unterworfen wurde: ſo können wir nicht länger ungewiß ſeyn, welche Erzählungen und Zeugniſſe den meiſten Beyfall verdienen. Die wahre Beſchaffenheit der Sache ſcheint alſo dieſe zu ſeyn. Die Meder, die nach dem Tode des Sardanapalus unter ihren eigenen Königen lebten, wurden ein ſehr anſehnliches Volk. Und weil ſie wegen ihrer Nachbarſchaft mit den griechiſchen Pflanzſtädten in Kleinaſien, den Griechen am meiſten bekannt waren; ſo wurden ſie von dieſen, nach ihrer großen Unwiſſenheit in den Begebenheiten der entlegenen Gegenden des Orients, für die Herren von ganz Aſien angeſehen. Indeß iſt es gewiß, daß die Könige von Aſſyrien und Babylon an Macht und Reichthum ſie weit übertrafen. Allein, als Cyrus durch die vereinigte Macht der Meder und Perſer die Babylonier ſich unterwürfig machte, wie uns Daniel ausdrücklich ſagt, und Xenophon weitläuftig beſchreibt; ſo iſt es offenbar, daß dieſes neue Reich, deſſen Stifter er ward, ſeinen Namen von beyden Nationen erhalten mußte. Folglich ſind die Reiche der Meder und Perſer, eigentlich nur eins, obgleich der vorzügliche Ruhm des Cyrus die Urſache geweſen, daß ſeine Nation die ganze Ehre dieſer groſſen Veränderung in der Geſchichte ſich allein zugezogen hat. Es iſt noch etwas übrig, was ich von dieſer Materie ſagen muß. Es iſt dieß: Ob ich gleich annehme, daß ein neues aſſyriſches Reich aus den Ruinen des erſtern unter dem Sardanapalus wieder entſtanden ſey, ſo habe ich doch in dem Auszuge, den ich euch von der Folge dieſer großen Reiche gegeben, wider die Gewohnheit, welcher ander gefolgt ſind, das perſiſche Reich, das vom Cyrus geſtiftet worden, als das zweyte in der Ordnung geſetzt. Aber daß dieß die richtigſte und natürlichſte Eintheilung ſey, wird ein jeder leicht einſehen, welcher bedenkt, daß, als die aſſyriſche

Macht

Macht durch den Thiglathpilaſſar, in Ninive erneuert, und durch den Nebucadnezar nach Babylon verlegt wurde, eigentlich nicht ein zweytes Reich geſtiftet worden, ſondern das alte nur große Veränderungen erlitt. Man hat guten Grund zu glauben, daß Thiglathpilaſſar aus dem Geſchlechte der alten aſſyriſchen Könige geweſen ſey; und es iſt auch nicht unwahrſcheinlich, daß Nabopolaſſar auch aus dem königlichen Geſchlechte abſtammte. Doch dieß ſey, wie ihm wolle, die bloße Veränderung des Fürſten, oder die Verwechſelung des königlichen Sitzes, darf uns nicht verleiten, die Anzahl der Reiche ohne Noth zu vermehren, da es bekannt iſt, daß einerley Volk die Herrſchaft über den Orient, und unter einerley Namen ſo lange Zeit behauptet hat.

Schüler. Nun fange ich an, den großen Vortheil einer deutlichen Lehrart einzuſehen. Schon kann ich mir in meinem Verſtande eine Vorſtellung von den vier großen Reichen machen, die nach einander gefolgt ſind, vom Aſſyriſchen, Perſiſchen, Griechiſchen und Römiſchen. Von dem erſtern glaube ich nun einen ſehr deutlichen Begriff zu haben. Ich habe ſeinen Urſprung, ſeine Dauer, ſeinen Untergang geſehen; ich kann ſeine Geſchichte mit der von den andern Nationen verbinden; und indem ich dieſelbe nach den verſchiedenen Perioden und Epochen betrachte, welche in der Reihe ſeiner Jahre vorkommen, ſo kann ich meinem Gedächtniſſe die merkwürdigſten Begebenheiten und Veränderungen in der Geſchichte, nach der rechten Ordnung der Zeit einprägen, in welcher ſie geſchehen ſind. Doch, da Sie dieſen Theil der Geſchichte aufgekläret, und die Irrthümer hinweggeſchaft haben, worein ich in Anſehung dieſer dunkeln Zeiten hätte gerathen können; ſo kann ich mit noch größrer Zufriedenheit nunmehro zuhören, da

Sie zuerſt anfangen werden, mir von der Perſiſchen Monarchie einige Nachricht zu geben.

Lehrer. Im 4178ten Jahre der Julianiſchen Zeitrechnung, 218 Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, und 536 vor der Geburt Chriſti, folgt Cyrus dem Cyaxares auf dem Throne, und ward der einzige Monarch im ganzen Orient. Wir müſſen in dieſe Zeit den Anfang der Perſiſchen Monarchie ſetzen. Im erſten Jahre ſeiner Regierung gab er den berühmten Befehl, daß der Tempel zu Jeruſalem wieder erbauet werden ſollte, da die ſiebenzig Jahre der Gefangenſchaft nunmehr verfloſſen waren, wie die Propheten vorhergeſagt hatten. In Rom regierte noch Servius Tullius. Er hat die Stadt ausnehmend erweitert, und durch ſeine ſanfte und dem Volke gefällige Regierung ward er der Liebling ſeiner Unterthanen. Dieſer vortrefliche Fürſt ward endlich ein Opfer der Treuloſigkeit ſeiner Tochter, und der ehrgeizigen Abſichten ſeines Schwiegerſohnes, des Stolzen Tarquins. Nach einer Regierung von ſieben Jahren, verließ Cyrus das Königreich ſeinem Sohne, Cambyſes. Unter ihm erweiterten die Perſer ihr Reich durch die Eroberung von Aegypten. Indeß war er doch ein ſehr unbeſonnener Fürſt, der nicht verdiente, den Thron eines Cyrus zu beſitzen. Er ließ ſeinen Bruder Smerdes wegen eines zweydeutigen Traums, der ſein Gemüthe beunruhigte, heimlich umbringen. Er überlebte ihn nicht lange, und nach ſeinem Tode, bemächtigte ſich der Magier Smerdes des Throns unter dem Namen des wahren Smerdes, eines Sohnes des Cyrus. Allein der Betrug ward bald entdeckt, und gab Gelegenheit, daß ſich

Jahre der Welt.

8. Epoche. Die Regierung des Cyrus.

3468

3470

3475

3483

ſieben der Vornehmſten wider ihn verſchworen, und endlich den Darius, des Hyſtaspes Sohn, auf den Perſiſchen Thron erhoben. Während der Regierung dieſes Fürſten erlangte Athen ſeine Freyheit wieder. Harmodius und Ariſtogiton befreyten ihr Vaterland von der Tyranney des
3494 Hipparchus, eines Sohns des Piſiſtratus, indem ſie den Tyrannen umbrachten, und ſeinen Bruder Hippias nöthigten, ſich in die Arme des Darius zu werfen. Dieß gab die Gelegenheit zu dem Kriege zwiſchen den Perſern und Griechen. Von dieſer Zeit an müſſen wir die Größe der Stadt Athen rechnen. Wir werden bald ſehen, wie dieſe kleine Republik die Macht des ganzen Orients überwältiget; ſo gewiß iſt es, daß die Freyheit das Gemüth adelt, und der ſicherſte Grund iſt, worauf man die Hoheit eines Staats aufrichten kann. Da dieſe große Staatsveränderung in Athen vorgieng, trug ſich in Rom eben dergleichen zu. Tarquin hatte durch ſeine Gewaltthätigkeiten und gewaltſame Maasregeln, die königliche Gewalt verhaßt gemacht; und das Unternehmen ſeines Sohnes des Sextus bey der Lucretia, erweckte einen allgemeinen Unwillen. Das Volk wurde durch die Reden und den Heldenmuth des Brutus aufgebracht, und ſchüttelte das königliche Joch ab, um ſich für einen
3494 freyen Staat zu erklären. Dieſe Aera der Römiſchen Freyheit fängt ſich mit dem 244ten Jahre nach Erbauung der Stadt an. Indeß fand Tarquin doch Mittel, einige benachbarte Könige auf ſeine Seite zu bringen, unter welchen Porſenna, der König der Cluſier, ſich am meiſten in der Geſchichte bekannt gemacht hat. Bey dieſer Gelegenheit fiengen die Römer zuerſt an, jenen edlen Eifer für die Freyheit, und die unverbrüchliche Liebe für ihr Vaterland zu entdecken, welche einen ſo glänzenden Zug in dem

Character dieſes berühmten Volks ausmacht. Hier leſen wir von dem erſtaunlichen Muth des Horatius Cocles, von dem unerſchrockenen Geiſte des Scävola, und der männlichen Verwegenheit der Clelia. Porſenna bewunderte die Tapferkeit der Römer, und wollte ſie nicht länger in dem Genuſſe einer Freyheit ſtöhren, auf welche ſie ſich durch ihre Verdienſte ſo ein gültiges Recht erworben hatten. Aber die, welche nicht von einer auswärtigen Macht überwunden werden konnten, hätten ſich bald ſelbſt durch ihre innerliche Uneinigkeiten zu Grunde gerichtet. Die Eiferſucht unter den Patriciern und Plebejanern gieng endlich ſo weit, daß dieſe die Stadt verließen, und ſich in ein Lager auf einen Berg zogen, der nachher der heilige Berg genennt wurde. Doch die friedlichen Vorſtellungen des Menenius Agrippa, und die Nachſicht des Senats in Anſehung der neuen Obrigkeitlichen Perſonen aus den Plebejanern, welche das Volk wider die Conſuln vertheidigen ſollten, beſänftigten ihr Mißvergnügen, und verſchafte dem Senat wieder Ruhe. Das Geſetz, wodurch dieſer neue Magiſtrat eingeſetzt wurde, nennte man das heilige Geſetz, und die Magiſtratsperſonen erhielten den Namen der Tribunen des Volks. Dieſe merkwürdige Begebenheit geſchah im
260ten Jahre der Stadt. Hippias war, wie 3510
wir geſehen haben, nach Perſien geflüchtet, und bemühete ſich den Darius zum Kriege wider die Athenien-
ſer zu bewegen. Es gelang ihm endlich, und 3514
Mardonius ward mit einem zahlreichen Kriegsheere wider ſie zu Felde geſchickt; aber Miltiades ſchlug mit einer weit kleinern Anzahl die Perſer in den Marathoniſchen Gefilden, gänzlich in die Flucht. Kein Sieg iſt in der ältern Geſchichte ſo berühmt als dieſer, weil die Athenienſer nicht mehr als zehn tauſend Mann, und die Perſer zwanzig mal

mehr an der Zahl, ausgemacht haben ſollen. In Rom dauerten die Streitigkeiten zwiſchen dem Adel und dem Volke noch immer. Die Verbannung des Coriolans wäre
3516 bald der Republik höchſt gefährlich geweſen; und ſie hatte ihre Befreyung von dieſer drohenden Gefahr, nur den Thränen der Mutter des er-
3519 zürnten Helden zu verdanken. Unterdeſſen war Xerxes dem Darius auf dem Perſiſchen Throne gefolget, und bereitete ſich, den Verluſt bey Marathon in einem neuen Feldzuge wider Griechenland zu rächen. Man ſagt, daß er zu dieſer Unternehmung ein Kriegsheer von ſiebenzehn hundert tauſend Mann mit ſich geführt habe. Leonidas, der König von Sparta, griff ſeine ganze Macht nur mit
3524 dreyhundert Lacedämoniern bey dem engen Paſſe Thermopylä an. Drey Tage lang behauptete er den Platz wider das zahlreiche Kriegsheer der Perſer; aber endlich ward er umringt und mit ſeinem Gefolge auf dem Platze getödtet. Durch die guten Rathſchläge des Themiſtocles, der die Athenienſiſche Flotte anführte, wurde die Kriegsflotte der Perſer in eben dem Jahre bey Salamin geſchlagen; und Xerxes gieng voll Schrecken über den Helleſpont wieder zurück, und überließ dem Mardonius die Anführung ſeiner Landtruppen. Aber auch er
3525 ward im folgenden Jahre bey Platäa von dem Lacedämoniſchen Feldherrn, Pauſanias, und von dem Anführer der Athenienſer, dem Ariſtides, mit dem Beynamen der Gerechte, gänzlich geſchlagen. Dieſe Schlacht fiel dem Morgen vor, und am Abend dieſes berühmten Tages erhielten ihre Seetruppen einen merkwürdigen Sieg über die noch übrig gebliebene Perſiſche Flotte, bey Mycale, einem Vorgebürge von Aſien. So endigten ſich alle die weitläuftigen Entwürfe des Xerxes, in einem unglück-

unglücklichen Ausgange, und mit der gänzlichen Zernichtung des erſtaunlichen Kriegsheeres, womit er das Jahr zuvor ſo ſtolz über den Helleſpont gegangen war. Die Carthaginienſer, die damals ſehr mächtig waren, hatten ſich durch den Xerxes bewegen laſſen, einen Einfall in die Griechiſchen Pflanzſtädte in Sicilien gleich zu der Zeit zu thun, da er ſie in ihrem eigenen Lande angegriffen hatte. Aber ſie waren eben ſo unglücklich als der Perſiſche Monarch, und wurden nach einer ſchimpflichen Schlacht genöthiget, dieſe Inſel zu verlaſſen. Xerxes ſtarb nach einer 3540
Regierung von 21 Jahren; und nach ihm folgte Artaxerxes Longimanus. Man glaubt insgemein, daß er derjenige König ſey, von welchem Nehemia den Auftrag erhielt, Jeruſalem wieder aufzubauen. Doch wir müſſen einen Blick auf die Römer werfen, welche unter ihren Königen zwar groß geworden, aber doch einen Mangel an ſolchen Geſetzen hatten, die zur Einrichtung einer guten Republik gehörten. Der Ruhm, in welchem Griechenland ſtand, welches mehr wegen ſeiner weiſen Staatsverfaſſung, als wegen ſeiner Siege berühmt worden, bewegte die Römer, ſich einen Entwurf von Geſetzen nach ihrem Muſter zu machen. Sie ſchickten deswegen Abgeſandte dahin, um die Verfaſſung verſchiedener Griechiſchen Städte, 3554
und vornehmlich die Geſetze der Stadt Athen zu unterſuchen, die in ihrer Anlage dem Zuſtande der Römiſchen Republik am gemäßeſten zu ſeyn ſchienen. Es wurden zehn obrigkeitliche Perſonen erwählet, denen man eine unumſchränkte Gewalt ertheilte, um dieſes Vorhaben auszuführen. Dieſe Decemvirs verfertigten alſo eine Sammlung von Geſetzen, welche in zwölf Tafeln gebracht, dem Volke vorgeleget, und durch ſeine Einwilligung beſtätiget wurden. Man hätte glauben ſollen, daß dieſe Obrig-

keitlichen Perſonen, die nun die Geſchäfte, wozu ſie erwäh- let worden, ausgerichtet hatten, nach Verlauf der Zeit ihrer Gewalt, ihr Amt würden niedergelegt, und die Regierungs- form in ihrer vorigen Geſtalt gelaſſen haben. Aber ſie hat- ten, wie es ſcheint, nur allzu viel Reitzungen an der ober- ſten Gewalt gefunden, um ſie ſo bald zu verlaſſen; ſie ſuch- ten vielmehr ihr Anſehen dauerhaft zu machen, und ſie ſchmeichelten ſich nach ihrem Stolze, einen Staat unter das Joch der Sclaverey zu bringen, deſſen herrſchende Lei- denſchaft, die Liebe zur Freyheit war. Eine Macht, die man durch unrechtmäßige Mittel an ſich geriſſen, enthält ſich ſelten der Gewaltthätigkeiten und der Ausſchweifungen; und eben diejenigen Mittel, die man ergreift, um ſie zu behaupten, dienen oft zuletzt zu der Gelegenheit, ſie zu ver- nichten. Eben dieß geſchah hier. Denn die Decemvirs, die nun nicht mehr die Beſcheidenheit zeigten, wodurch ſie ſich bey dem Anfange ihrer Gewalt dem Volke angenehm ge- macht hatten, zogen ſich ein allgemeines Misvergnügen zu; ja der ungerechte Ausſpruch des Appius, wodurch ein Va- ter zu der grauſamen Nothwendigkeit gebracht wurde, ſeine Tochter zu ermorden, erweckte den alten Römiſchen Muth ſo ſehr, daß man nun nicht länger ſich dieſen Tyrannen un- terwerfen wollte. Man ſchafte das Decemvirat ab, und erneuerte das Anſehen der Conſulen wieder. So verur- ſachte das Blut der Virginia faſt eben ſo eine Verände- rung in dem Römiſchen Staat, als vorher bey dem Tode der Lucretia ſich zugetragen hatte. Um dieſe Zeit machte ſich der Athenienſiſche Feldherr Cimon durch ſeine vielen Siege über die Perſer berühmt, und Artaxerxes, der ei- nen ſo verderblichen Krieg überdrüßig ward, unterzeichnete einen Friedensvergleich, der vollkommen zur Ehre und zum Vortheile von Griechenland gereichte. Er entſchloß ſich,

einem ganz verſchiedenen Anſchlage der Staatsklugheit zu
folgen; und anſtatt ihre ganze Macht auf ſich zu ziehen, be-
mühte er ſich vielmehr, ſie durch innerliche Zwiſtigkeiten,
die er zu unterhalten ſuchte, zu ſchwächen. Der Krieg,
der bald darauf zwiſchen den Athenienſern und
Lacedämoniern ausbrach, zeigte ihm noch 3573
deutlicher, wie groß die Vortheile ſeyn müßten, die er durch
ſo ein Betragen erhielte. Während dieſem Kriege, der vom
Thucydides und Xenophon weitläuftig beſchrieben wird,
und in der Geſchichte unter dem Namen des Peloponneſi-
ſchen Kriegs bekannt iſt, machten ſich Pericles, Alci-
biades, Thraſybulus, Conon, Braſidas und Ly-
ſander berühmt. Durch ſo viel berühmte Männer, die
alle zu einer Zeit ſich bekannt machten, ward Griechenland
zu dem höchſten Gipfel der Ehre erhoben, und es breitete
ſeinen Ruhm bis zu den entfernteſten Nationen aus. Die-
ſer ſchädliche Krieg, welcher 27 Jahr dauerte, ward endlich
mit der Einnahme der Stadt Athen durch
den Lyſander beſchloſſen, welcher Mittel ge- 3600
funden hatte, den Darius Nothus, den Sohn und
Nachfolger des Artaxerxes, auf ſeine Seite zu bringen.
Aber die Perſer bemerkten den Irrthum bald, daß ſie die
Lacädemonier zu mächtig werden laſſen. Denn weil die-
ſe ehrgeitzige Republik keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten
hatte, ſo fieng ſie an, ihre Abſichten bis auf Aſien zu er-
ſtrecken, und ſie unterſtützte den jungen Cyrus,
in ſeinem Aufſtande wider ſeinen Bruder Arta- 3603
xerxes Mnemon, den Nachfolger des Darius Nothus.
Dieſer ehrgeitzige Prinz kam in der Schlacht durch ſeine
Vermeſſenheit um, und ließ die zehn tauſend Griechen, die
unter ihm dienten, zurück, die ſich allen Gefahren des Kriegs
ausgeſetzt, in einem unbekannten Lande, einige hundert

Meilen weit von ihrer Heimath, und auf allen Seiten von
zahlreichen Kriegsheeren umringt ſahen. Nichts iſt in der
ältern Geſchichte ſo berühmt, als der Rückzug derſelben,
wie ihn Xenophon uns beſchrieben hat, der ſelbſt dabey
der Anführer, und einer der geſchickteſten Feldherren und
der größten Weltweiſen ſeiner Zeit war. Dadurch bemerkten
die Griechen zuerſt, wie ſchwach das Perſiſche Reich nun
3608 ſey, das bisher ſo fürchterlich geſchienen hatte;
und der Feldzug des Ageſilaus in Aſien, wo
er bald darauf durch ſeine Siege dieſe mächtige Monarchie
würde überwältiget haben, wenn er nicht wegen der unglück-
lichen Zwiſtigkeiten in ſeinem Vaterlande wäre zurückgerufen
worden, dieſer bewieß vollkommen, daß den Griechen nur
ein guter Feldherr und die Einigkeit unter ſich fehlte, um
die Eroberung vom ganzen Orient zu vollenden. Rom
3610 machte ſich allen angränzenden Nationen furcht-
bar; und die Stadt der Vejenter, eine der
größten und reichſten in Italien, wurde nach einer zehn-
jährigen Belagerung vom Camillus eingenommen. Aber
auf dieſen großen Zuwachs an ihren Ländereyen, folgte bald
ein erſchreckliches Unglück, wodurch die Republik ihrem Un-
3615 tergange ganz nahe kam, ich meyne den Einfall
der Gallier, welche das Römiſche Kriegsheer
in die Flucht ſchlugen, ſich der Stadt näherten, und ſie im
363ten Jahre, nachdem ſie vom Romulus gegründet wor-
den, in die Aſche legten. Diejenigen unter den Senatoren
und dem Adel, welche das Verderben ihres Vaterlandes
überleben wollten, begaben ſich mit dem Manlius in das
Capitolium, und vertheidigten ſich da herzhaft, bis ſie durch
den Camillus befreyet wurden, der auch bey ſeinem erlitte-
nen Unrechte und ſeiner Verweiſung die Achtung für ſein
Vaterland nicht verlohren hatte. So ward Rom in ſeinen

vorigen Glanz, durch die Bemühung und Tapferkeit dieſes großen Mannes, wieder hergeſtellt. In Griechenland fieng die Macht der Lacedämonier an zu ſinken; und Theben, welches bisher in der Geſchichte dieſer Nation nicht ſehr bekannt worden, erhob ſich durch die Tapſerkeit und Weisheit des Epaminondas zu dem höchſten Gipfel der Ehre. Dieſer Feldherr iſt einer der berühmteſten Männer des Alterthums. Er beſaß alle Tugenden, die einen Krieger und einen Staatsmann ausmachen, in einem hohen Grade; und er machte ſich durch ſeine Geſchicklichkeit als ein Weltweiſer, und durch ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften im Privatleben, nicht weniger bekannt. Deswegen ſtellen ihn die Geſchichtſchreiber einmüthig als ein Muſter von allem, was in der menſchlichen Natur groß und vortreflich iſt, vor. Nach ſeinem Tode verlohr Theben die vorzügliche Größe wieder, die er ihr gegeben hatte, und konnte nicht länger ihren Ruhm behaupten. Ja ganz Griechenland wird ſich nunmehro der Macht einer einzigen unterwerfen müſſen, welche ſich beym Philippus anfieng, und endlich zu der Herrſchaft über ganz Aſien unter ſeinem Sohne und Nachfolger dem Alexander erhob. Dieſer Philippus war König in Macedonien, und unter dem Epaminondas auferzogen worden. Weil er ein weit ausſehendes Genie beſaß, und zeitig die Beweiſe von ſeiner unerſättlichen Ehrbegierde gab; ſo vereinigten ſich alle benachbarten Prinzen, um ſich ſeiner anwachſenden Macht zu widerſetzen. Aber obgleich Ochus und Arſes, ſein Sohn, beyde Könige von Perſien, alle Mühe anwendeten, um ſein Vorhaben zu vernichten; obgleich die Athenienſer durch die Beredſamkeit des Demoſthenes, dieſes unerſchrockenen Vertheidigers der Freyheit ſeines Vaterlandes, erweckt wurden, und faſt ganz Griechenland in ein Bündniß wider ihn zogen, ſo

3665 ſiegte er dennoch über alle Hinderniſſe, und machte ſich durch die Schlacht bey Chäronea zum Herrn über alle griechiſche Staaten. Er faßte nunmehro den Anſchlag, einen Feldzug nach dem Orient zu thun, und er hatte die weitausſehende Abſicht, das Perſiſche Reich gänzlich zu zerſtören, als ein frühzeitiger Tod
3668 ihn wegnahm. Sein Sohn Alexander mit dem Beynamen der Große, folgte ihm in der Regierung; ein Fürſt, der ſeit ſeiner frühſten Jugend, Beweiſe eines Heldenmuths gegeben, der zu der Eroberung der Welt beſtimmt zu ſeyn ſchien. Faſt um eben dieſe Zeit, beſtieg Darius Codomannus den Perſiſchen Thron. Er würde als ein Privatmann durch ſeine Tapferkeit und Tugend ſich hervorgethan haben; aber da er das Schickſal hatte, das weit überlegene Glück des Alexanders anzugreiſen, ſo waren alle ſeine Bemühungen nicht vermögend, ihn wider dieſen furchtbaren Nebenbuhler zu unterſtützen. Denn nachdem Alexander zuerſt ſein Reich in Griechenland befeſtiget hatte, zog er durch ganz Kleinaſien mit verwundernswürdiger Geſchwindigkeit, ſchlug den Darius in drey ordentlichen Schlachten, und wurde nach dem Tode dieſes Fürſten, welcher treuloß vom Beſſus umgebracht worden, der einzige Herr über den ganzen Orient.

Jahre der Welt.

9. Epoche. Alexander der Große.

Hier fängt ſich alſo unſre neunte Epoche, nicht mit der Thronfolge des Alexanders in dem Macedoniſchen Reiche, ſondern bey dem Tode des Darius an, mit welchem ſich das Perſiſche Reich endigte. Denn
3674 da Alexander ſeine Siege mit der größten Eilfertigkeit fortſetzte, und ſich zum Herrn faſt über alle Provinzen des Orients machte; ſo ward er dadurch

der

der Stifter des dritten oder **Macedoniſchen Reichs**. Dieß
geſchahe im 4384ten Jahre der **Julianiſchen** Zeitrechnung,
424 Jahr nach der Erbauung der Stadt **Rom**, und 330
vor der Geburt Chriſti. Unter dieſen Eroberungen des
Alexanders, führten die Römer einen langwierigen Krieg
mit den **Samniten**, die ſie nach vielen Schlachten endlich
überwältigten; beſonders aber durch die Tapferkeit und klu-
ge Aufführung des **Papirius Curſor**, eines der berühm-
teſten Feldherrn der damaligen Zeiten. **Alexander** ſetzte
noch immer ſeine Eroberungen fort, drang bis
in Indien ein, und kehrte nach Babylon zurück, 3681
wo er im 33ſten Jahre ſeines Alters ſtarb. Nach ſeinem
Tode, wurde ſein Reich unter verſchiedene von denenjenigen
vertheilet, die ihm in ſeinen Kriegen gefolgt waren. **Per-
diccas**, **Ptolomäus** der Sohn des **Lagus**, **Antigonus**,
Seleucus, **Lyſimachus**, **Antipater** und ſein Sohn
Caſſander, die unter dieſem großen Eroberer Heerführer
geweſen waren, und von ihm die Kunſt zu kriegen erlernt
hatten, faßten den Entſchluß, ſich der verſchiedenen Pro-
vinzen zu bemächtigen, worüber ſie zu Stadthaltern geſetzt
waren. Sie opferten ihrem Ehrgeitze die ganze Familie
des **Alexanders**, ſeinen Bruder, ſeine Mutter, ſeine Ge-
mahlinnen, ſeine Kinder, und ſogar ſeine Schweſter auf.
Man ſah nichts als Kriege, Blutvergießen und unaufhör-
liche Empörungen. Mitten unter dieſen Unordnungen be-
freyten ſich verſchiedene Städte in **Klein-Aſien** von der
Macedoniſchen Herrſchaft, und machten ſich zu unum-
ſchränkten Königreichen. Auf dieſe Art entſtunden die Rei-
che, **Pontus**, **Bithynien** und **Pergamus**, welche durch
ihre vortheilhafte Lage, und unermüdete Emſigkeit im Han-
del, nachher ſich ſo viel Reichthümer und Macht erworben
haben. **Armenien** ward auch zu eben der Zeit ein be-

rühm-

rühmtes Königreich; und Mithridates ſtiftete nebſt ſeinem Sohne gleiches Namens, das Königreich Cappadocien. Allein die beyden mächtigſten Monarchien, welche bey dieſer Gelegenheit entſtunden, waren die Aegyptiſche, welche Ptolomäus, der Sohn des Lagus, ſtiftete, und die Aſſyriſche oder Syriſche, welche Seleucus aufrichtete; denn dieſe blieben unverändert, und verließen dieſe Staaten ihren Nachkommen, den Ptolomäern und Seleuciden, die ſie viele Jahre hindurch beſaßen. So ward der ganze Orient den Griechen unterworfen, und lernte ſeine Sprache und ſeine Sitten; ja es kömmt daher, daß, ob er gleich nicht mehr unter der Herrſchaft eines Fürſten, wie vorher, ſtand, die Griechen dennoch überhaupt in dieſen verſchiedenen Landſchaften, worein es vertheilt war, die Oberhand behaupteten; daher die Geſchichtſchreiber Urſache zu haben glaubten, dieſe Zeiten, von denen wir reden, den Perioden des Griechiſchen oder Macedoniſchen Reichs zu nennen. In Griechenland treffen wir nichts, als eine beſtändige Folge von Empörungen an. Caſſander, Pyrrhus, König in Epirus, Demetrius Poliorcetes, Lyſimachus und Seleucus regierten nach einander in Macedonien, und jeder erhob ſich, indem er ſeinen Vorgänger vertrieb. Die Römer breiteten unterdeſſen ihre Eroberungen in Italien aus, und nachdem ſie ſich die Samniter, Brutier und Hetrurier unterworfen hatten, droheten ſie der Stadt Tarent eben dieß Schickſal. Die Tarentiner ſahen ſich zu ſchwach, dieſer mächtigen Republik zu widerſtehen, und ruften den König in Epirus, den Pyrrhus zu Hülfe, deſſen großer Ruhm im Kriege bey ihnen verurſachte, daß ſie ſich unter ſo einem berühmten Feldherrn vor unüberwindlich hielten. Pyrrhus ſiegte zweymal nach einander über die Römer,

3725

3732

ward

ward aber endlich vom Conſul Curius geſchlagen, und genöthiget, Italien zu verlaſſen. Antigonus Gonatas bemächtigte ſich des Macedoniſchen Throns, und überließ ihn ſeinen Nachkommen, doch nicht ohne heftigen Widerſpruch vom Pyrrhus, welcher endlich in Argos durch einen Dachziegel getödtet ward, den man von einem Hauſe herab geworfen. Der Bund der Achäer, den Aratus vorgeſchlagen und errichtet hatte, fieng um dieſe Zeit an, in Griechenland Aufſehen zu machen. Dieß war eine Verbindung verſchiedener mächtiger Städte im Peloponneſus und der angränzenden Länder, zur Vertheidigung der Freyheit; in der That war es die letzte Zuflucht der Griechen, um ihre Freyheit und Unabhänglichkeit zu behaupten. In Italien fanden die Römer nach der Entfernung des Pyrrhus nichts mehr, was ſich ihrer Macht hätte widerſetzen können. Sie hatten durch eine faſt beſtändige Reihe von Kriegen über 480 Jahr lang ihr Gebiete erweitert, und nun ſahen ſie ſich Meiſter von ganz Italien, von dem entlegenſten Theile Hetruriens, bis an das joniſche Meer, und von dem toſcaniſchen Meere, über die appenniſchen Gebürge herüber, bis zum adriatiſchen Meere. So war ihre Ehrbegierde mit einem glücklichen Erfolge bekrönet, und ſie reitzte ſie zu noch größern Entſchlüſſen. Sie fiengen an, mit neidiſchem Auge die Nachbarſchaft der Carthaginienſer, eines mächtigen Volks, zu betrachten, welche einen Theil von der angränzenden Inſel Sicilien beſaßen, die ſehr bequem für die Römer gelegen war. Wir haben geſehen, wie dieſer Staat von der Dido geſtiftet worden, und daß er ſchon unter der Regierung des Xerxes durch ſeinen Reichthum und durch den Umfang ſeiner Länder berühmt war. In denen Zeiten, von welchen wir reden, erſtreckte ſich ſein Gebiet an beyden Seiten des mittelländiſchen

Meeres ſehr weit. Denn außer der africaniſchen Küſte die ſie ganz beſaßen, hatten ſie auch viele Eroberungen in Spanien gemacht, ſich in Corſica und Sardinien niedergelaſſen, und verſchiedener Städte in Sicilien bemächtiget. Wegen dieſer Beſitzthümer, wozu noch ihr unermeßlicher Reichthum, den ſie durch den Handel erworben, und die Herrſchaft zur See kam, die ihnen keine andre Nation ſtreitig machen konnte, betrachteten die Römer dieſelben als einen furchtbaren Nebenbuhler, der, wenn ſie ihn nicht bald verhinderten, eine Macht erlangen könnte, welcher ganz Italien nicht widerſtehen würde. Daher kamen die verſchiedenen Puniſchen Kriege, welche zuletzt für die Carthaginienſer ſich ſo unglücklich endigten. Der, von welchem wir itzt reden, fieng ſich im 489ten Jahre
3739 der Stadt an, und iſt nicht nur als der erſte auswärtige Krieg merkwürdig, worein die Römer verwickelt wurden, ſondern auch darum, weil ſie hierinn zuerſt den Vorſatz faßten, ſich Meiſter zur See zu machen, und welches faſt unglaublich ſcheint, denſelben auch ausführten. Der Conſul Duillius wagte es, den Carthaginienſern eine Seeſchlacht zu liefern, und erhielt einen vollkommenen Sieg. Sein Nachfolger Regulus machte ſich eben ſo berühmt, landete in Africa, und brachte Carthago in die größte Verlegenheit. Ja, ohne die Ankunft des lacedämoniſchen Feldherrn Xantippus, würde es erobert worden ſeyn. Dieſer erfahrne Feldherr veränderte durch ſeine kluge Aufführung die Umſtände von Africa völlig. Regulus ward überwunden und gefangen; aber dieſer Wechſel des Glücks hat ihn nur noch mehr verherrlichet. Er wurde nach Italien geſandt, um einen Frieden zu vermitteln, und die Auswechſelung der Gefangenen zu ſuchen; er behauptete aber unbeweglich im Senate das Geſetz, nach welchem ohne Ver-

letzung der Ehre des Römiſchen Namens, diejenigen
nicht wieder loßgekauft werden konnten, welche ſich in einer
Schlacht gefangen nehmen laſſen. Bey ſeiner Zurückkunft
nach Africa ſoll er von den rachgierichen Carthaginienſern
einen grauſamen Tod erlitten haben, da ſie unfähig waren,
die edle Denkungsart zu bewundern, nach welcher er den
Vortheil ſeines Vaterlandes allen Privatbetrachtungen
vorzog. Der Krieg wurde lange Zeit mit veränderlichem
Erfolge fortgeſetzt; Hamilcar, der Carthaginienſiſche Feld-
herr, machte ſich in Sicilien durch ſeine große Geſchicklich-
keit im Kriege berühmt; aber endlich erhielt der Conſul,
Lutatius, einen vollkommenen Sieg über die
feindliche Flotte, bey den Aegatianiſchen In- 3764
ſeln. Carthago mußte ſich unterwerfen, und alle Bedin-
gungen des Friedens eingehen, welche die Römer ihnen
vorlegten. Gleich nach dem Ende dieſes Krieges, welcher
vier und zwanzig Jahr gedauert hatte, ſahen ſich die Car-
thaginienſer in einen andern verwickelt, welcher ſie ihrem
Untergange ſehr nahe brachte. Sie hatten fremde Völker
in Sold genommen; dieſe machten ihr Kriegsheer aus, und
empörten ſich wegen des Soldes, der ihnen nicht entrichtet
wurde. Faſt alle Städte in Africa, welche die Cartha-
ginienſiſche Herrſchaft haßten, vereinigten ſich mit ihnen.
Alle Bemühungen ſie zu beſänftigen waren vergebens; ſie
belagerten Carthago, und ohne den tapfern und klugen
Hamilcar, mit dem Zunamen Barcas, war dieſe große
Stadt unvermeidlich verloren. Dieſer fand Mittel die Auf-
rührer zu überwinden, und alle die aufgewiegelten Städte
wieder zu erlangen. Indeß verloren die Carthaginienſer
doch bey dieſer Gelegenheit Sardinien durch die Treuloſig-
keit der Römer, die ſich ihre häußlichen Unruhen zu Nutze
machten, dieſe wichtige Inſel in Beſitz nahmen, und auch

den Tribut vermehrten, den ſie am Ende des Krieges, den unglücklichen Carthaginienſern aufgelegt hatten. Carthago mußte dies alles geſchehen laſſen, weil es nicht im Stande war, ſich dieſen Eingriffen zu widerſetzen. Sie waren nunmehro drauf bedacht, ihre Herrſchaft in Spanien, welche durch den letztern Aufruhr erſchüttert worden war, wieder herzuſtellen. **Hamilcar** ward als Befehlshaber in dieſe Provinz geſchickt, und führte da neun Jahre lang den Krieg mit großem Glücke. Sein Sohn, der berühmte **Hannibal**, war bey ihm im Lager, und lernte nicht nur unter dieſem angeſehenen Feldherrn die ganze Kriegskunſt, ſondern faßte zu gleicher Zeit den unverſöhnlichen Haß gegen die Römer, welcher nachher zu ſo vielen Kriegen Gelegenheit gab. **Hasdrubal** folgte dem **Hamilcar** als Befehlshaber über das Kriegsheer. Er herrſchte mit großer Klugheit, und durch ſeine ſanfte und friedfertige Verwaltung der Provinz erhielt er dieſelbe in der Unterwürfigkeit. Unterdeſſen waren die **Römer** mit der Königin von Jllyrien **Teuta** in Krieg verwickelt, welche ihren Unterthanen verſtattete, Seeräubereyen an den Küſten zu treiben; aber ſie ward bald genöthiget, ſich zu unterwerfen, und einen Theil ihres Gebiets den Erorberern abzutreten. Den folgenden Krieg führten ſie mit den **Galliern**, die ſie als ihre furchtbarſten Feinde anſahen. So ſehr ſie auch das Wachsthum der carthaginienſiſchen Macht in Spanien mit neidiſchen Augen betrachteten, ſo durften ſie doch in dieſen bedenklichen Umſtänden mit dieſer Republik den Frieden nicht brechen. Sie ſchickten Abgeordnete an den **Hasdrubal**, um ihn zu einem Vergleiche zu gewinnen, worinn man ausmachen ſollte, nicht über den **Ebro** zu gehen, und dieſer ward auch angenommen. Hierauf bereiteten ſich die Römer ernſtlich zu dem Kriege wider die **Gallier**, und nachdem ſie dieſelben

ben in verſchiedenen Schlachten überwunden hatten, giengen ſie über den Po, und trieben ihre Eroberungen bis auf die andere Seite dieſes Fluſſes, wodurch ſie Meiſter von ganz Italien wurden, von den Alpen an bis zum joniſchen Meere. Um dieſe Zeit ſtarb Hasdrubal in Spanien, und Hannibal folgte ihm, in einem Alter von 25 Jahren, in dem Befehlshaberamte bey dem Kriegsheere. Er war der Liebling der Soldaten, und ſie glaubten in ihm alle die Tugenden wieder zu finden, die ſie oft an ſeinem Vater, dem Hamilcar, bewundert hatten. Er unterließ auch nicht, ſo bald er über ſie geſetzt war, ihre Hoffnung zu erfüllen. Er vollendete mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Eroberung von Spanien, und da er ſich ſelbſt mächtig genug zu ſeyn glaubte, den längſt beſchloſſenen Krieg mit den Römern nun anzufangen, ſo ließ er ſein Kriegsheer bis an den Ebro vorrücken, und belagerte Sagunt. Die Beſchwerden der römiſchen Geſandten wurden in Carthago nicht angehört. Der Verluſt von Sicilien, das treuloſe Betragen der Römer, die ihnen Sardinien entriſſen, die Vermehrung des bey dem Beſchluß des vorigen Kriegs auferlegten Tributs, und ihr ungerechtes Unternehmen ihre Macht zu verkleinern, und ihre Eroberungen in Spanien einzuſchränken; dies alles brachte die Gemüther der Carthaginienſer ſo auf, daß alle Bemühungen derjenigen Parthey, welche dem Hannibal zuwider war, nichts ausrichten konnten. Hierauf ward auf Befehl des römiſchen Senats, der Stadt Carthago im 535 Jahre der Stadt,
der Krieg angekündiget. Unterdeſſen ergriff 3785
Hannibal alle nöthige Maaßregeln, um ſich den glücklichen Erfolg ſeines Unternehmens zu verſichern. Die italiäniſchen Gallier wurden durch geheime Geſandſchaften auf ſeine Seite gebracht; die Völker, durch die er hinzog, wurden

meiſtentheils durch Geſchenke bewogen, ſich ſeinem Zuge nicht zu widerſetzen; und in Africa und Spanien verſicherte er ſich die Ruhe durch eine ſtarke Anzahl Truppen, die er in dieſen Ländern unter der Anführung getreuer Feldherren zurückließ. Als nun alles zu dieſem Feldzuge bereit war, gieng er über den Ebro; zog über die pyrenäiſchen Gebürge, durch ganz Gallien, das diſſeit den Alpen liegt, über die Alpen ſelbſt, und fiel mit ſeiner ganzen Macht auf Italien loß, da die Römer kaum glaubten, daß er aus Spanien abgereiſet wäre. Die Gallier, die an Italien gränzten, vereinigten ſich ſogleich mit ihm, und verſtärkten eben zur rechten Zeit ſein Kriegsheer, welches durch ſeinen Zug über die Alpen ausnehmend gelitten hatte. Vier Schlachten, welche die Römer verloren, machten ihren Untergang glaublich. Sicilien ſchlug ſich bald auch auf die Seite der Ueberwinder; Hieronymus, König von Syracuſa, erklärte ſich wider die Römer; faſt ganz Italien verließ ſie, und die Republik ſchien mit dem Tode der beyden Scipionen in Spanien ihrer letzten Hülfe beraubt zu werden. In dieſem äußerſten Elende hatte Rom ſeine Errettung der Tapferkeit und weiſen Aufführung dreyer großen Männer zu danken. Die Standhaftigkeit des Fabius, der ſich über die unverſtändigen Reden des Pöbels erhob, und unbeweglich ſeinen langſamen Maaßregeln folgte, durch die er den Hannibal allein zu überwinden glaubte; dieſer ward eine Schutzmauer ſeines Vaterlandes. Marcellus, welcher es dahin brachte, daß die Belagerung von Nola aufgehoben ward, nahm Syracuſa ein, und machte den römiſchen Soldaten allmählig wieder Muth. Aber die Ehre, den Hannibal zu bezwingen, und dieſem ſchädlichen Kriege ein Ende zu machen, ſchien dem jungen Scipo aufbehalten zu ſeyn. In ſeinem vier und zwanzigſten Jah-

re,

re, übernahm er die Anführung der Truppen in Spanien, wo ſein Vater und Oheim umgekommen waren. Gleich nach ſeiner Ankunft, grief er Neucarthago an, und nahm dieſe Stadt ein. Durch ſeine Leutſeligkeit und Billigkeit wurden faſt alle Nationen von Spanien gewonnen, ein Bündniß mit den Römern einzugehen. Die Carthaginienſer wurden genöthiget, dieſes reiche und fruchtbare Land zu verlaſſen; und Scipio, der mit einem ſo herrlichen Siege noch nicht zufrieden war, verfolgte ſie bis nach Africa. Alles unterwarf ſich ſeiner ausnehmenden Tapferkeit und ſeinen großen Eigenſchaften. Die Bundesgenoſſen der Carthaginienſer verlieſſen ſie; ihre Kriegsheere wurden geſchlagen, und nunmehro kam die Reihe an dieſen hochmüthigen Staat, zu erzittern. Selbſt der ſiegreiche Hannibal, welcher ſich ſechszehn Jahre lang wider alle Bemühungen der Römer, in Italien behauptet hätte, war nicht vermögend den glücklichen Fortgang dieſes jungen Eroberers aufzuhalten. Scipo überwand ihn in einer ordentlichen Schlacht, und nöthigte die Carthaginienſer, ſich allen Friedensbedingungen zu unterwerfen, die er ihnen vorlegte.
So endigte ſich der zweyte puniſche Krieg im 3802
552ten Jahre der Stadt, gleich 17 Jahre, nachdem er angefangen worden. Scipio ward mit dem Beynamen Africanus beehret, und Rom, welches die Gallier und Africaner überwältigt hatte, ſah keinen Nebenbuhler mehr, von deſſen Macht ſie einige Gefahr zu befürchten hatte.

Wenn wir nun wieder einen Blick in die aſiatiſchen Angelegenheiten thun, welche in dieſen Zeiten, von denen wir geredet haben, gänzlich von den Europäiſchen getrennt waren; ſo finden wir, daß mitten unter dem erſten puniſchen Kriege, da Antiochus, König in Syrien, mit dem Zuna-

men, der Gott, ein Sohn des Antiochus Soter, mit dem Ptolemäus, dem Könige in Aegypten, in Krieg verwickelt war, Theodotus, der Stadthalter von Bactriana ſich empörte, und in dieſem Lande zum Könige aufwarf. Es war in dieſen Zeiten eine reiche und bevölkerte Gegend, und enthielt auf tauſend Städte, welche er ſich alle unterwürfig machte, und worinn er, da Antiochus, mit ſeinen Kriegen in Aegypten beſchäftigt, nicht auf dieſe Seite aufmerkſam ſeyn konnte, ſich ſo feſtſetzte, daß er nachher nicht wieder zum Gehorſam gebracht werden konnte. Dieſem Beyſpiele folgten faſt alle übrige Nationen im Orient, und beſonders die Parther, welche unter der Anführung des Arſaces die Macedonier verjagten, und den Grund zu einem Reiche legten, welches ſich in der Folge über
3754
ganz Oberaſien ausbreitete, und ſo mächtig ward, daß ſelbſt die Römer, da ſie den Gipfel ihrer Hoheit erreicht hatten, nicht vermögend waren, den Thron der Arſaciden, wie die Könige der Parther von ihrem Urheber genennet wurden, zu erſchüttern. Durch dieſen Aufruhr ward die Herrſchaft der ſyriſchen Könige ſehr geſchwächt, und ſie waren ſeit der Zeit faſt gänzlich von allen den Provinzen getrennt, welche jenſeit des Tigris lagen. Sie verſuchten es zwar zu verſchiedenen malen, aber vergebens, ſie wieder zu erlangen, und ſie ſahen ſich genöthiget, ihre Gedanken auf diejenigen Theile ihres Reichs zu richten, welche an Aegypten gränzten. Dadurch ward Judäa, welches zwiſchen dieſen beyden Reichen lag, die Veranlaſſung zu unaufhörlichen Kriegen und Streitigkeiten, und die Urſache eines großen Blutvergieſſens. Nach dem Frieden mit Carthago, fiengen die Römer an, ihre Aufmerkſamkeit auf Griechenland zu richten. Philippus, König in Macedonien, war mit dem Hannibal, da er noch in Italien war, in ein Bündniß getreten;

ten; und dies ſchien eine hinlängliche Urſache zu ſeyn, um den Krieg anzufangen. Der Conſul Flaminius ward wider ihn geſchickt, welcher durch ſeine Siege die-
ſen mächtigen Prinzen bezwang, und verſchiede- 3808
nen griechiſchen Städten ihre Freyheit wieder verſchafte. Doch ſo ſehr auch alles der römiſchen Macht nachgab, ſo konnten ſie doch nicht ruhig werden, ſo lange Hannibal, den ſie beſtändig vor ihren furchtbarſten Feind anſahen, noch lebte. Sie fürchteten die Tapferkeit und das unternehmende Genie dieſes großen Mannes. Durch ihre Bemühungen ihn zu verderben, zogen ſie ſich einen neuen Krieg zu. Denn da er genöthiget ward, aus ſeinem Vaterland zu fliehen, nahm er ſeine Zuflucht zu dem Antiochus, mit dem Zunamen der Große, dem Könige in Syrien; er ſuchte ihn auf die römiſche Macht eiferſüchtig zu machen, und überredete ihn, daß er ſich ihrer anwachſenden Hoheit widerſetzen ſollte. Dieſer unternahm zwar den Krieg; aber verwarf, indem er ihn führte, die weiſen Rathſchläge dieſes erfahrnen Feldherrn, und daher mußten ihm alle ſeine Abſichten mißlingen. Er ward zu Waſſer und zu Land geſchlagen, und mußte ſich den Friedensbedingungen unterwerfen, welche
Lucius Scipio, der Bruder des Africanus, 3815
ihm vorlegte. Hannibal ſuchte nunmehro bey dem Könige in Bithynien, Pruſias, Schutz; aber er wurde auch da von den römiſchen Geſandten verfolgt, und um ihren Händen zu entgehen, brachte er ſich durch Gift ums Leben. Nach dem Tode des Antiochus, des Großen, gelangte Antiochus Epiphanes, welcher einige Zeit als Geiſel in Rom geweſen war, zum Beſitze des ſyriſchen Throns. Er hat ſich durch eine grauſame Verfolgung der Juden bekannt gemacht, welche in ihrem äußerſten Elende, ſich zu ihrer Vertheidigung unter der Anführung des Mathatias, des

Vaters vom Judas Maccabäus, vereinigten. Dieſer iſt durch die vielen Siege berühmt, die er über die zahlreichen Kriegsheere des Königes von Syrien erhielt. Unterdeſſen war Perſeus in dem Königreiche Macedonien auf den Philippus gefolget, und weil er ſich zu ſehr auf ſeinen Reichthum und ſeine zahlreichen Kriegsheere verließ, wagte er es mit den Römern einen Krieg anzufangen. Aber er ſah
3836 bald ein, wie ungleich ſeine Macht war; er ward in einer Schlacht vom Paulus Aemilius überwunden, und genöthiget, ſich in ſeine Hände zu liefern. So ward das macedoniſche Königreich, welches beynahe ſiebenhundert Jahre hindurch nicht allein Griechenland, ſondern auch dem ganzen Oriente Beherrſcher gegeben hatte, nunmehr in eine römiſche Provinz verwandelt; und dies führt uns zu dem zehnten und letzten Perioden in unſrer Geſchichte.

Schüler. Erlauben Sie, daß ich Sie hier einen Augenblick unterbreche, um Sie zu fragen, warum Sie in dieſen Perioden den Anfang des römiſchen Reichs ſetzen, da ſie doch offenbar lange zuvor das mächtigſte Volk in der Welt geweſen, und Europa, Aſien und Africa Geſetze gegeben hatten.

Lehrer. Es iſt wahr, die römiſche Größe fängt ſich eigentlich von der Zeit an, da ſie ganz Italien unter ihre Botmäßigkeit brachten, und auch über die Carthaginienſer in dem erſten puniſchen Kriege, eine gewiſſe Hoheit erlangten. Allein, wenn wir die Folge großer Reiche berichtigen wollen, ſo ſcheint diejenige Ordnung die natürlichſte zu ſeyn, bey der wir gewahr werden, wie eines nach dem andern entſtehet, und wie jedes ſeine Macht und Hoheit auf den gänzlichen Untergang des vorhergehenden gründet.

Dies iſt die Methode, der ich bisher gefolgt bin; und es iſt gewiß die einzige, wodurch, ſo viel ich einſehe, die gehörige Ordnung und Deutlichkeit in der ältern Geſchichte erhalten wird. Daher wurde der Tod des Sardanapals, ob er gleich die aſſyriſche Monarchie zerſtörte, dennoch nicht als eine Begebenheit angeſehen, welche die Aera eines neuen Reichs ſeyn könnte, weil dieſe Monarchie durch die Könige zu Ninive und Babylon wieder erneuert wurde. Aber weil durch den Cyrus die Macht der Aſſyrer gänzlich zernichtet, und die Herrſchaft über Aſien an ein ganz andres Volk gebracht wurde; ſo ſetzte ich da den Anfang des perſiſchen Reichs feſt. Eben ſo verhält es ſich mit dem Perioden, von dem wir itzt reden. Obgleich die Perſer unter dem Xerxes und ſeinem Sohne, Artaxerxes Longimanus, ausnehmend geſchwächet und genöthiget wurden, alle die Friedensbedingungen anzunehmen, welche Griechenland ihnen vorlegte, ſo daß man mit Recht ſagen kann, die Griechen haben unter dem Cimon dem perſiſchen Reiche Geſetze gegeben; ſo hat doch dieſes Reich noch immer unter ſeinen eigenen Königen fortgedauert, und es ward nur erſt durch den Alexander gänzlich bezwungen, der mit einem Kriegsheer nach Aſien gieng, und den Darius in der Ebene von Arbela überwand. Deswegen ſetzen alle Geſchichtſchreiber das Ende dieſes Reichs erſt in unſern gegenwärtigen Perioden. Aber weil nach dieſem Sieg, die Herrſchaft über Aſien von den Perſern auf die Macedonier gebracht wurde, ſo fängt ſich hier das dritte große Reich an, welches unter dem Alexander und ſeinen Nachfolgern fortdauerte. Aus eben der Urſache haben wir die Zeit der macedoniſchen Hoheit bis zu dem völligen Siege des Paulus Aemilius gerechnet. Denn obgleich die Römer lange zuvor Griechenland und ſelbſt den Königen in Macedonien Geſetze vor-

geſchrieben hatten, ſo ward doch dieſes Königreich nicht eher gänzlich zerſtöret, als bis zu der Zeit des erwähnten Sieges, da daſſelbe eine Provinz des römiſchen Reichs ward, und die ganze Macht und Herrſchaft, die es vormals behauptet hatte, nun den Ueberwindern überlaſſen wurde, welche dadurch die Hoheit über die ganze Welt erhielten. So ſehen wir eine richtige Folge der Reiche vor uns, wie ein jedes ſich auf den Untergang des andern gründet; und da wir nun zu dem letzten und größten Reiche gekommen ſind, ſo wollen wir es in ſeinem Fortgange und in ſeiner ſtufenweiſen Vergrößerung zeigen, damit wir dieſen Entwurf der ältern Geſchichte ausführen, und ſo einen Abriß von den vorigen Zeiten machen, wodurch ihr vollkommen im Stande ſeyn werdet, die Folge der Zeitalter nach einer richtigen und zuſammenhängenden Ordnung durchzugehen.

Jahre der Welt.

10. Epoche. Das überwundene Griechenland.

3836

Im 4546ten Jahre des Julianiſchen Perioden, welcher mit dem 586ten Jahre der Stadt Rom, und dem 168ten vor Chriſti Geburt übereinkömmt, wurde Perſeus vom Paulus Aemilius überwunden, und ſein Königreich in die Geſtalt einer römiſchen Provinz verwandelt. Die macedoniſche Monarchie hörte auf, und die römiſche kam an ihre Stelle. Der Conſul Aemilius erhielt die Ehre einen prächtigen Triumph zu halten, und die Römer, die nun Herren über ganz Griechenland waren, glaubten, daß die Angelegenheiten von Aſien ſie weit näher angiengen. Antiochus Epiphanes war geſtorben, und ſein Sohn Antiochus Epator ward in einem Alter von neun Jahren, unter der Vormundſchaft des Lyſias, ſein Nachfolger. Der rechtmäßige Erbe, Demetrius Soter, war damals als Geiſel in Rom;

Rom; er konnte aber nicht die Erlaubniß vom Senat erhalten, ſein Königreich in Beſitz zu nehmen, weil es für die Römer vortheilhafter zu ſeyn ſchien, wenn ein Kind in Syrien regierte, als wenn es ein Mann von dem reifen Verſtande, wie Demetrius, beherrſchte. Unter dem Antiochus Eupator, dauerte die Verfolgung der Jüden noch immer. Judas der Maccabäer unternahm es, ſich zu widerſetzen, und bewieß ſeine Tapferkeit durch die vielen Siege, die er über die Syrer erhielt. Unterdeſſen entwiſchte Demetrius aus Rom; er ward von den Syrern für ihren König erkannt; und der junge Antiochus mit ſeinem Stadthalter dem Lyſias geſchlagen. Indeß ward dadurch das Schickſal der Jüden nicht verändert; ſie wurden, eben ſo wie zuvor, verfolgt; aber alle die zahlreichen Kriegsheere, welche Demetrius nach einander wider ſie ausſchickte, wurden vom Judas in die Flucht geſchlagen. Doch endlich ward er von der Menge ſeiner Feinde 3843
überwältiget, und da er mit einer erſtaunlichen Tapferkeit ſtritt, getödtet. Sein Bruder Jonathan folgte ihm in dem Amte die Jüden zu vertheidigen, und machte ſich eben ſo ſehr durch ſeine Tapferkeit und eine Standhaftigkeit, die kein Unglücksfall erſchüttern konnte, berühmt. Die Römer, welche ſich freuten, den König von Syrien gedemüthiget zu ſehen, verwilligten leicht den Jüden ihren Schutz, und erklärten ſich für ihre Freunde und Bundesgenoſſen. Alexander Balas, welcher ſich rühmte, der Sohn des Antiochus Epiphanes zu ſeyn, und von dem Könige in Aegypten, Ptolomäus Philometor, unterſtützt wurde, machte Anſprüche auf den ſyriſchen Thron, 3855
überwand den Demetrius, und nahm dieſes Königreich in Beſitz. Die Carthaginienſer, welche nunmehr den großen Verluſt, den ſie während dem zweyten pu-

 niſchen

niſchen Kriege erlitten, einigermaßen erſetzt hatten, konnten mit aller Unterwerfung die Mißgunſt der Römer doch nicht verhindern, welche noch immer die Macht eines ſo kriegeriſchen Staats befürchteten. Sie kündigten ihnen den Krieg an, mit dem Vorſatze, ſie gänzlich zu zernichten, damit ſie ſich von ſo einem furchtbaren Nebenbuhler befreyen möchten. In Syrien bereitete ſich Demetrius Nicator, der Sohn des Demetrius Soter, ſein väterliches
3858 Königreich wieder zu erlangen. Er überwand den Alexander Balas in einem Treffen, und bemächtigte ſich des Thrones. Eben dieſes Jahr wurde durch die Zerſtörung zwoer berühmter Städte, Carthago und Corinth merkwürdig. Die erſtere ward vom Scipio Aemilianus, nach einem dreyjährigen Kriege eingenommen, welcher dadurch den Beynamen Africanus ſeiner Familie erhielt, und den Ruhm ſeines Großvaters, des großen Scipio, wieder erneuerte. Die Stadt Corinth ward von dem Conſul, L. Mummius, in einen Aſchenhaufen verwandelt; und mit ihr endigte ſich der berühmte Bund der Achäer. Dieſes Bündniß zur Vertheidigung der Freyheit, war einige Zeit vorher durch die Tapferkeit und Geſchicklichkeit des Philopämon, eines der berühmteſten Feldherren, die Griechenland jemals hervorgebracht, in ein ſehr großes Anſehen gekommen. Und gewiß, nach ihm finden wir bey dieſer Nation keinen mehr, der ſich durch außerordentliche Vorzüge bekannt gemacht hätte; und deswegen wurde dieſer Held, wie Plutarch uns meldet, der letzte der Griechen genennet. Nach ſeinem Tode konnte ſich der Bund der Achäer nicht mehr in ſeinem vorigen Anſehen erhalten, und da die Römer darüber neidiſch wurden, ſo ward er, wie wir geſehen haben, in dieſem Jahre, durch den Untergang der Stadt Corinth gänzlich zertrennet. Alle

die berühmten Bildſäulen, Gemählde und andre merkwürdige Werke der Kunſt, womit dieſe Stadt ſo koſtbar ausgeſchmückt war, wurden bey dieſer Gelegenheit nach Rom gebracht; und dieſe Herren der Welt, welche bisher auf keine andre Kenntniſſe, als des Kriegs, der Staatskunſt und des Ackerbaues ſtolz geweſen, fiengen von der Zeit an, in einem feinern Geſchmacke, und in der Empfindung deſſen, was in den ſchönen Künſten das vortreflichſte war, ein Verdienſt zu ſuchen. Dadurch kam die Gelehrſamkeit zu Rom in Anſehen; die ſchönen Wiſſenſchaften wurden befördert, und man brachte es in allen den verſchiedenen Theilen der Erkenntniß ſo weit, daß uns das Zeitalter des Auguſts eben ſo ſehr wegen der Werke der Männer von Genie, als wegen der Thaten und der Tapferkeit ſo vieler Helden, welche darinn lebten, merkwürdig ſcheinen wird. Unterdeſſen war Syrien ein Schauplatz neuer Veränderungen. Antiochus, der Gott, ein Sohn des Alexander Balas, ſtürzte mit ſeinem Vormunde, dem Diodotus Tryphon, den Demetrius Nicator vom Throne, welcher ſich durch ſeinen üblen Gebrauch der Hoheit, den Haß ſeiner Unterthanen zugezogen hatte. Er erhielt aber dennoch bald hernach ſein Anſehen wieder, und erklärte Judäa
vor einen freyen und unabhängigen Staat, in 3861
Rückſicht auf die Dienſte, die ihm Simon, der Bruder und Nachfolger des Jonathan, erwieſen hatte. Durch dieſe Einwilligung ward Simon zum Hohenprieſter und oberſten Fürſten der Jüden erklärt, das Land von allen Auflagen, Zöllen und Tributen befreyet, und alles, was ein Zeichen des vorigen Jochs ſeyn konnte, wurde abgeſchaft; Judäa ward nun ein beſonderes Königreich, und hatte ſeine eigene Fürſten. Um dieſe Zeit fieng das Reich der Parther an, furchtbar zu werden, weil Mithridates ſich durch ſeine

ſeine Siege, Indien und Bactrien unterwarf, und mit einem Kriegsheere dem Euphrat näherte, um ſeine Eroberungen auf dieſer Seite fortzuſetzen. Hierauf riefen die Einwohner dieſes Landes den Demetrius Nicator zu Hülfe, und dieſer faßte deswegen den Entſchluß, die Parther wieder zum Gehorſam zu bringen, welche von den Syrern noch immer als Rebellen angeſehen wurden. Er trug verſchiedene Siege über den Mithridates davon, und wollte nach Syrien zurückkehren, den Tryphon zu demüthigen, welcher den Antiochus, den Gott, ermordet, und ſich auf den Thron geſchwungen hatte. Aber er war ſo unglücklich in einen Hinterhalt zu fallen, und von den Parthern gefangen genommen zu werden. Tryphon, welcher ſich einbildete, durch dieſes Unglück ſeines Gegners geſichert zu ſeyn, ſah ſich auf einmal von ſeinen Unterthanen verlaſſen, denen er durch ſeinen Hochmuth unerträglich geworden war. Da Demetrius noch immer ein Gefangener der Parther war, und ſeine Kinder von der Cleopatra noch ſehr jung waren, ſo mußte man nothwendig einen Beſchützer ſuchen, und dieß Amt fiel natürlicher Weiſe auf den Antiochus Sidetes, den Bruder des Demetrius. Aber Cleopatra gieng noch weiter. Da ſie hörte, daß Nicator ſich mit der Rhodogune, der Tochter des Phraates, verheyrathet hatte, welcher dem Mithridates auf dem parthiſchen Throne gefolget war, ſo vermählte ſie ſich, aus Rachbegierde, mit dem Antiochus Sidetes. Als dieſer ſich in dem Königreiche befeſtiget, und der Tyranney des Tryphons ein Ende gemacht hatte; kündigte er den Parthern

3873 den Krieg unter dem Vorwande an, ſeinen gefangenen Bruder zu befreyen. Anfangs war er vollkommen glücklich, überwand den Phraates in drey Schlachten, und gewann Babylonien, Medien und die öſtlichen Pro-

Provinzen wieder, die vormals zu dem Königreiche Syrien gehört hatten, ausgenommen das alte Reich der Parther, in deſſen enge Gränzen Phraates eingeſchloſſen ward. Der König der Parther, der durch dieſes Unglück doch nicht den Muth verlohr, erwartete die Gelegenheit, da das Kriegsheer der Syrer die Winterläger beziehen, und ſich wegen ſeiner großen Anzahl über das ganze Land ausbreiten mußte. Hier überfiel er ſie unvermuthet, und gieng dem Antiochus entgegen, welcher mit ſeinen nächſten Truppen herzu eilte, um den näher gelegenen Quartieren zu Hülfe zu kommen. Er überwältigte ihn durch ſeine Menge, tödtete ihn und ſein Gefolge, und trieb ſeinen Vortheil ſo weit, daß aus dieſer ſchrecklichen Schlacht kaum ein Mann von dieſem zahlreichen Kriegsheere nach Syrien zurück kam, der die traurige Nachricht von ſo einem erſtaunlichen Siege dahin bringen konnte. Unterdeſſen war Demetrius nach Syrien zurückgekehrt, und erlangte bey ſeines Bruders Tode das Königreich wieder. Denn Phraates hatte ihn, nachdem er dreymal vom Antiochus geſchlagen worden, wieder aus ſeiner Gefangenſchaft gelaſſen, und nach Syrien zurückgeſendet, weil er hoſte, daß er da wegen des Beſitzes ſeiner Krone, Unruhen erwecken, und den Antiochus nöthigen würde, dahin zurück zu gehen, um ſie zu unterdrücken. Aber da er dieſen Sieg erhalten hatte, ſchickte er ihm einige Reuter nach, um ihn zurück zu bringen; allein Demetrius war auf ſeiner Hut, und eilte ſo ſehr, daß er über den Euphrat nach Syrien kam, ehe dieſe Truppen die Gränzen dieſes Landes erreichen konnten; und dadurch erlangte er ſein Königreich wieder. Doch er ward bald durch den 3880
Alexander Zebina, den Sohn des Balas, aus dieſem Beſitze geſetzt, welcher hinwiederum vom Antiochus Gryphus überwunden und verjagt ward. Da die

Thronfolge der Könige von Syrien durch die innerlichen Streitigkeiten in dieſem Königreiche, und die verſchiedenen Perſonen, welche nach der Krone ſtrebten, ein wenig verworren iſt; ſo habe ich in ihrer Geſchichte ein wenig umſtändlich ſeyn müſſen, um die Verwirrung zu vermeiden. Wir wollen nun unſre Aufmerkſamkeit auf die Römer richten, die wir in einem Kriege mit den Numantinern in Spanien verwickelt finden, und die ſo oft überwunden wurden, daß ſie ſich genöthiget ſahen, den Scipio Aemilianus als ihre letzte Zuflucht und Hoffnung dahin zu ſchicken, ehe ſie dieſes kriegeriſche Volk bezwingen konnten. Zu eben

3871 der Zeit wurden ſie auch in eine nicht geringe Gefahr durch ihre eigenen Sclaven in Sicilien geſetzt, welche Eunus anführte, und ſie wurden ſogar genöthiget, die ganze Macht der Republik wider ſie anzuwenden. Attalus, König zu Pergamo verließ, da er ſtarb, den Römern die Erbſchaft ſeiner unermeßlichen Reichthümer. Dieſe waren nicht mit dem Beſitze von Italien, Griechenland und Africa zufrieden; ſie fiengen nun an, ihre Eroberungen bis über die Alpen auszubreiten, wo Sextius diejenigen Gallier, welche Salier hießen, überwand, und die erſte römiſche Colonie in der Stadt Aix in Provence ſtiftete. Fabius ſchlug die Allobroger; und das narboneſiſche Gallien ward zu einer römiſchen Provinz gemacht. Allein ſo ſehr auch die Republik ihr Gebiet von außen erweiterte, ſo wenig genoß ſie die innere Ruhe, welche die Sicherheit und Stärke eines Staats ausmacht. Der Geiz, die Gewaltthätigkeiten und die Ehrſucht der Patricier, hatte ſo große Eingriffe in die Güter und die Vorrechte des Volks gewagt, daß es neue Vertheidiger nöthig hatte, um es für den gänzlichen Untergang zu retten. Die beyden Gracchen, welche dieſes Amt großmüthig übernahmen, wurden von der

Parthey

Parthey des Adels überwältiget, und kamen in dieſem glorreichen Unternehmen ums Leben. Nach ihnen zeigten wenige Tribunen mehr den edlen Geiſt der Freyheit, welcher bisher einen ſo erhabnen Zug in dem Character dieſes tapfern Volks ausmachte. Partheylichkeit, Beſtechung und Ungerechtigkeit fiengen an, unter ihnen zu herrſchen; und wir werden bald dieſe Eroberer der Welt, ſelbſt zu Sclaven der verworfenſten Tyrannen gemacht ſehen.

3885 **Jugurtha**, König von **Numidien**, der ſich durch die Ermordung ſeiner Brüder geſchändet, welche unter dem Schutze des römiſchen Volks gelaſſen worden, vertheidigte ſich lange Zeit, aber mehr durch ſeine Freygebigkeit, als durch ſeine Waffen. **Marius** wurde endlich wider ihn abgeſchickt, und er machte nicht nur dieſem beſchwerlichen Kriege ein Ende, ſondern erwarb ſich auch hierauf durch ſeinen Sieg über die **Teutonen** und **Cimbrer** vielen Ruhm, da dieſelben allen Provinzen des **römiſchen** Reichs und Italien ſelbſt den Untergang droheten. 3904 Kaum waren dieſe Feinde unterdrückt, ſo ſah man einen neuen und noch fürchterlichern Feind an dem Könige in **Pontus**, **Mithridates**, der ſich zum Herrn über ganz Kleinaſien gemacht hatte, und nach **Griechenland** herüber gieng, wo er nur mit vieler Mühe vom **Sylla** vertrieben werden konnte. Indeß ſetzte **Italien**, welches ſo ſehr der Waffen gewohnt, und im Kriege geübt war, das **römiſche** Reich durch einen allgemeinen Aufruhr in große Gefahr; und außer dieſen vielen Unglücksfällen, 3913 ſah ſich Rom zu gleicher Zeit durch die Partheyen des **Marius** und **Sylla** zerrüttet, von denen jener durch ſeine Siege ſeinen Ruhm bis in die entlegenſten Gegenden von Norden und Süden ausgebreitet, und dieſer ſich als den Ueberwinder Griechenlands und Aſiens bekannt gemacht

macht hatte. Sylla, welchem man den Beynamen, der Glückliche, gab, war es auch gegen ſein Vaterland nur allzuſehr; er maßte ſich eine tyranniſche Hoheit über daſſelbe an, und legte durch das unglückliche Beyſpiel ſeiner beſtändigen Dictatur den Grund zu allen den folgenden Unruhen. Ein jeder wollte auch herrſchen. Sertorius,
3925 ein eifriger Anhänger des Marius, verſchanzte ſich in Spanien, und verband ſich mit dem Mithridates. Man glaubte vergebens, daß man
3931 die Gewalt wider einen ſo berühmten und erfahrnen Feldherrn brauchen müßte; und Pompejus ſelbſt konnte ihn nicht anders bezwingen, als daß er Uneinigkeit unter ſeinen Anhängern erregte. Rom bekam einen noch furchtbarern Feind an dem Fechter, Spartacus, welcher ſie ihrem Untergange ſehr nahe brachte, und ſo lange unüberwind-
3936 lich blieb, bis man den großen Pompejus wider ihn brauchte. Indeß erhielten die römiſchen Kriegsheere unter dem Lucullus im Orient viele Siege. Mithridates ward bey jedem Angriffe geſchlagen, und ob er ſich gleich über den Euphrat zurückzog; ſo ſah er ſich von ſeinen ſiegeriſchen Feinden immer heftiger verfolget. Aber Lucullus, der in Schlachten unüberwindlich ſchien, war nicht vermögend ſeine Soldaten im Gehorſam zu erhalten, und der Zügelloſigkeit Einhalt zu thun, die gleich einer Wuth, das ganze römiſche Kriegsheer eingenommen hatte. Mithridates verlohr, ſo oft er auch geſchlagen ward, ſeinen Muth doch nicht, und bereitete ſich aufs neue, ſeinen Feinden die Stirne zu bieten. Man hielt den Pompejus, die letzte Hoffnung und Zuflucht der Römer, allein für fähig, dieſen langen und verderblichen Krieg zu endigen. Hier war es, wo ſein Ruhm den höchſten Gipfel erreichte. Er überwältigte endlich dieſen tapfern und klugen König; er be-

zwang

394r

zwang Armenien, wohin er flüchtete; und er ſetzte ſeine Eroberungen fort, indem er Albanien, Iberien, Syrien und Judäa unter die Römiſche Bothmäßigkeit brachte. Indem Pompejus ſo beſchäftiget war, im Orient ſich Lorbern zu ſammeln, war Cicero beſorgt, eine gefährliche Verſchwörung in Rom zu unterdrücken. Dieſer berühmte Redner, der ſo viele Zeit auf die Erlernung der Beredſamkeit verwendet hatte, fand hier eine rühmliche Gelegenheit, ſie zur Vertheidigung ſeines Vaterlandes zu brauchen; und mehr durch ſie, als durch die Waffen ſeines Amtsgenoſſen, des Antonius, wurden die geheimen und gefährlichen Anſtiftungen des Catilina vernichtet. Hätte Rom noch von der Sclaverey befreyet werden können, ſo ſchienen die Beredſamkeit des Cicero und die Tugend des Cato, dieſes unerſchrockenen Vertheidigers der Freyheit, die einzigen Gewährleiſtungen dafür zu ſeyn. Aber ihre Bemühungen nützten wenig, einen Staat zu retten, welcher ſich ſelbſt in ſein Verderben ſtürzte, und wo Ueppigkeit, Ehrſucht und Geitz die Gemüther völlig eingenommen hatten, und ſie gegen alle große und edle Abſichten unempfindlich machten, weil der Geiſt der Freyheit in ihnen gänzlich erſtickt war. Pompejus herrſchte allein im Senate, und ſein großes Anſehen nebſt ſeiner Gewalt, machte ihn zum unumſchränkten Gebieter über alle Berathſchlagungen. Cäſar bemühte ſich, durch ſeine Siege in Gallien einen Ruhm und die Vorzüge zu erlangen, wodurch er dem Pompejus und Craſſus gleich werden könnte. Dieſe drey Männer vereinigten ſich in der Abſicht, ihr Vaterland zu unterdrücken; ſie herrſchten mit unumſchränkter Hoheit, und da Cicero durch ſeine Beredſamkeit und ſeinen Eifer ihnen gefährlich zu ſeyn ſchien, ſo ward er aus derjenigen Stadt verwieſen, die er kurz zuvor vom äußer-

ſten Verderben errettet hatte. Unterdeſſen hatte Craſſus, welcher einen Feldzug wider die Parther unternommen, das Unglück, mit ſeinem ganzen Kriegsheere umzukommen; ein Verluſt, der für den Römiſchen Staat um ſo viel empfindlicher ſeyn mußte, weil er noch allein die Eintracht zwiſchen den eiferſüchtigen Partheyen des Cäſars und Pompejus unterhielt. Auf ſeinen Tod folgte ein blutiger
3955 bürgerlicher Krieg; und Rom verlohr in den Pharſaliſchen Gefilden, ſeine Freyheit auf ewig. Der ſiegreiche Cäſar, der nun Herr über den Erdboden war, gieng mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit faſt durch alle Länder der bekannten Welt. Aegypten, Aſien, Mauritanien, Spanien und alle übrigen Gegenden ſahen dieſen großen Eroberer über alle ſeine Feinde den Sieg davon tragen. Brutus und Caſſius, die vom Eifer für die Frey-
3961 heit belebt waren, bemühten ſich ihr Vaterland von der Sclaverey zu befreyen, indem ſie den Tyrannen umbrachten; und die Beredſamkeit des Cicero, welche dieſes glorreiche Vorhaben unterſtützte, erweckte anfangs einige Hoffnung, daß Rom wieder beßre Zeiten ſehen würde. Aber das Schickſal dieſer unglücklichen Stadt wollte, daß ſie bald hernach in die Hände des Antonius, des Lepidus und jungen Octavius fiel, welche durch ihre blutigen Achterklärungen den Römiſchen Adel faſt gänzlich ausrotteten. Selbſt Cicero, der durch ſein Anſehen bey dem Rathe vornehmlich zu der Beförderung des Octavius beygetragen hatte, ſah ſich von dieſem Undankbaren verlaſſen, und der Rache des Antonius, ſeines unverſöhnlichen Feindes, aufgeopfert. Bey der Theilung des Reichs, ward Italien und Rom das Looß des Octavius, welcher ſich zwang, mit Gnade und Mäßigkeit zu regieren, und ſeinen Amtsgenoſſen den Haß wegen aller der vorigen Grauſam-

keiten vorzuziehen. Endlich da Brutus und Caſſius, die letzte Zuflucht der Republik, in der Schlacht bey Philippi umkamen, konnte Rom keinen Verſuch wieder wagen, um ſeine Freyheit zu erlangen; ſondern es unterwarf ſich geduldig der Herrſchaft ſeiner Eroberer. Dieſe blieben nicht lange vereinigt. Antonius und Cäſar verbanden ſich, um den Lepidus zu ſtürzen, und hernach brauchten ſie wider einander ſelbſt ihre Waffen. Die Schlacht bey Actium entſchied die Herrſchaft der Welt zum Vortheile des jungen Cäſars; denn nach dieſem Unglücksfalle wurde Antonius von allen ſeinen Freunden, und ſelbſt von ſeiner geliebten Cleopatra verlaſſen, da er ſich doch aus Liebe zu ihr in dieß Verderben geſtürzet hatte. Herodes, aus Idumäa, der dieſem Feldherrn alles zu danken hatte, wurde gezwuugen, ſich dem Ueberwinder zu ergeben, und verſicherte ſich dadurch den Beſitz des Königreichs Judäa. So ſiegte Octavius über alle ſeine Feinde, Alexandria öfnete ihm die Thore; Aegypten ward eine Römiſche Provinz; Cleopatra war zu ſtolz, den Triumph des Siegers zu zieren, und endigte ihr Leben durch Gift. Antonius, welcher nun ſah, daß er der Macht ſeines Gegners nicht länger widerſtehen konnte, überließ durch einen freywilligen Tod, dem Octavius den ungeſtörten Beſitz des Römiſchen Reichs. Dieſer glückliche Prinz trat die Regierung unter dem Namen Auguſtus an, und erhielt den Titel eines Kaiſers. So ward die Römiſche Republik, 727 Jahre, nach dem dieſe Stadt vom Romulus geſtiftet worden, in eine unumſchränkte Monarchie verwandelt. Auguſtus ließ ſich nunmehr angelegen ſeyn, die vielen Misbräuche abzuſchaffen, welche ſich in den Staat, während den bisherigen Kriegen eingeſchlichen hatten; und weil er wußte,

3973

3977

daß der republikaniſche Geiſt der Römer zwar ſehr gedemüthiget, aber doch nicht ganz unterdrückt war, ſo bemühte er ſich durch Sanftmuth und Gerechtigkeit in ſeiner Regierung, ſeinen Landesleuten diejenige Gewalt angenehm zu machen, der ſie ſich nun nicht länger widerſetzen konnten. In dieſer Abſicht, machte er unter ihnen die Gelehrſamkeit und ſchönen Künſte bekannt, welche durch ihn und den Mäcenas unterſtützt, nun anfiengen, ſich zu erheben und zu blühen. Horaz, Virgil, Ovid und Livius, zierten das Zeitalter, von dem wir reden, und ſie machen demſelben durch ihre unnachahmlichen Schriften, weit mehr Ehre, als alle die Siege des Fürſten, unter dem ſie gelebt haben. Unter allen den Theilen der Litteratur, blieb die Beredſamkeit allein unverbeſſert. Sie gieng mit dem Cicero und dem freyen Staat verlohren. Wir dürfen uns auch nicht darüber wundern, weil mit dem Verluſte der Freyheit, die bisher den Redner belebt hatte, die Kunſt ſelbſt unnütze ward, und nur die Misgunſt der Vornehmen im Staate erweckte. Auguſtus, welcher durch dieſes weiſe und ſtaatskluge Betragen, die Ruhe in Italien und Rom verſichert hatte, fieng nun an, ſeine Aufmerkſamkeit auf die Provinzen zu richten, damit er die Feinde der Römiſchen Größe zurück halten möchte, welche ſich die innerlichen Zwiſtigkeiten des Reichs zu Nutze gemacht, und viele Beleidigungen demſelben zugefügt hatten.

Er bezwang die Cantabrer und Aſturier, welche an
die Pyrenäen gränzten; Aethiopien bat um
3980 Frieden; die Parther, die ſeine Macht fürchteten, ſandten die Fahnen, die ſie dem Craſſus abgenommen, und alle Römiſche Gefangene wieder zurück; und Deutſchland zitterte vor dem Namen dieſes großen Erobe-
rers. Er war zu Waſſer und Lande ſieghaft;
4004 er ſchloß den Tempel des Janus zu, und gab

dem

dem Römiſchen Reiche Frieden. Dieſes geſchah im 754ten Jahre nach Erbauung der Stadt Rom, und im 4714ten der Julianiſchen Zeitrechnung, welches mit dem erſten Jahre der Chriſtlichen Aera nach der Rechnung übereintrift, die in unſern Abendländern gebräuchlich iſt.

Ich habe nun mein zuerſt entdecktes Vorhaben ausgeführet. Ich wollte euch nämlich einen kurzen Entwurf von der ältern Geſchichte, ſeit der Schöpfung der Welt bis zu der Geburt Chriſti vorlegen. Ich habe alle die vornehmſten Begebenheiten der verſchiedenen Nationen in der Welt zuſammen gefaßt; und da ich ſie, ſo ſehr ich konnte, unter diejenigen Jahre zu bringen geſucht habe, in denen ſie geſchehen ſind; ſo hoffe ich, daß ihr dadurch einen vollkommnen deutlichen Begriff von der Uebereinſtimmung der Perioden gefaßt haben werdet. Wenn ihr dieſen allgemeinen Entwurf beſtändig im Gedächtniſſe behaltet, ſo werdet ihr im Stande ſeyn, ſowohl die alten als neuern Schriftſteller von dieſer Materie mit alle dem Vortheile darüber nachzuleſen, den ihr euch nur wünſchen könnt. Denn ſie mögen nun ſich einer längern oder kürzern Abtheilung der Zeit, zu Anordnung ihrer umſtändlichen Erzählungen der Begebenheiten bedienen, oder ihr mögt in euerm Studiren bey jedem Schriftſteller eine neue Ordnung antreffen; ſo werdet ihr doch von der Kenntniß, die ihr von dem allgemeinen Verlaufe aller Zeitalter habt, und nach welcher ihr jeden beſondern Perioden an ſeine gehörige Stelle in der allgemeinen Geſchichte ordnen könnt, den Vortheil erhalten, daß ihr bey allem, was ihr mehr lernet, die Verwirrung vermeidet, und euern ganzen Reichthum und Beleſenheit unter diejenigen Abſchnitte bringen könnt, zu welchen ein jeder Theil eigentlich gehört. Und dieſer Vortheil iſt nicht etwan

von geringer Erheblichkeit. Denn gewiſſe Perſonen ſehen ſich bisweilen wegen ihrer verſchiedenen Abſichten und Beſtimmungen im Leben genöthiget, ſich auf den einen Theil der Geſchichte vorzüglich zu befleißigen; andre hingegen auf einen andern. In dieſem Falle, wird nichts nützlicher für ſie ſeyn können, als ſo eine allgemeine Vorſtellung der Begebenheiten; wenn ſie dadurch fähig werden, diejenigen verſchiednen Theile ihrer Erkenntniß mit einander genau zu verbinden, womit ſie zu verſchiedenen Zeiten bald des Nutzens, bald der Nothwendigkeit wegen, ihren Vorrath von Gelehrſamkeit vermehrt haben.

* Die meiſten Leſer werden leicht bemerken, daß dieſer Abſchnitt von der Geſchichte, faſt ganz aus der vortreflichen Einleitung des Boſſuets in die allgemeine Geſchichte, entlehnt iſt. Ich wünſche daß ſie auch in der Ueberſetzung einige Aehnlichkeit mit der Crameriſchen bemerken mögen. Ueb.

Entwurf

Entwurf der Geſchichte von Chriſti Geburt an bis auf unſre Zeiten.

Schüler.

Sie haben mich mit der alten Geſchichte auf eine ſehr lehrreiche Art unterhalten. So entfernt ſie auch von unſern Zeiten iſt; ſo werde ich doch niemals aufhören, ſie zu lieben und zu ſtudieren. Ich finde ungemein viel Großes und Bewundernswürdiges in derſelben: unzählige Spuren der göttlichen Regierung über die Welt; eine Menge der ehrwürdigſten und vortreflichſten Männer, begabt mit Eigenſchaften und Tugenden aller Art; Thaten, welche nach ſo vielen Jahrhunderten noch alle unſere Aufmerkſamkeit verdienen; eine Reihe von Revolutionen, welche mehr als einmal die ganze Geſtalt der Welt verändert haben. Aber urtheilen Sie nun auch von meiner Begierde, die neue oder chriſtliche Geſchichte in einem kurzen Abriſſe kennen zu lernen. Ich muß in der That alles, was Sie mir von den vier tauſend erſten Jahren der Welt erzählet haben, nur als eine Vorbereitung anſehen, welche Gott zur Ausführung ſeiner großen Abſichten durch Chriſtum und die Religion deſſelben, hat vorhergehen laſſen. Wie viel Vergnügen könnte ich mir nicht zum voraus verſprechen, wenn es Ihnen gefallen ſollte, mir den Lauf und die Verbindung ſo vieler wichtiger Begebenheiten bekannt

zu machen, welche die Welt, die Kirche und die Wiſſenſchaften nach und nach in denjenigen Zuſtand verſetzt haben, in dem wir ſie jetzt vor uns ſehen, und der mit ihrer Beſchaffenheit in den alten Zeiten, ſo wenig gemein hat.

Lehrer. Ihr betrachtet in der That beyde Theile der Geſchichte aus einem richtigen Geſichtspuncte. Ich freue mich inſonderheit, daß ihr der alten Geſchichte ihren verdienten Werth beyzulegen wißt, und ſie nicht mit vielen der neuern auf eine geringſchätzige Weiſe nachſetzt. Da ihr ſchon ſo fruchtbare Betrachtungen über dieſelbe angeſtellet habt; ſo würde es überflüßig ſeyn, euch eine Anleitung zu geben, wie ihr dieſelben erweitern und beſtätigen könnet. Dieſes werdet ihr ſelbſt am beſten lernen, wenn ihr mit den beſten Geſchichtſchreibern derſelben fleißig umgehet. Und auch an dieſen werdet ihr einen Vorzug jener alten Geſchichte bemerken, der ihr einen neuen Glanz ertheilet. Sie iſt nämlich von großen und ſcharfſinnigen Männern auf eine meiſterhafte Art bearbeitet worden; da hingegen die neuern Geſchichtſchreiber bey einem vielleicht größern Fleiße und mehrerer Vollſtändigkeit ihrer Nachrichten, doch meiſtentheils lange nicht an die gründlichen und erhabenen Schönheiten der Alten reichen. Welche Muſter von Geſchichtſchreibern ſind nicht, um nur einige zu nennen, Polybius und Xenophon! Tacitus und Livius! Und wie wenige haben wir unſerer Seits, die mit einem Thuano verglichen werden können! — Doch, die chriſtliche Geſchichte hat ſo viele Reizungen, ſie iſt an erheblichen und merkwürdigen Veränderungen ſo reich, und ihre Kenntniß bringt einen ſo unmittelbaren Nutzen für unſer und jedes künftige Zeitalter hervor, daß die Mühe, ſie aus Schriftſtellern von gar verſchiedenen Werthe zu ſammeln, genugſam dadurch belohnet wird. Ich bin bereit, euch

von

von derſelben, nach eurem Verlangen ein Gemählde zu entwerfen, aus welchem ihr wenigſtens urtheilen könnet, wie viel ſie in ſich faſſe, das eurer Unterſuchung würdig iſt. Ihr werdet hier eine Religion ſehen, die mit allen Zeichen eines göttlichen Urſprungs verſehen, mit einer unglaublichen Geſchwindigkeit ſich einen großen Theil der Welt unterwirft, und unter der Bedrückung eben ſo grauſamer Feinde im Innern der Kirche, als heftiger Verfolgungen von außen, über ſiebenzehn hundert Jahre ſiegreich ſtehen bleibt, ja immer herrlicher wird, je mehr ihre falſchen Bekenner ſie zu verunehren ſuchen. Ihr werdet auf den Trümmern des ſo berühmten Römiſchen Reichs ſich eine Anzahl neuer Königreiche und Staaten erheben ſehen, welche nach und nach Europa zum Sitze der wahren Religion, der weiſen Geſetze, der Sitten, Wiſſenſchaften und Künſte machen, und hingegen die blühendeſten Gegenden des Alterthums der traurigen Herrſchaft der Barbarey unterwerfen. In eben dieſer Geſchichte werdet ihr die ſchrecklichen Wirkungen von Unwiſſenheit, Aberglauben, blindem Eifer, Herrſchſucht und Verfolgungsgeiſte, mit den lebhafteſten Farben geſchildert erblicken. Eine neuentdeckte Welt, viele neue und rühmliche Erfindungen, die unerwarteſten Revolutionen in der Kirche und im Staate, werden euch rühren und vergnügen. Ihr werdet am Ende dieſer Geſchichte den Schluß machen können, daß die Menſchen zu allen Zeiten einerley geweſen ſind; daß es ihre Thorheit oder Bosheit ſey, welche dieſes kurze Leben unglücklich macht; daß das rühmliche Andenken wirklich großer Thaten und ſchäzbarer Verdienſte eben ſo wenig ſtirbt, als die Verabſcheuung der berühmteſten Ausſchweifungen und Verbrechen, wenn ſie gleich von Macht und ſcheinbarer Ehre begleitet waren; und inſonderheit, daß wir, je mehr wir

verfloßene Jahrhunderte der Welt vor uns liegen ſehen, mit deſto größerer Ueberzeugung bekennen müſſen, daß Gott allein weiſe und verehrungswürdig ſey.

Schüler. Da Sie nun im Begriff ſind, mich in eine Geſchichte zu führen, die das Gemüth mit ſo wichtigen Lehren erfüllet: ſo wünſchte ich, daß Sie eben ſo, wie Sie es bey der alten Geſchichte gethan haben, auch bey dieſer mir gleich Anfangs die berühmteſten Epochen ſagen möchten, nach welcher der ganze Zeitraum, welcher ſeit Chriſti Geburt verfloſſen iſt, in kleine Abtheilungen, zur Hülfe für das Gedächtniß zerlegt werden kann.

Lehrer. Ihr kommt mir mit eurem Verlangen zuvor: denn ich wollte eben davon den Anfang machen. Es giebt in der chriſtlichen Geſchichte ſo viele große und merkwürdige Begebenheiten, daß man ſie nach Anleitung derſelben, in viele Abſchnitte theilen könnte. Allein die Menge ſolcher Abtheilungen, fällt dem Gedächtniß eben ſo beſchwerlich, als der gänzliche Mangel derſelben. Ich will alſo nur gewiſſe Haupttheile dieſer Geſchichte feſtſetzen, unter welche die übrigen leicht gebracht werden können. Der erſte geht von Chriſti Geburt an bis auf die uneingeſchränkte Regierung Conſtantins des Großen, und begreift die erſten 324 Jahre der chriſtlichen Zeitrechnung. Der zweyte fängt ſich mit der Zeit an, da Conſtantin der Große der einzige Herr des römiſchen Reichs war, und endiget ſich mit der Theilung des Römiſchen Reichs durch Theodoſium den Großen in das Morgenländiſche und Abendländiſche, A. 395. Der dritte geht von dieſer Theilung bis zum Untergange des abendländiſchen Kaiſerthums, im Jahr 476. Der vierte erſtreckt ſich von der Zerſtörung des abendländiſchen Kaiſerthums

ſerthums bis auf den Muhamed, und die Stiftung ſeiner neuen Religion, im Jahre 622. Den fünften Theil rechne ich vom Muhamed an bis auf Carln den Groſſen, und das von ihm wiederhergeſtellte abendländiſche Kaiſerthum, im Jahre 800. Der ſechſte faßt die Zeit in ſich, welche ſeit Carln dem Großen bis auf Otto den Großen, der A. 936 zu regieren anfieng, und das Kaiſerthum auf die Deutſchen gebracht hat, verfloßen iſt. Der ſiebente geht von Otto dem Großen an bis auf den Anfang der Creuzzüge, im Jahre 1096. Der achte von den Creuzzügen bis auf den Schluß des ſogenannten großen Interregni, und Rudolphs von Habsburg Gelangung auf den Kaiſerlichen Thron, im Jahr 1272. Der neunte vom Rudolph von Habsburg, bis auf die Zerſtörung des orientaliſchen Kaiſerthums, im Jahre 1452. Der zehnte, vom Untergange des morgenländiſchen Kaiſerthumes bis auf die Reformation, welche im Jahr 1517 ihren Anfang nahm. Der eilfte, von der Reformation bis auf den Weſtphäliſchen Frieden, A. 1648. Der zwölfte, von dem Weſtphäliſchen Frieden bis zu dem Hubertsburger Frieden, im Jahr 1763. Von dieſen zwölf Perioden fängt alſo wiederum ein jeder mit einer denkwürdigen Epoche an. Ich will ſogleich den erſten, den herrlichſten unter allen, durchgehen.

Die größte und feyerlichſte Begebenheit, die jemals auf der Welt vorgefallen iſt, eröfnet dieſe ganze Geſchichte. Der Sohn Gottes wurde Menſch, um die Welt zu erlöſen. Dieſe ſo lang gewünſchte und erwartete, aber auch ſo deutlich beſtimmte Zeit, da ſolches geſchehen ſollte, war nunmehro gekommen. Es war die Zeit einer allgemeinen Blindheit in der Erkenntniß des wahren Gottes, ſelbſt das jü-

diſche Volk nicht ganz ausgenommen, welches die irrigſten Meynungen in ſeine Religion gemenget hatte. Aber eben dieſe Zeit war auch diejenige, in welcher die Wiſſenſchaften und Künſte den höchſten Grad erreicht hatten. Wenn alſo die Ankunft unſeres Heilandes in der erſtern Betrachtung damals geſchah, da gleichſam die Noth am dringendſten war: ſo erfolgte ſie auf der andern Seite zu einer Zeit, da ſich ſeine Religion nicht unter der Begünſtigung eines finſtern und leichtgläubigen Weltalters einſchleichen konnte, ſondern die Prüfung der ſcharfſinnigſten Köpfe ausſtand, und gar bald ihre ganze Verehrung erhielt. Ohngefähr vier tauſend Jahre waren ſeit der Schöpfung der Welt, und 754 ſeit der Erbauung der Stadt Rom verfloßen, als Chriſtus Menſch gebohren wurde. Das eigentliche Jahr ſeiner Geburt kann nicht mit Gewißheit ausgemacht werden; und man glaubt ordentlich, daß wir nach unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung etliche Jahre zu ſpäte zählen. Ihr begreift vielleicht nicht, wie es möglich ſey, daß eine ſolche Ungewißheit in Anſehung des Jahres und Tages der Geburt Chriſti unter den Chriſten ſelbſt entſtanden. Aber da die Berechnung von den Jahren der Welt ſchon damals verworren war; da die Gewohnheit, die Jahre von Chriſti Geburt an zu zählen, erſt im fünften Jahrhunderte darnach eingeführt worden; und da auch die Chriſten in den erſten drey hundert Jahren das Geburtsfeſt des Heilandes nicht zu feyern wagten: ſo iſt es nicht zu verwundern, daß das Jahr ſelbſt ſeiner Geburt nach und nach verdunkelt worden, und daß man ſich daran begnügt hat, die Wahrheit dieſer Begebenheit vorauszuſetzen, die auch nie von jemanden iſt angefochten worden. Genug, daß Chriſtus gerade zu derjenigen Zeit gekommen iſt, da er nach ſo vielen Weiſſagungen erwartet werden mußte. Herodes

rodes der Große führte eben damals den königlichen Titel
über Judäa, und man ſahe deutlich genug, daß das
Scepter von Juda, nach der Weiſſagung des Erzvaters
Jacob ſchon entwendet ſey. Er ſtarb in eben demſelben
Jahre, da unſer Heiland gebohren wurde. Hierauf wur-
de das jüdiſche Königreich unter ſeine drey Söhne Arche-
laus, Herodes Antipas, und Philippus, getheilet.
Allein, die Römer behielten darüber eine Art von Ober-
herrſchaft. Auguſtus regierte noch über das römiſche
Reich, welches damals faſt einer allgemeinen Ruhe genoß.
Doch ſeine letzten Jahre wurden noch unglück- Jahre
lich. Sein Feldherr Quintilius Varus nach
wurde von dem Fürſten der Cherusker, Ar- C. Geburt.
minius, geſchlagen, und dieſe Niederlage
machte der römiſchen Herrſchaft dieſſeits des 9
Rheins wieder ein Ende; ſo wie ſie überhaupt unſere alten
Germanier nie völlig unter ihre Botmäßigkeit haben brin-
gen können. Nach dem Tode dieſes Kaiſers, 14
den wir ordentlich nach ſeiner gütigen und ge-
rechten Regierung beurtheilen, ohne auf die Grauſamkeiten
zu ſehen, durch welche er ſich auf den Thron erhoben hat,
folgte ihm Tiberius, den er an Kindesſtatt angenommen
hatte, in der Regierung, und das Reich wurde bey der
Familie des Cäſars erblich. So lange ſein Vetter Ger-
manicus, den er an Sohnesſtatt angenommen hatte,
lebte, ließ er jede rühmliche Eigenſchaft an ſich blicken.
Dieſer junge Held, den die Römer und die Ausländer gleich
ſtark liebten und verehrten, überwand die Deut- 16
ſchen, und ſetzte ſeine Eroberungen bis an die
Elbe fort. Er war auch bereits im Begriff, wider die
Parther zu fechten. Allein, je beliebter er bey den Völkern
geworden war, deſto mehr hatte er ſich den Neid ſeines
Oheims

Oheims zugezogen; und man ſchreibt daher
19 mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſeinen Tod auf
die Rechnung deſſelben. Hierauf ergab ſich Tiberius
gänzlich den Wollüſten und der Trunkenheit. Sein Günſt-
ling Sejanus übte einige Zeitlang viele Bosheiten aus,
bis ihn der Senat auf Verlangen des Kaiſers, dem er
nach der Regierung trachtete, zum Tode verdammte. Un-
terdeſſen erſcheinet Johannes der Täufer,
28 der Vorläufer unſers Erlöſers; er tauft und
predigt Buſſe; er bereitet die Jüden zu dem nahen Em-
pfange des Meßias vor. Jeſus Chriſtus war von ſei-
nem zwölften bis zum dreyßigſten Jahre bey ſeinen Eltern
geweſen; und die göttliche Weisheit hat uns nichts von der
Geſchichte dieſes Theils ſeines Lebens wiſſen laſſen, weil
wir nur dasjenige erfahren ſollten, was er als unſer
Erlöſer und Lehrer gethan hat. Aber nun nahte ſich die
Zeit ſeines Lehramtes. Er wurde vom Jo-
30 hannes in der Wüſten getauft; und fieng an,
die großen Abſichten zu erfüllen, wegen welcher er in die
Welt war geſandt worden. Er lehrte das jüdiſche Volk,
und in demſelben jede künftige Nachwelt, den Willen Gottes
von ihrer Seligkeit, der durch ihn ſollte ausgeführt werden.
Er beſtätigte die Göttlichkeit ſeiner Lehre durch die erhaben-
ſten Wunder, die alle von einer wohlthätigen Art waren.
Er ſtellte endlich das vollkommenſte Muſter von Heiligkeit
und Tugend an ſich zur Nachahmung dar. Doch die
Jüden ärgern ſich an ſeiner niedrigen Geſtalt, die ihren
falſchen Begriffen von der Perſon des Meßias nicht ge-
mäß war, und die Geiſtlichkeit befürchtet von ihm den Um-
ſturz ihrer Religion. Sie verfolgen ihn, und er wird
endlich im vierten Jahre ſeines Lehramts, nach-
33 dem er ſich freywillig ſeinen Feinden überlaſſen,
deren

deren Gewalt er bisher leicht entwichen war, gecreuziget. Sein Leiden und Sterben iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht verdienſtlich. Sein Todt war mit Zeichen der göttlichen Majeſtät, und unter andern mit einer wunderbaren allgemeinen Sonnenfinſterniß begleitet. Am dritten Tage gieng er aus ſeinem Grabe wieder heraus, er erſchien ſeinen Jüngern, und fuhr in ihrer Gegenwart gen Himmel. Gleich darauf ſandte er den heiligen Geiſt über die Apoſtel, um ſie zur Fortpflanzung ſeines Glaubens tüchtig zu machen. Sie predigten denſelben zu Jeruſalem mit erſtaunlichem Fortgange; und die daſige Kirche wurde die Mutter aller übrigen chriſtlichen Gemeinen. Aber die Verfolgung ſtellte ſich eben ſo frühzeitig ein. Der heilige Stephanus wurde der erſte Märtyrer oder Blutzeuge für die Religion Jeſu. Paulus hingegen wird aus einem grimmigen Feinde derſelben, einer ihrer vornehmſten Lehrer. Tiberius, den man nur Biberius nannte, endig-
te um dieſe Zeit ſein ſchimpfliches Leben. 37
Cajus Caligula, ein Sohn ſeines Brudernſohnes, des Germanicus, wurde hierauf Kaiſer. Seine Regierung war eine Vermiſchung von unſinniger Thorheit und Grauſamkeit. Er nöthigte den Macron, dem er die
Crone ſchuldig war, ſich ſelbſt das Leben zu 38
nehmen. Nach Gallien unternahm er einen
vergeblichen Feldzug, und ließ ſeine Soldaten 40
daſelbſt nichts weiter thun als Schnecken ſammlen. Damals war es auch, daß die Jünger Chriſti zu Antiochien zuerſt den Namen der Chriſten erhielten. Paulus fieng ſeine vielen Reiſen zum Dienſte des Evangelii an; und die Apoſtel nebſt ihren Schülern pflanzten eine Menge Gemeinen unter den Heiden. Paulus ſtiftete die chriſtliche Gemeine zu Rom; Marcus die zu Alexandrien, einer andern

Hauptſtadt des Reichs; in Aſien, Griechenland und verſchiedenen Ländern von Europa wurden ebenfalls Gemeinen angelegt; alles mit einer Schnelligkeit, welche eine göttliche Unterſtützung anzeigte. Caligula wurde
41 vom Cheräa umgebracht. Allein Claudius, ein Bruder des Germanicus, der ihm nachfolgte, beſſerte den Staat wenig. Er war beydes am Leibe und am Verſtande ſchwach. Seine laſterhafte Gemahlinn Meſſalina brachte ihn zu vielen Grauſamkeiten, bis er ſie endlich tödten ließ. Herodes Agrippa verſolgte die Chriſten zu Jeruſalem, um die Freundſchaft der Juden zu gewinnen; ließ den heiligen Jacobum tödten, und Petrum ins Gefängniß werfen, den aber ein Engel befreyete. Der Kaiſer gieng nach England,
43 und unterwarf ſich daſſelbe in ſechszehn Tagen. Er jagte alle Juden aus Rom, und ließ das Volk daſelbſt zählen, welches 1544000 Bürger ſtark war.
49 Zu Antiochia entſtand unter den Chriſten ein Streit über die Haltung des Cärimonialgeſetzes. Die Gemeine ſchickte Paulum und Barnabam nach Jeruſalem, um ſich daſelbſt bey den Apoſteln, Aelteſten und der Gemeine Raths zu erholen. Die Gemeine zu Jeruſalem kam zuſammen, und nachdem ſonderlich Petrus und Jacobus die Entſcheidungsgründe dieſer Streitigkeit vorgetragen hatten, wurde nach denſelben an die Gemeine zu Antiochien geſchrieben. Man iſt gewohnt dieſe Verſammlung ein Concilium, und zwar das erſte unter den Chriſten zu nennen; aber man ſchränkt den Namen einer Kirchenverſammlung zu ſehr ein, wenn man ihn hier gebraucht. Auf Verlangen der zweyten Gemahlinn des Kaiſers, Agrippina, wurde darauf eine Colonie von alten
50 Soldaten in die Stadt der Ubier geſandt, welche

welche davon den Namen Colonia Agrippina, Cölln, bekommen hat. Nach dem Tode des Claudius wurde Domitius Nero, ein Sohn 54
der Agrippina, den er an Kindesſtatt angenommen, und dagegen ſeinen Sohn Britannicus enterbt hatte, ſein Nachfolger. Nichts war löblicher als die erſten Jahre ſeiner Regierung. Vielleicht war es Verſtellung, vielleicht auch Furcht vor ſeiner Mutter, und Hochachtung für ſeinen Lehrer, den Seneca. Aber bald brach ſeine ganze tyranniſche Gemüthsart aus, und machte ihn zum Abſcheu ſeiner und der folgenden Zeiten. Er ließ ſeinen Bruder Britannicus mit Gift hinrichten. Seine Mutter beſchimpfte er, und ließ ſie endlich töd- 55
ten. Er überließ ſich auch allen Arten von Ueppigkeiten. Seine Waffen waren in den Morgenländern unter dem Corbulo glücklich. Tiridates, 58
König von Armenien, wurde aus ſeinem Lande verjagt, gefangen, und ſahe ſich gnöthiget, 63
ſeine Crone aus den Händen des Nero auf eine demüthigende Art zu empfangen. Der Kaiſer ließ hierauf Rom anzünden, damit ſo viele alte und ſchlechte Gebäude deſſelben neu gebaut werden möchten, 64
und er ſah von einen hohen Thurme zu, um ſich eine Vorſtellung von dem brennenden Troja machen zu können. Da ihn dieſes tolle Verfahren verhaßt machte: ſo ſchob er die Schuld der Feuersbrunſt auf die Chriſten, und bediente ſich dieſes Vorwandes, ſie zu verfolgen. Er ließ eine Menge derſelben durch grauſame Martern zu Rom hinrichten, und vermuthlich erlitten ſie außer dieſer Hauptſtadt ein gleiches Schickſal. Dies iſt die erſte Verfolgung, die ein Kaiſer gegen die Chriſten erregt hat, und in der Petrus und Paulus ihr Leben verlohren haben. Man zählte

ſonſt zehn Hauptverfolgungen der Chriſten, die von eben ſo vielen Kaiſern über ſie verhängt worden wären. Allein dieſe Zahl iſt ohnſtreitig unrichtig. Denn es hat nie zehn allgemeine, auf Kaiſerlichen Befehl ergangene, und lang anhaltende Verfolgungen gegeben. Der geringern hingegen iſt eine weit größere Anzahl geweſen, und jene zehn ſind nur durch gewiſſe Umſtände vor andern berühmt geworden.

Schüler. Hier erlauben Sie, daß ich Sie unterbrechen darf. Ich habe bereits vieles von den Verfolgungen der erſten Chriſten gehört, und gedenke dieſelben durch Ihren Vortrag bald noch beßer kennen zu lernen. Allein, ſeitdem ich gewohnt bin, nachzudenken, iſt es mir unbegreiflich, wie man die Bekenner einer ſo heiligen und dem menſchlichen Geſchlechte ſo vortheilhaften Religion; Leute, die ſo ſtreng und unſchuldig gelebt, ſo gute Bürger und Unterthanen geweſen ſind, mit ſo vieler Erbitterung habe verfolgen, und zu den ſchmerzlichſten Lebensſtrafen verurtheilen können?

Lehrer. Eure Bedenklichkeit iſt nicht ohne Grund; zumal, wenn es euch bekannt iſt, daß die Römer ſonſt niemals jemanden der Religion wegen gedrückt oder gar hingerichtet haben. Aber bey den Chriſten vereinigten ſich verſchiedene Umſtände, ſie den Römern verhaßt zu machen, und als gefährliche Leute vorzuſtellen. Sie ſahen, daß dieſelben die herrſchende Religion des Reichs, mit welcher die Staatsverfaſſung genau verbunden war, verachteten, und mit Spöttereyen angriffen. Sie fanden in der chriſtlichen Religion nichts ähnliches und gemeines mit irgend einer andern auf der Welt; und eben dadurch ward ſie ihnen deſto verdächtiger. Unzählige Menſchen, die bey dem

heydni=

heydniſchen Götzendienſte ihren Unterhalt reichlich fanden, merkten, daß ſie das Chriſtenthum überflüßig machte, und ihnen ihren Unterhalt raubte. Daher ſieht man viele aufrühreriſche Bewegungen wider die Chriſten, die von den Götzenprieſtern, und von dem gemeinen Volke geſtiftet worden ſind. Dazu kamen endlich noch die häßlichſten Verleumdungen, welche zuerſt von den Juden gegen die Chriſten aufgebracht, ſodann aber von den Heiden angenommen und mit neuen vermehrt worden ſind; Beſchuldigungen, welche zum Theil durch die geheime Art des chriſtlichen Gottesdienſtes, und durch die ſo wenig ſinnliche Geſtalt dieſer himmliſchen Religion, ſcheinbar wurden. Wenn man nicht entweder alles dieſes zuſammen nimmt, oder eine dieſer Urſachen auf die Beyſpiele der Verfolgungen gehörig anwendet: ſo läßt ſich die Geſchichte derſelben in der That weit ſchwer erklären. Aber wie ſehr ſeyd ihr nicht ſchuldig, die göttliche Weisheit zu bewundern, welche der kaum entſtandenen chriſtlichen Kirche ſo heftige Verfolgungen, und ein ſo mächtiges Heer von Feinden zugeſchickt hat; gewiß nur, um zu zeigen, daß es nicht an menſchlicher Gewalt und überwiegenden Kräften gelegen habe, wenn die Religion Jeſu Chriſti nebſt ihren Bekennern gleich anfangs nicht iſt ausgerottet worden. Ja, was noch mehr iſt, eben dieſe Verfolgungen vermehrten die Anzahl der Chriſten. Dieſe übernatürliche Freudigkeit und Standhaftigkeit, mit welcher ſo viele tauſend derſelben in den Tod giengen, den ſie mit dem geringſten Zeichen der Abgötterey vermeiden konnten, rührte ihre Feinde und alle unpartheyiſchen Zuſchauer gar oft auf eine unwiderſtehliche Art. — Doch, ich kehre wieder in die Ordnung der Geſchichte zurück. Nero zog ſich durch ſeine Grauſamkeiten den allgemeinen Haß zu. Piſo ſtiftete daher eine

65 Verſchwörung wider ihn; ſie wurde aber ent-
deckt, und dieſer nebſt ſeinen Mitſchuldigen,
darunter auch der Weltweiſe Seneca, der Lehrmeiſter des
Nero war, umgebracht. Die Juden ſchlugen ſeinen
Statthalter in Syrien, Ceſtius Gallus, da er Jeruſa-
lem belagerte, in die Flucht, und wählten ſich den Jo-
ſephus Gorionides zum Feldherrn. Der Kaiſer ſchick-
67 te daher den Veſpaſianus wider ſie, welcher
nebſt ſeinem Sohn Titus verſchiedene Vorthei-
le über ſie erhielt. Zu Jeruſalem ſelbſt entſtanden blutige
Unruhen, welche den Untergang der Stadt beförderten.
68 Gallien und Spanien empörten ſich wider den
Kaiſer; der römiſche Senat verdammte ihn als
einen Feind des Vaterlandes zum Tode; und da der Tyrann
ſich von aller Welt verlaſſen ſieht: ſo vollſtreckt er dieſes
Urtheil an ſich ſelbſt. Galba, Statthalter in Spanien,
wird hierauf Kaiſer; aber bald darauf wird Otto in Luſi-
69 tanien, Vitellius in Teutſchland, Veſpaſia-
nus im Orient, von den Soldaten zum Kaiſer
ausgerufen. Es giengen die Zeiten an, da die Legionen
ſich das Recht zueigneten, das Kaiſerthum zu beſetzen; eine
gewaltthätige Freyheit, welche die Verwirrung des Reichs,
das durch ſo viele ſchwache und laſterhafte Regenten ſchon
ſo viel von ſeinem Anſehen verlohren hatte, um ein großes
vermehrte. Otto bemächtiget ſich zuerſt des Reichs,
und läßt den Galba tödten. Er wird hinwiederum
vom Vitellius geſchlagen, und nimmt ſich hier-
auf, nachdem er nur drey Monathe regiert, ſelbſt das Le-
ben. Vitellius überlebt ihn nur kurze Zeit; er wird
zu Rom auf eine ſchmähliche Art umgebracht. Hierauf
70 folgt endlich Veſpaſianus, ein löblicher Fürſt,
unter welchem der Krieg wider die Juden ge-
endigt

endigt wurde. Sein Sohn **Titus** belagert Jeruſalem,
verbrennt den Tempel am 5 Auguſt, und zerſtört die
Stadt am 31ſten. Die Juden werden in die ganze Welt
zerſtreut. Hiermit geht die Weiſſagung des Erlöſers, und
lange vorher des Propheten **Daniel**, von dem Untergange
dieſer Stadt und Republik, in ihre vollkommene Erfüllung.
Die Schätze des Tempels von Jeruſalem werden vom
Veſpaſianus in den neugeweihten Tempel
des Friedens gelegt. Sein Sohn **Titus** 75
kommt hierauf zur Regierung, und übertrift
den Ruhm ſeines Vaters. Er iſt derjenige, 79
der einen Tag vor verlohren hielt, an welchem er nieman-
den eine Wohlthat erwieſen hat: eine Denkungsart, welche
die Geſchichte nicht oft genug erzählen kann. Er wurde die
Liebe und das Vergnügen des menſchlichen Geſchlechts ge-
nannt. Unter ihm legt der Berg **Veſuvius** durch einen
erſchrecklichen Ausbruch von Flammen die Städte **Pom-
peja** und **Heraclea** in die Aſche. Er läßt das Amphi-
theatrum zu Rom bauen, deſſen Reſte man noch unter dem
Namen des **Coliſeo** ſo ſehr bewundert. Die- 81
ſer gütige Herr ſtirbt an beygebrachten Gifte.
Man hat ſeinen Bruder und Nachfolger, den **Domitia-
nus**, deswegen in Verdacht. Dieſer erneuerte in ſeiner
Perſon die Schandthaten des **Nero**, und ſonderlich die
Grauſamkeit deſſelben. Er bekam einen Krieg 88
mit den Daciern, und gieng auf ihren König
Decebalus loß; aber er machte bald mit demſelben einen
ſchimpflichen Frieden, indem er denſelben zuerſt unter allen
Kaiſern mit Geld erkaufte, und das römiſche Reich da-
durch verächtlich machte. Auch er erregte eine
ſcharfe Verfolgung wider die Chriſten. Er 94
ließ den **Flavius Clemens**, ſeinen Gehülfen im Conſu-

 lat,

lat, tödten, weil er er ein Chriſt war. Der heilige Johannes ſtand damals allerley Martern aus, und wurde endlich auf die Inſel Pathmus verwieſen, wo er ſeine Offenbarung ſchrieb. Tertullian erzählt ſogar, daß er in einen Keſſel ſiedenden Oels geworfen worden, und unbeſchädiget aus demſelben gekommen ſey. Domitianus, ob er gleich keine muthige That verrichtete, ließ doch häufige Triumphe zu Rom halten, und trieb ſeinen Unſinn ſo weit, daß er ſich auf Münzen den Namen eines Gottes und Herrn beylegen ließ. Wenn er ohne Geſellſchaft war, ſo beſchäftigte er ſich damit, daß er die Fliegen, die ſich in ſeinem Gemach befanden, mit einem ſpitzigen Eiſen an
96 die Wand ſpießte. Er wurde endlich auf Anſtiften ſeiner Gemahlinn, die er ſelbſt ſchon zum Tode beſtimmt hatte, umgebracht, und mit ihm gieng das Flaviſche Geſchlecht, das bisher regiert hatte, zu Ende. Das Reich ſchöpfte eine große Hofnung, da Nerva nach ihm den Thron beſtieg. Ob gleich dieſer Herr durch ſein Alter gehindert wurde, ſich der öffentlichen Angelegenheiten lebhaft genug anzunehmen, ſo regierte er doch löblich, und verband, wie Tacitus ſagt, zwey bisher verſchiedene Dinge, die Oberherrſchaft eines Monarchen, und die Freyheit. Es wird ihm auch zu einem beſondern Ruhme angerechnet, daß er den Trajanus an Kindesſtatt und zu ſeinem Nachfolger angenommen hat: durch welchen er ſich eine Stütze, und dem Reiche ein vortrefliches Oberhaupt verſchafte. Nachdem er nur ſechszehn Monathe re-
98 gieret, folgte Trajanus auf ihn. Er erfüllte jede Erwartung der Römer; er gab dem Reiche ſein verlohrnes Anſehen wieder, und verdiente durch ſeine Güte und Liebe zur Gerechtigkeit, daß ihm der Senat den Nahmen des beſten Fürſten beylegte. Er bekriegte den

den König der Dacier, Decebalus, und demü- 102
thigte ihn dergeſtalt, daß er ſich ſelbſt das Le-
ben nahm. Dacien wird darauf zur Römiſchen Provinz
gemacht. Er bezeigte ſich auch gegen die Chriſten nicht
ganz unbillig. Da ihm der jüngere Plinius, welcher
Statthalter in Bithynien war, von ihrer Verfaſſung in
dieſem Lande Nachricht gab, und bey ihm anfragte, wie
er mit ihnen umgehen ſollte: ſo befohl ihm Trajanus,
ſie nicht ausdrücklich aufſuchen zu laſſen; diejenigen, welche
angegeben und überwieſen würden, daß ſie Chriſten wären,
zu beſtrafen; denenjenigen hingegen, die den Göttern opfer-
ten, Gnade wiederfahren zu laſſen. In den Morgenlän-
dern ſetzte der Kaiſer ſeine Eroberungen weiter 106
fort; er unterwarf ſich Armenien, die Iberier,
Sarmatier, und andere Völktr; gab den Parthen einen
König, und machte auf dieſer Seite den Tigris zum Grenz-
fluße des Reichs. Eben da er ſich in jenen Gegenden be-
fand, wurden die Chriſten daſelbſt verfolgt, 107
und er ſcheint ſolches wenigſtens haben geſche-
hen zu laſſen: wo es ihm ja genugſam bekannt war. Da-
mals wurde der ehrwürdige Biſchof von Antiochien,
Ignatius, nach Rom gebracht, und daſelbſt in dem
Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen; und der
Biſchof von Jeruſalem, Simeon, wurde in einen Alter
von hundert und zwanzig Jahren ans Creuz geſchlagen.
Die Juden von Cyrene griffen um dieſe Zeit, 116
nachdem ſie den bitterſten Haß, den ſie gegen
ihre Unterdrücker hegten, lange verborgen hatten, dieſelben
plötzlich an, und tödteten beynahe 200,000 Griechen und
Römer, wobey ſie Grauſamkeiten begiengen, welche Ent-
ſetzen erregen. Sie richteten in Aegypten und Cypern
eine ſchreckliche Verwüſtung an. Trajanus ließ ſie durch

117 den Martius Turbo zu paaren treiben, und ſtarb kurz darauf. Hadrianus ſein Nachfolger, war würdig es zu ſeyn, ob er ihn gleich nicht völlig nachahmte. Da er glaubte, daß Trajanus die Gränzen des Reichs zu ſehr erweitert hätte, als daß die äußerſten Theile deſſelben ſicher genug konnten erhalten, und unterſtützt werden: ſo gab er ſogleich Armenien, Meſopotamien und Syrien den Parthen wieder; und der Euphrates wurde wiederum im Orient der Gränzfluß des Reichs. Wenn man hierinnen ſeine Klugheit loben muß: ſo kann man doch nicht unterlaſſen zugleich zu bemerken, daß ein Reich, dem ſeine Größe beſchwerlich wurde, nothwendig in Verfall gerathen mußte, wenn es nicht lauter weiſe und tapfere Regenten hatte. Hadrianus gehörte unter dieſe Anzahl. Er ließ jedermann Gerechtigkeit wiederfah-
120 ren, beſichtigte ſelbſt alle Provinzen des Römiſchen Reichs, und ſtrafte die Statthalter, welche ihr Amt übel verwalteten. Nur ſeine Ausſchweifungen gegen den Antinous ſeinen Günſtling, haben ihn ent-
123 ehret. Er war ſo weit entfernt, die Chriſten zu verfolgen, daß er vielmehr an den Minucius Fundanus, Proconſul in Aſien ſchrieb, er ſollte niemanden von den Chriſten zum Tode verdammen, außer diejenigen, welche wirklicher Verbrechen ſchuldig wären; und ihre Ankläger, die ſie keines Verbrechens überführen könnten, ſollten hart beſtraft werden. Vielleicht war das Gemüthe des Kaiſers durch die Schutzſchriften eingenommen worden, welche Quadratus, Biſchof zu Athen, und Ariſtides, ein chriſtlicher Philoſoph daſelbſt, ihm für ihre Glaubensgenoſſen überreicht hatten. Er ließ hierauf Je-
130 ruſalem wieder aufbauen, nannte es Aelia Capitolina, und ſandte eine Colonie dahin.

Den Juden gieng es ungemein nahe, ihre Stadt von Heyden bewohnt und Götzenopfer daſelbſt gebracht zu ſehen. Sie erregten daher einen allgemeinen Aufſtand, ſonderlich in Judäa, und ſetzten ſich in einen ſolchen Vertheidigungsſtand, ſogar an unterirdiſchen Oertern, daß man ihre äußerſte Verzweifelung deutlich daran erkannte. Ein gewiſſer Barcocheba oder Bencochab, der ſich für den Meßias ausgab, war ihr Anführer. Denn überhaupt erkannten ſie wohl, daß die Zeit, da der Meßias kommen ſollte, lange vorhanden ſey. Der Kaiſer ſandte 131
den Julius Severus wider ſie, welcher dieſes hartnäckige Volk nach vieler Mühe gänzlich zu Boden warf, und gegen 580000 derſel- 135
ben tödtete. Den Juden wurde darauf aufs ſchärfſte verboten, ſich der Stadt Aelia zu nähern, und es wurden alle Spuren der alten Stadt und des Tempels vernichtet. Hadrianus nahm kurz vor ſeinem Tode den Ar- 138
rius Antoninus an Sohnesſtatt an, und gab ihm den Namen Pius, doch mit der Bedingung, daß er dem Annius Verus und Marcus Aurelius ein gleiches ſollte wiederfahren laſſen. Antonin der Fromme kam nun zur Regierung. Er führte ſeinen Beynahmen mit Recht. Voll Liebe zum Frieden lebte er auch als Kaiſer in der herablaſſenden Geſtalt einer Privatperſon. Die Chriſten wurden zwar unter ſeiner Regierung verfolgt; aber 140
nicht auf ſeinen Befehl oder Willen. Doch ſie hatten auch mit den innerlichen Feinden ihrer Kirche genug zu ſtreiten. Seit den Tagen der Apoſtel hatte es Irrgläubige gegeben, welche die chriſtliche Lehre verfälſchten, und nach ihrem Willkühr einrichteten; aber um dieſe Zeit fiengen ſie an häufiger und gefährlicher zu werden.

Schüler. Sind es nicht dieſe Leute, denen man den Namen der Kätzer beylegt? Woher mag wohl derſelbe ſeinen Urſprung haben? Und wie kommt es, daß man eine ſo große Menge ſolcher Irrlehrer in der Kirchengeſchichte aufzuweiſen hat?

Lehrer. Ihr thut dieſe Fragen an einem ganz bequemen Orte. Der Nahme der Kätzer ſchreibt ſich von einer beſondern irrgläubigen Gemeine im eilften Jahrhunderte her, welche eigentlich Cathari oder Gazari genannt wurden; Wörter, aus denen man den allgemeinen Nahmen Kätzer gebildet hat. Nichts iſt weniger zu bewundern, als daß die chriſtliche Kirche ſeit ihrem Anfange dergleichen Perſonen entweder in ihrem Schooße genähret, oder auswärts hat dulden müſſen, die theils zu kurzſichtig waren, die wahre chriſtliche Lehre zu faſſen, theils zu ſehr mit ſchwärmender Einbildungskraft, Stolz oder Neuerungsſucht erfüllet waren, als daß ſie ſich in Anſehung derſelben bloß an das Wort Gottes und die Predigt der Apoſtel hätten halten ſollen. In der Folge wurde jedoch dieſer Name zu freygebig ausgedähnt, und man gab ihn auch alsdenn einem jeden, der die Lehre der Kirche nicht völlig annahm, da ſich dieſe nicht mehr rühmen konnte, die erſte Lauterkeit der Religion beybehalten zu haben. Ich will euch hier kein weitläuftiges Verzeichniß der erſten Irrlehrer unter den Chriſten geben; aber ſie dürfen euch doch nicht völlig unbekannt ſeyn, bis ihr dereinſt die Geſchichte eurer Religion fleißiger ſtudiert: eine Geſchichte, in welcher kein Chriſt unwiſſend ſeyn ſollte. Ein Theil der aus dem Judenthum bekehrten Chriſten, erregte die erſten Streitigkeiten in der Kirche, durch ihren übertriebenen Eifer für die Beobachtung des moſaiſchen Geſetzes. Zwey

Secten

Secten welche daraus entſprungen, die Nazaräer und die Ebioniten, waren ſchlimmer als der übrige Haufen. Andere einzelne Irrlehrer ſtifteten noch wenig Bewegungen. Simon der Zauberer, den ſo viele den erſten Kätzer nennen, war mehr ein Ungläubiger und Betrüger. Aber am meiſten litte die Kirche von den Gnoſticis. Dieß iſt der allgemeine Name einer Menge von Secten, welche die chriſtliche Religion nach den Begriffen einer abentheuerlichen morgenländiſchen Philoſophie verunſtalteten. Nie haben vielleicht die Menſchen die geoffenbarte Religion mit thörichtern Träumereyen vermiſcht, als eben dieſe Secten. Die älteſte unter ihnen war die Cerinthianiſche. Allein im zweyten Jahrhunderte ſtieg ihre Anzahl und ihr Unſinn viel höher. Dazu kamen noch andere, welche, wenn ſie gleich von jenen in den Grundſätzen abwichen, doch die Kirche durch ihre Irrthümer nicht weniger beunruhigten. Und wenn es wahr iſt, daß die meiſten dieſer Irrgläubigen auch ein laſterhaftes Leben geführet haben, ſo werdet ihr einſehen, daß diejenigen Irrthümer die betrübteſten ſind, die auf das Herz einen Einfluß haben. Mehrere derſelben fallen in die Zeit des Kaiſers Antonins des Frommen, bey welchem ich ſtehen geblieben bin. Tatianus war nicht nur ein Gnoſticus, ſondern auch ein zu ſtrenger Sittenlehrer, der den Eheſtand, das Fleiſcheſſen und den Wein vor verboten gehalten wiſſen wollte. Cerdo und Marcion, die auch zu jenen morgenländiſchen Philoſophen gehören, mißhandelten inſonderheit die Bücher der heil. Schrift. Montanus rühmte ſich, denjenigen Tröſter empfangen zu haben, den Chriſtus ſeinen Apoſteln verheißen hatte, und gieng mit ſeinen Anhängern in den Forderungen der Sittenlehre viel weiter, als es nach der Offenbarung gerechtfertigt werden kann.

Ich

Ich kehre nun von dieſer Ausſchweifung, die mir nöthig geſchienen hat, um den Zuſtand der chriſtlichen Kirche nicht ganz aus den Augen zu verlieren, in den Zuſammenhang der Geſchichte zurück.

161 Nach dem Antonin der Fromme geſtorben war, regierten Marcus Aurelius Antonius, und Lucius Aelius Verus gemeinſchaftlich. Jener führt wegen ſeiner großen Liebe zu den Wiſſenſchaften, den Beynahmen des Philoſophen, und das Buch, welches er an ſich ſelbſt gerichtet hat, iſt ein bleibender Beweiß davon. Verus ſtritte glücklich wider die Parther. Aber die Chriſten hatten unter dieſen Kaiſern ſehr
163 viel auszuſtehen. Antonin ſcheinet den Philoſophen allzu vieles Gehör wider ſie gegeben zu haben. Polycarpus, Biſchoff zu Smyrna, und Juſtin der Märtyrer, oder der Philoſoph, zwey der ehrwürdigſten Lehrer, wurden damals ums Leben gebracht. Der erſtere von beyden hatte noch vorher an dem großen Streite über das Oſterfeſt, das iſt über die Zeit, wenn der Gedächtnißtag des Todes und der Auferſtehung Chriſti ſollte gefeyert werden, einen Antheil genommen. Hierauf
169 ſtarb der Kaiſer Verus, und Antonin fieng den Krieg mit den Marcomannen und Qua-
174 den an. Dieſer wurde ſonderlich durch den wunderbaren Regen berühmt, den die Chriſten unter ſeinem Kriegsheere während deſſelben durch ihr Gebet erlangten; da eben das Heer wegen Mangel am Waſſer in der äußerſten Noth war. Man hat dieſe Erzählung mit einigen unrichtigen Umſtänden bereichert, und es iſt inſonderheit falſch, daß die chriſtliche Legion, auf deren Gebet dieſer Regen, der mit Blitzen erfolgt ſeyn ſoll, erſt deswegen

wegen die donnernde Legion ſey genannt worden. Die Chriſten empfanden darum keine Erleichterung ihrer alten Drangſale. Zu Lyon gieng die 177
berühmte Verfolgung vor ſich, welche dieſe Gemeine beynahe ganz zu Grunde richtete, und die zu Vienne hatte kein beſſeres Schickſal. Antonin ſtirbt endlich, und ſein Sohn Commodus tritt an ſeine 180
Stelle, der aber ſeinem Vater unähnlich iſt. Die Wolluͤſte waren ſeine Beſchäftigung, und man glaubt, daß es ſeine Beyſchläferinn Martia geweſen, welche ihn abgehalten habe, die Chriſten zu verfolgen. Er entdeckte eine doppelte Verſchwörung, die wider 185
ihn war errichtet worden. Aber er war bereits jedermann verhaßt; und es folgte alſo die dritte, deren Würkung dieſe war, daß ihn Mar- 192
tia vergiftete. Pertinax wird zwar von den 193
Soldaten, und wider ſeinen Willen zum Kaiſer ausgerufen; allein, da er eine ſtrenge Kriegszucht zu behaupten ſucht, ermorden ſie ihn zwey Monate darauf. Das Kriegsheer verkaufte hierauf das Kaiſerthum an den Didius Julianus; er wird aber ebenfalls nach ein paar Monaten getödtet. Nach ihm maßten ſich L. Septimius Severus, Peſcennius Niger, und Clodius Albinus des Reichs an. Severus iſt der glücklichſte, und die beyden andern verlieren 195
ihr Leben mit ihrer Gewalt. Die oben gedachte Streitigkeit über das Oſterfeſt, oder viel- 198
mehr über den Sterbetag unſers Erlöſers, ward von neuem aufs heftigſte rege. Der Biſchoff von Rom, Victor, will die morgenländiſchen Gemeinden zwingen, die Gewohnheit der abendländiſchen anzunehmen, und das Oſterfeſt allemal an einem Sonntage zu feyern; allein er

erreichte

erreicht ſeinen Endzweck nicht. Severus
200 führt mit den Parthern und andern morgen-
ländiſchen Völkern glückliche Kriege. Er verfolgt aber
auch die Chriſten in Aegypten und Africa, nachdem ſolches
ſchon vorher ohne ſeinen Befehl von dem Proconſul in Afri-
ca, Scabula, geſchehen war. Tertullianus ſchrieb da-
mals ſeine vortreflichen Schutzſchriften für die Chriſten.
In England endigte der Kaiſer den Krieg
209 glücklich, und ſetzte darauf den Theil dieſes
Landes, den die Römer beſaßen, durch eine lange Mauer
in Sicherheit. Sein Sohn Antoninus
210 Baßianus, mit dem Zunahmen Caracalla,
den er bereits zum Kaiſer hatte ernennen laſſen, trachtete
ihm nach dem Leben. Der Vater, als er dieſes erfuhr,
ſtarb vor Betrübniß. Der unnatürliche Sohn folgte ihm
in der Regierung, die er mit Mordthaten anfieng, und
unter denſelben fortführte. Er ließ ſeinen Bruder Geta,
mit dem er zugleich regieren ſollte, in den Ar-
212 men ſeiner Mutter, nebſt vielen andern Perſo-
nen tödten; und der berühmte Rechtsgelehrte Papinia-
nus mußte gleichfals den Kopf verlieren, weil er dieſen
Brudermord nicht ſchriftlich entſchuldigen wollte. Der
Kaiſer überfiel den Artabanus, König der
216 Parther, und bemächtigte ſich ſeines Landes.
Allein er ſelbſt wurde auf Anſtiften des Opi-
217 lius Macrinus ermordet. Dieſen rief das
Kriegsheer zum Kaiſer aus; aber ſeiner Grau-
218 ſamkeit wegen ſchafte man ihn nebſt ſeinem
Sohne und Mitregenten Diadumenus, ſchon im folgenden
Jahre aus der Welt. Auf ihn folgte Antoninus Helio-
gabalus, der nur durch ſchändliche Ausſchwei-
222 fungen bekannt geworden iſt. Er wurde in
einem

einem Soldatenaufſtande getödtet, da er ſeinen Vetter, den Alexander Severus, aus dem Wege räumen woll- ten; und man warf ihn nebſt ſeiner Mutter in die Tiber. Alexander war endlich wiederum ein Beyſpiel von einem lobenswürdigen Fürſten. Seine Mutter Mammäa, die dem Chriſtenthume geneigt war, brachte ihm gleiche Ge- ſinnungen bey. Er erlaubte daher den Chriſten eine freye Religionsübung, und verehrte Chriſtum ſelbſt einigermaſ- ſen unter ſeinen Hausgöttern. Er gab vor- 225
trefliche Geſetze. Das Parthiſche Reich nahm zu ſeiner Zeit ein Ende. Der Perſer Arta- 233
xerxes ſchlug die Parther dreymal; und ihr König Artabanus kam dabey ums Leben; worauf das Reich der Perſer wieder hergeſtellt wurde. Der Kaiſer Alexander ſchrieb an den neuen König; da aber ſeine Briefe mit Verachtung aufgenommen wurden, 234
zog er wider ihn zu Felde, und kehrte ſiegreich nach Rom zurück. Er überwand darauf auch 235
die Deutſchen, wurde aber in Gallien von ei- nigen Soldaten, nebſt ſeiner Mutter, im 21ſten Jahre ſei- nes Alters ermordet. Maximinus Thrax, ſein Nach- folger, hatte an dieſem Tode Antheil. Allein er genoß deſſelben nicht lange. Er verfolgte die Chriſten. Der Se- nat brachte es dahin, daß die Römer ihn verließen, und die Parthey des ältern Gordian ergriffen, welcher nebſt ſeinem Sohne ſich ihm in Africa entgegen ſetzte. Nach dem Tode dieſer beyden, erwählte der Senat 237
den Pupienus und Balbinus zu Kaiſern, welche zwar dem Volke angenehm, aber den Soldaten verhaßt waren, welche ſie im folgenden Jahre, ſo wie auch den Maximinus, tödteten. Dagegen wurde Gor-

238 dianus III. von der Leibwache erwählet, und trat in einem Alter von 13 Jahren die Verwaltung des Römiſchen Reichs an; wobey er bereits viele Klugheit ſehen ließ. Er nahm den Perſern
244 einige anſehnliche Städte ab; allein mitten in dieſem Feldzuge wurde er von dem Philippus Arabs getödtet. Dieſer warf ſich zum Kai-
245 ſer auf, und gieng mit dem Perſiſchen Könige Sapores einen ſchimpflichen Frieden ein, indem er ihm verſchiedene Länder zurück gab. Er war den Chriſten günſtig; ja man hat ihn ſogar vor den erſten chriſtlichen Kaiſer halten wollen. Er kam durch Verrä-
249 therey der Soldaten zu Verona ums Leben. Decius war ſein Nachfolger. Aus Haß ge-
250 gen den Philippus erregte er wider die Chriſten die heftigſte Verfolgung, die ſie noch ausgeſtanden hatten. Er befahl überall die Chriſten entweder auszurotten, oder ſie durch alle Martern zum Abfall von ihrer Religion zu nöthigen. Eine Menge derſelben verlor darüber das Leben. Aber andere wurden durch die langſame Grauſamkeit der Todesarten in nicht geringer Anzahl bewogen, ihr Leben durch Opfern, oder einige Körner Weyhrauch, die ſie auf den Altar ſtreueten, oder auch durch Sicherheitsbriefe, die ſie ſich erkauften, zu retten. Daraus entſtanden eben ſo viele Arten ſo genannter Gefallener oder Abtrünniger; wovon die chriſtliche Kirche bisher faſt keine Beyſpiele geſehen hatte. Sie verlangten darauf, ohne ſich jener langwierigen Kirchenbuße, die damals eingeführt war, unterwerfen zu dürfen, in die Gemeinſchaft der Kirche wieder aufgenommen zu werden. Einige Biſchöffe waren zu dieſer Gelindigkeit ſehr geneigt; allein

allein der Biſchoff Cyprian zu Carthago weigerte ſich,
ſolches geſchehen zu laſſen, und ſeine Meynung behielt auch
die Oberhand. Es entſtand auch um dieſe Zeit die No-
vatianiſche Secte zu Rom, welche ſich dadurch von den
übrigen Chriſten unterſchied, daß ſie behauptete, die gro-
ben Verbrecher müßten niemals wieder in die Gemeine
aufgenommen werden. In der Verfolgung des Decius
ſoll ſogar der große Origenes ſich haben verleiten laſſen,
den Götzen Weyhrauch zu ſtreuen. Aber, was ungleich
gewiſſer iſt, iſt dieſes, daß er der gelehrteſte und verdien-
teſte Lehrer der Chriſten in dieſen Zeiten geweſen: ein
Mann von bewundernswürdigem Fleiße, Eifer uud Scharf-
ſinnigkeit; noch ehrwürdiger, wenn er nicht durch einen zu
freyen, oft auch zu gekünſtelten Vortrag mancher Lehren
des Glaubens Gelegenheit zu Streitigkeiten gegeben hätte,
welche die Kirche zwey hundert Jahre hindurch in Unru-
hen verſetzt haben. Um eben dieſer Verfolgung zu entflie-
hen, gieng Paulus in die Wüſten von Thebais, und
indem er der erſte oder doch einer der erſten Einſiedler unter
den Chriſten wurde, legte er den Grund zu dem Mönchsle-
ben, von welchem man ſchon vorher unter Heyden und Ju-
den Beyſpiele geſehen hatte. Nach dem Tode
des Decius, folgt wiederum eine Reihe von 252
Kaiſern, die ihrer Würde wenig Ehre machten: Gallus,
Aemilianus und Valerianus, der als ein Gefangener
bey den Perſern ſtarb, nachdem er vorher die Chriſten
verfolgt hatte. Sabellius beunruhigte eben
dieſelben durch den Irrthum, in welchen er 257
verfiel, daß die drey Perſonen in der Gottheit nur drey
Namen, und nicht von einander unterſchieden wären.
Unter dem Gallienus, welcher eine träge Re- 258
gierung führte, und ſeinen Vater in der Ge-

fangenſchaft ſahe, ohne die geringſte Bemühung zu ſeiner
Befreyung anzuwenden, fielen die Scythen und Gothen
in das Röm. Reich, und verwüſteten daſſelbe. Es wur-
den täglich neue Kaiſer von den Kriegsheeren ausgerufen,
die ſich in das Reich theilten, und man ſahe eine Zeit, da
es deren zugleich dreyßig gab, welche man die dreyßig
Tyrannen nennt. **Odenatus**, König von Palmyra,
machte ſich unter denſelben ſonderlich bekannt. Er machte
die Provinzen des Orients von der Gewalt der Barbaren
loß, und herrſchte über dieſelben; daher ihn auch der Kai-
ſer zum Auguſtus ernannte. **Claudius II.**
268 ſtellte die Sachen des Reichs einigermaßen
wieder her, und erfochte einen großen Sieg über die Go-
then. Nachdem er geſtorben, und ſein Bru-
270 der, der ihm nachfolgte, **Quintillus**, von
den Soldaten gar bald getödtet worden, erhielt das Reich
am **Aurelianus** einen tapfern Regenten. Nicht nur die
Gothen, Marcomannen und Alemannier wurden von ihm
bezwungen, ſondern auch die **Zenobia**, welche
273 dem **Odenatus**, ihrem Gemahl, in dem pal-
myreniſchen Reiche gefolgt war, und durch ihre Klugheit und
andere große Eigenſchaften ſowohl, als durch ihre vortrefliche
Vertheidigung ſich ſehr berühmt machte. Sie wurde im
Triumph aufgeführet, und Palmyra zerſtöret, deren un-
vergleichliche Ruinen erſt in unſern Zeiten die Aufmerk-
ſamkeit der Welt recht auf ſich gezogen haben. Der Kai-
275 ſer wurde kurz darauf wegen ſeiner zornigen
und grauſamen Handlungen ermordet. Der
Senat gab ihm den **Tacitus** zum Nachfolger, den
aber die Soldaten, ſo wie ſeinen Bruder **Florianus**, der
auf ihn folgte, in wenig Monaten umbrachten. **Probus**
wurde hierauf Kaiſer, und wenige ſind ſo glücklich geweſen

als

als er, ſich die barbariſchen Völker, welche dem Reiche beſchwerlich fielen, zu unterwerfen. Gleichwohl ſehnte er ſich nach dem Frieden, und ſagte, die Zeit werde nun bald kommen, da das Röm. Reich keines Soldaten mehr benöthiget ſeyn würde. Eben das Kriegsheer,
welches ihn gezwungen hatte, die Kaiſerliche 282
Würde anzunehmen, ermordete ihn wegen ſeiner ſtrengen Kriegszucht. Die Reue folgte dieſer That auf dem Fuße nach, und die Soldaten wählten den Carus zu ſeinem Nachfolger, welcher nicht allein eben ſo genau die Kriegsdiſciplin beobachten ließ, ſondern auch ſeinem Vorgänger an glücklicher Tapferkeit gleich kam. Er wur-
de vom Donner erſchlagen. Carinus und 283
Numerianus, ſeine Söhne und Nachfolger, werden kurze Zeit darauf ermordet. Diocletianus regiert hierauf mit vielem Anſehen. Er nahm den Ma-
ximinianus zu ſeinem Mitkaiſer an, um den 284
Feinden des Reichs deſto beſſer widerſtehen zu können; doch behielt er ſich die oberſte Gewalt vor. Jeder von dieſen beyden machte wiederum einen Cäſar, nämlich den Conſtantinus Chlorus, und Galerius. Sie haben alle genug mit Kriegen gegen die barbariſchen Nationen zu thun, und ſind faſt immer glücklich. Nur in England konnten ſie den Carauſius nicht überwältigen, der ſich dieſer Inſel bemächtiget hatte, und erſt nach ſieben Jahren umgebracht wurde. Diocletian verlegt ſeinen Siz nach Nicomedien. Die Perſer, welche vom Galerius geſchlagen werden, müſſen den Römern ganze Provinzen überlaſſen.
Nach einer langen Ruhe, welche die Chriſten
bisher genoſſen hatten, folgt endlich eine neue 303
Verfolgung, die unter die heftigſten gehörte. Die beyden Kaiſer ertheilten den Befehl, daß alle Kirchen der Chri-

ſten niedergeriſſen, alle ihre heiligen Bücher verbrannt, und alle Chriſten ihrer Aemter und Würden im Reiche beraubt, diejenigen aber, welche keine bekleideten, getödtet werden ſollten, wenn ſie ſich nicht zum Götzendienſte bequemen wollten. Dieſe Befehle wurden nur gar zu getreulich erfüllt, und die Heyden ſchmeichelten ſich damals in öffentlichen Aufſchriften, den Namen und Glauben der Chriſten überall auszurotten. Diejenigen, welche dieſem Befehle zu Folge der Obrigkeit die heiligen Bücher überlieferten, wurden von den übrigen Chriſten mit dem ſchimpf-
lichen Namen der Traditorum belegt. Die
304 beyden Kaiſer legten nun ihre Regierung nieder, um als Privatperſonen zu leben. Ihnen folgten die beyden Cäſars nach, und an dieſer Stelle werden Severus und Galerius Maximus Cäſars. Aber Con-
ſtantinus Chlorus ſtirbt kurz darauf, und
306 die Soldaten wählten an ſeine Stelle ſeinen Sohn Conſtantinum. Maxentius hingegen, ein Sohn Maximiani, wird von den prätoriſchen Soldaten zum Kaiſer erkläret. Unter den Chriſten brachen zwey Trennungen faſt zu gleicher Zeit aus: die Meletianiſche, die von einem abgeſetzten Biſchoff in Aegypten den Namen führet, und die Donatiſtiſche in Africa, welche von einer ſtreitigen Biſchoffswahl zu Carthago herrührte, und ſehr weit ausſehend und gefährlich wurde. Galerius kriegt mit dem Maxentius, wird aber von ſeinen Soldaten verlaſſen. Maximianus maßt ſich der Regierung wieder an, und läßt den Severum erdroſſeln. Er ſpinnt wider ſeinen eigenen Sohn eine Verſchwörung an; wird aber aus
Rom gejagt. Galerius ernennet darauf den Li-
308 cinius zum Kaiſer, um an ihm einen Beyſtand zu haben; allein er behält beynahe nichts als Illyri-

cum

cum übrig. Den übrigen Theil der Abendländer beſitzt Maximian, Maxentius und Conſtantin; im Oriente aber war Maximinus Meiſter. Maximian ſucht vergebens, dem Conſtantin, ſeinem Eydam, Fallſtricke zu legen. Er wird ſelbſt betrogen und genöthiget ſich das Leben zu nehmen. Sein Sohn Maxentius bekriegt deswegen Conſtantinum. Die Verfolgung wider die Chriſten dauerte noch ſeit den Befehlen des Diocletianus fort. Maximin und Galerius begegneten ihnen mit der äußerſten Wuth. Galerius ſtirbt endlich an einer
ſchändlichen Krankheit, und giebt noch vor ſei- 311
nem Ende einen Befehl, die Chriſten völlig in Ruhe zu laſſen, wiewohl ſich Maximin daran nicht kehrte. Conſtantin nimmt öffentlich den chriſtlichen Glau-
ben an: eine Begebenheit, welche für die Ru- 312
he und Wohlfahrt des Chriſtenthums entſcheidend iſt. Jedermann weiß, daß einer der vornehmſten Bewegungsgründe, welcher ihn zu dieſem Schritte gebracht hat, ein Creuz in den Wolken geweſen ſeyn ſoll, mit einer Umſchrift, wie man ſagt, die ihm durch daſſelbe Zeichen den Sieg über den Maxentium verſprach. Er erhielt ihn auch würklich den Tag darauf, und ließ darauf das Creuz überall aufrichten. Man kann in der That nicht leugnen, daß ſich damals eine Erſcheinung am Himmel zugetragen habe, welche Conſtantin geſehen, und eine gute Hoffnung daraus geſchöpft habe. Aber die übrigen Umſtände dieſer Erzählung ſind nicht alle ſo glaubwürdig. Nachdem Maxentius überwunden war, welcher in der Tiber erſoffen, und Licinius auch den Maximin geſchlagen hatte: ſchien die Kirche und die Regierung dieſer beyden Her- 316
ren auf immer ruhig zu ſeyn. Diocletianus ſtirbt damals zu Salona, wo er ſeinen Garten ſelbſt ge-

 pflanzt

pflanzt hatte. Allein Licinius fieng an die Chriſten zu verfolgen, und verſchiedene Verordnungen wieder ſie her-
324 auszugeben. Es kam zwiſchen ihm und dem Conſtantinus zum Kriege, in welchem Licinius zwey Schlachten verlohr, und auf die Vorbitte ſeiner Gemahlinn, einer Schweſter Conſtantins, noch das Leben behält, aber nach Theſſalonich ins Elend gehen muß. Nunmehro iſt alſo Conſtantin der einzige Herr im Römiſchen Reiche; und hier iſt es, wo wir eine neue Periode anfangen werden. Ich hätte dieſen erſten mit dem Jahre 312 ſchließen können, in welchem Conſtantin die chriſtliche Religion annahm. Allein ſo wichtig auch dieſe Begebenheit für die Chriſten war; ſo verſchaffte ſie doch denenſelben, wie ihr geſehen habt, noch keine völlige Sicherheit, und das Reich genoß noch keine innerliche Ruhe, bis dieſer Herr allein die Oberherrſchaft erlangt hatte. Was vor einen Begriff habt ihr euch nun von dieſen drey erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Geſchichte gebildet?

Schüler. Ich glaube bemerkt zu haben, daß das Römiſche Reich ſich in denſelben immer mehr zu ſeinem gänzlichen Verfalle genähert hat; und dieſes durch die Schuld vieler ſeiner untüchtigen Regenten, durch die zügelloſe Freyheit der Kriegsheere, und durch den Mangel an Liebe zum Vaterland, den man an ſeinen Bürgern findet. Doch wie konnten ſie auch ein Vaterland lieben, deſſen Macht oft in ſo tyranniſchen und laſterhaften Händen war! Auf der andern Seite hat die wahre Religion in dieſem Zeitraum deſto mehr gewonnen, und ich ergötze mich daran, ſie nunmehro durch Conſtantinum an die Seite des Throns geſetzt zu ſehen. Aber ſollten nicht noch einige Nachrichten übrig ſeyn, die mir den Zuſtand der Kirche und der Wiſ-

ſen=

ſenſchaften in dieſer Periode noch genauer abſchildern könnten? Ich vermuthe es darum, weil ich ſo oft von den **erſten Chriſten**, als von einer vortreflichen Gemeine, und von dem **Jahrhunderte Auguſti**, als von einer der ſchönſten Perioden der Gelehrſamkeit, habe reden hören.

Lehrer. Ich habe dieſe Nachrichten mit gutem Bedachte hieher verſparet. Allerdings hat das **chriſtliche Alterthum** große Vorzüge, die von unſern Chriſten billig aus dem Grunde ſollten gekannt werden. Nie waren Chriſten ihres Namens würdiger als damals; ſie ließen ihre Religion die ganze Würkung zeigen, die ſie bey dem Menſchen haben kann und ſoll. Aus der innerſten Ueberzeugung von der Wahrheit und dem unausſprechlichen Nutzen derſelben, entſtand eine Liebe und ein Eifer für die Religion, die ſeitdem wenig ihres gleichen gehabt haben. Ihr tugendhafter Wandel erbauete die Heyden, und führte ihnen unzählige als Mitglieder ihrer Kirche zu. Sonderlich glänzte an ihnen eine ungemeine Liebe und Wohlthätigkeit gegen alle Menſchen, und ſelbſt gegen ihre Feinde; und die zärtlichſte Liebe unter ſich ſelbſt, die ſie unter andern durch ihre Liebesmahle unterhielten. Eine ſtrenge Kirchenzucht war gleich anfangs in dieſer Gemeine eingeführt; nicht etwan um die Chriſten durch die Furcht vor den Strafen derſelben zu einer äußerlichen Ehrbarkeit zu nöthigen: denn bey ihnen kam alle Tugend aus dem Herzen; ſondern um die Kirche deſto leichter zu reinigen, wenn ſich auch in ihr, der menſchlichen Unvollkommenheit gemäß, Leute finden ſollten, welche entweder die wahre Lehre verließen, oder durch ihr Leben Aegerniß gäben. Dieſe wahren Nachfolger Chriſti und der Apoſtel waren inſonder-

heit auch bey ihrem Gottesdienſte nachahmungswürdig. Eine unvergleichliche Einfalt herrſchte in demſelben, die rührender war als alle Pracht und alle Cäremonien der ſpätern Zeiten. Täglich verſammleten ſie ſich zu demſelben; oft mit augenſcheinlicher Lebensgefahr, und in den erſten Zeiten meiſtentheils an verborgenen Oertern, und bey Nacht. Ihr Bezeigen ſelbſt aber bey demſelben war ein Muſter von heißer Andacht, und der höchſten Ehrfurcht gegen Gott. Sie hatten wenig Feſttage; aber jeder Tag war bey ihnen der Gottſeligkeit gewiedmet. Wenn ſie nach und nach einige Cäremonien beym Gottesdienſte annahmen; ſo geſchahe es, um durch dergleichen äußerliche Zeichen die innerlichen Regungen eines geheiligten Herzens zu befördern; nicht aber, um denenſelben einer beſondere Kraft zuzuſchreiben, oder in denſelben das Weſen der Frömmigkeit zu ſetzen. Ihre Lehrer ragten vor andern durch Eifer, Tugend und Standhaftigkeit hervor. Ihr Amt war ſehr mühſeelig, und bey entſtehenden Verfolgungen waren ſie meiſtentheils die erſten, welche ins Gefängniß, und zum Tode geführt wurden. Sie waren weit entfernet, über die Gemeine zu herrſchen, die ſie vielmehr oft über ihre Meynung zu Rathe zogen. Im Anfange waren ſie einander alle vollkommen gleich, und hießen Aelteſte; aber da die Gemeinen, und mit ihnen die Anzahl der Lehrer in denſelben angewachſen war, ſetzte man dieſen, um die Ordnung bequemer zu erhalten, ein Haupt vor, welches man den Biſchoff, das iſt nach der Ueberſetzung dieſes griechiſchen Worts der Aufſeher nannte. Dieſer war dem Range und der Ehre nach der erſte; allein an Gewalt und Macht zu befehlen, beſaß er nicht mehr, als die Gemeine und die übrigen Lehrer ihm zuzugeſtehen vor gut befanden; bis einige Biſchöffe in großen und anſehnlichen Städten

ſich

ſich gewiſſer vortheilhafter Umſtände zu bedienen wußten, um ihr Anſehen zu vergrößern. Der Biſchoff von Rom war in dieſen Jahrhunderten, da er in der Hauptſtadt des Reichs ſeinen Sitz hatte, der Ordnung und Ehre nach allerdings der erſte; aber man dachte noch nicht daran, ihm eine allgemeine Herrſchaft über die Kirche einzuräumen; alle Biſchöffe waren unabhängig, und der Titel der heiligſten Väter, und andere mehr, ſo wie der Name Papa, welcher eigentlich Väter bedeutet, und nachmals den Biſchöffen von Rom eigen geworden iſt, war ihnen allen gemein. Ich muß noch hinzuſetzen, daß dieſe chriſtlichen Lehrer der erſten 4 bis 500 Jahre wegen ihrer ehrwürdigen Eigenſchaften, Patres oder Kirchenväter genannt werden; ihre Schriften belehren und erbauen noch; ob man gleich zu viel von ihnen fordern würde, wenn man ſie als eine Richtſchnur des Glaubens betrachten wollte. — So ſahe es unter den Chriſten aus, ehe die äußerliche Sicherheit und Ruhe, große Ehrenſtellen und Einkünfte, Wohlleben und Pracht, ihre ſtrenge Tugend verdarben.

Ihr habt weiter auch zu wiſſen verlangt, wie es den Wiſſenſchaften in dieſem Zeitraum ergangen ſey. Der Anfang derſelben war für ſie überaus vortheilhaft. Dieſes Jahrhundert oder Zeitalter Auguſti, welches auch das güldene pflegt genannt zu werden, brachte noch gelehrte, witzige und ſinnreiche Schriftſteller von aller Art hervor. Aber da die Ermunterungen zu den Wiſſenſchaften und Künſten immer ſchwächer wurden; da die öffentlichen Unruhen viele von denſelben abzogen; die Tyranney das Genie erſtickte, und der feine Geſchmack ſich nach und nach bey den Großen verlohr; ſo gieng ſchon in dieſen Jahrhunderten eine für die Gelehrſamkeit betrübte Verän-

derung vor. Es erſchien das ſogenannte **ſilberne** und **eherne Zeitalter.** Man ſahe viel fleißige Schriftſteller; aber ſehr wenige die Gaben und Erfindungskraft gezeigt hätten; das Mittelmäßige und der falſche Witz wurden bewundert; man ahmte nach, ſammelte, und wiederholte geſagte Dinge. Eine kleine Anzahl unter Chriſten und Heyden unterſchied ſich von dem großen Haufen; und doch reichten ſie an den Ruhm der Alten nicht. Die ältern philoſophiſchen Secten giengen nach und nach zu Grunde; es entſtand eine neue, welche zahlreicher wurde, als irgend eine andere geweſen war, die Secte der **neuern Platonicorum.** Sie ſuchte die heydniſche Philoſophie und Religion zu verbeßern, und mit der chriſtlichen in Vereinigung zu bringen. Aber ſie leiſtete nicht nur keines von beyden, ſondern richtete auch bey den Chriſten, die ſie unvorſichtiger Weiſe annahmen, allerhand Schaden an, und war Schuld daran, daß viele auf dem Mittelwege zwiſchen der heydniſchen und chriſtlichen Religion ſtehen blieben. Ihr werdet übrigens ſehr wohl thun, wenn ihr bey genauerer Erlernung der Geſchichte, die Kirchen- und Gelehrten-Hiſtorie niemals von der Bürgerlichen trennet, weil ſich jede dieſer Arten wechſelsweiſe ein Licht giebt. Nun ergreife ich wiederum den allgemeinen Leitfaden.

Jahre nach C. Geburt

2. Epoche. Conſtantin der Große.

325 Da Conſtantinus im ruhigen Beſitz des Thrones war, bekam das Reich und die Kirche eine neue Geſtalt. Schon hatte er die wahre Religion angenommen, und ſich den Ruhm des erſten chriſtlichen Kaiſers erworben; er hatte die wider die Chriſten gegebenen Geſetze aufgehoben, ihnen viele Rechte, Tempel und andere Beſitzungen der Heyden geſchenckt,

als er eine der merkwürdigſten Gelegenheiten vor ſich ſah, ſeinen Eifer vor die chriſtliche Lehre an den Tag zu legen. Ein Prieſter zu Alexandrien, Arius, trug den Irrthum vor, daß der Sohn Gottes mit dem Vater nicht einerley Weſens ſey. Er fand einige Anhänger unter den Biſchöffen ſelbſt, und der Streit ward ſo weitläuftig, daß man nicht glaubte, ihn anders als auf einem Concilio beylegen zu können. Dieſe Verſammlungen waren ſeit dem zweyten Jahrhunderte unter den Chriſten aufgekommen, damit mehere Kirchen, welche dahin ihre Biſchöffe ſchickten, über gemeinſchaftliche Angelegenheiten berathſchlagen, und entſprungene Zwiſtigkeiten ſchlichten könnten. Conſtantinus berief alſo ein Concilium nach Nicaea, welches die erſte allgemeine Kirchenverſammlung der Chriſten war. Es erſchienen auf demſelben 318 Biſchöffe. Conſtantinus ſaß unter ihnen, und bezeigte gegen ſie viele Ergebenheit. Sie unterſuchten die Lehre des Arius, und verdammten ſie. In dem daſelſt aufgeſetzten Glaubensbekenntniſſe, wurde die Redensart, daß der Sohn Gottes mit dem Vater gleiches Weſens ſey, (ὁμοȣ́σιος) feyerlich beſtättiget, und andere Verordnungen, z. E. wegen der Zeit des Oſterfeſtes, gemacht. Zu dieſer Zeit wird Licinius, der neue Unruhen erregt, auf Befehl des Kaiſers umgebracht. Dieſer läßt 326
ſogar ſeinen Sohn Criſpus, der eines ſtrafbaren Umganges mit ſeiner Stiefmutter Fauſta ſchuldig gehalten wird, hinrichten. Aber bald darauf läßt er auch die Fauſta tödten, weil ſie den Criſpus fälſchlich angeklagt hatte. Um den Völkern des Orients, 328
welche öfters in das Reich einfielen, näher zu ſeyn, verlegt er ſeinen Siz nach Byzanz, welches er prächtig aufbauen, mit aller Beute des Reichs ausſchmü-

cken, und nach ſeinem Namen Conſtantinopel nennen ließ. Ob er gleich jene Abſicht erreichte, ſo ſchadete er doch zugleich dem Reiche, indem er deſſen Sitz zu weit von den abendländiſchen Provinzen entfernte. Durch eben dieſe Verlegung bekamen auch die Biſchöfe von Rom mehr Bequemlichkeit, ſich empor zu heben, und endlich unabhängig von den Kaiſern zu machen. Der Kaiſer bemühte
330 ſich vergebens, den König der Perſer, Sapores den II. welcher die Chriſten ſeines Landes heftig verfolgte, zu beſänftigen. Dagegen gab er den Sarmatiern wider die Gothen eine kräftige Hülfe, und
332 nahm über 300,000 Sclaven der erſtern in ſeine Länder auf. Er hatte den Arium nebſt ſeinen Anhänger ins Elend verwieſen; aber er rief ihn nach einigen Jahren, nicht nur aus demſelben zurück, ſondern ließ es auch geſchehen, daß die Rechtgläubigen von den Arianern verfolgt wurden. Inſonderheit griffen ſie den berühmten Athanaſium, Biſchof von Alexandrien, aufs heftigſte an, und brachten es dahin, daß er ſeines Amts
335 entſetzt, und nach Gallien verwieſen wurde. Arius ward ſogar nach Conſtantinopel berufen, und ſollte daſelbſt in den Schooß der Kirche aufgenommen werden. Allein, der Kaiſer ſtarb eher als
337 ſolches geſchah, nachdem er ſich kurz vor ſeinen Ende erſt hatte taufen laſſen: ein Aufſchub, der damals viele in der Meynung machten, daß die nach der Taufe begangenen Sünden weit ſchwerer als andere wären, und dieſe hingegen alle vorhergehenden Laſter tilgte. Dieſer Herr führt den Namen des Großen nicht unbillig. Er war weiſe, gerecht und tapfer, voll Eifer vor das Chriſtenthum, und machte eine Menge rühmlicher und nützlicher Anſtalten. Er theilte das Römiſche Reich auf eine

eine neue Art ab, nach welcher er die Regierungsform änderte. Viele löbliche Geſetze ſchreiben ſich von ihm her; doch urtheilet man auch, daß er durch die Aufhebung der alten Geſetze wider diejenigen ſo im eheloſen Stande lebten, zwar das Mönchsleben, welches im Anfange dieſes Jahrhunderts durch den heiligen Antonius in Aegypten in ſeine rechte Form war gebracht worden, begünſtiget, dem Reiche hingegen Schaden zugefügt habe. Um die Chriſtliche Kirche hat er ausnehmende Verdienſte. Man hat zwar zeigen wollen, daß er nur aus politiſchen Urſachen ein Chriſt geworden ſey; allein man hat bloße Muthmaßungen zum Beweiſe angeführet. Und wenn man die Beyſpiele von Grauſamkeit, übermäßiger Pracht und Ueppigkeit, und andern Fehlern die er an ſich blicken ließ, anführt: ſo beweiſet man dadurch nicht, daß er kein aufrichtiger Chriſt geweſen; ſondern nur, daß er nicht immer als ein Chriſt gelebt habe. Er ſorgte vor die Aufnahme der Wiſſenſchaften nicht weniger, als vor die Erhaltung des reinen Glaubens. Gegen die Geiſtlichkeit war er ungemein gütig und ehrerbietig. Er überhäufte ſie mit Ehre und Einkünften, vergnügte ſich ſie prächtig zu ſehen, und ließ ihr die Entſcheidung vieler Streitigkeiten, die eigentlich vor weltliche Gerichte gehörten. Die Biſchöffe müſſen ſonderlich ſein Andenken lieben. Er geſtattete es, daß die Kirche noch ferner einen Staat im Staate ausmachte; da ſie doch unter denen nunmehro chriſtlichen Kaiſern dem Staate mit aller Sicherheit einverleibt werden konnte. Seine drey Söhne waren eifrige Chriſten, hatten aber nichts von ſeiner Klugheit, und blieben nicht lange einig. Sie theilten ſich nach vielem Blutvergieſſen in das Reich, dergeſtalt, daß Conſtantin der II. oder der älteſte, Gallien und

alles was jenſeit der Alpen lag; Conſtans, Italien, Illyrien, Macedonien und Achaja; und Conſtantinus der II. oder der mittelſte, den Orient, nebſt Thracien und Aegypten erhielt. Conſtantinus bekriegte bald darauf ſeinen Bruder Conſtans, und kommt in einer Schlacht bey Aqvileja ums Leben. Conſtantius führt
340 einen Krieg mit den Perſern, der aber keinen
341 vortheilhaften Ausgang nimmt. Die Verfolgungen des großen und rechtgläubigen Athanaſius dauren noch immer fort, bis ihn endlich Conſtantius wider in ſein Bißthum einſetzt. Con-
349 ſtans wird von dem Tyrannen Magnentius
350 getödtet, und Conſtantius iſt alſo allein Kaiſer. Dieſer bekriegt und überwindet den Magnentius, welcher ſich ſelbſt tödtete. Conſtantius wird von einen arianiſchen Biſchoff auf die Seite dieſer Parthey gezogen; er verfolgt ſeitdem die Rechtgläubigen. Dieſe Händel zerrütteten das gantze Reich. Das traurigſte war, daß in einer Religionsſtreitigkeit das Blut vieler Chriſten von ihren Brüdern vergoſſen wurde. Ueberall wuden die Biſchöffe gezwungen ein arianiſches Glau-
359 bensbekenntniß zu unterſchreiben, welches auch denen wiederfuhr, die auf dem Concilio zu Rimini verſammelt waren. Da der Kaiſer ſich mit dieſen Angelegenheiten beſchäftigte, verſuchten die Perſer und Francken in das Reich zu dringen. Julianus, ein Bruders-ſohn von Conſtantin dem Großen, den der Kaiſer zum Caeſar und Stadthalter von Gallia Tranſalpina erklärt hatte, zwingt die Deutſchen Friede zu machen. Der Kaiſer, der über ſeine Thaten eiferſüchtig wird, ſucht die Soldaten ſo unter ihm dienten, an ſich zu ziehen; aber dieſe rufen ihn

zum Kaiſer aus. Conſtantius bricht ſchon wieder
ihn auf; ſtirbt aber unterwegens. Julia- 361
nus folgt ihm in der Regierung. Er iſt in
der Geſchichte unter dem Zunamen Apoſtata, der Ab-
trünnige, bekannt. In der That ſchwur er gleich
beym Antritte ſeiner Regierung die chriſtliche Religion ab,
und ließ ſich zum Oberprieſter der Heyden beſtellen; aber
man weiß wohl, daß er lange vorher von den heydniſchen
Philoſophen heimlich zu ihrer Religion verführt worden iſt.
Dieſer Herr hatte viele große Eigenſchaften. Er war ge-
lehrt, wizig und beredt; ein ſehr tapferer Feldherr; ein
leutſeliger und billiger Regent, nur nicht gegen ſeine chriſt-
lichen Unterthanen; ein Feind der Wolluſt, der Pracht
und der Gewaltthätigkeiten. Aber ſeine ausſchweifende
und erniedrigende Liebe zu dem heydniſchen Aberglauben, und
ſein Verfahren gegen die Chriſten, tilgen einen Theil die-
ſes Ruhms. Er hatte ſich vorgenommen das Chriſten-
thum nicht plötzlich auszurotten, welches ohnedies nicht
möglich war, ſondern auf eine liſtige Art zu untergraben,
daß es nach und nach von ſelbſt zuſammen fallen müßte.
Dieß ſind die berühmten Künſte Julians, wie ſie ge-
nannt werden. Um deſto mehr Verwirrung unter den
Chriſten zu ſtiften, giebt er allen Secten, die ſich unter
ihnen befinden, die Erlaubniß, ihre Meynungen ungehindert
vorzutragen. Um die Chriſten unwiſſend zu machen, und
ſie außer Stand zu ſetzen, mit den Heyden zu ſtreiten,
ſchließt er ihnen ihre Schulen zu, unter dem Vorwande,
ſie ſtudirten in denſelben heydniſche Schriften, die doch
ihrer Religion zuwider wären. Um den Vorwürfen aus-
zuweichen, welche die Chriſten der heydniſchen Religion
machten, unternimmt er eine Verbeßerung des Heyden-
thums, und erklärt auch die Göttergeſchichte allegoriſch.

Um endlich die Weiſſagung Chriſti, daß der Tempel zu
Jeruſalem nicht wieder ſollte aufgebauet werden, zu
Schanden zu machen: erlaubt er den Juden denſelben zu
bauen. Allein kaum hatten ſie angefangen, den Grund
dazu zu legen: ſo brach Erdbeben und Feuer aus der Er-
de heraus, und ſie mußten den Bau liegen laſſen. Alle
dieſe Verſuche ſtifteten auch deswegen weniger Uebel, weil
363 Julianus nur kurze Zeit regierte. Er brach
gegen die Perſer auf, und da er zu tief in ihr
Land gedrungen und Mangel an Lebensmitteln hatte, griff
er ſie an, und wurde tödlich verwundet. Er ſtarb groß-
müthig, indem er ſich mit den Philoſophen, die ihn beglei-
teten, unterredete. Die Soldaten wählten hierauf den
Jovinianus zum Kaiſer, und da dieſer ſich erklärt, daß
er als ein Chriſt nicht über heydniſche Soldaten regieren
könne: ſo bekennen ſie ſich alle vor Chriſten. Er ſieht ſich
genöthiget, ſogleich Friede mit dem perſiſchen Könige
Sapores II. zu machen, und ihm die Stadt Niſibis
nebſt einem Theil von Meſopotamien abzutreten. Kaum
364 fängt er an die Kirche zu beſchützen, ſo ſtirbt
er bereits. Valentinianus, ſein Nachfol-
ger, regiert mit ſeinem Bruder Valens zugleich, dem
er das morgenländiſche Reich überläßt. Unter ihnen dau-
ren noch die unglücklichen Arianiſchen Händel fort. Die-
ſe Irrgläubigen finden am Valens ſelbſt einen Anhänger,
der die Freunde des Nicaniſchen Concilii heftig verfolgt.
Beyde Kaiſer führen meiſt glückliche Kriege wider die
Gothen, Alemannier, Sachſen und Quaden. Valen-
tinianus inſonderheit war ein tapferer Feldherr. Er er-
375 klärte ſeinen Sohn Gratianus zum Kaiſer,
und machte ſich eben fertig, die Sarmatier zu
befriegen, als er nach einer heftigen Rede, die er an die

Feinde des Reichs gehalten, und worinne ſein gewöhnlicher ungeſtümer Zorn herrſchte, mit Tode abgieng. Das Heer erkannte auch ſeinen Sohn Valentinianus II. der erſt neun Jahre alt war, vor ihren Kaiſer, und ſeine Mutter Juſtina, eine Freundinn der Arianer, führte während ſeiner Minderjährigkeit die Regierung. Da ſich hierauf die Gothen wider den Valens empörten, eilte ihm Gratianus zu Hülfe. 378
Allein Valens, welcher ohne deſſen Hülfe überwinden wollte, eilte deſto mehr mit der Schlacht; er verlor ſie, und die Gothen verbrannten ihn in einem Städtchen, in welches er ſich geflüchtet hatte. Gratianus nimmt, um ſich die Laſt der Regierung zu erleichtern, den Theodoſius zum Mitregenten an, und tritt ihm das morgenländiſche Reich ab. Er konnte keinen wählen, der mehr Klugheit, Tapferkeit, und Eifer für die Religion gehabt hätte. Sein Glück ſowohl als dieſe Eigenſchaften, haben ihm den Namen des Großen zuwege gebracht. Er ſorgt gleich im Anfange für die Reinigkeit der Lehre 380
der Kirche. Er ſtellt ſie in Conſtantinopel wieder her, wo die Arianer vierzig Jahre die Oberhand gehabt hatten. Und da Macedonius, Patriarch von Conſtantinopel, (wie man vielleicht ſchon um dieſe Zeit, oder doch bald darauf, die Biſchöffe der vier Hauptſtädte Rom, Conſtantinopel, Antiochien und Alexandrien, nannte, wozu nachmals noch der Biſchoff von Jeruſalem gekommen iſt.) Da dieſer Biſchoff ſchon vor einiger Zeit den Irrthum in der Lehre von heiligen Geiſt ausgeſtreut hatte, welcher von ihm den Namen führt, und nach welchem dieſe göttliche Perſon nur als eine göttliche Kraft, die durch die Welt ausgebreitet wäre, werden ſollte: ſo berief Theodoſius, um dieſer Kätzerey Einhalt zu thun, die zweyte allgemeine

Kirchenverſammlung nach Conſtantinopel,
381 auf welcher der gedachte Irrthum verdammt, das Nicäniſche Glaubensbekenntniß beſtätigt, und mit einigen Zuſätzen vermehrt wurde. Zugleich wurde durch den Schluß dieſes Concilii dem Biſchoff von Conſtantinopel der zweyte Rang nach dem Römiſchen Biſchoff eingeräumt. In Britannien warf ſich Maximus zum Tyrannen auf; der fromme und tapfere Gratianus aber wurde von ſeinem Kriegsheere, das aus lauter fremden Völkern
383 beſtand, verlaſſen, und dieſem Tyrannen aufgeopfert. Er begnügte ſich anfänglich an Gallien, und Valentinianus der II. regierte noch in den übrigen Abendländern, unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, welche die Arianer ſchützte, aber an dem berühmten Lehrer Ambroſius eifrigen Widerſtand fand. Doch einige Zeit darauf mußte der junge Kaiſer, da Maxi-
387 mus in Italien einen Einfall that, ſeine Zuflucht zum Theodoſius nehmen. Der Tyrann erobert Rom, und ſtellet den Dienſt der falſchen Götter daſelbſt wieder her. Allein Theodoſius ſchlägt ihn in Pannonien, und in Aquileja, und läßt ihn durch ſeine eigene Soldaten umbringen. Er giebt darauf dem Valentinianus alles wieder, was ihm Maximus genommen hatte. Theodoſius hatte zum Behuf der Kriegskoſten den Einwohnern von Antiochien neue Steuren aufgelegt. Dieſe empörten ſich deswegen, riſſen die Ehrenſäulen der erſten Gemahlinn des Kaiſers, Flacilla, nieder, und mißhandelten ſie auf den Straßen. Der Kaiſer ſchickte ſogleich Abgeordnete dahin, die Stadt wegen dieſes Frevels aufs ſchärfſte zu beſtrafen. Allein der daſige Biſchoff Flavianus wirkte ihr ein beßeres Schickſal aus. Damals hielt der große Chryſoſtomus ſeine ſo berühmten Reden von den Bildſäulen an

das Volk zu Antiochien. Bey einer andern ähnlichen Gelegenheit wußte Theodoſius ſeinen Zorn weniger zu mäßigen. Die Einwohner von Theſſalonich tödteten den Botericus, Statthalter von Illyrien. 390
Der Kaiſer ſchickte darauf Soldaten hin, welche ein Blutbad anrichteten, in welchem gegen 7000 Menſchen, und darunter viele Unſchuldige, ums Leben kamen. Dieſe grauſame Uebereilung ahndete Ambroſius mit den Strafen der Kirchenbuſſe. Er verwehrte dem Kaiſer den Eingang in die Kirche, und nahm ihn erſt nach einer achtmonatlichen Buſſe in die Gemeinſchaft der Kirche wieder auf. Eine kühne That, die man überhaupt nicht tadeln kann, und bey welcher die Unterwerfung des Kaiſers faſt noch rühmlicher iſt als der Muth des Abroſius; die aber nachher ein Muſter hat abgeben müſſen, welches die Geiſtlichkeit in ihren Unternehmungen gegen große Herren nachgeahmet hat. Valentinianus ſeiner Seits erhob den Arbogaſtes, einen Feldherrn der Francken, zu ſehr, und da er ihn wieder erniedrigen wollte, wurde er von demſelben ermordet. 392
Eugenius ließ ſich zwar im Vertrauen auf den Schutz des Arbogaſtes zum Kaiſer ausrufen, und erlaubte den Heyden, den Götzendienſt wieder herzuſtellen; allein Theodoſius und ſein Sohn Honorius greifen die beyden Tyrannen an, 394
und erhalten einen vollkommenen Sieg über ſie. Eugenius wird gefangen genommen und getödtet; Arbogaſtes aber tödtete ſich ſelbſt. In dieſer Schlacht war es, daß ein heftiger Wind die Pfeile, welche das Kriegsheer der beyden Tyrannen abſchoß, auf daſſelbe zurück jagte; ein Umſtand, den Claudianus ſo ſchön beſungen hat. Im folgenden Jahre ſtarb Theodoſius, nachdem er vorher die Theilung des Reichs vorgenommen hatte, mit welcher

ich eine neue Periode der Geſchichte anfangen werde. Dieſer Herr gab dem Heydenthum beynahe den letzten Stoß; er verbot die Opfer, welche noch immer gebracht wurden: und eben ſo eifrig unterdrückte er die Kätzereyen. Er war ſtets ſiegreich, voll Gottſeligkeit und Tugend, und ſein Name erhält ſich daher in einem rühmlichen Andenken.

Jahre nach C. Geburt.

3. Epoche. Die Theilung des Reichs.

Aber dieſes Reich, das er ſo glücklich regiert hatte, fiel gleich unter ſeinen Söhnen tief herunter. Er hatte es zwiſchen ihnen dergeſtalt getheilet, daß Arcadius das morgenländiſche oder griechiſche, Honorius aber das abendländiſche Reich erhielt.
395 Man hatte ſchon mehr Beyſpiele geſehen, daß ein Kaiſer den Orient, der andere den Occident beherrſchte. Aber da ſie lebhaft, tapfer, mit einander einig waren, und einander unterſtützten; ſo gereichte dieſe Trennung mehr zum Vortheil als zu einer Schwächung. Ganz anders gieng es mit dieſer Theilung des Kaiſers Theodoſius. Sie war gleichſam das Zeichen zur Verwirrung und Ohnmacht des Reichs, zum Einfall der Barbaren, die es ungehindert verwüſteten. Die Haupturſache davon iſt in der Beſchaffenheit der Regenten zu ſuchen, die untüchtig ſelbſt zu regieren, bloß ihren Vormündern und Staatsbedienten folgten, welche allein auf ihren Privatnutzen bedacht waren. Rufinus und Eutropius, beydes Günſtlinge des Arcadius, kamen zwar bald um; allein dieſer ſchwache Herr regierte darum nicht beſſer. Auf Anſtiften ſeiner Gemahlinn, Eudoxia, deren Fehler Chryſoſtomus beſtraft hatte, verfolgte er die-
403 ſen vortreflichen Lehrer, welcher endlich im

Elende

Elende ſterben mußte. Das abendländiſche Reich wurde von allen Seiten her von barbariſchen Völkern überſchwemmet. Die Alanen dringen zuerſt vom Don-Fluſſe ein, ſodann einige deutſche Völker. Die Vandalen, 407
eine arianiſche Nation, und die Suevi, nahmen einen Theil von Gallien ein, und breiteten ſich bis nach Spanien aus. Radagaiſus, ein Gothe und Heyde, drang in Italien ein, und Alaricus, ein König der Gothen, welche arianiſch geſinnt waren, zwang den Honorius, ihm verſchiedene große Provinzen zu überlaſſen. Stilico, ſein Vormund ſchlägt Anfangs die Gothen, und verwaltete die Reichsgeſchäfte ziemlich wohl; allein da er die Alanen, Sueven und Vandalen zu bewegen ſucht, ſich der Länder des Kaiſers zu bemächtigen, ſo läßt ihn dieſer wegen ſeiner Verrätherey tödten. 408
Zu dieſer Zeit ſtarb auch Arcadius, und trug kurz vor ſeinem Tode, dem Isdegerdes, König von Perſien, die Vormundſchaft über ſeinen Sohn Theodoſius auf; ſo viel Vertrauen hatte ſich ein Heyde durch ſeine rühmliche Regierung erworben. Alaricus will mit Honorio Frieden machen; da dieſer aber ſolchen nicht eingehen will, ſo belagert derſelbe Rom. Die Einwohner dieſer Stadt wurden durch Hunger und Peſt genöthiget, ſich mit ihm in Unterhandlungen einzulaſſen. Aber der Kaiſer genehmigte den Frieden nicht. Alaricus nimmt endlich Rom ein, und plündert 410
daſſelbe. Er zwingt die Römer, daß ſie den Attalus, Statthalter von Rom, zum Kaiſer annehmen müſſen, mit welchem Honorius die Regierung theilet. Alaricus ſtirbt; ſein Vetter Aiſtulphus plündert Rom nochmals, wird aber durch die Schweſter des Kaiſers, Placidia, welche er geheyrathet, beſänftiget. Im Oriente führte

Pulcheria, die Schweſter des jungen Theodoſii, mit ihm gemeinſchaftlich die Regierung. Der Conſul Conſtantinus ſchlug die Gothen nahe bey Arles, und zwang ſie nach Spanien zurück zu kehren. Endlich aber macht Honorius mit ihrem Könige Wallia Frieden; ſie ſchlugen in Spanien ihre Wohnungen auf, behielten aber von Gallien diejenigen Provinzen, welche an das pyrenäiſche Gebürge gränzten. Auch die Burgundier, ein deutſches Volk, bemächtigten ſich desjenigen Theils von Gallien, der am Rhein lag. Isdegerdes, König von Perſien, war geneigt, das Chriſtenthum anzunehmen; aber der hitzige Eifer des Abdas, Biſchoffs zu Suſa, der einen Tempel des Landes verbrannte, bewog ihn vielmehr die Chriſten einige Jahre zu verfolgen. Um dieſe Zeit leugneten Cöleſtius und Pelagius die Erbſünde, und die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade zur Bekehrung des Menſchen. Sie wurden von den africaniſchen Kirchen verdammt, und vom Auguſtino, dieſem berühmten Biſchoff zu Hippo in Africa, der unter die ſcharfſinnigſten ſeiner Zeit gehörte, widerlegt. Nächſt dieſem war damals Hieronymus der größte Lehrer der lateiniſchen Kirche: ein Mann von vieler Gelehrſamkeit und Fleiße; aber auch ein eifriger Vertheidiger des Aberglaubens und Mönchslebens, und der daher bey denen, welche hierüber anders dachten, leicht Kätzereyen fand. Honorius nahm endlich den Conſtantinus, der ſich lange ſchon zum Tyrannen in Gallien aufgeworfen hatte, zum Reichsgenoſſen an. Man
420 ſetzt in dieſe Zeit ordentlich den Urſprung der franzöſiſchen Monarchie, unter dem Pharamund, einem Sohn des Marcomirs, welchen die Franken, die in Gallien einzubringen ſuchten, zur königlichen Würde erhoben haben ſollen. Allein die gleichzeitigen Schriftſteller ſagen nichts davon.

davon. Honorius, einer der unglücklichſten Kaiſer, ſtirbt nunmehro. Ein gewiſſer 423 Schreiber Johannes bemächtiget ſich zwar des Thrones; aber Valentinianus III. ein Sohn der Schweſter des Honorii, Placidiá, den Theodoſius zum Cäſar erklärte, entriß ihm denſelben wiederum. Unterdeſſen war er nicht glücklicher als ſein Oheim. Er verlohr Africa. Bonifacius, Comes von Africa, rufte aus Misvergnügen den Genſericus und die Vandalen aus 427 Spanien, woraus ſie von den Gothen waren vertrieben worden, hinüber, und ſie bemächtigen ſich einiger Provinzen. Die rechtgläubige Kirche in Africa hatte darauf von dieſem Volke, welches Arianer waren, viel auszuſtehen. Aber Gott ſelbſt erklärte ſich für die wahre Lehre, indem durch ein Wunder, welches außer Streit geſetzt iſt, verſchiedene von den Bekennern derſelben, denen die Arianer die Zungen hatten ausſchneiden laſſen, doch zu reden fortfuhren. Unterdeſſen hatte auch Neſtorius, Patriarch von Conſtantinopel, einen neuen Irrthum in der Lehre von Chriſto ausgebreitet. Er trennte die einzige Perſon deſſelben, welche aus ſeinen beyden Naturen zuſammengeſetzt iſt, und wollte von der Jungfrau Maria nicht das Wort Gottesgebährerinn, mit welchem man die Schriftmäßige Lehre ausdrückte, ſondern nur das Wort Chriſtusgebährerinn, gebraucht wiſſen. Wider ihn wurde die dritte allgemeine Kirchenverſammlung zu Epheſus gehalten, ſeine Kätzerey, 431 ſo wie die Pelagianiſche, auf derſelben verdammt, er ſelbſt aber abgeſetzt, und ins Exilium gejagt. Die Schweſter des Valentinianus, Honoria, welche er wegen ihrer Ausſchweifungen aus dem Pallaſte vertrieben hatte, beredet den Attila, König der Hunnen, in das

Römiſche Reich einzufallen. Dieſes hatte ſchon außerdem mit ſo vielen Feinden auf allen Seiten zu thun, daß Theodoſius ſeine Streifereyen nicht anders als durch Geld, und einen jährlichen Tribut abwenden konnte. Er überfiel darauf mit einer ungeheuren Macht die Abendländer, welche aber vom Aetius tapfer beſchützt wurden. Dieſer
451 Feldherr, die einzige Stütze des Reichs, liefert ihm in den catalauniſchen Ebenen, bey Chalons in Champagne, die berühmte Schlacht, in welcher er eine der größten Niederlagen litte. Doch in entlegenern Gegenden verlohren die Römer immer noch ganze Provinzen. Vergebens begehrten die Einwohner von Britannien, zwey Jahre vorher ihre Hülfe gegen die Picten und Scoten. Sie mußten endlich jenſeits des Meeres Beyſtand ſuchen. Die Angeln, Sachſen und Jüten, welche von der Elbe und Weſer an, in dem heutigen Niederſachſen und Weſtphalen, bis nach Jütland hinein wohnten, ſchiffen daher nach Britannien hinüber; allein nicht zufrieden, die verlangte Hülfe zu leiſten, verdrängen nach und nach die Beſitzer des Landes ſelbſt, geben demſelben von einem Volke unter ihnen, den Namen Anglia oder England, und ſtifteten die ſogenannte Heptarchie, oder die ſieben kleinen Königreiche, in welche ſich ihre Anführer theilten. In eben demſelben Jahre, da der große Sieg über den Attila erfochten wurde, gieng auch in der Kirche eine merkwürdige Begebenheit vor. Der Kaiſer Marcianus berief das vierte allgemeine Concilium zu Chalcedon wider den Eutyches zuſammen. Dieſer Abt zu Conſtantinopel, der in einen dem Neſtorianiſchen entgegengeſetzten Irrthum gefallen war, indem er nur Eine Natur in Chriſto, nämlich die Göttliche, zugeben wollte, wurde auf dieſem Concilio verdammt. Aber we-

der

der ſeine Kätzerey noch die Neſtorianiſche, konnten durch Kirchenverſammlungen getilgt werden; ſie haben ſich ſeitdem immer erhalten, und große Gemeinen in Aſien und Africa bekennen ſich noch jetzt zu denſelben. Unterdeſſen war Attila noch ſtark genug geblieben, um in Italien einzufallen. Er näherte ſich ſchon 452
Rom; aber der daſige Biſchoff, Leo der Große, gieng ihm entgegen, und wandte durch ſeine Beredſamkeit die Plünderung, mit welcher die Stadt bedrohet war, von ihr ab. Unter dem allgemeinen Schrecken, welches die Macht des Attila verbreitete, ſuchten viele auf den Inſeln des adriatiſchen Meeres eine Zuflucht; und dieſes gab Gelegenheit, daß Venedig mitten im Meere entſtand. Die Kaiſer des Occidents vermehrten noch durch ihre Ausſchweifungen die Schwäche ihrer Gewalt.
Valentinianus III. wurde auf Anſtiften des 455
Maximus, deſſen Frau er Gewalt angethan hatte, ermordet, nachdem ihn dieſer vorher verleitet hatte, den Aetius, die einzige Stütze des Reichs, umzubringen. Maximus ſchwingt ſich ſodann auf den Thron, und heyrathet die Wittwe des Kaiſers, Eudoxia. Allein dieſe ſucht den Tod ihres Gemahls dadurch zu rächen, daß ſie den Genſericus, König der Vandalen, beredet, in Italien einen Einfall zu thun. Dieſer kam, eroberte Rom, und der Pabſt Leo der Große rettete es zum zweytenmale von der Verwüſtung durch Feuer und Schwerdt; aber er konnte nicht verhindern, daß es geplündert, und viele tauſend gefangen weggeführet wurden. Die Römer übten deswegen eine vergebliche Rache an dem Maximus aus, indem ſie ihn ſteinigten. Auf ihn folgte eine Anzahl Kaiſer, die bald von dem gothiſchen Könige Theodoricus, bald von den griechiſchen Kaiſern eingeſetzt

 wurden;

wurden; alle aber es nur dem Namen nach geweſen ſind. Romulus Momyllus, den man ſpottweiſe Auguſtulus

476 genannt hat, war der letzte Kaiſer des abendländiſchen Reichs. Die Scirren, Rugier und Heruler kamen unter ihrem Heerführer Odoacer nach Italien, rieſen ihn zum Könige davon aus, und dieſer nöthigte den Romulus, die Regierung niederzulegen. Ihr ſehet hier wiederum ein großes Beyſpiel von dem wichtigen Einfluß, den die Gaben und Tugenden eines Fürſten in die Wohlfarth und Sicherheit eines ganzen Reichs haben. Es waren im Oriente eben ſo wenig mehr jene alten Römer, die der Welt zugleich fürchterlich und ehrwürdig geweſen waren, vorhanden, als im Occident; und die Morgenländer hatten von den barbariſchen Völkern nicht weniger auszuſtehen. Aber gleichwohl erhielt ſich das morgenländiſche Kaiſerthum noch viele Jahrhunderte; indeſſen daß das abendländiſche bloß durch die Unfähigkeit ſeiner Fürſten ſehr bald zu Grunde gieng. Und mit dieſer merkwürdigen Begebenheit fange ich abermals eine neue Periode an.

Jahre nach C. Geburt.

4. Epoche. Der Untergang des abendländiſchen Kaiſerthums.

Barbaren herrſchten nun in dem alten Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften, und ihr Schwerdt war das einzige, worinne ſie einen wilden Ruhm ſuchten. Es kamen jene Zeiten der Unwiſſenheit und des Aberglaubens unter den abendländiſchen Chriſten, welche durch den Einfall ſo vieler rauhen und grauſamen Nationen zwar beſchleuniget wurden, aber ſchon lange waren vorbereitet worden. Die Chriſten waren nach Conſtantin dem Großen nicht mehr diejenigen, welche man in den erſten Jahrhunderten ſo ſehr bewundert. Da ihre Religion die herrſchende geworden war, ſo eilten ſie dieſelbe mit aller

Pracht-

Pracht und allem Glanze von Cärimonien auszuſchmücken. Man überließ ſich der den Menſchen ſo eigenen Neigung, den Dienſt Gottes in äußerlichen Uebungen zu ſuchen. Daher fieng man an, die Anzahl der Kirchen unendlich zu vermehren; den Märtyrern eine Verehrung zu erweiſen, und ihre Gebeine zu ſammeln; Wallfahrten zu ihren Gräbern und ins gelobte Land anzuſtellen; den Gottesdienſt ſelbſt mit einer Menge Gebräuche zu beſchweren, und für alle dieſe Anſtalten mit einem Eifer zu ſtreiten, gegen welche kein Widerſpruch, und keine Warnung gelten konnte, ſondern wohl gar ein Mittel wurde, vor einen Kätzer gehalten zu werden. Die Mönche, welche um eben dieſelbe Zeit in unzählbaren Schaaren ſich ausbreiteten, überredeten die Chriſten leicht, daß mit ihrer Lebensart, die gleichwohl für die Welt größtentheils unnütz war, eine beſondere Heiligkeit verknüpft ſey, weil ſie gewiſſe Zeichen der Andacht ſtreng beobachteten, und ſich vieler Dinge enthielten, die nicht einmal das Evangelium jemanden verboten hatte. Die übrige Geiſtlichkeit wurde bald von Stolz, Herrſchſucht und Ueppigkeit eingenommen. Sie beförderte ebenfalls dieſe abergläubiſche Gottſeligkeit mit allen Kräften; denn da ſie das Muſter und die Vorſchriften dazu hergab: ſo nahm ihr Anſehen und ſelbſt ihre Einkünfte dadurch immer mehr zu. Alles wurde verdienſtlich, was ſonſt nur eine freywillige Uebung der Chriſten geweſen war, und die ſogenannten guten Werke, welche bloß mit ſinnlichen Dingen zu thun hatten, machten das ganze Chriſtenthum aus. Die Wiſſenſchaften fielen immer mehr. Diejenigen Urſachen, welche ich in der erſten Periode angeführt habe, waren hier noch weit würkſamer. Und der Aberglaube, deſſen Stütze die Unwiſſenheit iſt, verlangte auch wenig gründliche Gelehrſamkeit und Einſicht. In

dieſen

dieſen Umſtänden fielen die kriegeriſchen Völker in das Römiſche Reich ein, zernichteten eine Menge von Schulen, Bibliotheken und Schriften der Alten; benahmen den Freunden der Wiſſenſchaften allen Muth und Beyſtand, deſſen ſie benöthigt waren, und zwangen das wenige, was noch von Gelehrſamkeit übrig war, ſich in die Clöſter zu flüchten. Seitdem ſahe man überaus wenige Gelehrte von weltlichem Stande, und die Geiſtlichen, die man mit dieſem Namen beehrte, bedienten ſich ihrer ſehr geringen Kenntniß vortreflich, um nach und nach eine unumſchränkte Herrſchaft, und ein Vertrauen ohne Gränzen, bey dem unwiſſenden großen Haufen zu erlangen. Dieſes hat viele Jahrhunderte, unter einigen lichten aber nur kurzen Zwiſchenräumen, fortgewähret. — Doch ich darf mich hiebey nicht weitläuftig aufhalten. Die Kirchen- und Gelehrten-Geſchichte wird euch dieſe traurige Finſterniß der Abendländer hinlänglich beſchreiben. Ich kehre wieder zum Odoacer zurück. Dieſer Bezwinger des Römiſchen Reichs nahm den Purpur, die Kaiſerlichen Zierrathen, und den Kaiſerlichen Namen nicht an, ſondern begnügte ſich mit der Benennung eines Königs von Italien, und legte ſeinen Sitz nach Ravenna. In Gallien war das Schickſal von demjenigen Theil des Landes, dem die Weſtgothen, Burgunder und Britannier noch dem Namen nach der Römiſchen Bothmäßigkeit übrig gelaſſen hatten, annoch unentſchieden. Allein nunmehro macht ſich der
486 Fränkiſche König Chlodovåus, Childerichs Sohn, durch die Schlacht bey Soißons, auch davon Meiſter. Er iſt der wahre Stifter der Fränkiſchen Monarchie, der in und außer Gallien ſiegreich war, und auch die Fürſten ſeiner eigenen Nation vertilgte. In Italien wurde gleichfalls, ein neues und mächtiges Reich errichtet.

Theo-

Theodoricus, Fürſt der Oſtgothen, zieht 489
aus Moeſien nach Italien, ſchlägt den Odoa-
cer mehrmals, belagert ihn drey Jahre in Ravenna, und
läßt ihn endlich unter dem Vorwande einer Unterhandlung
ermorden. Hierauf nahm das Oſtgothiſche 493
Reich in Italien ſeinen Anfang. Theodo-
ricus war ein Arianer, aber er verfolgte die Rechtgläubi-
gen nicht. Chlodoväus gelobte bey dem Treffen, wel-
ches er den Alemanniern bey Zülpich im Jüli- 496
chiſchen lieferte, ein Chriſt zu werden, wenn
er daſſelbe gewönne. Er erhielt den Sieg, und ließ ſich
von dem Biſchoff zu Rheims, Remigius, taufen, nach-
dem er ſchon vorher eine chriſtliche Burgundiſche Prinzeßinn
Chlotildis zur Ehe genommen, welche vermuthlich bereits
an ſeiner Bekehrung gearbeitet hatte. Bey ſeiner Sal-
bung ſoll, wie man ſagt, da es dem Biſchoff an Oel fehl-
te, eine Taube ein damit angefülltes Fläſchchen in die Kir-
che gebracht haben. Dieſes berühmte Fläſchchen von
Rheims, oder ampulla Rhemenſis, wird noch daſelbſt
aufbewahret, und bey der Salbung der Franzöſiſchen Kö-
nige gebraucht, indem es darinne nie an Oele mangeln
ſoll. Man zweifelt außer Frankreich kaum daran, daß
dieſe Geſchichte eine Fabel ſey. Chlodoväus erhielt auch
von dem Biſchoff zu Rom den Titel des allerchriſtlich-
ſten Königs; das heißt nicht, des erſten chriſtlichen Kö-
nigs in Europa; ſondern des erſten Rechtgläubigen unter
den Chriſtlichen, weil die übrigen bisher Arianer geweſen
waren. Eben dieſer Chlodoväus oder Clo- 507
vis erfochte bey Poitiers einen herrlichen Sieg
über den Alaricus, König der Weſtgothen, welcher in
dem Treffen getödtet wurde. Nach ſeinem 511
Tode, theilen ſeine vier Söhne, die neu geſtif-

tete

tete Monarchie in Auſtraſien, zwiſchen dem Rheine, der Maaß und Schelde; und in Neuſtrien, zwiſchen der Maaß und Loire bis ans Meer, und letzteres wieder in drey andere Theile. Die Kaiſer erhielten ſich unterdeſſen, obgleich unter mancherley innerlichen Unruhen und Angriffen der barbariſchen Völker, ziemlich bey ihrem Anſehen. Zwar unter dem Anaſtaſius gerieth das Reich in großen Verfall. Dieſer laſterhafte Kaiſer ſahe ſich von den Gothen, Hunnen und Geten bedrängt. Der Anführer des erſtern dieſer Völker, Vitalianus, nahm
514 ſogar die Rechtgläubigen, (welche man ſeit einigen Jahrhunderten, die Catholicos, das iſt, die der Lehre der allgemeinen Kirche zugethanen Chriſten nannte,) wider ihn, der die Parthey der Kätzer hielt, in Schutz. Seine Erpreſſungen machen ihn endlich bey dem
518 Volke ſo verhaßt, daß er, um einen Aufſtand zu ſtillen, die Regierung niederlegen will. Das Volk wird durch einen nicht ungewöhnlichen Wechſel der Leidenſchaften, von Mitleiden gegen ihn gerührt, und beredet ihn dieſelbe fortzuſetzen. Er wird aber kurz darauf vom Donner erſchlagen. Juſtinus I. der an ſeine Stelle gewählt wird, beſchützt die Rechtgläubigen wieder. Er nimmt kurz vor ſeinem Tode, ſeiner Schwe-
527 ſter Sohn, den Juſtinianus, zum Gehülfen des Reichs an. Unter ihm lebte Dionyſius Exiguus, oder der Kleine, der zuerſt die Jahre von der Geburt Chriſti zu zählen anfieng; welche Art der Zeitrechnung aber erſt im 9ten Jahrhunderte allgemein geworden. Juſtinianus ſchafte dem Reiche wieder Ruhe und Ehre. Ihm hat man die Sammlung der Römiſchen Rechte zu danken, welche unter dem Namen des Corporis Juris Civilis, ſo bekannt und noch ſo brauchbar iſt. Tribo-

nianus

nianus hatte die Aufſicht über dieſe Arbeit, deren erſter Theil, der Codex, im Jahr 529. der letzte, oder die Novellä, A. 541. zu Stande kam. Die Feldherren des Kaiſers verrichteten Thaten, an welche die Römer kaum mehr gewohnt waren. Der berühmte Beliſarius ſchlug die Perſer in vielen Schlachten. 529
Er gieng, nachdem ihnen der Friede bewilligt worden, nach Africa, überwand die Vandalen, nahm ihren König Gelimer gefangen, und unterwarf Africa dem Kaiſer. 533
Hierauf ſetzte er ſeine Siege in Sicilien und Italien fort, eroberte Rom, und bemächtigte ſich des Oſtgothiſchen Königs Vitiges. 538
Totilas, ein Oſtgothiſcher Heerführer, ſtellte zwar die Sachen dieſes Volks einigermaßen wieder her; wurde aber ebenfalls vom Beliſarius geſchlagen. 547
Unter dieſer Zeit erweitern die Fränkiſchen Könige ihre Monarchie ſeit A. 531. mit Thüringen, Burgund, Provence und Rhätien. Benedictus ſtiftete den erſten Mönchs-Orden in den Abendländern, den Benedictiner-Orden, und legte A. 529. das erſte Cloſter zu Monte-Caßino in Neapel an. Die Gothen hatten ſich unterdeſſen in Italien wieder ausgebreitet und feſtgeſetzt; bis endlich Narſes ſie überwindet, ihren König Tejas tödtet, und ihrem Reiche in Italien ein Ende macht. 553
Aber dieſem großen Feldherrn ergieng es eben ſo als dem Beliſarius. Der Kaiſer beneidete ihren Ruhm, und da er an demſelben keinen Antheil hatte, ſo hinderte er ſie öfters ihn zu vergrößern; ja er beraubte endlich den Beliſarius aller ſeiner Bedienungen und Güter. In eben dieſem Jahre, da Narſes Rom einnahm, wurde auch die fünfte allgemeine Kirchenverſammlung zu Conſtantinopel gehalten, und auf derſel-

ben drey neſtorianiſche Schriften, welche man die drey Capitel nennt, nebſt den Schriften des Origenes ver-
565 worfen. Juſtinianus hatte den Juſtinus Europalates, ſeiner Schweſter Sohn, zum Nachfolger. Italien, das von den Gothen be-
568 freyet war, wurde zum Theil von den Longobarden überſchwemmt, deren König Alboinus in dem obern Theil von Italien den Sitz dieſes neuen Reichs anlegte. Da auch die Avaren und Perſer den Kaiſer in die Enge trieben, ſo verlohr er aus Betrübniß
580 über dieſe Verwirrung ſeinen Verſtand. Tiberius II. folgte auf ihn, und demüthigte die Perſer durch ſeinen Feldherrn Mauritius, der nachmals ſelbſt Kaiſer wurde. Zu ſeiner Zeit wurde Gregorius
590 der Große zum Biſchoff von Rom gewählt: ein Mann, der mit einem großen Eifer für die chriſtliche Religion erfüllt war, ſich ihre Ausbreitung angelegen ſeyn ließ, und beſonders in England, durch den Mönch Auguſtinus ſo glücklich beförderte, daß ſich der größte Theil der Nation bekehrte; der ſich auch dem Patriarchen zu Conſtantinopel Johannes widerſetzte, als er ſich des Titels eines allgemeinen Biſchoffs bediente, und eine ſolche Benennung vor Antichriſtiſch erklärte. Aber eben dieſer Pabſt unterſtützte den Aberglauben nur zu kräftig, indem er die Anrufung der Heiligen, und ihre Reliquien empfohl, die Lehre vom Fegfeuer zuerſt recht aufbrachte, die Cärimonien vervielfältigte, und das Kloſterleben immer weiter ausbreiten half. Der Kaiſer Mauritius endigte während dieſer Zeit den perſiſchen Krieg, indem er den König Coſroes II. wieder auf den Thron ſetzte. Da er aber die Gefangenen, welche die Sclavenier und Avaren in Iſtrien gemacht hatten, nicht loßkaufen wollte:

wurden

wurden ſie insgeſammt, viele tauſend an der Zahl, von den Barbaren niedergehauen. Das Kriegsheer erwählt ſtatt ſeiner den Phocas zum Kaiſer. 602
Dieſer läßt ihn umbringen, nachdem er vorher die ganze Familie des Mauritius vor ſeinen Augen hatte tödten laſſen; wobey dieſer unglückliche Fürſt nur die Worte des Pſalms von ſich hören ließ: Herr, du biſt gerecht, und deine Gerichte ſind auch gerecht. Der Tyrann läßt den Narſes, weil er eines Verſtändniſſes mit den Perſern verdächtig iſt, lebendig verbrennen, und viele Leute von Stande hinrichten. Aber um das Volk zu gewinnen, ehrt er den Biſchoff von Rom deſto mehr, und ertheilet ihm den oberſten Rang in der Kirche. Die Perſer nehmen ihm verſchiedene Provinzen weg, und richten alles mit Feuer und Schwerd zu Grunde. Selbſt der Statthalter von Africa, Heraclius, zieht wider ihn zu Felde, erobert Conſtantinopel, und läßt ihn eines grauſamen Todes ſterben, worauf er ſelbſt Kaiſer 610
wird. Um dieſe Zeit fieng der Araber, Muhammed, den die Griechen Mahomet ge- 612
nannt haben, an, ſeine Irrthümer auszubreiten, ſich vor einen göttlichen Propheten auszugeben, und aus der chriſtlichen, jüdiſchen und heydniſchen Religion eine neue zuſammen zu ſetzen, die aus ſehr wenigen Lehren, aus ſehr leichten Pflichten beſtand, und daher dem großen Haufen angenehmer ſeyn mußte. Man hat gefragt, ob er ein Enthuſiaſt, oder ein Betrüger geweſen ſey? Vielleicht kann man ihm beyde Charactere, ſonderlich in ſeinen letzten Jahren, beylegen. Seine Einbildungskraft legte den Grund zu ſeinem Religionsſyſtem: falſche Wunder und das Schwerd in der Hand, unterſtützten daſſelbe. Da dieſes in Arabien vorgieng, trieben die Perſer ihre Erobe-

rungen immer weiter. Sie eroberten Jeruſalem, und führten eine Menge Gefangenen mit ſich fort. Heraclius ließ ſie vergebens um Friede bitten. Sie überzogen Aegypten und Libyen; und da der Kaiſer nochmals des Friedens wegen an ihren König Geſandte ſchickte: ſo wollte ihm dieſer denſelben nicht anders als mit der Bedingung zugeſtehen, wenn er mit ſeinen Unterthanen den Heyland der Welt verläugnen, und mit den Perſern die Sonne anbeten würde. Heraclius ſieht ſich alſo genöthigt, den Krieg wider dieſen ſtolzen Feind mit allem Ernſte anzufangen.

Schüler. Ich erinnere mich, daß Sie den Muhammed, und den Urſprung ſeiner Religion, zu einer der merkwürdigen Epochen gewählet haben, nach welchen Sie dieſe Geſchichte abtheilten. Aber Sie haben doch dieſelbe bereits überſchritten.

Lehrer. In dem letztern Umſtande irret ihr euch; denn ich habe dieſe Epoche erſt ins Jahr 622 geſetzt: und das aus folgender Urſache. Dieſer falſche Prophet hatte zwar ſeine Religion bereits lange vorher ausgebreitet; allein dieſes Jahr iſt in ſeiner Geſchichte das merkwürdigſte, weil er in demſelben von Mecca, ſeiner Vaterſtadt, nach Medina zu fliehen genöthiget wurde. Und von dieſer Flucht fiengen die Araber an ihre Jahre zu rechnen; welche Zeitberechnung ſie die Hegira, das iſt die Flucht, nennen. In eben dieſem Jahre brach Heraclius in Perſien ein, plünderte das flache Land, ſchlug die Perſer in die Flucht, und machte 50,000 Gefangene wieder frey. Er drang unter beſtändigen Siegen

Jahre nach C. Geburt.

5. Epoche. Muhammed.

622

immer

immer weiter in Perſien ein, bis Syroes, der Sohn des
Coſroes, nachdem er ſeinen Vater hatte umbringen laſ-
ſen, mit dem Heraclius Friede machte, und ihm das
Holz des heil. Creuzes wieder gab, das ſein Vater von
Jeruſalem mitgenommen hatte. Heraclius brachte es
ſelbſt wieder dahin, und ſetzte das Feſt der Creuzeserhö-
hung ein. Muhammed ſtarb endlich zu 631
Mecca, und die Caliphen, ſeine Nachfolger,
welche über die Saracenen, wie man ſeine Anhänger
nannte, herrſchten, waren es erſt, welche dieſen Namen
durch ſo viele Eroberungen fürchterlich machten. Damals
war auch die Kätzerey der Monotheleten aufgekommen,
welche unſerm Erlöſer zwar zwo Naturen zuſchrieben, aber
doch nur Einen Willen zugeſtehen wollten. Sie brachten
ſogar den Pabſt Honorius den I. auf ihre Seite. In
Frankreich bekamen die Majores Domus, oder Ober-
hofmarſchälle, welche die hochſte Bedienung bey Hofe hat-
ten, immer größere Gewalt in Reichsgeſchäften, und aus
Spanien, wo die Weſtgothen herrſchten, vertrieb Svin-
tila die Römer gänzlich. Die Saracenen bekriegen nun
die Perſer, und machen dieſem Reiche gänzlich ein Ende;
ſie dringen in Aegypten ein, und erobern Jeruſalem.
Nach dem Tode des Heraclius folgen viele 641
Kaiſer, deren Namen kaum der Geſchichte wür-
dig ſind, und die meiſtentheils ein gewaltſames Ende neh-
men. Unter Conſtantinus dem II. nahmen die Sara-
cenen Africa, Cypern und Rhodus weg, in welcher letz-
tern Inſel ſie den berühmten Coloſſus von Erz zerbrachen.
Sie verwüſteten Sicilien, und ſonderlich Syracus; ſie be-
lagerten Conſtantinopel zweymal, und wurden endlich von
dem Feldherrn des Kaiſers Conſtantinus V. 673
Pogonatus in die Flucht geſchlagen, und ih-

re Flotten verbrannt; zu welchem Ende man ſich des griechiſchen Feuers bediente, das Callinicus eben erfunden hatte. Bald darauf folgt ein dreyßigjähriger Stillſtand, welchen der Kaiſer mit dieſem kriegeriſchen Volke ſchließt.

681 Er ſchreibt ſodann die ſechſte allgemeine Kirchenverſammlung nach Conſtantinopel aus, auf welcher die Monotheleten, und unter ihren Anhängern auch der Pabſt Honorius, in den Bann gethan wurde. Eben dieſer Kaiſer erließ den Päbſten das Geld, welches ſie nach ihrer Erhebung zu dieſer Würde zu bezahlen pflegten; doch behielt er ſich das alte Recht vor, ihre Wahl zu beſtätigen. Unter ſeinem Sohne, Juſtinian dem II. predigte Kilian zu Würzburg den chriſtlichen Glauben, und wurde der erſte Biſchoff der neuerrichteten Gemeine. Der Kaiſer bricht den Stillſtand mit den Saracenen, wird aber von ihnen geſchlagen. Seine nächſten Nachfolger ſind nur durch Ausſchweifungen, Grauſamkeiten und Fehler bekannt. Die damaligen Fränkiſchen Könige aus dem Geſchlechte des Chlodovåus hinterließen einen eben ſo ſchlechten Ruhm. Da ſie immer minderjährig waren, wenn ſie die Regierung antraten, ſo gab dieſes Gelegenheit, ſie zu einer Weichlichkeit zu gewöhnen, von der ſie ſich nachmals nie wieder losmachen konnten. Sie führten daher nur den Namen der Könige, und die Majores Domus hatten alle Gewalt in den Händen. Unter dieſem Titel herrſchte Pipin der Dicke ſeit A. 687. über die ganze Fränkiſche Monarchie, ob er gleich dem Könige und ſeinen Nachkommen noch Crone und Titel ließ. Er führte glückliche Kriege gegen die Frieſen und Allemannier, und beſchützte die Ausbreitung des Chriſtenthums, welcher ſich einige irrländiſche Geiſtliche in Frießland und andern deutſchen Provinzen gewiedmet hatten. In Spanien

nien litte das gothiſche Königreich einen gewal- 713
tigen Stoß. Der Graf Julianus, welcher
von dem Könige Rodericus beleidigt zu ſeyn glaubte, lockte die Saracenen aus Africa, welche man die Mauren oder Mohren nannte, hinüber; und der König gieng nebſt dem Reiche in der Schlacht bey Xerez verlohren. Die ſpaniſche Kirche hatte damals von dieſen barbariſchen Ueberwindern viel auszuſtehen. Sie behielt noch einigermaßen eine Stütze übrig, da der Prinz Pelagius, der nach Aſturien entflohen war, einige Jahre darauf die Saracenen ſchlug, und den Grund zu dem Königreiche Leon legte.
In Frankreich fehlte bey dem Carolus Mar- 714
tellus, des Pipins Sohne, um König zu
ſeyn, nichts mehr als der Titel. Dieſer tapfere und glückliche Herr dämpfte alle Empörungen, unterwarf die Frieſen der Fränkiſchen Monarchie, und überwand die Saracenen, als ſie aus Spanien nach Frankreich einbrachen. Er ſetzte die Fränkiſchen Könige ein und ab, und übte allein alle ihre Gewalt aus. Unter ſeiner Regierung predigte der Engländer Bonifacius oder Winfried, wie er zu-
erſt hieß, die chriſtliche Religion in Thüringen 722
und andern Ländern, nachdem er vorher dem
Pabſte verſprochen, ſich nie von der Römiſchen Kirche abzuſondern. Er war ein eifriger Mann, aber von geringer Wiſſenſchaft, herrſchſüchtig, ein treuer Beförderer der Gewalt der Römiſchen Biſchöffe in Deutſchland, die ihn auch zum Erzbiſchoff von Maynz und Vicario der daſigen Kirchen ernannten. Er wird der Apoſtel der Deutſchen genannt, ſtiftete verſchiedene Bißthümer in Deutſchland, und wurde zuletzt von den heydniſchen Frieſen nebſt funfzig
anderen Geiſtlichen A. 755. erſchlagen. Der 726
Kaiſer Leo Iſauricus legte durch das Verbot

welches er ergehen ließ, keine Bilder von den Heiligen in den Kirchen mehr aufzuſtellen, noch dieſelben zu verehren; ein Verbot, welches er in der guten Abſicht, dem Aberglauben zu ſteuren, und dem Aergerniſſe, das die Saracenen und Juden daran nahmen, ein Ende zu machen, ausfertigte; er legte, ſage ich, dadurch den Grund zu einem langwierigen und unglücklichen Handel, welcher der **Bilderſtreit** heißt. Ein großer Theil ſeiner Unterthanen weigert ſich ihm zu gehorchen; die Geiſtlichkeit und die Mönche ſtellen den Kaiſer als einen Abtrünnigen von der Religion vor; das Volk empört ſich hin und wieder, und der Kaiſer ſetzt ſeinen Befehl mit Gewalt durch. Das ganze Reich theilt ſich in die **Iconoclaſten**, oder **Bilderſtürmer**, und in die **Iconodulen**, oder **Bilderverehrer**. Die Biſchöffe von Rom, **Gregorius** der **II.** und **III.** widerſetzen ſich hierinne dem Kaiſer zu ſeinem großen Schaden. Sie tragen viel dazu bey, daß Rom und ſeine übrige Staaten in Italien von ihm abfallen, und auf immer für die griechiſchen Kaiſer verlohren gehen. **Luitprand**, König der Longobarden, bediente ſich dieſer Gelegenheit, Eroberungen zu machen, und nahm endlich Ravenna, den Sitz der **Exarchen**, oder Statthalter des griechiſchen Kaiſers, ein. Der Pabſt wandte ſich in dieſer dringenden Noth an den **Carolus Martellus**, welcher in ſeinen letzten Jahren den franzöſiſchen Thron unbeſetzt ließ, und ohne König regierte. **Ina**, König
740 der Weſt-Sachſen, bewilligte damals dem Pabſte den **Petersgroſchen**, der viele hundert Jahre hindurch von jedem Hauſe in England mußte abgetragen werden. Nach **Martels** Tode, theilen ſich ſeine
741 Söhne, **Carolomannus** und **Pipinus** der **Kurze**, als Herzoge der Franken, in Auſtraſien und

Neu=

Neuſtrien. Sie beſetzen noch den Thron mit Childerich III. regieren aber allein, und führen glückliche Kriege. Conſtantinus VI. mit dem Zunahmen Copronymus, ſuchte den Bilderdienſt ſo ſehr als ſein Vater auszurotten. Er ließ das ſiebente allgemeine Concilium 754
zu Conſtantinopel halten, welches hierinne einen Schluß traf, der ſeinen Abſichten gemäß war. Unterdeſſen war Carolomannus ins Kloſter getreten, und Pipinus führte ſeit A. 747. die Regierung allein. Er trat darauf mit dem Pabſte Zacharias in ein genaues Verſtändniß, und beyde verſprachen einander Dienſte zu leiſten. Der Pabſt machte den Anfang. Es wurde veranſtaltet, daß er den Franzoſen A. 752. zu Soißons die Bedenklichkeit hob, welche ſie noch wegen des dem Könige geleiſteten Eides zurückhielte, den Pipinus an ſeine Stelle zum König anzunehmen. Aber auf das Gutachten des Pabſtes wird dieſe große Veränderung beſchloſſen; Childerich, der letzte König aus dem Merovingiſchen Geſchlechte, wird ins Kloſter geſtoßen, und Pipinus fängt den Carolingiſchen Stamm an. Er leiſtet darauf auch ſeiner Seits die den Päbſten verſprochene Hülfe. Er nimmt dem Longobardiſchen Könige Aiſtulphus das Exarchat und die Pentapolin ab, und beſchenkt damit den Pabſt. Dieß iſt der Anfang der weltlichen Hoheit der Päbſte, und ihr Anſehen in der Kirche nahm unter dieſen Umſtänden ebenfals zu. Nach Pipins Tode, 768
wird die Monarchie unter ſeine Söhne Carolus und Carolomannus getheilet. Der 771
letztere ſtirbt bald darauf, und Carl, welcher in der Geſchichte mit ſo vielem Rechte der Große heißt, wird dadurch der einzige Beherrſcher. Er iſt durch ſeinen Eifer für die Religion, durch ſeine Verdienſte um die Auf-

nahme der Wiſſenſchaften, durch ſeine Kriege und Siege, und durch eine Menge anderer merkwürdigen Verrichtungen, die ich übergehen muß, ſo berühmt geworden, daß ſeine Geſchichte unter die wichtigſten und leſenswürdigſten
772 gehöret. Gleich Anfangs bekriegte er die Sachſen, welche er nach einem dreyßigjährigen Kriege, erſt im Jahr 804. gänzlich überwältigte. Er zwang ſie das Chriſtenthum anzunehmen, und ihr Fürſt Wittechind ließ ſich A. 785. taufen. Er legte die Bißthümer Oßnabrück, Minden, Verden, Bremen, Paderborn, und andere mehr unter ihnen an, um die chriſtliche Religion deſto gewiſſer unter ihnen zu erhalten. Er ſahe ſich auch endlich genöthiget, zur Verſicherung der Ruhe, ſtarke Colonien aus Sachſen abzuführen, und andere hineinzubringen. Dieſer Krieg wurde durch verſchiedene andere unterbrochen. Da der König der Longobarden, Deſiderius, die dem Pabſte neugeſchenkten Länder angriff,
774 bat Hadrianus I. Carln um Hülfe. Dieſer machte in Einem Feldzuge dem Longobardi- Reiche ein Ende, und nahm den Deſiderium gefangen. Er beſtätigte darauf dem Pabſte die Schenkungen ſeines Vaters, zu welchen er noch einige neue ſetzte. Er ſiegte
778 auch über die Saracenen in Spanien über den Herzog von Bayern Thaßilo, den er ins Cloſter ſtieß, und ſein Land in Grafſchaften zertheilte, und A. 791. über die Hunnen. Während dieſer ſeiner Thaten dauerte der Bilderſtreit im Orient beſtändig fort. Die Kaiſer waren immer dem Bilderdienſte zuwider, bis die Kaiſerinn Irene, nachdem ſie
780 ihren Gemahl Leo den IV. mit Gift hingerichtet, und zur Vormundſchaft über ihren unmündigen Prinzen, Conſtantin, gelangt war, der Sache eine andere

Geſtalt gab. Sie verband ſich, um ſicherer zu regieren, mit dem Pabſte Hadrian I. und ließ das zweyte nicäniſche Concilium halten, auf 786
welchem die Bilderverehrung völlig wieder eingeführt, aber durch die elendeſten Gründe von den verſammleten Biſchöffen unterſtützt wurde. Allein dieſes Concilium fand, ob es gleich den Pabſt auf ſeiner Seite hatte, in Deutſchland, Frankreich und England keinen Beyfall. Carl der Große ließ wider die Schlüſſe deſſelben die vier Bücher von den Bildern ſchreiben, welche wir noch unter ſeinem Namen leſen, und welche ein ſehr ſchätzbares Denkmal von der reinen Gottſeligkeit dieſes Herrn, und eines groſſen Theils der damaligen abendländiſchen Kirche, abgeben. Er that noch mehr: auf einem Concilio von 794
dreyhundert Biſchöffen, welches er zu Frankfurt am Mayn halten ließ, wurden dieſe Bücher beſtätiget, und der Bilderdienſt verboten. Die Kirchen, welche hieran Antheil hatten, blieben noch eine geraume Zeit bey dieſen Geſinnungen; aber endlich hat die Gewalt der Römiſchen Biſchöffe, das Wachsthum des Aberglaubens, und der fanatiſche Eifer der Mönche, auch ſie zur Verehrung der Bilder fortgeriſſen. In Spanien entſtanden um dieſe Zeit verſchiedene chriſtliche Staaten, darunter der arragoniſche einer der vornehmſten war. In eben dieſen Zeiten der Regierung Carls des Großen, werden auch verſchiedene Europäiſche Reiche und Staaten, die noch heydniſch und barbariſch waren, bekannter. So fabelhaſt die Erzählung von den drey Brüdern, Czechus, Lechus und Ruſſus iſt, davon der erſte Böhmen ſoll angebauet und beherrſcht haben; der zweyte der Stifter des pohlniſchen Reichs, und der dritte der Urheber des rußiſchen geweſen ſeyn, ſo gewiß weiß man hingegen, daß ſich Carl

die böhmiſchen und rußiſchen Fürſten zinsbar gemacht habe. Man kennet auch damals ſchon ſchwediſche und däniſche Könige; allein es kommt nicht darauf an, euren Kopf mit Namen, ſondern mit merkwürdigen Sachen anzufüllen. Die Kaiſerinn Irene bemächtigte ſich um dieſe Zeit durch Schandthaten des Throns. Sie ließ ih-
797 rem Sohne dem Kaiſer Conſtantinus VII. die Augen ausſtechen. Sie glaubte darauf durch eine Heyrath mit Carln dem Großen ihre Regierung befeſtigen zu können; allein dieſer Herr, ob er ſie gleich mit dieſen Gedanken unterhielt, führte damals Abſichten aus, die ſeiner weit würdiger waren, und die uns Gelegenheit geben, eine neue Periode anzufangen.

Schüler. Sie wollen vermuthlich von der Wiederherſtellung des abendländiſchen Kaiſerthums durch Carln den Großen reden.

Jahre nach C. Geburt

6. Epoche Carl der Große, Röm. Kaiſer.

Lehrer. Dieſe glänzende Veränderung muß allerdings aus der Reihe der übrigen herausgenommen werden. Carl beſaß alle Rechte und Verdienſte, um in ſeiner Perſon die erloſchene Kaiſerwürde erneuern und behaupten zu können. Da er alſo eben zu Rom ſich befand: ſetzte ihm der Pabſt unvermuthet, doch nicht ohne ſein Vorwiſſen, die Crone in der Kir-
800 che auf; das Volk erkannte ihn durch einen freudigen Zuruf vor ſeinen Kaiſer; und die griechiſchen Kaiſer, die bis dahin noch immer einiges Anſehen über Rom genoſſen hatten, mußten endlich ebenfalls ihre Einwilligung dazu geben. Nach verſchiedenen Kriegen, die dieſer Herr hierauf noch führte oder fortſetzte, dachte er an

die Theilung ſeines mächtigen und von ihm ungemein erweiterten Reichs, und da dieſelbe durch den Todt ſeiner beyden Söhne vernichtet wurde, erklärte er ſeinen einzigen übrig gebliebenen Sohn **Ludwig** zu ſeinem Reichsgehülfen und Nachfolger, und **Bernhard**, den Enkel ſeines Sohns Pipini, zum König von Italien; worauf er in dem von ihm gebaueten Aachen verſtarb. 814
Seine großen Eigenſchaften und Thaten machen ihn bey jeder Nachwelt verehrungswürdig. Wenn gleich ſeine Bekehrungen heydniſcher Völker gewaltſam waren; ſo wird doch dieſer Flecken durch ſeinen ausnehmenden Eifer für das Beſte der Religion, und durch die vortreflichen Anſtalten, welche er in der Kirche machte, wieder abgewiſcht. Er wandte alle Mühe an, die Unwiſſenheit und Untüchtigkeit der Geiſtlichen ſeiner Zeit zu tilgen; ſorgte vor die Erbauung der Gemeinen durch die Sammlung guter älterer Predigten, die er ihnen vorzuleſen befahl; ermunterte die Wiſſenſchaften in ſeinem ganzen Reiche durch Verordnungen, angelegte Schulen, und ſein eigenes Beyſpiel. Ohne ihn würde die Gelehrſamkeit in den Abendländern beynahe völlig untergegangen, und die Kirche noch weit früher in den tiefen Verfall geſuncken ſeyn, in dem wir ſie in der Folge erblicken werden. Er war ihr Schutzherr, oft auch ihr Geſetzgeber, und übte die höchſte Gewalt in derſelben aus. Unterdeſſen ehrte und bereicherte er doch die Römiſchen Biſchöffe, weil ſie ihm Dienſte geleiſtet hatten, ohne jedoch ſeine Rechte über dieſelben aufzugeben. Er führte eine weiſe Regierung, und erhielt ſein großes Reich beſtändig in Anſehen. Aber ſeine Söhne und Nachfolger ſtifteten nichts als Verwirrung, und erniedrigten ihre Würde. **Ludwig der Fromme**, der dieſen Zunamen von

ſeiner

817 ſeiner nur zu großen Ergebenheit gegen die Geiſtlichkeit erhielt, legte durch eine übereilte Theilung des Reichs unter ſeine Söhne den Grund zu innerlichen Unruhen, die ſein ganzes Leben verbitterten. Bernhard, ſein Neffe, regte ſich zuerſt dagegen, und verlor
829 darüber das Leben. Da er aber in der Folge eine neue Theilung zum Beſten ſeines Sohns anderer Ehe, Carl des Kahlen, vornahm: empörten ſich ſeine Söhne erſter Ehe zweymal wider ihn; der
833 Pabſt Gregorius IV. ſtand ihnen bey, und der unglückliche Vater wurde abgeſetzt, zur Kirchenbuſſe genöthigt, und in ein Kloſter verſtoſſen. Sein dritter Sohn, Ludovicus Germanicus, befreyete ihn zwar noch; aber auch mit dieſem verfiel er durch eine neue Theilung die er anſtellte, in Zwiſtigkeiten, und ſtarb,
840 da er eben im Begriff war, ihn durch die Waffen zum Gehorſam zu bringen. Dieſer gütige und wohlmeinende, aber ſchwache und abergläubiſche Fürſt war ein Spiel der Geiſtlichen und ſeiner Kinder. Er ließ ſich die Ausbreitung des Chriſtenthums angelegen ſeyn, und da Ansgarius daſſelbe in den nordiſchen Ländern mit gutem Erfolge predigte; legte er zu Unterſtützung deſſelben das Bißthum Hamburg an. Aber er räumte zugleich der Geiſtlichkeit, zum Unglück ſeiner Nachfolger, überaus viele Rechte ein. Schon wagten es die Römiſchen Biſchöffe ihn mit dem Bann zu bedrohen: und obgleich die Kaiſerliche Beſtätigung derſelben, und ihre oberrichterliche Gewalt noch ſtehen blieb; ſo zeigten doch dieſe Biſchöffe ſowohl als die übrigen, unter den Unruhen ſeiner Regierung, daß ſie mehr als er ſelbſt, Herren wären. Das morgenländiſche Reich wurde zu ſeiner Zeit noch immer durch den

Bilderſtreit und andere Bewegungen beunruhiget. Irene
war A. 802 durch den Nicephorus vom Throne geſtoßen
worden; dieſer aber wurde im Jahr 811 von den Bul-
garen erſchlagen. Sein Nachfolger Michael Euro
palater legt die Regierung bald nieder, und geht
ins Kloſter. Hierauf kam einer der heftigſten Feinde der
Bilder, Leo V. auf den Thron. Michael Balbus ließ ihn
A. 820 ermorden, wurde von ſeinen Mitverſchwornen zum
Kaiſer ausgerufen, und zeigte eben dieſelbe Geſinnung ge-
gen die Bilder, welche ſich auch auf ſeinen Sohn und Nach-
folger Theophilus fortpflanzte. In England hatte ſich
der Weſtſächſiſche König Egbertus ſchon im Anfange
dieſes Jahrhunderts verſchiedene Theile der Heptarchie un-
terworfen, und brachte endlich dieſelbe ganz unter ſeine Ge-
walt, ſo, daß er ſich A. 830 einen König von England
nennen konnte. Die Söhne Ludwigs des Frommen
waren unter ſich nicht einiger, als ſie es mit ihrem Vater
geweſen waren. Lotharius I. inſonderheit, der bereits die
Kaiſerwürde und verſchiedene Länder beſaß, wollte auch
alles übrige an ſich reiſſen; allein, da er in
der Schlacht bey Fontenay überwunden worden: 841
mußte er eine ordentliche Theilung der Länder eingehen. Er
legte endlich die Regierung nieder, und ſtarb im
Kloſter; worauf ſein Sohn Ludwig II. Kaiſer 855
und König in Italien wurde. Damals war die Monar-
chie Carls des Großen in fünf Reiche zertheilt; indem
von Ludwigs des Frommen Söhnen, Ludovicus Ger-
manicus und Carl der Kahle Franckreich beherrſchte;
von Lothars Söhnen aber Ludwig II. Kaiſer war,
Lothar Auſtraſien oder Lothringen, und Carl Burgund
und die Provence beſaß. Die Päbſte fiengen bereits an,
ſich ohne Einwilligung des Kaiſers wählen zu laſſen.

Pohlen

Pohlen bekam im Jahr 842 an dem **Piaſtus** einen weiſen und gerechten Fürſten, mit welchem die wahre Geſchichte dieſes Staats ihren Anfang nimmt. Franckreich wurde von den **Normännern**, einem unzählichen Hauſen Seeräuber, welche aus Dännemark und andern nordiſchen Reichen kamen, grauſam verwüſtet. Sie drangen bis Paris, und auf der andern Seite wurde Rom von den Saracenen beängſtiget. In dem Orient kehrte ſich endlich das Schickſal der Bilder wieder um, indem **Theodora**, da ſie die Vormundſchaft über den unmündigen Kaiſer **Michael** führte, A. 842 die Verehrung derſelben durch das zu Conſtantinopel A. 842 gehaltene Concilium völlig wieder herſtellen ließ: wobey es in dieſer Kirche bis auf unſere Zeiten geblieben iſt. In dieſe Zeit fällt auch die ſo ſtreitige Erzählung von der **Päbſtinn Johanna.** Viele Schriftſteller der mittlern Jahrhunderte haben nämlich berichtet, daß A. 855 nach dem Tode **Leonis VI.** ein verkleidetes Frauenzimmer den päbſtlichen Thron beſtiegen habe, und erſt ein paar Jahre darauf, nach einer ſchimpflichen Entdeckung, geſtorben ſey. Allein in den neuern Zeiten hat man gefunden, daß dieſe Erzählung weder recht alte und glaubwürdige Zeugniſſe für ſich hat, noch mit der Zeitrechnung der Päbſte übereinſtimmt. Unterdeſſen ſcheint ſie doch ihren Grund in gewiſſen Ausſchweifungen des Römiſchen Hofs dieſer oder der folgenden Zeiten zu haben. Unter dem Kaiſer **Ludwig II.** finden wir wenig merkwürdiges. Das Lothringiſche Reich, das ihm durch den Todt ſeines Bruders zufiel, nahmen ihm ſeine Vettern weg; und da er ohne männliche Erben ſtarb, nahm
875 Carl der Kahle, König von Franckreich, das Kaiſerthum und Italien in Beſitz. Der König **Ludwig von Deutſchland**, ſein älterer Bruder, ſtirbt eher, als

er

er ihm daſſelbe ſtreitig machen kann, und er ſelbſt folgt ihm bald darauf. Seine Söhne müſſen Italien und die Kaiſerwürde, des Ludwigs 877 Sohne, Carlmann, überlaſſen. Dieſer hinterließ nur einen natürlichen Sohn Arnulphus, und es folgte ihm ſein Bruder Carl III. oder der 880 Dicke nach, welcher faſt die ganze fränkiſche Monarchie, wie ſie Carl der Große beſeſſen, ſelbſt mit Inbegriff der Weſtfranken, das iſt, des Königreichs Frankreich, beherrſchte. Allein, er machte ſich bald verhaßt; in Frankreich inſonderheit, weil er den Normännern Neuſtrien abtreten mußte, welche Provinz ſeitdem von ihnen die Normandie genannt wurde; aber auch in Deutſchland und Italien, ſo daß eine allgemeine Empörung wider ihn entſteht. Man ſetzt hierauf den Arnulph auf 887 den Kaiſerthron; und mit dieſer Veränderung hörte die bisherige Erbfolge des Carolingiſchen Stammes auf. Arnulphus wurde von den Normännern ſogar in Deutſchland beunruhiget, rufte die Hunnen gegen die Mähren zu Hülfe, und hatte in Italien mit den Gegenkaiſern, Berengarius und Guido, zu ſtreiten. Der Pabſt Formoſus, eben derjenige, den ſein Nachfolger Stephanus VI. ausgraben und in die Tiber werfen ließ, krönte den Arnulph; allein, die folgenden Päbſte wollten einen Sohn des Guido vor Kaiſer erkannt wiſſen. Auf dieſe zerrüttete Regierung folgt Arnulphus 900 minderjähriger Sohn Ludwig IV. oder das Kind, der bey allen guten Anſtalten der Reichsfürſten noch unglücklicher iſt. Die Befehdungen, oder Privatkriege einzeler Stände und Familien untereinander, riſſen im Reiche immer mehr ein. Die Normänner beunruhigen es ſonderlich in Lothringen. Vornemlich aber wird es

durch den jährlichen Einfall der Hunnen weit und breit auf das grauſamſte verwüſtet. Der Gram über
911 dieſes Unglück nahm Ludwigen frühzeitig aus der Welt. Mit ihm ſtarb der männliche Stamm der Carolinger in Deutſchland aus. Unterdeſſen hatte England einen weiſen und großen König an dem Aelfred, der gute Geſetze gab, viele Klöſter und Schulen zur Beförderung der Wiſſenſchaften ſtiftete, und andere löbliche Anſtalten bis an ſeinen Todt im Jahre 899 traf. Auch in den Morgenländern regierte damals ein rühmlicher und gelehrter Herr, Leo VI. oder der Philoſoph, der ſich um die Rechtsgelehrſamkeit inſonderheit verdient machte. Aber noch weit merkwürdiger ſind die Streitigkeiten, welche zu dieſer Zeit zwiſchen der griechiſchen und lateiniſchen oder abendländiſchen Kirche geführt wurden. Die beyden groſſen Biſchöffe zu Rom und Conſtantinopel lebten ſchon lange in beſtändiger Eiferſucht und Groll gegen einander. Beyde ſuchten die Oberherrſchaft, und die Vermehrung ihres Gebiets; endlich aber wurde die Kirche und Religion ſelbſt in ihre Händel hineingezogen. Photius, Patriarch von Conſtantinopel, der gelehrteſte Mann dieſer Zeiten, gerieth mit den römiſchen Biſchöffen ſeit dem Jahr 862 in einen heftigen Streit, der erſtlich perſönlich war, ſodann über verſchiedene Irrthümer, welche Photius der abenländiſchen Kirche vorwarf, geführt wurde, bis ans Ende des Jahrhunderts dauerte, und in den folgenden Zeiten immer vergrößert wurde. In dem Innern der abendländiſchen Kirche entſtanden neue und weitläuftige Zwiſtigkeiten. Der Mönch Godeſchalck ſetzte durch ſeinen Irrthum von der unbedingten göttlichen Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit oder Verdammniß, die Biſchöffe in Deutſchland uud Frankreich in Bewegung. Ein andrer Mönch aber,

aber, Paſchaſius Radbertus, fand heftigen Widerſpruch, als er die phyſicaliſche Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im heiligen Abendmahl lehrte; da man doch zwey hundert Jahre darauf eben dieſe Lehre annahm, und die Transſubſtantiation darauf bauete. — Nach dem Abgange des deutſchen Carolingiſchen Geſchlechts, wurde zuerſt Conrad, Herzog in Franken, zum Könige von Deutſchland gewählet. Er hatte eine
912 Regierung voller Unruhen, ſchlug zwar die Hunnen, verlohr aber Lothringen, und ſahe viele Fürſten ſich wider ihn auflehnen. Ihm wird Herzog
918 Heinrich von Sachſen, den man den Vogler nennt, zum Nachfolger gegeben. Dieſer vereinigte Lothringen wieder mit Deutſchland, und unterbrach die beſtändigen Einfälle der Hunnen durch einen Tribut und neunjährigen Stillſtand, den er mit ihnen ſchloß. Während dieſer Zeit ſetzte er ſich in den beſten Vertheidigungsſtand, ordnete Markgrafen in Schleswig und Meißen, bauete neue Städte, und da ſie nach Verfließung dieſer Jahre den Tribut abermals forderten, gab er ihnen ſtatt deſſelben, einen räudigen Hund. Sie brachen darauf in Deutſchland wieder ein, erlitten aber bey Merſeburg
933 eine ſehr große Niederlage. Der König Heinrich wollte darauf einen Zug nach Italien vornehmen; doch ſein Todt vereitelte denſelben. Italien
936 wurde zu der Zeit dieſer beyden Herren durch verſchiedene Könige zerrüttet, welche ſich die Crone ſtreitig machten. Zu Rom waren ein paar unzüchtige und grauſame Weibesperſonen, Theodora und ihre Tochter Marozia, lange Zeit Meiſter von dem päbſtlichen Stuhl, auf welchen ſie ihre Lieblinge und unehlichen Söhne ſetzten, oder auch andere von demſelben herabſtießen. In Frankreich

nahm der Herzog der Normannen, Rollo, die chriſtliche Religion an. Der König Carl der Einfältige ſtarb in der Gefangenſchaft Rudolphs, Herzog von Burgund A. 929. In England hatte man ſich gegen die Einfälle der Dänen zu ſchützen. Doch wir wollen jetzt mit Otto I. oder Großen eine neue Periode anfangen.

Jahre nach C. Geburt

7. Epoche. Otto der Große.

Dieſer Herr, der die Reihe der Könige und Kaiſer aus dem Sächſiſchen Stamm, fortſetzte, gehört unter die größten Kaiſer der mittlern Zeiten, und ſtiftete wichtige Veränderungen. Er war Anfangs nur König, und behauptete die Rechte ſeiner Crone in Böhmen, Bayern, Franken, Lothringen und Schles-
936 wig, glücklich. Er zwang Haraldum, König von Dänemark, ſich ihm zu unterwerfen, und das Chriſtenthum anzunehmen. Bald aber fand er eine Gelegenheit, deren er ſich vortreflich bediente, Italien und die Kaiſerwürde aufs neue mit der Oſtfränkiſchen Crone zu verbinden. Er wurde von der Adelheid, einer Wittwe des Königs Lotharii von Italien, wider Berengarium II. der nach demſelben in Italien herrſchte, zu Hülfe gerufen. Er kam, und vermählte ſich ſelbſt mit ihr, wodurch er, zumal nachdem er das Longobardiſche Königreich
951 erobert, die Kaiſerliche Crone erlangte; welche er nachher auch ſeinem Prinzen Otto II. aufſetzen ließ. Er beſiegte in der Folge noch die Hunnen und Wenden, ſetzte den ihm untreu gewordenen Pabſt Johann XII. der nur zwölf Jahre alt war, als er den Thron beſtieg, wieder ab, ſtellte die Ruhe in Italien wieder her, ſtiftete das Erzbißthum Magdeburg, und die Bißthümer Meißen, Merſeburg, und andere mehr, und ſtarb, nachdem er in groſ-

ſem Anſehen regiert hatte, und von allen Sei- 974
ten zu Hülfe war gerufen worden. Zu ſeiner Zeit geſchahe es, daß Geyſa, der Fürſt der Hunnen, welche nunmehro nach öftern Niederlagen lernten, in ihrem Lande zu verbleiben, die pohlniſche Prinzeßinn Adelheid heyrathete, durch welche das Chriſtenthum auch in Ungarn ausgebreitet wurde. So wurde auch in Pohlen Micislaus durch ſeine chriſtliche Gemahlinn, die böhmiſche Prinzeßinn Dabrowka, zum Chriſtenthum bekehret; und dieſes fieng an in Rußland ſelbſt fortgepflanzt zu werden. Otto II. folgte nun ſeinem Vater in der Regierung, ſtarb aber mitten im Kriege mit den Griechen und Saracenen
983
in Italien, nachdem er vorher ſeinem dreyjährigen Prinzen die Thronfolge hatte verſichern laſſen. Dieſes war Otto III. der lange unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter, und einer andern kaiſerlichen Wittwe ſtand. Kaum aber war er erwachſen, als er nach Italien zog, und ſeinem Verwandten, Gregorio V. auf den päbſtlichen Thron half, von welchem man erzählet, er habe verſprochen, daß daß die kaiſerliche Würde bey den deutſchen Königen bleiben, hingegen keiner derſelben Kaiſer heiſſen ſollte, der nicht vom Pabſte gekrönet worden. Otto kehrte noch zweymal nach Italien zurück, ſtrafte den Conſul Creſcentius, welcher Unruhen erregt hatte, am Leben, und warf den von ihm eingeſetzten Pabſt Johann XVI. nachdem er ihm Naſen und Ohren abſchneiden laſſen, ins Gefängniß. Er ſelbſt aber ſtarb in der Blüte 1002
ſeiner Jahre. Mittlerweile gieng in Frankreich mit Ludwig V. der bisher regierende Carolingiſche Stamm zu Ende, und ſtatt deſſelben folgte der Capetingiſche, aus welchem Hugo Capetus A. 987 der erſte König war. England wurde unter Ethelred II. ſeit 991

den Dänen zinsbar. Er ließ zwar A. 1002 alle Dänen auf einmal im Reiche ermorden: aber ihr König Sueno rächte dieſe That ſehr hart. Stephanus kam in Ungarn auf den Thron, und wurde der erſte chriſtliche König dieſes Reichs. Wlodimir, der Monarch über ganz Rußland war, wurde durch ſeine Gemahlinn, die griechiſche Prinzeßinn Anna, bewogen, ſich A. 987 zum Chriſtenthum zu bekennen. Er nannte ſich darauf Baſilius, und ſeine Unterthanen folgten ihm freywillig nach. Heinrich der II. der Heilige, oder der Hinkende, der Nachfolger des Otto, hatte in Deutſchland und Italien mit Unruhen und Empörungen zu thun, ſtiftete das Bißthum Hamburg, und bekriegte die Slaven, Pohlen und Böhmen. Damahls war der däniſche König Canut I. oder der Große, zugleich Beſitzer von England, und hatte in dieſem Reiche ſeinen Sitz. Nach erloſchenem königl. ſächſiſchen Manns-
ſtamm, wurde wieder eine regierende
1024 Familie Fränkiſchen Stamms auf den Thron erhoben, die lauter vortrefliche Regenten gab; und Conrad der I. oder Salicus, das iſt der Franke, war der erſte aus derſelben. Er erhielt Italien in Fränkiſcher Bothmäßigkeit, vereinigte Burgund mit Deutſchland, behauptete das Anſehen des Reichs gegen die Pohlen und Wenden, ſtiftete mit Dänemark durch Abtretung der Markgrafſchaft Schleswig eine dauerhafte Freundſchaft, und unterhielt überhaupt in Deutſchland und
Italien gute Ordnung. Sein Sohn Hein-
1039 rich III. brachte das Anſehen ſeiner Crone durch ſeine Tapferkeit und Klugheit ſehr hoch. Da ſeit A. 1044 drey Päbſte zugleich waren, ließ er ſie alle auf dem Concilio zu Sutri A. 1046 abſetzen, beſtätigte an ihrer Stelle Clemens den II. und beförderte auch die Wahl der

folgen-

folgenden. Er machte daß man in Böhmen, Ungarn und Burgund ſeine Oberbotmäßigkeit erkannte, vergab die deutſchen Herzogthümer mit vieler Staatsklugheit, ſtarb aber eines frühzeitigen Todes. Hierauf folgte die lange und unglückliche Regierung ſeines 1056 Sohns, Heinrichs IV. Er war erſt ſechs Jahre alt, und wurde von ſeiner Mutter ſehr wohl erzogen. Allein der Erzbiſchoff von Cölln, Hanno, entführte ihn derſelben. Darauf gewann der Erzbiſchoff Albrecht von Bremen ſein Vertrauen, welches er ſehr mißbrauchte, und dadurch ein allgemeines Mißvergnügen erregte. In Sachſen kam es zu einem allgemeinen Aufſtand wider den Kaiſer. Er überwand ſie zwar durch einen Sieg an der Unſtrut; allein dieſe Mißhelligkeiten wurden unglücklicher Weiſe vor den päbſtlichen Stuhl gezogen. Die Sachſen führten bey demſelben allerhand Beſchwerden über den Kaiſer; Gregorius VII. lud ihn deswegen nach Rom vor, aber anſtatt zu gehorchen, ſetzte er den Pabſt auf dem Concilio zu Worms A. 1076 ab. Dieſer that den Kaiſer davor in den Bann, und erklärte ihn des Kaiſerthums verluſtig. Heinrich würde ſtandhaft genug geweſen ſeyn, dieſe angemaßte Gewalt eines Biſchoffs zu Rom zu verachten, wenn nicht die Reichsſtände auf die Seite des Pabſts getreten wären, und ihren Fürſten mit der Abſetzung bedrohet hätten, wenn er ſich nicht von dem päbſtlimen Banne losſprechen ließe. Der Kaiſer ſieht ſich alſo genöthigt, nach Italien zu gehen, und bey dem Pabſte die Abſolution zu ſuchen. Er er- 1077 hielt zwar dieſelbe, nachdem er drey Tage lang mit bloßen Füßen, und in Bußkleidern, in dem Vorhofe des Schloßes Canoſſa, wo ſich der Pabſt aufhielt, mitten im Winter hatte ſtehen müſſen. Allein da die Bedingungen ebenfalls

ſchimpflich waren, reizten ihn die italiäniſchen Stände, dieſelben nicht zu beobachten. Da dieſes die deutſchen Fürſten ſahen, ſetzten ſie ihm einen neuen König, Rudolph, Herzog von Schwaben, entgegen; der aber von Heinrichen bald überwunden wurde, und das Leben verlohr. Hermann von Luxenburg, den ſie an deſſelben Stelle wählten, begab ſich endlich freywillig des königlichen Titels, und der Markgraf von Thüringen, Ecbert, konnte ſein Vorhaben noch weniger ausführen. Doch ich muß hier die Geſchichte dieſes Herrn abbrechen, weil in dieſelbe eine für Europa ſehr wichtige Epoche fällt, die ich daher zum Anfange einer neuen Periode gemacht habe.

Schüler. Sie meinen die Creuzzüge. Aber ſind nicht noch vorher außer der Geſchichte der Kaiſer, die Sie bisher erzählet haben, einige merkwürdige Veränderungen vorgefallen?

Lehrer. Ihr erinnert mich ſehr wohl daran. Nichts darf weniger vergeſſen werden, als der große Wachsthum der päbſtlichen Macht, die in dieſen Zeiten ihren höchſten Gipfel erreichet hat. Die Völker waren durch eine blinde Ergebenheit gegen die Geiſtlichkeit, und durch die Ehrenbezeugungen, welche die Römiſchen Biſchöffe vor allen andern abendländiſchen ſeit alten Zeiten genoſſen, lange ſchon gewohnt, auch die Gewalt derſelben immer höher ſteigen zu ſehen. Dieſe bedienten ſich daher der Unruhen des Reichs, nicht nur um ſich der Oberherrſchaft der Kaiſer zu entziehen, ſondern um ſelbſt ihre Oberherren zu werden. Gregorius VII. der ſchon unter ſeinem erſten Namen Hildebrand einen großen Antheil an der Regierung ſeiner Vorgänger gehabt hatte, erweiterte als Pabſt
1073 dieſe tyranniſche Gewalt über die Kirche und über

über die Fürſten ſo ſehr, als keiner vor ihm oder nach ſeinen Zeiten gethan hat. Dieſer kühne, kluge und ſtolze Pabſt ſuchte ganz Europa im geiſtlichen und weltlichen, den Befehlen des Biſchoffs zu Rom zu unterwerfen, und erreichte einen Theil ſeiner Abſichten, aber doch lange nicht alle. Er erinnerte alle Könige, daß ihre Reiche eigentlich dem heil. Petrus, das iſt, dem Römiſchen Stuhl zugehörten: ein Grundſatz, nach welchem er auch mit ihnen gehandelt hat. Er vermehrte das Gebiet der Römiſchen Biſchöffe mit der Erbſchaft der Gräfinn Mathildis. Inſonderheit aber führte er einen heftigen Streit mit den Kaiſern wegen der Inveſtitur oder Einweihung der Biſchöffe und Aebte, welche ſie bisher durch einen Stab und Ring verrichteten, und die er ganz wollte aufgehoben wiſſen; ingleichen über ihre Verkauffung der geiſtlichen Aemter. Er war außerdem derjenige, welcher der Geiſtlichkeit den eheloſen Stand mit der größten Schärfe aufdrang: ein unbilliges Geſetz, zu welchem Nicolaus I. im neunten Jahrhunderte den erſten Grund gelegt hat, und deſſen Ausführung jetzt unglaubliche Bewegungen, und offenbare Grauſamkeiten verurſachte. Und eben dieſer Pabſt der A. 1085 ſtarb, iſt doch von Paul V. unter die Heiligen verſetzt worden. — Wenn ich euch nun in die Geſchichte der übrigen europäiſchen Reiche führe: ſo wird inſonderheit die Eroberung von England durch den Herzog von der Normandie, Wilhelmus Conqueſtor, das iſt der Eroberer, im Jahr 1066 eure Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen müſſen, als durch welche wichtige Begebenheit nicht nur eine neue Familie auf den Thron, ſondern auch neue Geſetze und Sitten in das Land eingeführt wurden. Die andern Vorfälle dieſer Zeiten ſind für euch von weit weniger Erheblichkeit.

Jahre nach C. Geburt.

8. Epoche. Die Creuzzüge.

Allein mitten unter der Regierung Hein=
richs V. ſahe man ein bisher ungewohntes
Schauſpiel: viele tauſend Chriſten, welche ins
gelobte Land zogen, um daſſelbe den Sarace=
nen durch einen ſogenannten heil. Krieg zu ent=
reiſſen. Der Einſiedler Petrus Eremita,
der von einer Wallfahrt nach Jeruſalem zu=
1096 rück kam, hatte es hauptſächlich ſo weit gebracht.
Er war auch einer von den Anführern des erſten Heers,
welches dahin zog, und 800,000 Menſchen ſtark war.
Der Hauptbefehlshaber Gottfried von Bouillon, Her=
zog von Lothringen, eroberte nach andern Städten, auch
Jeruſalem, A. 1099. und wurde zum König von Jeruſalem
gekrönet: welchen Titel aber erſt nach ſeinem Tode A. 1100.
ſein Bruder Balduinus zuerſt annahm. Die Deutſchen,
welche an dieſem erſten Creuzzuge ſehr wenig Antheil nah=
men, hatten an Heinrich IV. ein trauriges Beyſpiel ei=
nes in mancher Abſicht großen und guten, aber ſtets un=
glücklichen Fürſten vor ſich. Das Ende ſeiner Regierung
ſchien, nachdem er ſo vieler Feinde entledigt war, ruhig
zu werden, als ſich endlich ſeine eigene Söhne, Conrad,
und ſonderlich ſein Nachfolger, Heinrich, von den Päb=
ſten verleitet, wider ihn empörten, ſo daß er die Regierung
A. 1105 niederlegen mußte, und in dürftigen Umſtänden
1106 A. 1106 ſtarb. Unter Heinrich V. dauern
zwar die Inveſtitur=Streitigkeiten mit dem
Pabſte noch einige Zeit fort; ſie werden aber endlich durch
das Concordat zu Worms 1122 dergeſtalt beygelegt, daß
die bisher gewöhnliche Inveſtitur der Biſchöffe durch
Zeichen einer geiſtlichen Gewalt aufgehoben wurde, und ſie
künftig die Regalien durch den Scepter empfangen ſollten.
Dieſer Herr hatte ſonſt allerhand Unruhen in Deutſchland zu

dämpfen, und ſein Nachfolger, Lotharius II.
Herzog zu Sachſen, regierte nicht ruhiger. 1125
Conrad III. mit dem die Kaiſer aus dem
Schwäbiſchen Hauſe Hohenſtaufen angehen, 1137
betrat hierauf den Thron. Unter ihm entſtanden die beyden großen und verderblichen Partheyen der Welfen und Gibellinen. Jene hatten ihren Namen von dem Oheim Heinrichs des Löwen, Herzogs zu Sachſen und Bayern, Welf, der die Parthey ſeines Neffen gegen den Kaiſer nahm. Dieſe aber wurden von Waiblingen, Conrads Geburtsorte, alſo genennt. Der Kaiſer ließ ſich durch die
beredten Vorſtellungen des berühmten Abts
von Clairvaux, Bernhard, bewegen, mit 1147
Ludwig VII. König von Frankreich, einen neuen Kreuzzug zur Beſchützung der Chriſten im gelobten Lande vorzunehmen. Sie verlohren aber beyde den größten Theil ihrer ungemein zahlreichen Heere durch Hunger, Schwerdt
und Krankheiten. Friedrich I. der
Rothbart, Conrads Neffe, war ſein Nach- 1152
folger. Bey ſeiner Wahl zeigte ſich die erſte Spur von Chur- das iſt wählenden Fürſten. Die Longobardiſchen Städte, der Pabſt und der König von Sicilien, machten ihm ſo viel zu thun, daß er vier Züge nach Italien unternehmen mußte, welche größtentheils ſiegreich waren. Allein, da der fünfte durch den plötzlichen Rückzug Heinrichs des Löwen, eines der mächtigſten
Fürſten der damaligen Zeiten, unglück-
lich ablief; ſo rächte ſich der Kaiſer dadurch, 1180
daß er ihn in die Acht erklärte, und ſeine weitläuftige Staaten, bis auf Braunſchweig und Lüneburg, unter andere Herren theilte. Der Kaiſer that darauf noch den ſechsten Zug nach Italien, und endlich gar einen Creuz-

1189 zug in die Morgenländer. Die Chriſten wurden daſelbſt von dem großen Helden Saladin ſehr in die Enge getrieben, und verlohren ſelbſt Jeruſalem. Friedrich kam ihnen zu Hülfe; ſtarb aber ſchon das Jahr darauf in dem Fluße Saleph bey Seleucien. Dieſem ſo tapfern und klugen Herrn waren eben dahin die Könige von Frankreich und England, Philipp Auguſt und Richard, mit ihren Heeren gefolgt. Allein die heftige Uneinigkeit dieſer beyden Fürſten hemmte alle Früchte des Feldzugs, und ſchlug nachher zu einem offenbaren Kriege zwiſchen ihnen in Europa aus. Hierauf kam Frie-

1190 drichs Sohn, Heinrich VI. zur Regierung. Er brachte Sicilien an ſein Haus, trachtete aber vergebens, das deutſche Reich erblich auf daſſelbe zu

1197 bringen. Otto IV. ein Sohn Heinrichs des Löwen, folgte auf ihn, und hatte ſolches hauptſächlich dem Pabſte Innocentio III. zu danken, als welcher den gewählten deutſchen König, Philipp, Herzog in Schwaben, nicht davor erkennen wollte. Da er aber die Mathildiſche und andere Reichsgüter von dieſem zurück forderte: that ihn der Pabſt in den Bann, und brachte es damit ſo weit, daß ihm Friedrich II. König von Sicilien entgegengeſetzt wurde. Dieſer berühmte Herr regierte erſt-

1218 lich allein, bald darauf aber mit ſeinen Söhnen als Römiſchen Königen. Er unternahm

1228 einen Creuzzug, den er ſchon ehemals verſprochen hatte, und über deſſen Verzögerung von dem Pabſte Gregorio IX. war in den Bann gethan worden. Nunmehro aber ſchloß er zu Jeruſalem, wo er von dem Königreich Beſitz nahm, einen zehnjährigen Stillſtand mit den Saracenen. Die Welfiſchen Irrungen legte er durch Errichtung des Herzogthums Braunſchweig-

Lüne-

Lüneburg völlig bey. Der Pabſt that ihn unter allerhand Vorwand abermals in den Bann, und ließ ſogar das Creuz wider ihn predigen. Dieſes wirkte ſo viel, daß Heinrich Raſpo, Landgraf von Thüringen, 1246
und nach deſſen Tode, Graf Wilhelm von Holland zu Gegenkönigen wider Friedrich II. gewählt wurden, der aber ſtets die Oberhand behielt. Nach dem Tode dieſes tapfern und gelehrten Herrn, 1250
eines der größten Beförderers der Gelehrſamkeit in den mittlern Zeiten, behauptete ſich ſein Sohn Conrad IV. eben ſo glücklich gegen den Pabſt Innocentius IV. der ihn, und ſogar die Gebeine ſeines Vaters, in den Bann that. Er ſtarb aber mitten unter ſeinen Siegen, 1254
und wurde noch in ſeiner Nachkommenſchaft von den Päbſten ſo grauſam verfolgt, daß Carl Herzog von Anjou, auf ihr Anrathen, ſeinen Prinzen Conradinus, der ſeine Rechte an Sicilien auszuführen ſuchte, A. 1269 zu Neapel enthaupten ließ, damit das Schwäbiſche Haus niemals mehr in Italien aufkommen möchte. Jetzt giengen die Zeiten der äußerſten Verwirrung in Deutſchland an. Nachdem Wilhelm von Holland im Felde wider die Franzoſen umgekommen 1256
war, wurde von einigen der ſieben Churfürſten, die man ſeit dieſer Zeit deutlich von den übrigen Ständen unterſcheiden kann, Richard, Herzog von Cornwallien, von andern aber Alphonſus X. König in Caſtilien, zum Römiſchen König gewählt. Jener kam zwar viermal nach Deutſchland, konnte aber nichts zur Beruhigung des Reichs bis an ſeinen Tod beytragen. Dieſer 1272
erſchien gar nicht in demſelben, und konnte es noch weniger behaupten. Eine ſolche Trennung und ſo ſchwache Regierungen machten es, daß ein Reichsſtand

den

den andern ungeſcheut verfolgte, das Fauſtrecht zur Quelle des Staatsrechtes wurde, jeder geiſtliche und weltliche Reichsſtand ſich zum Landesherrn in ſeinem Gebiete erhob, und eine Zerrüttung entſtand, wegen welcher man dieſer Zeit von Wilhelms Tode an bis auf das Abſterben Richards, den Namen des großen Interregni beygelegt hat: eine Benennung, die ſich wenigſtens darauf gründet, daß der Zuſtand von Deutſchland in dieſem Zeitraum ſo beſchaffen geweſen, als wenn es würklich keine Regenten gehabt hätte.

Doch ich darf auch nicht vergeſſen, euch zu ſagen, was Europa ſonſt vor merkwürdige Veränderungen in dieſer Periode erlitten hat. Diejenigen welche in der Kirche und in dem Reiche der Gelehrſamkeit vorgiengen, waren wichtig genug. Die Religion lag vom Aberglauben und von der Knechtſchaft gefeſſelt; allein es ſtanden nach und nach unzähliche Perſonen auf, welche ſich in die alte chriſtliche Freyheit zu ſetzen ſuchten, und unter dem Namen der Zeugen der Wahrheit bekannt ſind. In Frankreich thaten ſich in dieſer Abſicht im zwölften Jahrhunderte die Waldenſer, und im dreyzehnten die Albigenſer vorzüglich hervor. Allein ſie wurden durch die Creuzzüge, welche die Päbſte gegen ſie anſtellen ließen, und durch das Blutgericht, das den Namen der Inquiſition führet, ſo ſehr unterdrückt, daß viele tauſend derſelben das Leben verlohren, und die übrigen, um daſſelbe zu behalten, die unwegſamſten Gegenden zu ihrer Zuflucht wählen mußten. Die beyden Bettelmönchsorden der Dominicaner und Franciſcaner, welche im 13ten Jahrhunderte aufkamen, trugen zur Ausrottung dieſer ſo genannten Käßer nicht weniger bey, als zur Aufrechthaltung und Er-

weiterung

weiterung der Gewalt der Päbſte, und der Geiſtlichkeit überhaupt. — Was die Wiſſenſchaften anlangt, ſo begreift ihr leicht, wie wenig ſie bey einem ſolchen Mangel an edler Freyheit haben blühen können, und wie ſehr ſich die Beſchützer des Aberglaubens bemühen mußten, jede richtigere Einſicht zu hintertreiben, die demſelben ſo gefährlich iſt. Die Gelehrſamkeit, oder wenigſtens was man mit dieſem Namen belegt hat, war noch immer in den Händen der Geiſtlichkeit allein. Unterdeſſen hatte ſie doch ſeit einigen Jahrhunderten bey einem Volke Schutz gefunden, deſſen kriegeriſcher und wilder Character im Anfange nichts weniger zu verſprechen ſchien, als daß es dereinſt den Chriſten ein Licht in vielen Arten der Wiſſenſchaften anzünden würde. Die Saracenen oder Araber waren es, welche im Orient, in Africa und Spanien die Gelehrſamkeit glücklich unterſtützten, und der berühmte Pabſt Sylveſter der II. der gegen das Ende des eilften Jahrhunderts regierte, war ihr Schüler geweſen. Er munterte die abendländiſchen Chriſten durch ſeine Schriften auf, die Philoſophie, Mathematik und Arzneygelehrſamkeit, wieder hervorzuſuchen, hatte aber das Unglück, wegen der geometriſchen Figuren, deren er ſich bediente, von ſeinem unwiſſenden Zeitalter vor einen Zauberer ausgegeben zu werden. Bald darauf legte man ſich mit einem allgemeinen Eifer auf die Philoſophie, oder vielmehr nur auf denjenigen Theil derſelben, welcher die Kunſt zu diſputiren, und ſpitzfündige Unterſuchungen anzuſtellen lehret. Aus dieſer Quelle entſtand ſeit dem 12ten Jahrhunderte die ſo berühmte ſcholaſtiſche Theologie; eine Hauptſtütze der verdorbenen Religion dieſer Zeiten, deren Lehrer ſich nun noch weniger als bisher mit Unterſuchung des bibliſchen Grundes der Lehrſätze beſchäftigten, ſondern ihren Ruhm in einer Men-

ge eben ſo tiefſinniger als unnützer Fragen ſuchten; auch wohl nach und nach neue Lehren, z. E. die Transſubſtantiation, die ſieben Sacramente, u. d. g. m. in die Kirche einführten. Doch zu eben dieſer Zeit wurde durch die Errichtung der hohen Schulen im 13ten Jahrhunderte, welche von der allgemeinen Bearbeitung aller Theile der Gelehrſamkeit, **Univerſitäten** genannt wurden, der Grund zu einer beſſern und freyern Art zu ſtudieren, gleichſam von Ferne gelegt. Im Orient ſowohl als in den Abendländern gaben die Fürſten häufige Beſchützer der Wiſſenſchaften ab; aber die Macht der Geiſtlichkeit war noch zu groß, und ihr Vortheil litte es zu wenig, als daß ſie denſelben einen freyen Lauf hätten laſſen ſollen. — Unter den Europäiſchen Staaten bieten in dieſer Zeit Frankreich und England die merkwürdigſten Begebenheiten dar. In dem erſten Reiche regierte ſeit dem Jahr 1226. **Ludewig IX.** oder **der Heilige**, ein Herr von vielen guten Eigenſchaften, der aber den Aberglauben an die Stelle der Gottſeligkeit ſetzte. Er that im Jahr 1248. einen berühmten Creuzzug nach Aegypten, wurde aber ſelbſt gefangen, und konnte nichts als einen zehnjährigen Stillſtand von den Saracenen erlangen. Gleichwohl ſchiffte er A. 1270. wieder nach Africa, um ſich von da ins gelobte Land zu begeben, ſtarb aber in eben demſelben Jahre in der Belagerung von Tunis. In England herrſchte ſeit dem Jahre 1154. **Heinrich II.** mit dem Zunahmen **Plantagenet**, der ſich Irlands und anderer Provinzen bemächtigte; und wegen des nicht ohne ſeine Einwilligung ermordeten unruhigen Erzbiſchoffs von Canterbury **Thomas Becket**, mit dem Pabſte in Händel gerieth, ſich auch zur Büßung dieſes Mordes bey deſſen Grabe mußte geiſſeln laſſen. **Richard I.** der euch ſchon aus der Geſchichte der Creuzzüge bekannt iſt, folgte A. 1189.

auf

auf ihn, und auf dieſen im Jahr 1199. ſein Bruder Johann ohne Land, (ſine terra,) den der Pabſt Innocentius III. A. 1212. ſeines Reichs verluſtig erklärte, und in den Bann that, bis er ſich vor demſelben demüthigte, und nachdem er ihm zinnsbar geworden, von dem Pabſte wieder in den Beſitz derjenigen Rechte geſetzt wurde, welche ihm dieſer zu nehmen nicht befugt war. Noch muß ich euch aus dem dreyzehnten Jahrhunderte eine unerwartete Revolution melden, welche mit dem griechiſchen Kaiſerthum vorgieng. Die Franzoſen und Venetianer eroberten im Jahr 1204. bey Gelegenheit eines neuen Creuzzugs, Conſtantinopel, und ſetzten Balduinum, Grafen von Flandern, auf den Kaiſerlichen Thron, nahmen auch den Griechen das übrige weg, was ſie in Europa beſaßen. Aber dieſes lateiniſche oder fränkiſche Kaiſerthum zu Conſtantinopel wurde A. 1261. wiederum von den alten griechiſchen Kaiſern zerſtöret. Wir ſind nun zu einer denkwürdigen Epoche gekommen, die ihr in der Geſchichte der deutſchen Kaiſer wohl beobachten müßt.

Jahre nach C. Geburt.

9. Epoche. Rudolph von Habsburg.

Die Zerrüttung des Deutſchen Reichs, die einem langwierigen Interregno ähnlich ſah, nahm nicht eher ein Ende, als bis Rudolph I. Graf zu Habsburg in der Schweitz, auf den Thron geſetzt wurde. Dieſer löbliche Fürſt nöthigte ſogleich die Reichsfürſten, die bisher dem Reiche entzogenen Länder zurückzugeben; brachte durch 1273
Ueberwindung Ottocars, Königs von Böhmen, Oeſterreich, Steyermark und Krayn an ſein Haus; vermied alle Creuz- und Römerzüge, und beſchäftigte ſich deſtomehr mit der Verbeſſerung des innerlichen

Zu-

Zuſtandes von Deutſchland. Mit ihm gieng der Habsburgiſche Stamm an, der ſo lange dem deutſchen Reiche
Kaiſer gegeben hat. Ihm folgte zwar Adolph
1292 Graf von Naſſau, der ſich aber durch allerhand Handlungen ſo verhaßt machte, daß man ihm Albert I. Herzog von Oeſterreich entgegen ſetzte, von wel-
chem er auch im Treffen erlegt wurde. Dieſer
1298 neue Kaiſer hatte nichts als große Abſichten zum Nutzen ſeines Hauſes, ohne würklich etwas Großes ausrichten zu können, und war überall unglücklich. Sein
Verſuch auf Thüringen zog ihm die Niederlage
1307 bey Lucca zu. Da er die Schweitz, welche unmittelbar unter das Deutſche Reich gehörte, durch tyranniſche Landvögte, mit ſeinen öſterreichiſchen Landen zu
verknüpfen ſuchte: ſo veranlaßte er dadurch
1308 den von den drey Städten, Uri, Schweitz und Unterwalden, geſchloſſenen Bund, welcher nachmals ſo große Folgen gehabt hat. Und in eben demſelben Jahre ließ ihn ſeines Bruders Sohn, weil er demſelben ſein väterliches Erbtheil vorenthielt, ermorden. Heinrich VII. Graf von Lützelburg, der auf ihn folgte, ſuchte das alte Anſehen der Römiſchen Kaiſer in Italien, wo die meiſten Städte, weil lange kein Kaiſer dahin gekommen war, ihre Gewalt ſehr ausgebreitet hatten, wieder herzuſtellen;
er ſtarb aber, da er nur einen Anfang dazu ge-
1313 macht hatte. Hierauf wählten einige Stände Friedrich von Oeſterreich, Albrechts des I. Sohn, andere aber Ludwig IV. Herzog von Bayern. Dieſer
letztere bekam ſeinen Gegner in der Schlacht ge-
1322 fangen. Da er aber von dem Pabſt Johann
XXII. in den Bann gethan wurde, traf er mit
1325 Friedrichen einen Vergleich, daß ſie gemein-

ſchaftlich

ſchaftlich regieren wollten, zog darauf nach Italien, und ſetzte den Pabſt ab. Nach Friedrichs Tode, blieb er allein Kaiſer; allein der abgeſetzte 1330
Pabſt bekam wieder die Oberhand, und erkühnte ſich, außer vielen Beſchwerden, zu denen er den Deutſchen Gelegenheit gab, ganz Deutſchland mit dem Interdict, das iſt, mit dem Verbote, Gottesdienſt zu halten, zu belegen. Dieſes veranlaßte die erſte Chur-Verein, oder Verbündung der Churfürſten, die Ehre und 1338
die Rechte des Reichs gegen jedermann zu ſchützen; und den Reichstagsſchluß, daß ein deutſcher König auch ohne des Pabſtes Beſtätigung, die man bisher vor unentbehrlich gehalten hatte, Kaiſer ſeyn ſollte. Noch bey Ludwigs Lebzeiten wurde ihm Carl IV. ein Sohn des Königs von Böhmen Johannes, von einigen Ständen entgegengeſetzt, der aber erſt nach deſſen Tode 1347
zur Regierung kam, und auch alsdenn noch gegen Günthern, Grafen von Schwarzburg, dieſelbe behaupten mußte. Er hat die goldene Bulle, dieſes Grundgeſetz des deutſchen Reichs, in welchem 1356
theils die Kaiſerwahl, nebſt den Vorrechten der Churfürſten aufs genaueſte beſtimmt, theils in Anſehung des Landfriedens Verordnungen gemacht wurden, errichtet. Zu ſeiner Zeit wurde das Pulver von einem Franciſcaner zu Freyburg in Brisgau, Barthold Schwarz, A. 1354. erfunden, und in dem Jahre ſeines Todes gieng das große päbſtliche Schisma an, da immer 1378
mehrere zugleich auf dem römiſchen Stuhl ſaßen. Sein Sohn Wenceslaus hat in der Geſchichte einen ſchlechten Ruhm hinterlaſſen. Er wurde bey den Böhmiſchen Landſtänden ſo verhaßt, daß ſie ihn gefangen ſetzten. Und da er ſich der deutſchen Regierung 1393

faſt gänzlich entzog: ſo ſetzten ihn die Reichs-
1400 ſtände ab, und wählten den Churfürſt Ru-
precht von der Pfalz an ſeine Stelle. In
1402 Böhmen nahm man ihn noch einmal gefangen,
und er gerieth endlich in Vergeſſenheit. Nach
1410 Ruprechten wurde zugleich Wenceslai
Bruder Siegmund, und Jodocus, Markgraf von
Mähren, gewählet; dieſer aber ſtarb ſchon nach drey Mo-
naten. Siegmund bemühte ſich hierauf das Schisma
in der Kirche aufzuheben. Er beruft daher
1414 das Concilium zu Coſtnitz, auf welchem alle
drey damals regierende Päbſte abgeſetzt, und Martin V.
an ihre Stelle geordnet wurde. Da aber daſſelbe Jo-
hann Huſſen, der in Böhmen wider die Mißbräuche der
Kirche geeifert hatte, ohngeachtet des Kaiſerl.
1415 ſichern Geleits, verbrennen ließ: ſo zog ſich der
Kaiſer dadurch den blutigen und langwierigen Hußiten-
Krieg zu, in welchem ſich der Anführer der Böhmen,
Johann Ziska, ſonderlich bekannt machte, und welcher
erſt kurz vor ſeinem Tode ſich endigte. Er wohnte noch
einer neuen allgemeinen Kirchenverſamm-
1431 lung zu Baſel bey, belehnte den Burggra-
fen von Nürnberg Friedrich VI. mit der Chur Bran-
denburg, und den Markgrafen Friedrich den Streit-
baren von Meißen mit der Chur Sachſen, welche bey-
de Churhäuſer noch jetzo blühen. Albrecht II. Herzog
von Oeſterreich, wurde an ſeine Stelle gewäh-
1437 let; allein ſein frühzeitiger Tod vernichtete die
große Hoffnung, die man ſich von ihm gemacht
1439 hatte. Nun kam Friedrich III. auf den
Thron, der zwar unter allen Kaiſern am längſten regiert,
aber wenig rühmliches verrichtet, und hingegen deſtomehr

Proben einer ſchläfrigen Gemüthsart abgelegt hat. Er ließ ſich die Verbeſſerung des innerlichen Zuſtandes von Deutſchland faſt gar nicht angelegen ſeyn; behauptete die Ehre des Reichs gegen Frankreich ſchlecht genug; gieng mit dem Pabſte Concordata ein, welche den Freyheiten der deutſchen Kirche zuwider waren; und ſahe ruhig Conſtantinopel von den Türken erobern, ſorgloß über die Gefahr, welche daraus ſeinen eigenen Staaten zuwachſen mußte. Dieſe letzte Begebenheit wird uns von der in aller Betrachtung langweiligen Regierung **Friedrichs** etwas abziehen, und in eine neue Periode führen. Vorher aber muß ich noch einige wichtige Begebenheiten des jetzt geendigten Zeitraums nachholen.

Die Kirche wurde einer Verbeſſerung immer mehr benöthigt, und der Wunſch nach einer Reformation ihres Haupts und ihrer Glieder, wie man redete, immer allgemeiner. Die Römiſchen Biſchöffe beförderten ſolchen ſelbſt, inſonderheit durch die ärgerlichen Trennungen, denen ihr Stuhl ſo häufig ausgeſetzt war. Die beyden Concilia zu Coſtnitz und zu Baſel verſetzten ihrem Anſehen einen gewaltigen Streich, indem ſie den Lehrſatz einführten, daß eine allgemeine Kirchenverſammlung über den Pabſt zu gebieten habe. Allein zufrieden, ſolches zu behaupten, und einen Verſuch dieſer ihrer Gewalt gemacht zu haben, wandten ſie dieſelbe zum Dienſte der Kirche viel zu wenig an. Das Coſtnitzer Concilium hatte ſogar die Verwegenheit, den Kelch im heiligen Abendmahl zu verbieten. Unterdeſſen ſtanden hin und wieder Perſonen auf, welche mit groſſem Muthe die verdorbene Religion und tyranniſche Kirchenregierung angriffen; ob ſie gleich faſt alle unglücklich waren. Außer **Huſſen**, deſſen ich bereits gedacht habe,

that ſich darunter gegen das Ende des 14ten Jahrhunderts, Joh. Wiclef in England hervor. Einige Fürſten dieſer Zeiten widerſetzten ſich den Päbſten ohne Scheu, und gewöhnten nach und nach das Volk daran, dieſelben angegriffen und beſchimpft zu ſehen. Philipp der Schöne, König von Frankreich, begegnete im Anfange des 14ten Jahrhunderts dem Pabſte Bonifacio VIII. der ihn in den Bann gethan hatte, ſo muthig, daß dieſer aus Verdruß über die ausgeſtandene Demüthigung ſtarb. Aber alle dieſe Bemühungen blieben nur bloße Vorbereitungen zu der Befreyung der Kirche. Unterdeſſen vermehrten ſie ſich doch, und die Gelehrſamkeit gewann gleichfalls immer mehr. Die Erfindung der Buchdruckerey zu Straßburg gegen das Jahr 1440. war allein ſchon eines der glücklichſten Hülfsmittel zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften. Man fuhr fort neue Univerſitäten zu ſtiften; die zu Leipzig entſtand unter andern im Jahr 1409. aus einer Zwiſtigkeit auf der Prager hohen Schule. Und dieſe Geſellſchaften ſollten dereinſt die ſicherſten Schutzörter des reinern Glaubens, und beſtändige Verwahrungsmittel wider die Barbarey abgeben.

In eben dieſer Periode ſeit Rudolphen von Habsburg, nahmen endlich auch die Creuzzüge, und mit denſelben das Reich der abendländiſchen Chriſten in Paläſtina, und den nahgelegenen Provinzen, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, ein trauriges, aber wegen der Uneinigkeit und ſtets verworrenen Kriegsanſtalten der Chriſten, nicht unerwartetes Ende. Durch dieſe Züge, welche gleichſam der mächtigere Aberglaube der wahren Staatskunſt entgegengeſetzt hatte, war Europa um viele Millionen entvölkert, die Länder ärmer gemacht, und bey Gelegenheit die-

ſer Abweſenheit ſo vieler Fürſten, den Römiſchen Biſchöfſen deſto mehr Freyheit gelaſſen worden, ihr Anſehen zum Nachtheil derſelben zu verſtärken. Dieſe Zeit iſt ſonſt auch an großen Staatsveränderungen fruchtbar. In Frankreich ſtarb die Capetingiſche Linie im Jahr 1327. aus, und die Familie von Valois kam dafür mit Philipp VI. auf den Thron. Aber bald darauf gieng auch der langwierige Krieg an, in welchem die Engländer mit einem faſt beſtändigen Glücke fochten, und die Oberherrſchaft in Frankreich behaupteten, bis der Muth der Franzoſen, durch die außerordentliche Heldinn Johanna von Arc, die man das Mädchen von Orleans nennt, und deren Erſcheinung bey dem Kriegsheer eine göttliche Sendung heißen mußte, ſeit dem Jahr 1429. wieder aufgerichtet, und die Feinde des Reichs nach und nach genöthigt wurden daſſelbe zu verlaſſen. Eine eben ſo wichtige und dauerhafte Revolution gieng in der Schweitz vor. Der Schweitzeriſche Bund, der A. 1308. gegründet wurde, verſtärkte ſich immer mehr, theils durch die Siege, welche dieſe von der Liebe zur Freyheit beſeelte, und daher unüberwindliche Nation gegen die Oeſterreichiſchen Herzoge davon trug, theils durch den Beytritt mehrerer Städte. Man mußte ihnen einen Stillſtand nach dem andern von Seiten des Deutſchen Reichs zugeſtehen, und ſie wurden immer furchtbarer. Endlich regierte zu dieſer Zeit, ſeit A. 1387. im Norden die berühmte Königinn Margaretha, welche die drey Nordiſchen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen mit einander verband.

Jahre nach C. Geburt.

10. Epoche. Untergang des morgenländiſchen Kaiſerthums.

1452

Aber indem ſich in den Abendländern neue Staaten bildeten, gieng das alte morgenländiſche Kaiſerthum auf immer zu Grunde. Nach ſo vielen gewaltigen Erſchütterungen, die es durch die Saracenen, und darauf durch die Türken erlitten; nachdem es durch ſeine innerlichen Uneinigkeiten noch mehr geſchwächt worden, und vergebens bey den Chriſten des Occidents Hülfe geſucht hatte, welche dieſelbe den Griechen nur mit der Bedingung zuzugeſtehen bereit waren, wenn ſie ihre Kirche der Römiſchen völlig unterwürfen: konnte endlich Conſtantin XI. Paläologus nicht verhüten, daß Conſtantinopel von dem türkiſchen Sultan Muhammed II. erobert, er ſelbſt getödtet, und dieſe Stadt in den Sitz des türkiſchen Kaiſerthums verwandelt wurde. Aber dieſe für die Chriſtenheit unglückliche Begebenheit hatte doch vortheilhafte Folgen für die Gelehrſamkeit. Die Griechen bey denen bisher die Wiſſenſchaften und Künſte ungleich ſtärker geblühet hatten als in den Abendländern, weil ſie die wahren Quellen aller richtigen Kenntniß und eines feinern Geſchmacks, die Schriften des Alterthums, niemals auf die Seite gelegt hatten, flüchteten jetzt nach Italien, und indem ſie eben dieſe Werke der Alten aus einer langen Vergeſſenheit in dem Occidente wieder ans Licht zogen, machten ſie die Liebe zu einer gründlichen Gelehrſamkeit allgemein, und die Hülfsmittel zu derſelben für jedermann brauchbar. Alle dieſe Veränderungen ſahe Friedrich III. der noch über Deutſchland herrſchte, mit ziemlich gleichgültigen Augen an. Er konnte nirgends das Anſehen ſeiner Würde behaupten. Er hatte mit ſeinem Bruder Albrecht, mit dem tapfern Könige von Ungarn, Matthias Corvinus,

nus, und mit ſeinen eigenen Unterthanen Streitigkeiten, in denen er ſtets verlohr. Alle Gegenden von Deutſchland wurden durch Befehdungen zerrüttet, die ſich zum Nachtheil der Kaiſerlichen Gewalt anfiengen und endigten. Die glücklichſte Begebenheit, welche er für ſein Haus, dem er den Erzherzoglichen Titel beylegte, zu Stande brachte, war die Vermählung ſeines Erzherzogs **Maximilian** mit der Erbinn aller Burgundiſchen Staaten, der Prinzeßinn **Maria**. 1477 **Maximilian I.** folgte ſeinem Vater auf dem Kaiserthron, und regierte deſto rühmlicher. 1493 Er ſtiftete zuerſt den **allgemeinen ewigen Landfrieden** in Deutſchland, welcher dem Fauſtrechte und allen Befehdungen ein Ende machte. Er ſetzte das **Reichs-Cammergericht** ein, theilte das Deutſche Reich in **zehn Kraiſe**, und gab überhaupt demſelben durch die Wiederherſtellung der Ruhe und die nützlichſten Anſtalten, ein neues Anſehen. Durch die Vermählung ſeiner Kinder und Enkel, brachte er auch das Spaniſche Reich, Ungarn und Böhmen, auf ſein Haus. Seine Feldzüge waren nicht ſo glücklich. Er ließ ſich unter andern in die große **Ligue**, oder das **Bündniß von Cambray** ein, welches er mit Frankreich, Spanien und dem Pabſte zum Untergange der Republik Venedig ſchloß, das aber gar bald einen ganz andern Ausgang nahm, und den Kaiſer ſonderlich in Kriege mit Frankreich verwickelte. 1508 Er erlebte noch den Anfang der Kirchenreformation, die er vor ſo nothwendig erkannte, und ſo ſehnlich wünſchte, daß er in ſeinen letzten Jahren den Einfall bekam, mit Niederlegung der Kaiſerlichen Würde Pabſt zu werden, um dieſelbe befördern zu können. Er ſtarb aber, da dieſelbeeſchon ohne Zuthun von Kaiſern und Päbſten in ihrem vollen Lauf begriffen war, im Jahr 1519.

In dieſem kurzen Zeitraum, der aber unter die erheblichſten gehöret, und eigentlich die mittlere Geſchichte von der neuern ſcheidet, fielen noch andere merkwürdige Begebenheiten vor. Ferdinand II. mit dem Beynamen Catholicus, König von Arragonien, brachte ganz Spanien an ſich, nachdem er das letzte Mauriſche Reich in Granada A. 1491. zerſtört hatte, nahm Neapel und Navarra ein, und hatte nach ſeinem Tode, A. 1516. ſeinen Enkel Carln I. der unter den Kaiſern Carl V. iſt, zum glorreichen Nachfolger. Von eben dieſem Ferdinand unterſtützt, entdeckte Chriſtoph. Columbus A. 1492 America, oder die neue Welt, welche ihren Namen vom Americus Veſputius bekam, der einige Zeit darauf mehr das feſte Land dieſes Welttheils bekannt machte. Dieſe reichen und weitläuftigen Gegenden, die der Spaniſchen Monarchie zu Theil wurden, waren lange Zeit ein Schauplatz der Grauſamkeiten und Geitzes der Spanier, welche viele Millionen Menſchen daſelbſt umbrachten, um ſicherer zu regieren, und ihrer Schätze zu genießen, bis ſie in den folgenden Zeiten ihre dortigen Beſitzungen mit andern Europäiſchen Völkern zu theilen genöthiget wurde. America, welches die Vorſehung den Europäern zeigte, um ihren Glauben, ihre Sitten und Wiſſenſchaften daſelbſt auszubreiten, hat durch ihre Schuld beyde Welttheile entvölkern helfen, ihre eigenen Sitten durch Ueppigkeit und Reichthum verdorben, und einen immerwährenden Grund zu neuen Kriegen gelegt. Während dieſer Zeit befeſtigten die Schweitzer den Bund für ihre Freyheit immer glücklicher, inſonderheit nachdem ſie den letzten Herzog von Burgund, Carln den Kühnen, in drey Schlachten, in den Jahren 1476 und 1477. überwunden hatten, in deren letzten bey Nancy er auch ſein Leben verlohr. In den Nordiſchen Reichen wur-

de Chriſtian I. Graf von Oldenburg, A. 1457. auf den vereinigten Thron geſetzt, deſſen Nachkommen noch jetzt über Dänemark regieren. Endlich verdienen unter den Päbſten dieſer Zeit ſonderlich dreye von euch gemerkt zu werden. Pius II. der von A. 1458. an regierte, und vorher unter dem Namen Aeneas Sylvius, als Sekretär des Concilii von Baſel und des Kaiſers, durch ſeine Gelehrſamkeit und freye Vertheidigung der Rechte der Kirche gegen den Pabſt, ſich berühmt gemacht hatte; Alexander VI. welcher A. 1492. den päbſtlichen Thron beſtieg, und nach dem allgemeinen Zeugniß aller damaligen Geſchichtſchreiber, einer der laſterhafteſten Regenten war, welche die Welt jemals geſehen hat; und Julius II. der im Jahr 1503. Pabſt wurde, und ſein Leben in beſtändigen Kriegen, die er in eigener Perſon führte, zugebracht hat.

Jahre nach C. Geburt

II. Epoche. Die Reformation.

1517

Die neue Periode, in welche ich euch jetzt führen werde, fängt zugleich die neuere Geſchichte der Welt an. Man könnte den Zeitpunct derſelben auch zwey Jahre ſpäter, in den Anfang der berühmten Regierung Carls V. ſetzen. Allein da die Reformation ohnſtreitig die größte und bewundernswürdigſte Begebenheit iſt, die ſich ſeit der Errichtung der chriſtlichen Kirche in derſelben zugetragen hat; ja, da ſie nicht bloß in der Kirche, ſondern überhaupt in dem Zuſtande von Europa den Grund zu den wichtigſten Revolutionen gelegt, und dieſem Welttheile eine ganz neue Geſtalt gegeben hat: ſo ſeht ihr leicht, mit wie vielem Rechte ich den Anfang dieſer Geſchichte damit bezeichne. Damit ihr den Anfang und Fortgang der Reformation durch den größten Theil von Europa im Zuſam-

menhange kurz überſehen möget, will ich euch zuförderſt einen Begriff von derſelben vorlegen, und ſodann die übrigen wichtigen Begebenheiten dieſer Periode durchgehen. Aber dieſer ſind ſo viele, und ſie müſſen euch zum Theil wegen ihrer Folgen, die ſich bis auf die jetzige Zeit erſtrecken, ſo umſtändlich bekannt ſeyn, daß ihr in dieſer neuen Geſchichte an der allgemeinen Hiſtorie euch nicht werdet begnügen können, ſondern die Geſchichte eines jeden Europäiſchen Staats beſonders unterſuchen müßt.

Zu einer Zeit alſo, da kein rechtſchaffener Mann mehr zweifelte, daß die Religion und Kirche einer großen Verbeſſerung bedürften, aber alle die dieſelbe wünſchten, durch die unglücklichen Schickſale derer, welche ſie ehemals verſucht hatten, abgeſchreckt wurden, ihnen nach zu folgen; da die ganze abendländiſche Kirche der angemaßten Herrſchaft eines einzigen Biſchoffs zu gehorchen gezwungen war; da die Geiſtlichkeit nach ihrem Willkühr über Glauben und Gewiſſen, über Ehre und Leben regierte; da die wieder aufblühenden Wiſſenſchaften ſich vergebens nach einer Freyheit im Denken, Reden und Schreiben ſehnten, ohne welche ſie gar bald wieder zu verwelken pflegen: zu dieſer Zeit ſtand ein Auguſtinermönch und Lehrer der Theologie auf der Univerſität Wittenberg, Martin Luther, auf, und machte den Jahrhunderten der unerträglichſten Sclaverey ein Ende. Seine erſten Abſichten giengen nicht weiter, als den ungeheuren Mißbrauch des Ablaſſes, das iſt, der Erlaſſung der vor die Sünden auferlegten Kirchenſtrafen, zu beſtreiten. Dieſer Ablaß wurde als eine Art päbſtlicher Waare vor Geld verkauft, und von den Predigern deſſelben dergeſtalt angeprieſen, daß er an die Stelle der Vergebung der Sünden ſelbſt geſetzt wurde, und unzähli-

che in ihren Laſtern ſtärkte. **Luther** ſchlug im Jahr 1517. eine Anzahl Sätze zu einer öffentlichen Diſputation dawider an, und eiferte dagegen ſowohl mündlich als ſchriftlich. Seine Einſichten erweiterten ſich bald, um das Irrige vieler andern Lehrſätze und Verordnungen der Kirche einzuſehen; und da ihn der Pabſt zum Widerruf zwingen will, und mit dem Bann bedroht, entzieht er ſich der Herrſchaft deſſelben freywillig. Er findet in und außer Deutſchland einen ungemeinen Beyfall. Da er mit Verwerfung alles menſchlichen Anſehens, die wahre Geſtalt der Religion bloß aus der heiligen Schrift hervorſuchte; dieſelbe nach ſo langer Unterdrückung wieder in einer Sprache zu leſen gab, die für keinen Chriſten ſeines Vaterlandes fremde war; auf eine eben ſo faßliche als erbauliche Art predigte und ſchrieb, und alles aus dem Wege ſchafte, womit bisher die Chriſten oder vielmehr ihre Lehrer den Glauben und die Gottſeligkeit verunſtaltet hatten: ſo konnte nichts ungezwungener und billiger ſeyn, als eben dieſer Beyfall. Seine Lehre pflanzte ſich ſelbſt fort, weil er jedermann die Freyheit ließ, ſie nach ihrer göttlichen Richtſchnur, mit welcher ſie ſo ſehr übereinſtimmte, zu beurtheilen. Sie wurde in einem feyerlichen Glaubensbekenntniſſe, welches die **Augſpurgiſche Confeßion** heißt, vom **Philipp Melanchthon**, ſeinem vortreflichen Gehülfen, dem die Wiſſenſchaften überhaupt eben ſo viel ſchuldig ſind, als **Luthern** die Religion, zuſammengefaßt, und auf dem Reichstage zu Augſpurg A. 1530. übergeben, aber auch durch viele andere Schriften erläutert und beſtätigt. Fürſten und ganze Länder nahmen dieſe wieder hergeſtellte Religion an; und man fand nicht für nöthig, noch auf die Entſcheidung einer allgemeinen Kirchenverſammlung zu warten, deren Partheylichkeit vorauszuſehen war, die endlich

unter

unter der Aufſicht des Pabſtes zu Trident zu Stande kam, aber nur die alten Irrthümer mit Bannflüchen beſtätigte. Luther ſtarb im Jahr 1546 mit der großen Beruhigung, der Welt alle Dienſte geleiſtet zu haben, deren ſie damals benöthigt war. Er iſt es, dem wir es zu danken haben, daß die Religion auf ihre erſte Reinigkeit zurück geführet worden; daß man nicht mehr verbunden iſt, dasjenige in derſelben für wahr anzunehmen, was die Geiſtlichkeit dafür ausgiebt, ſondern daß man es prüfen darf; daß unter dem Vorwande die Religion zu beſchützen und auszubreiten, kein Menſchenblut mehr vergoſſen wird; daß eine edle Freyheit zu denken angenommen iſt; daß eben unter dem Schutz derſelben alle Theile der Gelehrſamkeit mit einem ungehinderten Eifer und ausnehmenden Glücke ſind bearbeitet worden; daß die Regierung unſerer Fürſten vor dem Bann und andern unverſchämten Gewaltthätigkeiten eines italiäniſchen Biſchoffs geſichert iſt; kurz, wir ſind ihm als Chriſten, als Mitglieder der Geſellſchaft, als Unterthanen, als Gelehrte, mehr ſchuldig als die meiſten erkennen.

Zu gleicher Zeit trat in der Schweiß ein Canonicus und Prediger zu Zürch, **Ulrich Zwingel**, auf, und griff im Jahr 1519 die auch daſelbſt feil gebotene Waare des Ablaßes, zugleich aber auch andere Irrlehren und Mißbräuche der Kirche, muthig an. Er ſtimmte in vielen Hauptſätzen der Religion mit Luthern völlig überein, und es konnte ſolches deſtoweniger fehlen, da ſie dieſelbe *beyde* aus einerley Quelle ſchöpften. Nur in der Erklärung der Einſetzungsworte des heil. Abendmahls wichen ſie von einander ab. Luther ſahe darinne nur zu augenſcheinlich die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti ausgedrückt; da hingegen **Zwingel** bloß die Zeichen davon in

dieſem Sacramente zufinden meinte. Und eben dieſe Uneinigkeit war es, welche den Grund zu der Trennung beyder Kirchen, der Sächſiſchen und Schweitzeriſchen, oder der Evangeliſchen und Reformirten, legte, bis der berühmte Franzoſe, Johann Calvin, in der Mitte des 16ten Jahrhunderts noch durch die hinzugeſetzte Lehre von der unbeſtimmten göttlichen Vorherbeſtimmung der Menſchen zur Seligkeit, oder Verdammniß, dieſen Unterſcheid vergröſſerte. Zwingel, dieſer eifrige, gelehrte und verdienſtvolle Mann, kam in einer Schlacht des Jahrs 1531 ums Leben, in welcher er die Hauptfahne ſeiner Republik begleitete.

Aus Sachſen und aus der Schweitz gieng die verbeſſerte Religion, gleich einem Blitze, durch halb Europa. Im Anfange war Schweden, Dänemark, England, Frankreich, die Niederlande, ſelbſt Italien, Spanien, Ungarn und Pohlen, mit Schülern und Freunden Luthers angefüllt. Aber nachher blieben nur die beyden erſten dieſer Reiche bey der Evangeliſchen Kirche; die drey folgenden Länder wandten ſich zur Reformirten; und in den übrigen konnte entweder keine von beyden Gemeinen aufgerichtet werden, oder ſie wurde verfolgt, und immer mehr geſchwächt. In den Nordiſchen Reichen war die Gewalt, die Reichthümer und der Uebermuth der Geiſtlichkeit ſo groß, daß wenigſtens ſie reformirt werden mußten, wenn dieſe Länder zu einem wahren Wohlſtand, Ruhe und Anſehen gelangen ſollten. Aber die Ueberzeugung von einer reinern Religion wirkte bald etwas größeres. Guſtav Waſa, dieſer tapfere und kluge König von Schweden, führte mit Bewilligung des größten Theils der Nation, die evangeliſche Religion in ſeinem Reiche A. 1537 ein. In Dänemark veranſtaltete Friedrich I. ein gleiches, indem er auf

dem

dem Reichstage zu Odenſee A. 1527 die Religionsfreyheit auswirkte. Aber Chriſtian III. brachte erſt A. 1539 die Reformation völlig zu Stande. Man brauchte nirgends Gewalt; nichts wäre den Grundſätzen der evangeliſchen Religion, welche dem Gewiſſenszwange gerade entgegengeſetzt wurde, mehr zuwider geweſen; aber man war berechtiget, die unmäßigen Beſitzungen der Geiſtlichkeit, durch die ihr Amt, ihre Sitten und der Staat litte, einzuſchränken. — In England nahm die Reformation einen ganz beſondern Lauf. Der König Heinrich VIII. vertheidigte im Anfange die Römiſche Kirche gegen Luthern in einem eigenen Buche, und erwarb dadurch ſich und ſeinen Nachfolgern von dem Pabſte den Titel eines Beſchützers des Glaubens. Allein da er wegen der Eheſcheidung von ſeiner erſten Gemahlinn, in welche der Pabſt nicht willigen wollte, gegen denſelben ein großes Mißvergnügen geſchöpft hatte, hob er die Gewalt deſſelben in England auf, und machte ſich ſelbſt zum Haupt der Engliſchen Kirche. Unterdeſſen ließ er doch die Lehren der Römiſchen Kirche ſtehen, und verfolgte die Evangeliſchen. Unter ſeinem Sohne Eduard VI. der im Jahr 1547 zur Regierung kam, nahm erſt die Reformation ihren Anfang, und die Grundſätze der Schweizeriſchen Kirche wurden auch in England angenommen. Allein dieſer Hoffnungsvolle Herr ſtarb bereits A. 1553. Darauf vertilgte ſeine Schweſter Maria durch eine grauſame Verfolgung beynahe allen Saamen der Reformation. Endlich aber da Eliſabeth A. 1558 den Thron beſtiegen hatte, wurde die Proteſtantiſche Religion in dieſem Reiche dergeſtalt eingeführt, daß ſie daſelbſt eine Mittelſtraße zwiſchen der evangeliſchen und reformirten Kirche vorſtellet, da ſich hingegen in Schottland vollkommen die Lehrſätze der Schweizeriſchen

Kirche feſtſetzten. — In Frankreich koſtete es ungemein viel Blut, ehe denenjenigen, welche die Reformation annahmen, eine Gewiſſensfreyheit zugeſtanden wurde, zu der ſie als Chriſten ſo viel Recht hatten. Seit dem Jahre 1522 fand das erneuerte Evangelinm in dieſem Reiche unzählige Verehrer. Aber ſogleich giengen auch die heftigſten Verfolgungen über dieſelben an, und mit mehrerem Entſetzen als zu den Zeiten der heydniſchen Bedrückung des Chriſtenthums, ſahe man jetzt Chriſten ihre Brüder martern und auf Scheiterhaufen ſetzen, weil ſie Gott nicht anders verehren wollten, als er es vorgeſchrieben hatte. Vierzig Jahre hindurch litten die Franzöſiſchen Proteſtanten, denen man den Namen der Hugonotten gab, ihr Elend geduldig, und vermehrten ſich ohne alle Gewalthätigkeit außerordentlich. Aber endlich da dieſe Grauſamkeiten aufs höchſte gekommen waren, griffen ſie zu den Waffen, um ihr Leben zu beſchützen; verſchiedene der vornehmſten Herren des Reichs nahmen ihre Parthey, und darauf entſtanden ſo viele bürgerliche Kriege, die ſeit dem Jahre 1562 geführt wurden. Die Gewalt allein konnte nunmehro den blutdürſtigen Religionseifer nicht befriedigen; man bediente ſich alſo der Verſtellung und Treuloſigkeit, und überfiel die Proteſtanten, eben da ſie im Vertrauen auf einen erſt geſchloſſenen Vergleich ſicher ruhten, im Jahr 1572. Viele tauſend derſelben wurden an dem Tage dieſer ſchrecklichen Verſchwörung, welche die Pariſer Bluthochzeit oder la Barthélémy heißt, ermordet. Der Krieg gieng hierauf mit einer neuen Wuth an, bis endlich Heinrich IV. durch das Edict von Nantes, welches er A. 1598 zum Vortheil der Proteſtanten giebt, ihnen Freyheit und Sicherheit zugeſtehet. — In den Niederlanden, welche damals insgeſammt der Krone Spanien zugehörten, nahm die Reformation

mation ſo lange Carl V. regierte, obgleich nicht ohne alle Verfolgung, ziemlich ungehindert zu. Aber, da ſein Sohn Philipp II. dieſelbe durch Lebensſtrafen auszurotten ſucht, und zugleich die Rechte dieſer Länder verlezt: ſo ſetzen ſich dieſelben zur Vertheidigung. Sieben Provinzen inſonderheit, welche man die vereinigten Niederlande nennt, führen für ihre geiſtliche und weltliche Freyheit, mit ungemeiner Tapferkeit und Standhaftigkeit einen langwierigen Krieg, der zulezt einen erwünſchten Ausſchlag für ſie gewinnt. Mitten in demſelben legen fünf derſelben A. 1579 den Grund zu ihrem ewigen Bündniß, zu welchen hernach noch zwey traten, und dieſe berühmte Republik bildeten. Und zu eben derſelben Zeit richten ſie auch ihre Gemeine ein, bekennen ſich zu dem Glauben der Schweitzeriſchen Kirche, und verſtatten zugleich allen andern Religionsverwandten einen ungeſtörten Aufenthalt und Religionsübung unter ſich. — Dies ſind die vornehmſten Zweige der Reformation, ohne der andern Länder zu gedenken, wo ſie wegen der grauſamen Gegenanſtalten, die man dawider gemacht hat, nicht ſo tiefe Wurzeln hat ſchlagen können. Ihr ſehet leicht ein, daß die Kriege und Unruhen, zu welchen ſie Anlaß gegeben hat, nicht ihr, ſondern allein denenjenigen zur Laſt geleget werden müſſen, welche ſie durch ungerechte und unmenſchliche Mittel zu hindern ſuchten. Außerdem aber dürft ihr nicht unbemerkt laſſen, wie glücklich die kurz vor der Reformation wieder hergeſtellten Wiſſenſchaften, und ſonderlich das auferweckte Studium der Sprachen derſelben den Weg gebahnet habe, und wie nüzlich die gleichfalls vorher erfundene Buchdrucker-Kunſt ihrer Ausbreitung geweſen ſey. In Deutſchland inſonderheit war ihr auch die Regierung Carls V. von der ich euch jezt Nachricht geben werde, ſehr vortheilhaft.

Dieſer Herr war als König von Spanien zum Römiſchen Kaiſer erwählt worden. Er hatte große Entwürfe zur Ausbreitung ſeiner Gewalt gemacht, und ſuchte ſich inſonderheit in Deutſchland zum unumſchränkten Herrn zu machen. Die Religion war ſeine Hauptabſicht niemals. Aber wenn er der Hülfe des Pabſtes nöthig hatte, oder ſonſt mit ihm in gutem Vernehmen ſtand, wenn die deutſchen Fürſten ſich ihrer Macht und ihrer Rechte bedienen wollten, ſo ſchien es, als wenn er entſchloſſen ſey, die Reformation zu unterdrücken; da er ihr hingegen zu einer andern Zeit, ſonderlich unter ſeinen Kriegen, einen faſt freyen Lauf ließ. Er war ein Staatskluger, tapferer und gütiger Herr; größerm Glück als im Unglück, indem er jenes nicht ſehr mißbrauchte, und von dieſem leicht niedergeſchlagen wurde. Er brachte die Ehre und das Glück ſeines Hauſes aufs höchſte. Die Religionshändel, und die Kriege mit Frankreich und andern Fürſten, nehmen ſeine ganze Regierung ein. Auf dem Reichstage zu Worms, wo **Luther** vergebens zum Widerruf aufgefordert wird, läßt ihn zwar der Kaiſer nebſt ſeinen Anhängern in die Acht erklären; geſtattet aber doch, daß er von dem Churfürſten von Sachſen, **Friedrich** dem **Weiſen**, dem er die Kaiſerwürde zum Theil zu verdanken hatte, in ſichere Verwahrung gebracht wird. Nachdem der Pabſt **Leo X.** der durch ſein Verfahren die Reformation, die er erſticken wollte, mehr befördert hatte, geſtorben; half der Kaiſer ſeinem Lehrer unter dem Namen **Hadrians VI.** auf den päbſtlichen Thron: und dieſer geſtand öffentlich, daß die Kirche einer Verbeßerung benöthigt ſey. Unterdeſſen gerieth **Carl** mit **Franz I.** König von Frankreich, in einen heftigen Krieg in Italien, welcher ſich damit endigte, daß dieſer in der Schlacht bey Pavia gefan-

1519

1521

gen genommen, und darauf zu einem harten
1525 Frieden genöthigt wurde, von welchem er nichts
hielt. In Deutſchland brach um dieſe Zeit der Bauern-
krieg aus, welcher aus den Mühſeligkeiten, denen das
Landvolk damals unterworfen war, entſtand, durch die
allgemeine Bewegung in der Religion, und noch mehr
du·ch ſchwärmeriſche Anführer mehr angefeuert, aber gar
bald gedämpft wurde. Der Churfürſt von Sachſen,
Johann der Standhafte, und der Landgraf von Heſ-
ſen, Philipp, fangen die förmliche Reformation ihrer
Länder an, denen immer mehrere Fürſten und Stände
nachfolgen. Auf den Reichstagen werden ſolche Schlüſſe
gemacht, daß ein jeder die Freyheit zu reformiren behält.
Ein neuer Krieg des Kaiſers mit Frankreich begünſtigte die-
ſe Freyheit noch mehr. Der Pabſt Clemens VII. ſchlägt
ſich auf die franzöſiſche Parthey; der Kaiſer aber läßt durch
ſeine Kriegsvölker Rom erobern und plündern,
1527 und den Pabſt in der Engelsburg ſo lange ein-
geſchloſſen halten, bis er ein gewiſſes Löſegeld bewilliget hatte.
Da hierauf die Römiſchcatholiſchen Stände
1529 auf dem Reichstage zu Speyer die Reforma-
tion einzuſchränken ſuchen, ſondern ſich die Evangeliſchen
von ihnen ab, und proteſtiren dagegen: welches in der Fol-
ge den Namen der Proteſtanten aufgebracht hat. Eben
dieſe Stände übergeben dem Kaiſer auf dem Reichstage
zu Augſpurg ihr Glaubensbekenntniß. Allein
1530 der Ausgang deſſelben war für ſie ſo nachtheilig
und drohend, daß ſie noch in eben demſelben Jahre zu
Schmalcalden zu dem berühmten Bunde legten, der zu
ihrer Vertheidiguug errichtet, und A. 1536 auf zehn Jahre
erneuert, auch immer mehr verſtärkt wurde.
1532 Bey dieſen weit ausſehenden Anſtalten wurde

zu Nürnberg der erſte Religons=Friede oder Vergleich zur Sicherheit der Evangeliſchen geſchloſſen. Die Wiedertäufer, welche ſeit einiger Zeit Deutſchland beunruhigt, und ſich ſonderlich in der Stadt Münſter feſt=
geſetzt hatten, werden endlich aus derſelben 1535
vertrieben. Der Kaiſer unternimmt einen glücklichen Feldzug nach Africa, und führt den dritten Krieg mit Frankreich, der durch den Stillſtand zu Nizza
geendigt wird, und eben ſo wenig glücklich war, 1538
als die gleich folgende neue Unternehmung nach Africa. Da unterdeſſen die Zuſammenberufung einer allgemeinen Kirchenverſammlung rege wurde, als welche man, der alten Gewohnheit gemäß, für das beſte Mittel hielt, die Religionszwiſtigkeiten beyzulegen, obgleich die Proteſtanten wohl einſahen, daß ein freyes und von dem Pabſt unabhängiges Concilium nie zu Stande kommen würde: ſo lieſſen ſie die Schmalcaldiſchen Artikel aufſetzen, um in denſelben dem Concilio ihren genauer erklärten und beſtimmten Lehrbegriff darzulegen. Die Reformation geht in Deutſchland immer weiter, und wird nach dem Tode des Herzogs Georg von Sachſen, unter ſeinem Bruder Heinrich, auch in den Staaten der Albertini=
ſchen Linie, eingeführt. Verſchiedene Reli= 1539
gionsgeſpräche, die zur Wiedervereinigung beyder Kirchen angeſtellt werden, laufen fruchtlos ab. Die Verbitterung zwiſchen denſelben wurde durch die entdeckten Anſchläge Herzog Heinrichs des jüngern von Braunſchweig gegen die Proteſtanten, und die darauf wider ihn angefangenen Feindſeligkeiten, auch andere Vorfälle vergrößert. Der Kaiſer wurde unterdeſſen in den vierten Franzöſiſchen Krieg verwickelt; nachdem aber derſelbe durch
einen geſchwinden Frieden zu Creſpy geendiget 1544

worden: nahm er ſich nunmehro der deutſchen Angelegenheiten deſto ernſtlicher an, je nachtheiliger die Unternehmungen der Schmalcaldiſchen Bundesgenoſſen ſeinem Anſehen zu ſeyn ſchienen. Er ſchließt mit dem Herzog Moriz von Sachſen, Heinrichs Sohne, der zwar der Evangeliſchen Religion zugethan, aber kein Mitglied des Schmalcaldiſchen Bundes war, wider dieſen ein Bündniß, und ein anderes mit dem Pabſt, und machte ſich bereit, die Proteſtanten mit Gewalt zur Unterwerfung zu nöthigen.

1546 Allein dieſe ziehen ihm, unter der Anführung des Churfürſten von Sachſen, **Friedrich des Großmüthigen**, und des Landgrafen von Heſſen **Philipp**, mit einem mächtigen Heere ſelbſt entgegen, und werden von ihm in die Acht erklärt. Dies iſt der Anfang des **Schmalcaldiſchen Kriegs**. Sie verlieren die beſte Gelegenheit den Kaiſer anzugreifen; und da unterdeſſen der Herzog Moriz und der Röm. König **Ferdinand** in die Churſächſiſchen Länder einfallen, muß der Churfürſt zur Beſchützung ſeines Landes zurück gehen, und der ganze Bund wird darauf ohne Schwerdtſchlag getrennt. Der Kaiſer gieng dem Churfürſten nach, überfiel ihn bey Mühlberg, und nahm ihn nach einer gänzlichen Nieder-
1547 lage gefangen. Hierauf übertrug er die Sächſiſche Chur von der Erneſtiniſchen auf die Albertiniſche Linie in der Perſon des Herzog Moriz, lockte den Landgrafen von Heſſen gleichfalls in ſeine Gefangenſchaft, und war einige Jahre hindurch Meiſter von Deutſchland. Er zeigte es genugſam, indem er in eben dieſem Jahre auf dem Reichstage zu Augſpurg, der mit ſeinen Kriegsvölkern umgeben war, außer andern Begehren, den Reichsſtänden auch das **Interim** aufdrang, das iſt eine Religionsformel, welche unterdeſſen im Röm. Reiche durchgängig gelten

ſollte,

ſollte, bis das Concilium von Trident (welches A. 1545 angegangen war, aber durch den Schmalcaldiſchen Krieg war zerſtreuet worden,) wieder in Gang gebracht würde. Dieſes **Interim**, welches keinem von beyden Theilen gefallen konnte, erregte große Unruhen und Gewalthätigkeiten in Deutſchland. Der Churfürſt **Moriz**, der die Abſichten des Kaiſers, die der Freyheit der deutſchen Stände ſo gefährlich waren, immer deutlicher merkte, und über die fortdaurende Gefangenſchaft ſeines Schwiegervaters, des Landgrafen von Heſſen, mißvergnügt war, ſchließt mit Frankreich ein Bündniß, und überfällt den Kaiſer zu Inſpruck, von wannen er ſich mit der 1552
Flucht retten muß. Darauf wird noch in dieſem Jahre der **Paßauer Vertrag**, und einige Jahre darauf, der **Religionsfriede** zu **Augſpurg** 1555
geſchloſſen, durch welchen die Evangeliſche Kirche in Deutſchland eine völlige Sicherheit und Ruhe erhält. **Carl**, der hierauf Frankreich bekriegt, und Metz vergebens belagert, wird durch dieſe widrige Zufälle der Cronen und der Welt überhaupt ſo überdrüßig, daß er die Regierung niederlegt, worauf er nach zwey Jahren in einem Spaniſchen Kloſter, unter dem ſtarken 1556
Verdachte einer Neigung gegen die verbeßerte Religion, ſein Leben beſchließt. **Ferdinand I.** ſein Bruder und Nachfolger in der Kaiſerwürde, zeigte ge- 1558
gen die Proteſtanten ſeiner Erbländer gütige Geſinnungen, und noch mehr, ſein Sohn **Maximilian I.** der ihnen neue Religionsfreyheiten ertheilte. Un- 1564
ter ihm wurden die friedbrüchigen Händel, welche **Wilhelm von Grumbach** unter der vorigen Regierung angefangen hatte, nachdrücklich beſtraft, indem nach der Eroberung von Gotha, wohin ihn der Herzog 1567

von Sachſen, **Johann Friedrich**, ob er gleich in die Acht
erkläret war, in ſeinen Schutz aufgenommen hatte, nicht
nur **Grumbach** geviertheilt wurde, ſondern auch der Her-
zog ſeine übrige Lebenszeit, acht und zwanzig Jahre hin-
durch, in der Gefangenſchaft zu Wieneriſch Neuſtadt zubrin-
1576 gen mußte. Sein Sohn **Rudolph II.** der
ihm in der Regierung folgte, führte dieſelbe
unter vielerley Unruhen. Unter andern ſtiftet
die Religionsveränderung des Churfürſten von
1582 Cölln, **Gebhard Truchſeß**, der ſich zur re-
formirten Kirche bekennet, große Bewegungen, in denen
dieſer den Kürzern zieht. Bald darauf gieng
1591 ein blutiger und unglücklicher Krieg mit den
Türken an, der erſt A. 1606. durch einen zwanzig-
jährigen Stillſtand geendiget wurde. Die Miß-
helligkeiten aber der Reichsſtände beyder Religionen
1603 giengen immer weiter, und nöthigten die Pro-
teſtanten, zu Heidelberg eine **Union** zu errich-
ten, auf welche A. 1610. eine neue zu Halle in Schwaben
folgte, der die Römiſchcatholiſchen eine **Ligue** zu Würzburg
entgegenſetzten. Eine Gemüthsſchwachheit, die der Kaiſer
von Zeit zu Zeit an ſich blicken ließ, und die in ſeine Regie-
rung einen Einfluß hatte, brachte ein allgemeines Mißvergnü-
gen in dem Hauſe Oeſterreich über ihn hervor; ſo daß der
Erzherzog **Matthias** zum Haupte des Hauſes erkläret
1608 wird, und den Kaiſer, ſeinen Bruder, nöthi-
get, ihm den Beſitz von Ungarn und Oeſter-
reich, nebſt dem Titel eines deſignirten Königs von Böh-
men, noch bey ſeinem Leben abzutreten. Bey dieſer Ge-
1609 legenheit erhalten die Evangeliſchen in Oeſter-
reich vom **Matthias** eine neue Verſicherung
ihrer Religionsfreyheit, und die Evangeliſchen Böhmen,

vom

vom Rudolph den Majeſtäts-Brief, der ihnen große Rechte zugeſteht. Zu eben dieſer Zeit nahm der Jülich- und Bergiſche Succeßionsſtreit ſeinen Anfang, in welchem Churbrandenburg und Pfalz-Neuburg den Vortheil des Beſitzes erlangten. Matthias zwingt noch den Kaiſer, ihm auch den Beſitz von Böhmen abzutreten, und folgt ihm nach ſeinem Tode in der Regierung. 1612 Unter dieſem Herrn brach der ſchreckliche dreyßigjährige Krieg aus, der Deutſchland ſo nahe an ſeinen Untergang gebracht hat. Nachdem ſich die Böhmen oft vergebens über die Verletzung ihres Majeſtäts-Briefs beklagt hatten, ſchritten ſie endlich zur eigenmächtigen Hülfe, ſtürzten einige Königl. Räthe zu den Fenſtern des Prager Schloſſes herunter, zogen die ganze Landesregierung an ſich, und reizten auch 1618 Mähren, Schleſien, die Lauſitz und Oeſterreich zu gleicher Empörung. Sie fangen ſchon den Krieg wider den Kaiſer an, als derſelbe ſtirbt. Ferdinand II. betritt zwar nach ihm den Kaiſerlichen Thron; 1619 allein die Böhmen erklären ihn ihrer Krone verluſtig, und tragen ſie dem Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V. an, der auch zum Könige von Böhmen gekrönt wird. Doch die einzige Schlacht auf dem weißen Berge bey Prag, beraubt ihn der Krone wieder, 1620 und er verliert durch die darauf erfolgte Achtserklärung alle ſeine Staaten. Mit Böhmen wird hierauf nach der äuſſerſten Strenge verfahren, und die evangeliſche Religion daſelbſt, ſo wie in Mähren, vertilgt. Vergebens ſuchen einige Deutſche Fürſten den nach Holland geflüchteten Churfürſten zu unterſtützen; ſie mußten alle dem Glück der kaiſerlichen Waffen, mit denen die Spaniſchen und die

Catholiſche Ligue gemeinſchaftlich handelten, weichen. Obgleich der Kaiſer kein Kriegsheer mehr wider ſich hatte; ſo blieben doch ſeine Völker unter den Waffen, und ſeine Abſichten ſich Deutſchland ſich völlig unterwürfig zu machen, und die Proteſtanten zu unterdrücken, entwickelten ſich immer mehr und mehr. Er übertrug die Pfälziſche Chur an den Herzog von Bayern. Der König von Dänemark, Christian IV. ſetzte ſich zwar dem Kaiſer, als Kraisober-

1626 ſter des Niederſächſiſchen Kraiſes, entgegen, wurde aber gar bald von dem berühmten Feldherrn Tilly aus Deutſchland vertrieben; und in dem Frieden zu Lübeck 1629. verſprach er, ſich der Reichsangelegenheiten weiter nicht anzunehmen. Die Kaiſerlichen Kriegsvölker verbreiten ſich nun in ganz Deutſchland; der Herzog von Meklenburg wird in die Acht erklärt, und der Kaiſer

1629 fängt an, auf der Oſtſee eine Flotte auszurüſten. Nun war auch die bequemſte Zeit für ihn vorhanden, das Reſtitutions-Edict bekannt zu machen, nach welchem alle ſeit dem Paßauiſchen Vertrage von den Proteſtanten eingezogene Stifter und andere Kirchengüter wieder hergeſtellt, die wider den geiſtlichen Vorbehalt, (einen Artikel des Religionsfriedens,) in Proteſtantiſche Hände gekommene unmittelbare Stifter wieder mit Catholiſchen Biſchöffen beſetzt, und die Römiſchcatholiſchen an der Reformation in ihren Ländern nicht gehindert werden ſollten. Das Edict wurde ſogleich an vielen Orten mit großem Nachtheil und Bedrückung der Proteſtanten zur Ausübung gebracht. Dieſe ſchienen in der That in Deutſchland verlohren zu ſeyn.

1630 Allein unvermuthet landet der König von Schweden, Guſtav Adolph, ein eben ſo großer Kriegsheld, als vortreflicher Regente, den

der

der Kaiſer auf mancherley Art beleidiget hatte, in Pommern. Tilly erobert und zerſtört zwar Magdeburg, und ſucht den Leipziger Bund zu zernichten, durch welchen ſich die Proteſtanten vereinigt hatten, ſich dem Reſtitutions-Edict zu widerſetzen; er nöthigt aber nur Churſachſen und Churbrandenburg, Schwediſche Bundsgenoſſen zu werden, und wird von Guſtav bey Leipzig geſchlagen. Dieſer Sieg eröfnet dem Könige den Weg zur ſchnellen Eroberung von Franken, den Rheiniſchen Provinzen, Schwaben und Bayern. Er ſiegt auch noch ſterbend in dem Treffen bey Lützen. Allein ſeine Feldherren werden zu Nördlingen geſchlagen, und dieſes bringt den Prager-Frieden mit Churſachſen zu Stande, durch welchen in Anſehung der Kirchengüter eine Mittelſtraße getroffen, und die Ober- und Nieder-Lauſitz an Chur-Sachſen zu völligem Eigenthum überlaſſen wird. Frankreich erkläret nunmehro Spanien den Krieg, und die Schweden ſtellen bald den alten Glanz ihrer Waffen wieder her. Der folgende Kaiſer, Ferdinand III. war gegen ſie nicht glücklicher, und ſeine Kriegsvölker wurden von ihren beyden Feldherrn, Bannern und dem Herzog Bernhard von Weimar, überall geſchlagen. Obgleich die Friedens-Präliminarien zu Hamburg unterzeichnet wurden; ſo währte doch der Krieg noch eine geraume Zeit durch, und die Schweden endigten ſogar einen neu entſtandenen mit Dänemark ſehr geſchwind und glücklich. Ihr beſtändiges Glück beförderte endlich den Schluß des Friedens, an welchem man bisher zu Münſter und Oßnabrück gearbeitet hatte, und welcher von dieſen beyden Städten der Weſtphäliſche Friede genannt wird. Ehe ich mit der Beſchreibung

1631 1632 1634 1637 1641 1648

deſſelben die letzte Periode anfange, muß ich euch noch einige berühmte Fürſten und denkwürdige Begebenheiten aus dem jetzt durchgegangenen Zeitraum bekannt machen.

Philipp der II. König von Spanien, ein Sohn Carls V. iſt als ein herrſchſüchtiger und grauſamer Herr bekannt. Er verlohr durch ſeine Härte einen Theil der Niederlande, und die ſo genannte unüberwindliche Flotte, welche er zur Eroberung von England ausſchickte, wurde gänzlich geſchlagen. Da **Sebaſtian**, König von Portugall, A. 1578. in Africa ums Leben gekommen, und ſein Nachfolger **Heinrich** A. 1580. geſtorben war, nimmt **Philipp** von dieſem Königreiche Beſitz. Sein Sohn **Philipp** III. muß den Holländern 1609. einen zwölfjährigen Stillſtand zugeſtehen, und verjagt aus einem falſchen Religionseifer einige hunderttauſend Mauren aus ſeinem Lande, welches dadurch entvölkert wird, und ſeine arbeitſamſten Einwohner verliert. Unter **Philipp** IV. aber fiel Portugall A. 1640. wieder von Spanien ab, und in dem Weſtphäliſchen Frieden ſahe er ſich genöthiget, die vereinigten Niederlande für eine freye Republik zu erkennen. — In Frankreich gieng mit **Heinrich** III. der A. 1589. vom **Jac. Clement**, einen Dominicaner, ermordet wurde, die regierende Familie von **Valois** aus; und das Haus **Bourbon** kam mit **Heinrich** IV. oder dem **Großen** auf den Thron. Dieſer Herr, der größte König den Frankreich gehabt hat, war der letzte Fürſt, der von einem Pabſte in den Bann gethan wurde; trat um ruhig regieren zu können, von der Reformirten zur Römiſchcatholiſchen Religion über, brachte ſein Reich in Ruhe, Aufnehmen und Anſehen, wurde aber A. 1610. von Franz **Ravaillac** in ſeinem Wagen erſtochen. Ueber ſeinen Sohn **Ludwig** XIII. führte ſeine Mutter, **Maria**

von

von Medices, einige Zeit die Vormundſchaft; nachher aber regierte meiſtentheils der Cardinal von Richelieu in ſeinem Namen; entriß den Reformirten in Frankreich ihre zugeſtandene Sicherheitsörter, und nahm an dem Kriege der Schweden gegen Oeſterreich einen ſtarken Antheil. Dieſer endigte ſich für Frankreich ſo glücklich, daß es A. 1648. da Ludwig XIV. nur fünf Jahre alt war, und der Cardinal Mazarin regierte, die ganze Landgrafſchaft Elſaß, nebſt andern Ländern, durch den Münſteriſchen Frieden überlaſſen bekam. — In England regierte ſeit A. 1558. die weiſe und glückliche Königinn Eliſabeth, welche den wahren Grund zu der Größe der engliſchen Nation gelegt hat. Ihre Thaten wurden nur durch die Hinrichtung der Königinn Maria von Schottland, befleckt, obgleich die Unruhen, zu welchen dieſe Gelegenheit gab, dieſelbe einigermaßen rechtfertigen. Den Sohn eben dieſer Königinn, Jacob IV. König von Schottland, ernannte ſie zu ihrem Nachfolger, und er hieß als König von England ſeit A. 1603. Jacob I. Er war ein gelehrter Herr, und wechſelte ſogar theologiſche Streitſchriften, machte ſich aber durch ſeine unzeitige Liebe zum Frieden verächtlich. Er entgieng mit genauer Noth im Jahr 1605. der nahen Gefahr, von den Römiſchcatholiſchen mit der Königl. Familie und dem Parlamente, in die Luſt geſprengt zu werden. Auf ihn folgte im Jahr 1625. ſein unglücklicher Sohn Carl I. der durch ſeine Neigung zur unumſchränkten Gewalt, durch die den Schottlandern aufgedrungenen Biſchöffe, durch den nicht verhüteten Mord von 40,000. Proteſtanten, welchen die Römiſchcatholiſchen in Irrland A. 1641. auf einmal begiengen, und durch andere Fehler, ſich bey ſeinem Volke verhaßt machte. Ich will euch nicht die übrigen Könige von Europa nennen, die ſchon weit weniger

Platz

Platz in der Geſchichte einnehmen; und ich will auch hier von dem Zuſtande der Kirche und der Wiſſenſchaften in dieſer Periode nicht reden, weil ich denſelben am Ende der letzten Periode kurz abſchildern werde.

Jahre nach C. Geburt.

Der Weſtphäliſche Friede.

1648

Dieſe fängt nun von dem Weſtphäliſchen Frieden an, dem wichtigſten und weiſeſten Friedensſchluſſe, der in der chriſtlichen Geſchichte vorkommt, der Deutſchland und Europa überhaupt ungemein verändert, den Proteſtanten aber inſonderheit nicht nur den Religionsfrieden, den man ihnen zu rauben im Begriff war, wieder geſchenkt, ſondern ihnen zugleich zu einem Wachsthum an Macht verholfen hat, das ſie zu ihrer Sicherheit benöthiget zu ſeyn ſchienen. Durch denſelben wurde unter beyden Religionstheilen im Deutſchen Reiche eine vollkommene Gleichheit der Rechte feſtgeſetzt, und zum Genuß derſelben auch die Reformirten, unter dem Namen der Augſpurgiſchen Confeßionsverwandten, mit aufgenommen. Der Religionszuſtand des Jahrs 1624. ward zur Richtſchnur angenommen, nach welchem derſelbe künftig ſollte erhalten und beurtheilet werden. Eine Anzahl Erzbißthümer wurden ſowohl zur Befriedigung der Krone Schweden, als zur Schadloßhaltung verſchiedener Proteſtantiſchen Fürſten ſeculariſirt, oder in Fürſtenthümer verwandelt; und die Proteſtation des Pabſtes gegen dieſen großen Verluſt ſeiner Kirche, ſo wie gegen den Frieden überhaupt, diente nur dazu, die jetzige Schwäche ſeiner Gewalt anzuzeigen. Bayern behielt die Churwürde nebſt der Oberpfalz; hingegen wurde für Pfalz eine achte Chur errichtet, und dieſes Haus völlig wieder hergeſtellt. Die Landeshoheit, das Recht

Recht Bündniſſe zu ſchließen, und andere hohe Vorzüge der Reichsſtände wurden nun außer allen Streit geſetzt. Außerdem wurde in dieſem Frieden, nächſt andern Ueberlaſſungen von Ländern, Entſcheidungen ſtreitiger Rechte und Anſprüche, u. d. gl. mehr, die ganze Helvetiſche Eydgenoſſenſchaft in ihrer Freyheit beſtätigt.

Nachdem dieſer Friede geſchloſſen war, fiel weiter unter Ferdinand dem III. nichts Großes vor, das in einem Entwurf der allgemeinen Geſchichte hervorſchimmern könnte. Aber darauf folgt die lange und merkwürdige Regierung ſeines Prinzen, Leopold, welcher faſt 1657
beſtändige Kriege zu führen, und Unruhen in Deutſchland beyzulegen hatte. Er hatte ſchon den Pohlen gegen Schweden Hülfe geleiſtet, und einen Krieg mit den Türken geführt, als ihn der Angriff Ludwigs XIV. Königs von Frankreich, auf die Vereinigten Niederlande, bewog, denenſelben mit dem geſammten Reiche beyzuſpringen. Der weitläuftige Krieg welcher daraus entſtand, wurde mit ungleichem Glücke geführt, und durch 1679
den Frieden zu Nimwegen zu Frankreichs Vortheil geendiget. Ludwig XIV. beobachtete dieſen Frieden ſo wenig, daß er vielmehr Straßburg und andere Oerter auf deutſchem Boden unter ſeine Gewalt 1681
brachte. Der Kaiſer wurde durch den einbrechenden Türken-Krieg, in welchem Wien ſelbſt belagert ward, genöthiget, ihm dieſelben durch einen 1684
zwanzigjährigen Stillſtand zu überlaſſen. Allein da Ludwig neue Bewegungen machte, ſchließt der Kaiſer mit Spanien, Schweden, 1686
und andern Fürſten, den großen Bund

1688 zu Augsburg. Der König von Frankreich nimmt von der ſtreitigen Wahl zu Cölln einen Vorwand, den Kaiſer aufs neue zu bekriegen. Er fällt nicht nur in Deutſchland ein, ſondern läßt auch die ganze Pfalz, zu einem Beyſpiel einer unter Chriſten unerhörten Grauſamkeit, durch Anzündung aller Städte und Dörfer, in eine Wüſte verwandeln. Der Kaiſer nebſt dem Reiche und andern Bundsgenoſſen, führen zwar dieſen Krieg nicht ohne Nachdruck; allein der Kaiſer trägt noch zugleich
1692 die Laſt des Türken-Krieges. Mitten unter dieſen Unruhen wird Ernſt Auguſt, Herzog zu Braunſchweig-Hannover, in den Churfürſten-Stand erhoben, und dadurch die neunte Churwürde geſtiftet.
1697 Der Krieg mit Frankreich nimmt durch den Frieden zu Ryßwick ein für Deutſchland abermals nachtheiliges Ende. In eben demſelben Jahre wird auch Friedrich Auguſt, Churfürſt von Sachſen, welcher ſchon vorher die Römiſchcatholiſche Religion angenommen hatte, zum Könige von Pohlen gewählt.
1699 Kurz darauf wird endlich der Friede mit der Pforte zu Carlowitz geſchloſſen. Mit dem
1701 Anfange des neuen Jahrhunderts ſetzt ſich Friedrich, Churfürſt von Brandenburg, nachdem ſein Vater und Vorfahre, Friedrich Wilhelm der Große, die unumſchränkte Herrſchaft über das Herzogthum Preußen erlangt hatte, ſelbſt die Königliche Krone von Preußen auf. Unterdeſſen aber war ſchon im vorhergehenden Jahre Carl II. König von Spanien ohne männliche Erben verſtorben. Sein letzter Wille rief den Enkel Ludwigs XIV. Philipp, Herzog von Anjou, auf den Spaniſchen Thron, der auch denſelben würklich in

Beſitz nahm. Der Kaiſer, der ein weit näheres Recht an denſelben behaupten konnte, übertrug daſſelbe auf ſeinen Sohn, den Erzherzog Carl. Das Reich, England, Holland, und mehrere Staaten, nahmen an dieſer großen Streitigkeit Antheil, und der Spaniſche Succeßions-Krieg nahm ſogleich ſeinen Anfang. Der Prinz Eugen von Savoyen, einer der größten Kriegshelden der neuern Zeiten, faßte mit den Kaiſerlichen Kriegsvölkern in Italien feſten Fuß; und einige Jahre darauf erfochte er mit dem Herzog von Marlboroug, einem eben ſo großen und noch glücklichern Feldherrn, die entſcheidenden Siege auf dem Schellenberge und bey Hochſtädt über die vereinigten Franzoſen und Bayern, wodurch ſie von der Donau bis an den Rhein zurück getrieben wurden. Zugleich werden auch die Unruhen, welche der Fürſt Rakoczy in Ungarn erregt hatte, auf einige Zeit gedämpft. In dieſer Zeit ſeines größten Glücks ſtarb der Kaiſer Leopold, ein Herr von rühmlichen Eigenſchaften; der aber zu viel von andern regiert wurde. Joſeph, ſein Sohn und Nachfolger, war noch glücklicher. Er war mit ſeinen Bundsgenoſſen gegen die Franzoſen in Italien und in den Niederlanden beſtändig ſiegreich. Er erklärte die beyden Churfürſten von Cölln und Bayern, die auf die Seite ſeiner Feinde getreten waren, eigenmächtig in die Reichs-Acht, und nöthigte durch ſeine Kriegsvölker den Pabſt Clemens XI. ſeine Franzöſiſche Geſinnung abzulegen. Sein Bruder, der Erzherzog Carl, nimmt von der Spaniſchen Krone Beſitz. Allein da eben dieſer, nach des Kaiſers frühzeitigem Tode, ihm in der Regierung nachfolgt, befördert dieſes bey ſeinen Bundsgenoſſen, die nunmehro glaubten, daß zu viele Staaten in ſeiner Perſon vereinigt

1704

1705

1711

würden,

würden, die Friedensunterhandlungen, und ſie vergleichen
1713 ſich durch den Utrechter Frieden insgeſammt mit Frankreich, und Philipp V. König von Spanien, der nach Carls Abreiſe die Oberhand bekommen hatte. Der Kaiſer führt zwar nebſt dem Reiche den Krieg noch eine Zeitlang allein, aber unglücklich fort, und
1714 ſchließt endlich den Frieden zu Raſtädt und Baden. Ein Jahr vorher errichtet er die pragmatiſche Sanction oder Erbfolgs-Ordnung in ſeinem Hauſe, nach welcher auch die Prinzeßinnen ein Recht an dieſelbe bekommen; und dieſe Sanction wird in der Folge von den meiſten Höfen garantirt. Den bald darauf entſtehenden Krieg mit den Türken endigt er, nach wiederholten Siegen des Prinz Eugen, durch den
1718 Frieden zu Paſſarowitz. Hierauf gieng die Zeit der Congreſſe, Bündniſſe und Tractaten an, durch welche ſich verſchiedene Staaten mit einander verbinden, auch mehrmals bereits neue Kriege dem Ausbruche nahe ſind, aber wieder verhütet werden. Hingegen wird der Kaiſer durch die ſtreitige Pohlniſche Königs-
1733 wahl in einen Krieg mit Frankreich verwickelt, der ſo unglücklich abläuft, daß zwey Jahre darauf bereits der Friede geſchloſſen, und Kraft deſſelben der Spaniſche Prinz Don Carlos als König beyder Sicilien erkannt wurde, der zweymal zum Könige von Pohlen erwählte Stanislaus, Graf von Leſcinsky, mit Beybehaltung des Königlichen Titels Lothringen, und der Herzog von Lothringen das Großherzogthum Florenz bekam. Carl VI. führte noch einen Krieg mit den Türken; konnte aber nur mit dem Verluſte verſchiedener Länder den
1739 Frieden erhalten. Indem er bald darauf mit
1740 Tode abgeht, ſtirbt mit ihm zugleich der männ-

männliche Stamm des Habsburgiſchen Geſchlechtes aus. Seine älteſte Tochter Maria Thereſia, welche mit Franciſco, Großherzog von Florenz, vermählt war, nahm zwar von ſeinen Erblanden Beſitz; fand aber gleich auf allen Seiten Feinde, welche auf dieſelben Anſprüche machten. Der König von Preußen, Friedrich II. führte diejenigen, welche er auf die vier Schleſiſche Fürſtenthümer hatte, mit gewafneter Hand aus. Die Churfürſten von Sachſen und Bayern drangen in Böhmen und Oeſterreich ein. Der König von Spanien ſuchte ſich der öſterreichiſchen Staaten in Italien zu bemächtigen. Frankreich unterſtützte dieſe Anſprüche mit ſeinen Kriegsvölkern. Carl VII. Churfürſt von Bayern, wird darauf zum Kaiſer gewählet. Die Königinn von Ungarn, Maria Thereſia, entlediget ſich hierauf ihres fürchterlichſten Feindes, indem ſie dem Könige von Preußen durch den Breslauer Frieden Schleſien und Glatz abtritt, und führt nunmehro mit Beyſtand von England, Sardinien und Holland, den Krieg mit vielem Glücke; ſo daß unter andern der Kaiſer ſeine Erblande verliert, und zu Frankfurt am Mayn ſeinen Sitz nehmen muß. Um demſelben zu Hülfe zu kommen, fällt der König von Preußen abermals in Böhmen ein, welches er aber bald wieder verlaſſen muß. Carl VII. beſchloß hierauf ſeine unruhige Regierung, und Franciſcus, Herzog von Lothringen, und Großherzog von Toſcana, wurde zu ſeinem Nachfolger erwählet. Im Kriege war das Haus Oeſterreich um dieſe Zeit in Deutſchland deſto weniger glücklich; daher in eben dieſem Jahre der Friede zu Dresden, auf den Fuß des Breslauer Friedens, geſchloſ-

1741

1742

1744

1745

ſen wurde. Auch in den Niederlanden und Italien hatte Frankreich und Spanien die Oberhand, bis der Anzug eines Rußiſchen Heeres zum Beſten des Wiener
1748 Hofes, den Schluß des Aachner Friedens beförderte. In den darauf gefolgten Jahren der Ruhe fielen gleichwohl verſchiedene Zwiſtigkeiten in Deutſchland vor. Aber bald brach einer der heftigſten
1756 Kriege in Deutſchland aus, deſſen Geſchichte noch in zu friſchem Andenken iſt, als daß es nöthig wäre ſie zu erzählen, und der endlich durch den Frieden zu Hubertsburg ein völliges Ende gewinnt. Eu-
1763 ropa genießt ſeitdem die Ruhe, und ſieht bereits durch die Wahl des Erzherzogs Josephs,
1764 zum Römiſchen Könige, die Folge auf dem Kaiſerthrone geſichert.

Bisher habe ich euch in einem kurzen Abriß hauptſächlich die Geſchichte von Deutſchland ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden erzählet. Aber ich darf euch nicht in der Unwiſſenheit von einigen der größten Perſonen und wichtigſten Begebenheiten der übrigen europäiſchen Staaten laſſen, die in dieſen Zeitraum gehören. Auf dem Franzöſiſchen Throne verdienet Ludwig XIV. der ſchon A. 1643. in einem Alter von fünf Jahren zur Regierung kam, eure ganze Aufmerkſamkeit. Aber laßt euch nicht durch den Titel des Groſſen verführen, den ihm ſeine Unterthanen beygelegt haben. Seine treflichen Staatsbedienten, und ſeine große Feldherren, haben eigentlich den Grund zu ſeinem Ruhme gelegt. Jene, unter denen Colbert der Vornehmſte war, gaben ſeinem Reiche eine blühende Geſtalt. Dieſe machten ihn ſiegreich, und ſeine Kriegsvölker furchtbar. Seine eigent-

liche

liche Größe beſtand in einem ungemeinen Ehrgeize, in einer uneingeſchränkten Eroberungsſucht, in weitausſehenden Abſichten und glänzenden Entwürfen. Er beſchützte die Gelehrten, weniger aus Neigung, als weil ſein Ruhm dadurch vergrößert wurde. Er unterdrückte die Reformirte Kirche ſeines Reichs, durch die Aufhebung des Edicts von Nantes, und entvölkerte daſſelbe um einige hundert tauſend Einwohner, welche er dadurch zur Flucht nöthigte; aber die Ehre, die er durch die Vertilgung dieſer vermeinten käzeriſchen Secte zu erwerben glaubte, war für ihn Belohnung genug. Er führte lauter ungerechte Kriege bis auf den lezten; und eben dieſer lezte war allein unglücklich. Er war in ſeinen lezten Jahren ein rührendes Beyſpiel einer geſunkenen Macht, die mehr fürchterlich als liebenswürdig geweſen war. Aber viele der rühmlichſten Anſtalten in ſeinem Reiche machen doch ſein Andenken ſchäzbar. Sein Ur-Enkel, **Ludwig XV.** der ihm im Jahr 1715. nachfolgte, wird, ſo fruchtbar auch ſeine Regierung an merkwürdigen Veränderungen iſt, doch unter keinem ſchönern Namen bey der Nachwelt bekannt werden, als unter dem Namen des **Vielgeliebten**, den ihm ſein Volk beygelegt hat, und nach dem ſich alle gute Fürſten beſtreben.

England war in dieſen lezten hundert Jahren das Land der ſonderbarſten Revolutionen. Dieſe Nation, oder vielmehr nur ein fanatiſcher Theil derſelben, ließ ſeinen König **Carln I.** im Jahr 1649. enthaupten, weil er die Rechte der Kirche und des Staats verlezt zu haben ſchien. Die Königliche Würde wurde aufgehoben; aber **Olivier Cromwell**, den man zum **Protector** von England er-

nannte, regierte mit Königlicher Gewalt und großem Anſehen in und außer ſeinem Reiche. Nach ſeinem Tode wird Carl II. der Sohn des enthaupteten Königs, A. 1660. wieder auf den Thron geſetzt. Sein Bruder Jacob II. folgte A. 1685. auf ihn. Er ſuchte die Römiſchcatholiſche Religion, die er ſelbſt angenommen hatte, mit ſo vieler Unvorſichtigkeit und Uebereilung in England einzuführen, daß die Nation den Prinzen von Oranien, ſeinen Schwiegerſohn, der ihn A. 1688. vom Thron ſtürzte, und denſelben unter dem Namen Wilhelms III. beſtieg, mit Freuden aufnahm. Jacob floh nach Frankreich, und die noch übrigen Prinzen von ſeiner Familie führen den Namen der Prätendenten. Wilhelm, ein Staatskluger König, und ein großer, aber außer ſeinem Reiche nicht ſehr glücklicher Feldherr, hatte A. 1702. die Königinn Anna zur Nachfolgerinn, welche durch die Succeßions-Acte vom Jahr 1707. das Churhauß Hanover auf den Thron berief, und in eben demſelben Jahre die Vereinigung von England und Schottland, unter dem Namen Großbritannien zu Stande brachte. Hierauf folgen ihr ſeit dem Jahr 1714. aus dem gedachten Churhauſe die drey George, deren ruhmwürdige Regierung ihnen die Liebe und das Vertrauen ihrer Nation zugezogen hat. Unter den beyden letzten derſelben, iſt inſonderheit die kriegeriſche Ehre der Engländer auf ihren höchſten Gipfel geſtiegen.

In Norden gab die Königinn von Schweden, Chriſtina, die Tochter des großen Guſtav, ein ſeltenes Beyſpiel, indem ſie A. 1654. aus Liebe zu den Wiſſenſchaften und zu einer freyern Lebensart, ihre Crone niederlegte, zur Römiſchcatholiſchen Kirche trat, und ihr Leben in Rom endigte.

endigte. Carl Guſtav, ihr Nachfolger, ſiegte über Pohlen, und gieng A. 1658. mitten im Winter über den gefrornen Belt mit ſeinem Kriegsheer wider Dänemark nach Seeland hinüber. Dieſer Krieg wurde erſt A. 1660 unter dem folgenden Könige Carl XI. geſchloſſen. Dieſem Herrn überließen die Stände A. 1680. die Souverainitee, ſo wie ſie auch einige Zeit vorher der König in Dänemark erlangt hatte. Carl XII. erſchütterte hierauf ſeit A. 1697. einen großen Theil von Europa. Er bekriegte Dänemark, Rußland und Pohlen mit gleichem Glücke; gab Pohlen an dem Stanislaus Leſczinsky einen neuen König; nöthigte den Kaiſer den Evangeliſchen in Schleſien mehr Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und war der tapferſte und mäßigſte Fürſt ſeiner Zeit. Aber da er ſeinen Muth und ſeine Abſichten bis zur Verwegenheit trieb, fand er endlich in der Niederlage bey Pultawa im Jahr 1709. das Ende ſeines Glücks und ſeiner Siege. Er lebte darauf unter türkiſchen Schutze bis A. 1714. und kehrte in ſein Reich zurück, um neue Kriege anzufangen, in deren letzten er A. 1718. in der Belagerung von Friedrichshall getödtet wurde. Hierauf wird die unumſchränkte Regierung in Schweden wieder aufgehoben. Carls Schweſter, Ulrica Eleonora, regiert, nach ihm mit ihrem Gemahl, Friedrich, Landgrafen von Heſſen, dem A. 1751. Adolph Friedrich, Herzog von Holſtein und Schleswig, gefolgt iſt.

Wenn die Königinn Chriſtina zu regieren aufhörte, um deſto ruhiger und freyer zu leben; ſo legte der Czaar von Rußland, Peter I. ſeine Regierung auf eine Zeitlang nieder, um regieren zu lernen: und wurde dadurch noch bewundernswürdiger. Er reiſte A. 1697. als eine Privatperſon,

perſon, und in der Folge noch einmal in Europa herum, machte ſich die Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften der Länder bekannt, bereicherte mit denſelbigen die ſeinigen, und machte aus der noch barbariſchen Nation, die er beherrſchte, ein Volk, das an guten Sitten, Gelehrſamkeit und freyen Künſten vielen Geſchmack gefunden hat. Seit ſeinem Tode, der A. 1725. erfolgte, ſind in dem Rußiſchen Reiche große Staatsveränderungen entſtanden. Die beyden Kaiſerinnen **Anna** und **Eliſabeth**, davon jene von 1730 bis 1740. und dieſe ſeit 1741 bis 1761. regiert hat, haben dieſes Reich in ein beſonderes Anſehen geſetzt; und jetzt regiert **Catharina II.** über daſſelbe.

Dänemark hatte an **Chriſtian VI.** der A. 1746. verſtorben, einen friedfertigen, weiſen und gottſeligen König; und hat noch an **Friedrich V.** ſeinem Sohne einen Erben dieſer Tugenden, und einen großen Beſchützer der Wiſſenſchaften. — In Pohlen kam nach dem tapfern **Johann Sobiesky**, **Auguſt II.** Churfürſt von Sachſen, einer der großmüthigſten, tapferſten und klügſten Herren ſeiner Zeit, auf den Thron, den er bis 1733 beſaß. Sein Sohn und Nachfolger **Auguſt III.** den man mit ſo vielem Rechte **den Gütigen** nennen könnte, regierte bis zum Jahr 1763. Und im folgenden Jahre iſt **Stanislaus**, aus dem Hauſe **Poniatowski**, zum Könige gewählt worden. — Ich gedenke nur mit einem Worte des zweyten Königs von Preußen, **Friedrich Wilhelm**, der A. 1740. verſtarb, eines der vortreflichſten Kriegsheere errichtete, und ſich A. 1732. der Salzburgiſchen Emigranten überaus großmüthig annahm. Und um dieſe lange Reihe vollſtändig zu machen, müßt ihr den Urſprung des Königs-

nigreichs Sardinien im Jahr 1714. merken, welches bisher Victor Amadeus und Carl Emanuel, zwey tapfere und Staatskluge Herren, beherrſcht haben; ingleichen die letzten Könige von Spanien, Philipp V. Ferdinand VI. und Carl III. welcher vorher König beyder Sicilien war; und in Portugall endlich Johann V. der ſich von dem Pabſte den Titel des Allergläubigſten Königs geben ließ, und Joſeph I. der ihm A. 1750. nachfolgte.

Die Päbſte haben in den letzten zweyhundert Jahren einen ſehr ſichtbaren Verluſt ihres Anſehens erlitten. Nach dem gewaltigen Stoß, den ihnen die Reformation beygebracht, haben ſie ſich nie wieder erholen können; in ihrer eigenen Kirche haben ſie viel von ihrer Gewalt verlohren, und die Zeit thut das übrige. Es ſind zwar unter ihnen muthige und Staatskluge Herren geweſen, welche dieſen Verfall abzuwenden geſucht haben; allein ſie haben ihn zum Theil ſelbſt durch dieſe Bemühungen befördert. Einer der berühmteſten von dieſen war Sixtus V. der gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts mit großem Anſehen in ſeiner Kirche regierte. Paul V. hatte ſeit A. 1606. mit der Republik Venedig über die Rechte und Beſitzungen der Geiſtlichen einen ſehr heftigen Streit, fand aber einen eben ſo ſtarken Widerſtand. Clemens XI. war im Anfange des jetzigen Jahrhunderts der letzte Pabſt, der den unglücklichen Verſuch machte, mit einem großen Herren Krieg zu führen. Sie haben im vorigen und jetzigen Jahrhunderte allerhand Streitigkeiten mit den Höfen ihrer Kirche gehabt, deren Ausgang ſtets zu ihrem Nachtheil war. Inſonderheit ſind ſie in den Händeln, die ſie mit Ludwig XIV. bekamen, aufs äußerſte beſchimpft worden. Sie haben durch ihre Mißionen in den andern Welttheilen dasjenige erſetzen wollen, was ſie in Europa

durch die Proteſtanten verlohren hatten. Dazu haben ſie ſich inſonderheit der Jeſuiten, deren Orden A. 1540. aufgekommen iſt, bedienet. Allein dieſe haben mit den übrigen Mißionarien über die Art die Heyden zu bekehren, ſo ſtark geſtritten, daß die Mißionen ſelbſt darüber zu Grunde gegangen ſind. Die Päbſte haben auch in den neuern Zeiten erfahren, daß ihre Entſcheidungen ſelbſt in der Römiſchcatholiſchen, ſonderlich aber in der Franzöſiſchen Kirche, wenig geachtet werden. Die große Janſeniſtiſche Parthey, welche ſich ſeit mehr als hundert Jahren gegen alle Ausſprüche des Pabſtes erhält, und die häufigen Widerſprüche gegen die Conſtitution Unigenitus, und Apellationen von derſelben an ein allgemeines Concilium, ſind in den neueſten Zeiten Beweiſe davon. Sie haben ſich endlich der höchſten Vorſichtigkeit und ſchlauer Unterhandlungen bedienen müſſen, um ihr Anſehen noch einigermaßen zu erhalten; und einige haben ſich durch ihre Frömmigkeit, Gelehrſamkeit und Mäßigung beliebt gemacht, wie es Benedict der XIV. war, der erſt A. 1758. verſtorben iſt.

Ich könnte euch den Zuſtand der chriſtlichen Kirche und Religion in dieſen letzten Jahrhunderten noch genauer abſchildern, und die vortheilhaften Veränderungen, die bey den Wiſſenſchaften in dieſer Zeit vorgefallen ſind, erzählen. Allein die Kürze, welche meine Abſicht iſt, und ſeyn muß, verſtattet ſolches nicht. Genug, wenn ihr wiſſet, daß alle Theile der geiſtlichen und weltlichen Gelehrſamkeit, ſeit der Reformation, ihrer Beſchützerinn, mit einem allgemeinen Fleiße bearbeitet, und zu mehrerer Vollkommenheit gebracht worden ſind, als in den zehn vorhergehenden Jahrhunderten zuſammen genommen, und daß die anſtändige Freyheit zu denken, welche man eingeführet

hat,

hat, der wahren Religion weit vortheilhafter geworden ſey, als aller Zwang verfloſſener Zeiten. Die Proteſtanten haben ſich inſonderheit durch die Verbeſſerung der Weltweisheit ein großes Verdienſt um die Welt gemacht, und ſie ſind es auch, die derſelben in allen andern Theilen der Gelehrſamkeit ein Exempel gegeben haben, das ihre Gegner zum Theil ſelbſt nachgeahmet haben. Sie ſind nicht frey von Streitigkeiten in ihrer Kirche geweſen; allein eben dieſe Streitigkeiten haben dazu gedienet, den theologiſchen Vortrag genauer zu beſtimmen, ihre Lehren aufzuklären, und noch Verbeſſerungen anderer Art einzuführen. Sie haben zur Vertheidigung der Religion gegen die Feinde derſelben, (welche die edle Freyheit zu denken und zu ſchreiben undankbar genug gegen die Religion ſelbſt, die ſie ihnen verſchaft hat, angewandt haben,) Bücher geſchrieben, welche derſelben unendlich größere und gewiſſere Dienſte geleiſtet haben, als eine gewaltſame Verfolgung hervorbringen könnte. Und eben dieſe proteſtantiſche Kirche gewinnt durch die Stärke ihrer Lehren, durch die Gelehrſamkeit, welche ſie eifrig fortpflanzt, durch die unſchätzbare Freyheit, welche ſie den Menſchen, und durch die Vortheile, welche ſie dem Staate gewähret, immer einen größern Fortgang in den Gemüthern der übrigen Europäiſchen Chriſten, der ſich endlich auch auf ihre Grundſätze und auf Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten eingewurzelt ſind, erſtrecken wird. *

* Ich geſtehe am Ende dieſes Entwurfs der chriſtlichen Geſchichte mit Vergnügen, daß mir bey Verfertigung deſſelben die ſchätzbaren chronologiſchen Tabellen des Herrn D. Berger, der ungemein fruchtbare und bündige Grundriß der Staatsveränderungen des deutſchen Reichs, von dem Herrn

Wie glücklich ſeyd ihr, in Vergleichung mit jenen ältern Jahrhunderten, in einer Zeit zu leben, da die Wiſſenſchaften blühen, die Hülfsmittel zur Gelehrſamkeit leicht und häufig geworden ſind, die Sitten der Menſchen gemildert, und ſie ſelbſt verträglicher ſind; in einem Lande, wo in jeder dieſer Betrachtungen große Vorzüge zu finden ſind; wo weiſe, gerechte und gnädige Fürſten die Freude und der Troſt ihres Volks ſind; kurz, wo nach dem Muſter des gütigſten Vaters, Xaverius regiert, und nach dem Beyſpiel Friedrich Chriſtians und Marien Antonien, einſt Friedrich Auguſt regieren wird.

Herrn Hofr. Pütter, und des Herrn Hofprediger Cramers Fortſetzung von Boſſuets Einleitung in die Geſchichte, die ihr glänzendes Original ſo oft übertrift, große Dienſte geleiſtet haben.

J. M. S.

Fünfte

Fünfte Abtheilung.

Von der

Rhetorik

und

Dichtkunſt.

Rhetorik und Dichtkunſt.

Erſte Vorleſung.

Lob der Beredſamkeit. — Schwierigkeiten derſelben.

Daß die Beredſamkeit ein Vorzug von unendlichem Werthe, daß ſie eine Kunſt ſey, die unſers höchſten Fleißes würdig iſt, dieß wird man wohl ohne Beweis einräumen. Die Geſchichte, die wir täglich leſen, die Schriften derer, die wir mit Recht bewundern, ſind unerſchöpflich an Beweiſen ihrer Macht, und an Lobſprüchen ihrer Würde. Kein Volk iſt ſo rauh, ſo wenig durch die Künſte gebeſſert, ſo ſehr von aller Menſchlichkeit entfernt, bey dem man nicht Spuren ihres Einfluſſes, obgleich in ihrem rohen und unvollkommenen Zuſtande, antref-
ſen

* Ich habe geglaubt, daß es den meiſten Leſern angenehmer ſeyn würde, eine kurze Anweiſung zu der ganzen Beredſamkeit, als eine noch kürzere Abhandlung von den Tropen und Figuren allein, wie im Originale ſtehet, hier zu finden. Deswegen habe ich dieſen Auszug aus der neueſten Schrift eines Engländers über dieſe Materie aufgeſetzt. Sie hat dieſen Titel: Vorleſung über die Redekunſt vom Hrn. Lawſon, welcher die Beredſamkeit und Geſchichte zu Dublin lehret. Ueberſ.

ſen ſollte. Und in denen glücklichern Gegenden, wo die Vernunft nicht gebildet worden, hat die Beredſamkeit, ſo oft die Stralen der Künſte und Wiſſenſchaft ſich ausbreiteten, auch da einen Eingang gefunden; ſie iſt mit denſelben immer höher gebracht worden, und ſie hat zugleich mit ihnen geblühet. Wenn auch die Wiſſenſchaft einen höhern Werth hat; wenn es auch weit ſchätzbarer iſt, die Wahrheit zu erfinden, als mitzutheilen, wenn man ſie gefunden hat; tiefer zu denken, als gut zu reden; ſo iſt doch dieß letztere nicht weniger nützlich, weil es ganz unentbehrlich iſt, wenn man die Vortheile des erſtern in einem beträchtlichen Grade erlangen will. Denn was wird die Entdeckung der Wahrheit vor einen Werth haben, wenn man ſie nicht mittheilen kann? Und was wird der erhabenſte Verſtand nützen, wenn er nicht fähig iſt, ſeine Begriffe andern geſchickt beyzubringen?

Die Dichter ſagen, daß Prometheus das Feuer aus dem Himmel entwendet, und indem er es den Menſchen, die noch wild und unglücklich waren, gegeben, ihr Leben dadurch angenehm gemacht, und den Weg zu allen den wohlthätigen Künſten eröffnet habe, die man nachher erfand. Eben ſo müſſen wir die Beredſamkeit anſehen, dieſen göttlichen Stral, welcher alle übrige Fähigkeiten der Seele belebt, und erhitzt, welcher ſie geſchickt macht, die Frucht ihrer Wirkſamkeit andern mitzutheilen, und welcher dadurch überall Menſchlichkeit, Wiſſenſchaft und Anmuth in den Sitten ausbreitet. Denn ſo ſehr die Menſchen auch neugierig und Liebhaber der Wahrheit ſind, ſo werden ſie ihr doch ſelten Gehör geben, wenn ſie ſich in ihrer eigenthümlichen, ungeſchmückten Geſtalt zeiget. Sie muß den Ernſt ihres Anblicks mildern, ſie muß den Schmuck der Redekunſt entlehnen, ſie muß alle Reitzungen und alle Geſchicklichkeit der-

ſelben

ſelben anwenden, wenn ſie die Zerſtreuungen bey den Menſchen unterbrechen, ihre Vorurtheile überwinden, und ihre Trägheit gewinnen will. Wenn die Menſchen, weil ihnen die Vernunft natürlich iſt, nur der Macht der einfältigen, ſich ſelbſt überlaſſenen Vernunft anvertraut ſeyn ſollten, ſo würden die Gemüther des großen Haufens, ſich in einem eben ſo hülfloſen Zuſtande, wie ihre Körper, befinden, wenn dieſe der Natur allein überlaſſen, ohne Kleidung, ohne Wohnungen bleiben ſollten. Wir können daher die Beredſamkeit das Gewand der Vernunft nennen, welches anfangs rauh und einfältig, eine bloße Vertheidigung wider die Strenge der Jahrszeiten war, und endlich eine Quelle der Schönheit, ihre Vertheidigung, ihre Erhaltung und ihre Zierde ward.

Laßt uns alſo nicht verſuchen, zween ſo glücklich verbundenene Freunde zu trennen. Ihr thut unſtreitig ſehr wohl, daß ihr Wiſſenſchaft zu erlangen ſucht; ſie iſt der einzige, dauerhafte Grund. Aber wenn ihr dabey ſtehen bleibt, ſo laßt ihr euer Werk unvollkommen. Setzet zu der Wiſſenſchaft noch dieſe Gaben der Beredſamkeit, welche zwar der Ordnung der Natur nach geringer, aber doch, wie ich geſagt habe, der Wiſſenſchaft gleich, ja gewiß in Anſehung des Gebrauchs und des practiſchen Nutzens, noch vorzuziehen, wenigſtens weit eindringender, weit glänzender und überhaupt weit mächtiger iſt. Betrachtet ſie nicht nach dem Lichte einer ſtrengen Philoſophie, ſondern nach dem Vorzuge, den ſie wirklich in der Welt behauptet; denn wir müſſen unſre Wahl nicht nach unſern Vorſtellungen, ſondern nach der wirklichen Beſchaffenheit der Dinge einrichten. Was verdient wohl mehr unſre Wünſche, was mehr unſre Bewunderung, als diejenige Kunſt, durch deren Hülfe wir, eine einzelne Perſon, die Aufmerkſamkeit einer großen Ver-

ſammlung auf uns ziehen können; wodurch wir, ungeachtet ihrer ganz verſchiedenen Gemüthsarten, Abſichten und Neigungen, in ihnen wechſelsweiſe, Freude, Bekümmerniß, Unwillen, Mitleiden, Liebe, Widerwillen erwecken; wodurch wir alle Bewegungen ihres Gemüths aufhalten können, als wenn ſie uns nur zu Gebote ſtünden; wodurch wir ſie, bey dem Schluße, vergnügt, überzeugt, bewegt verlaſſen können? Bedenket, unter was für großen Bildern die Schriftſteller des Alterthums die Redner ihrer Zeiten vorſtellen *. Bald ſind ſie den Strömen gleich, die mit unaufhaltſamer Heſtigkeit ſich herab ſtürzen, und alles vor ihnen darnieder reiſſen. Bald ſind ſie den Blitzen ähnlich, welche blenden und das Geſicht benehmen, welche durchdringen und ſchmelzen. Oder ſie ſind wie Sturmwetter, welche toben und donnern, welche zerreiſſen, zerſtreuen und verwüſten.

An einem Ort ſehet ihr ein großes Volk, das in der Schwelgerey und Trägheit ſich verliert, das weibiſch, verdorben, und nur denen furchtbar iſt, die es beßern wollen **. Der Redner legt ihnen ihren wahren Zuſtand vor Augen; er zeigt ihnen von außen einen mächtigen Feind, der ſie hintergehet und ſchon bereit iſt, ſie zu Sclaven zu machen; von innen, Verräther, die ſie verkaufen, ihre Bundesgenoſſen beleidiget; ihre Länder zertheilt und entriſſen, ihre Kriegsheere, die ſie nicht brauchen können, ihren Handel vernichtet; ihre Flotten zerſtreut und müßig, ſie ſelbſt indeß in tieſen Schlummer verſunken, nur allein den Schauſpielen und Vergnügen ergeben, der Spott von Griechenland. Dieſes rührende Gemählde läßt er noch von einem andern abſte-

* Vehemens ut procella, excitatus ut torrens, incenſus ut fulmen, tonat, fulgurat, et rapidis eloquentiae fluctibus cuncta proruit, et proturbat. *Cic.*

** Demoſthenes.

abſtechen, das er von ihren Vorfahren macht, dieſen Freunden ihres Vaterlandes, die unverdroſſen bey der Arbeit, unerſchrocken, über die unzähligen Heere des Perſiſchen Monarchen ſiegend, die Vertheidiger der Freyheit und Griechenlandes Patrioten waren, die ein unſterblicher Nachruhm zieret.

— Sehet! dieſes ausgeartete Volk wird erweckt, entzündet, entflammt; des Redners Stimme ruft den Geiſt ihrer Vorfahren zurück; ſie eilen wetteifernd nach den Waffen; ſie fechten und ſterben, obgleich unglücklich, doch rühmlich, in den Gefilden von Chäronea.

An einem andern Orte, ſehet ihr * einen Tyrannen, der die Geſetze und Freyheiten ſeines Vaterlandes mit Füßen tritt, ſo ſehr er auch auf einer andern Seite betrachtet, die größten Vorzüge eines Menſchen beſitzt. Sehet ihn, wie er feſt entſchloſſen iſt, einen Feind **, der nun in ſeiner Gewalt iſt, zum Tode bringen zu laſſen! Es zeigt ſich jemand ***, der dieſen angeſehenen Verbrecher vertheidigen will; und der Tyrann, ſo entſchoſſen er auch iſt, zu verurtheilen, williget doch darein, ihn zu hören. Er ſetzet ſich auf ſeinen Richterſtuhl, und hält das ſchreckliche Urtheil, das vorher abgefaßt worden. Er hört aufmerkſam zu; ſeine Neugierde wird gereizt. Indem der Sachwalter weiter gehet, wird er bewegt, gerührt; ſein Mitleiden wird erweckt; er wird blaß; er zittert; das Urtheil fällt ihm aus der Hand; er vergiebt.

„Aber dieſe Wunder haben aufgehöret. In neuern Zeiten hat die Beredſamkeit ſo große Wirkungen nicht hervorbringen können„. Dieß iſt wahr. Allein ſie ſind doch immer noch möglich; und ſollte es nicht der Mühe werth ſeyn,

* Julius Cäſar. ** Ligarius. *** Cicero.

ſeyn, ſich in einer Kunſt zu üben, die uns vielleicht dazu geſchickt machen kann? Wenigſtens können wir nicht zweifeln, daß man ſich noch immer Wirkungen von ihr verſprechen kann, die den vorigen einigermaßen ähnlich ſeyn werden.

Aber, es bleibt uns noch eine weit wichtigere Betrachtung übrig. Dieſe Kunſt wird uns geſchickt machen, vielen Nutzen zu ſchaffen. Bey den verſchiedenen edlern Geſchäften des Lebens, wird derjenige, welcher die Gabe gut zu reden beſitzt, eben dadurch weit geſchickter werden, ausnehmend nützlich zu ſeyn. Man mag nun ſeine Gedanken in Abſicht auf die erſprieslichſten Maasregeln zum Vortheile des Vaterlandes entdecken, und ſchädliche Geſetze abſchaffen, oder weiſe dafür einführen wollen; man mag die beleidigte Unſchuld rechtfertigen, oder das Laſter zur gehörigen Strafe ziehen, ein geraubtes oder angegriffenes Eigenthum wider ſuchen oder vertheidigen; man mag endlich den Menſchen ihre Pflichten als vernünftige Geſchöpfe und Chriſten vorlegen, die Schönheit der Religion und Tugend ſchildern, oder das Schreckliche des Unglaubens und des Laſters aufdecken; in allen dieſen wichtigen Aemtern, wie groß wird da nicht die Kraft der Beredſamkeit ſeyn! Ohne ſie, wird die Wiſſenſchaft nur ſchwach und langſam fortgehen, gleich der Stärke bey den Handarbeiten, wenn man ihr nicht zu Hülfe kömmt, und die endlich ihren Zweck, aber mit vieler unnöthigen Arbeit erreichet. Die Redekunſt können wir mit den mechaniſchen Künſten vergleichen, welche durch die Werkzeuge, die ſie verſchaffen, und durch wohl eingerichtete Hülfsmittel, eben die Wirkungen leicht hervorbringen, und reitzend vollenden. Diejenigen, welche das Weſen der Geſellſchaft verſtehen, werden dieß, glaube ich, wohl nicht für ein Paradoxum halten, wenn wir behaupten,

haupten, daß der Redner, der ſeine Talente recht gebrauchet, eines der nützlichſten Glieder der Geſellſchaft ſey, indem er die Grundſätze der Religion, der Menſchlichkeit und eines tugendhaften Fleißes ſeinen Zuhörern einflößet, und dazu beyträgt, Frieden, Gerechtigkeit und Eintracht unter den Menſchen zu erhalten.

Wir können dieß alſo als ausgemacht annehmen, daß dieſe Kunſt vortreflich iſt. Zugleich aber dürfen wir nicht verſchweigen, daß ſie ſchwer iſt, und nicht durch bloßen Beyfall und durch träge Wünſche erlangt werden kann. Um dieß vollkommen zu beweiſen, dürfen wir nur die verſchiedenen Gaben des Gemüths erzählen, welche außer den äußerlichen Eigenſchaften des Körpers, der Stimme, der Bewegung, erfordert werden, einen großen Redner zu bilden; eine Verbindung, die man ſelten antrift, und die, wenn ſie auch gefunden wird, ohne Fleiß noch immer unzulänglich iſt. Denn die Natur hat bey dem Gemüthe des Menſchen, wie bey der Erde, die um ihn iſt, gehandelt, und die kein Korn hervorbingt, wenn nicht der Saame zuvor in ſie geſäet worden, und nachher die Bearbeitung hinzugekommen iſt. Dieſe Anmerkung zeigt uns die beyden großen Materien an, woraus gleichſam die Wurzel und der Stamm dieſes hohen Baums der Beredſamkeit entſtehet, aus welchen die kleinern Theile, gleich den Zweigen, ſchnell hervorſchießen. Dieſe ſind Genie und Fleiß. In Anſehung dieſer hat ſich noch einige Dunkelheit geäußert, und daher wird es mir erlaubt ſeyn, etwas zu ihrer Erklärung hinzuzuſetzen. Bey jedem einzelnen Menſchen iſt die Mine und die Bildung verſchieden; eben ſo viel Verſchiedenheit wird man auch in ihrem Gemüthe gewahr. Ihre Neigungen, ihr Geſchmack, ihre Fähigkeiten ſind auch insgeſammt verſchieden. Dieſer Unterſchied iſt weſentlich; durch ihn erhält das Leben ſeine

ganze Farbe und ſeinen Character. Wenn ein Menſch dem Pfad nachfolgt, den die Natur ihm anweiſet, ſo wird er leicht und ſchnell zu ſeinem äußerſten Grade der Vollkommenheit gelangen; denn es giebt in allem gewiſſe Gränzen. Aber wenn er durch einen falſchen Antrieb oder durch eigne Wahl, auf einen andern Weg genöthiget oder verleitet wird, ſo wird er bey jedem Schritte Schwierigkeiten antreffen; er wird mühſam und ſtrauchelnd fortgehen, und wenn er entſchloſſen iſt, darauf zu beharren, ſo wird er endlich zur Mittelmäßigkeit gelangen. Richelieu, der größte Staatsmann ſeiner Zeit, beſaß einen unmäßigen Ehrgeiz, in ſeinen Gedichten bewundert zu werden, und machte ſich auf dieſer Seite lächerlich. Etwas ähnliches ſehen wir an dem Michiavel, und vielleicht am Cicero. Wenn ich aus den Wiſſenſchaften ein Gleichniß entlehnen dürfte: ſo würde ich ſo eine Natur mit einem Körper vergleichen, auf den man einen einzelnen Sonnenſtrahl durch ein Prisma fallen läßt, und der allzeit mit dieſem Strahle einerley Farbe annimmt; aber der viel glänzender und heller erſcheint, wenn man ihn in dem Lichte ſeiner natürlichen Farbe betrachtet. Das Erhabene im Milton entzückt und erregt Erſtaunen; ſeine Verſuche in der muntern Schreibart erwecken Mitleiden.

„Ein allgemeines Genie wird vielleicht eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen.„ Dieß iſt, gleich einem allgemeinen Eroberer, nur ein Traum, nach welchem viele geſtrebt haben, aber allzeit mit unglücklichem Erfolge und zu ihrem eigenen Schaden. Niemand ſcheint mehr Anſprüche darauf machen zu können, als Baco von Verulam. Welche tiefe Gedanken! Welche weit ausgebreitete Gelehrſamkeit! Welche erhabene Begriffe! Aber wenn derſelbe, wie es oft geſchieht, nach Zierrathen ſtrebt, wie ſinkt da der große Mann hinab! Er wird gezwungen, unnatürlich, dunkel. Die Natur

hat

hat die Schranken beſtimmt. Gewiſſe erhabene Seelen haben einen viel weitern Raum, worinn ſie ſich ausbreiten können; worinn ſie mehr als menſchlich zu ſeyn ſcheinen; über dieſen Raum hinaus, ſind ſie nur gemeine Menſchen. Sie ſind ein Simſon, dem ſeine Stärke abgeſchoren iſt; ein Antaeus, der in der Luft empor gehalten wird.

Wo der Antrieb ſtark iſt, da kann man ihn nicht verkennen. Leitet ihn ab, verbergt, überwältiget ihn; er wird doch immer Funken hervorſchießen, wenn er nicht glühen kann. Mallebranche, ein Enthuſiaſt für die Sache der Wahrheit, eifert wider alle Verſchönerungen der Redekunſt, als wider Werkzeuge der Falſchheit; und auf jeder Seite bricht die Natur hervor und verräth ihn; er iſt unvermerkt ein Redner, und ein ſchöner Redner. Daraus folgt, daß in der urſprünglichen Bildung unſrer Seelen, ein gewiſſer Unterſchied ſich findet, der von der Hand unſers großen Schöpfers herrühre, wodurch jeder Menſch geſchickt iſt, in einer gewiſſen Sache, Wiſſenſchaft, Kunſt oder Handarbeit geſchwinder weiter zu kommen, als in einer andern; und dieſe natürliche Geſchicklichkeit nennen wir Genie. Bisweilen nimmt daſſelbe einen weiten Umfang ein; bisweilen ſchränkt es ſich auf eine einzelne Wiſſenſchaft oder Kunſt, oder auch nur auf einen Zweig derſelben ein. Aber auch dasjenige Genie, welches ſich am meiſten ausbreitet, hat ſeine Schranken; und das eingeſchränkteſte Genie ſieht ſeinen beſondern Pfad vor ſich offen.

Das erſte nun, was man bey demjenigen, der ſich der Beredſamkeit widmet, unterſuchen muß, iſt das Genie. Dieß iſt der Grund von allem; je größer daſſelbe iſt, deſto glücklicher wird er nachher in der Erlernung ſeiner Kunſt ſeyn; ohne daſſelbe wenigſtens in einem gewiſſen Grade zu beſitzen, ſind alle Verſuche vergebens; er wird niemals

weiter kommen; und es iſt alsdann beßer, daß er ſeine Aufmerkſamkeit auf etwas anders richte. Wenn man aber dieſe koſtbare Gabe von der Hand der Natur erhalten hat, ſo muß man ſich auch um die zweyte Eigenſchaft bemühen, die eben ſo nothwendig iſt, als die erſtere; wir haben geſagt, daß es der Fleiß ſey; und dieſer beſteht ſowohl in der Erlernung als in der Ausübung. Ihr müßt die Schriften der berühmteſten Redner leſen; nicht flüchtig oder unachtſam leſen; nicht nur ſo, daß ihr den Verſtand faſſet, ſondern mit Sorgfalt, Aufmerkſamkeit, Emſigkeit; und beynahe mit eben dem Eifer, mit welchem der Scribent arbeitet. Ihr müßt Herr über eure Materie ſeyn. Bemerket die Methode, die ſie gewählt haben. Folgt ihnen in jeder Abweichung. Merket auf ihre Art, etwas abzuhandeln. Gebt auf die Kunſt Achtung, mit der ſie ihre Anlage überall machen; wie ſie für die Vorurtheile beſorgt ſind; wie ſie Einwürfen begegnen oder ſie beantworten; wie ſie malen, bewegen, vergrößern, zuſammenziehen; wo ſie an Gemählden und Figuren reich ſind, und wo ſie nur eine niedrige, einfältige Schreibart gebrauchen; und die Urſachen dieſer Veränderung ſuchet genau einzuſehen. Wenn ihr ſo weit gekommen ſeyd, ſo lernet das Genie eines jeden Redners unterſcheiden; kennet ihr dieß, ſo werdet ihr ihm in allen ſeinen Abänderungen nachforſchen, ſie mögen nun von der Gelegenheit, den Umſtänden, den Meinungen, oder der Nachahmung herrühren; dieß iſt die vornehmſte Vorſchrift; der Schlüſſel, welcher den Ton zu den übrigen angiebt. Mit dieſer Wiſſenſchaft bereichert, könnt ihr euch nun vollkommen machen, wenn ihr den zweyten Theil des Fleißes, die Ausübung, noch hinzuſetzt. Ihr müßt durch öftere Verſuche, den Hang, die Stärke und die Gränzen eures Genies kennen lernen; damit, wenn ihr die gehörige Art es

zu

zu bilden wiſſet, ihr alls Kräfte dahin richten könnet; und wenn ihr es fleißig beobachtet, verbeſſert, und für Fehler verwahret, daſſelbe allmälig zu der höchſten Vollkommenheit bringen möget, deren es fähig iſt. Denn wie die Uebung den Cörper bildet, ihn ſtärk, biegſam und gelehrig macht; eben ſo nützt auch die Ausübung der Seele; ſie giebt ihr eine gewiſſe Feſtigkeit, Stärke und Leichtigkeit, einen Anſtand, der ſonſt auf keine andere Art erlangt werden kann. Der Entwurf dieſer Abhandlung iſt dieſer: Zuerſt werden wir von dem Urſprunge und dem Wachsthume der Beredſamkeit unter den Alten reden. Hierauf werden wir einige Nachricht von den berühmteſten Werken über dieſe Kunſt, die uns aus dem Alterthume übrig ſind, geben. Dieß wird unſere Gedanken auf die Nachahmung führen. Wir werden darauf die Beredſamkeit in ihren verſchiedenen Verhältniſſen gegen die Menſchen betrachten, da ſie bald ihre Vernunft, bald ihre Leidenſchaften beſchäftiget, oder ihre äußerlichen Sinne rühret; und in dieſem Abſchnitte werden wir von der Schreibart, oder dem Ausdrucke reden, in wie fern darunter die Zierrathen der Compoſition und die Figuren enthalten ſind. Endlich werden wir uns bemühen, aus dieſen Anmerkungen, aus dieſer Kunſt, die praktiſche Anwendung und Vortheile zu ziehen, indem wir ſie zu unſerm Nutzen auf ein gewiſſes Geſchäft anwenden, zu welchem vielleicht die meiſten unſrer Leſer einmal beſtimmt ſind.

Zwote Vorleſung.

Geſchichte von dem Urſprunge und Wachsthume der Beredſamkeit unter den Alten.

Die Gabe der Sprache ward dem Menſchen zu vortreflichen Endzwecken gegeben; ſie ſollten dadurch ihre Bedürfniſſe einander entdecken und ihre Geſchäfte ausrichten: ſie ſollten durch dieſes Werkzeug, Unterricht, Rath, Ermahnungen und Troſt einander mittheilen. Gleich den übrigen natürlichen Kräften, zeigt auch dieſe bey verſchiedenen Menſchen ihre Wirkſamkeit in verſchiedenem Grade. Daher unterſchieden ſich anfangs einige in dem Gebrauche dieſer Fähigkeit, vor den übrigen durch ihre vorzügliche Stärke, weil ſie dadurch geſchickt waren, weit mehr als jene zu dem Vortheile und dem Vergnügen dererjenigen beyzutragen, mit denen ſie umgiengen. Aber dieſer Unterſchied muß in ganzen Geſellſchaften weit ſichtbarer geweſen ſeyn, als unter zerſtreuten Perſonen oder in kleinen Familien; weit ſichtbarer in denenjenigen Geſellſchaften, die zu einem gewiſſen Grade von Größe gelangt waren. Denn bey dieſer letztern, finden ſich weit mehr entgegengeſetzte Bedürfniſſe, weit zahlreichere und wichtigere Angelegenheiten, die beſorgt werden müſſen, folglich wird eine vorzügliche Geſchicklichkeit in der Sprache weit nützlicher, und die Perſon, die ſie beſitzt, wird weit angeſehener ſeyn.

Dies mußte wahrſcheinlicher Weiſe in ſolchen Geſellſchaften, wo die Freyheit herrſchte, mehr als unter einer deſpotiſchen Regierung geſchehen; weil in dieſen letztern nur die Gewalt herrſcht; in jenen, die Ueberredung. Und wo glaubt ihr, daß die Kunſt der Ueberredung mehr ausgearbeitet

beitet werde, als da, wo ſie ihren Einfluß am ſtärkſten zeiget?

Daher dürfen wir dieſelbe im Orient, nicht in einiger Vollkommenheit zu finden glauben; ob es gleich wahrſcheinlich iſt, daß die Wiſſenſchaften zuerſt da geblühet haben; weil dieſer Theil der Erdkugel zeitig und faſt ganz einer willkührlichen Macht unterworfen ward. Man kan leicht einſehen, daß wenn ich den Orient nenne, ich das jüdiſche Volk ausnehme, deſſen heilige Denkmäler, Beyſpiele der erhabenſten Beredſamkeit enthalten. Aber dieſe hatten einen göttlichen Urſprung, und ſie gehören nicht zu unſrer gegenwärtigen Materie.

So dürfen wir auch die Beredſamkeit nicht in Aegypten ſuchen, obgleich dies Land die Quelle der Künſte geweſen iſt. Der Geiſt der Geheimniſſe, welcher da herrſchte, und die hieroglyphiſchen Zeichen, worinn ſie ihre ganze Gelehrſamkeit vortrugen, dieſe verhinderten völlig, daß ſie in dieſer Kunſt zu einiger Vollkommenheit gelangen konnten. Sie waren nur bemüht, ihre Gedanken zu malen, und ſorgten daher gar nicht für die Art, ſie auszudrücken. Wenigſtens ſind keine Denkmäler übrig, aus denen wir ſchlieſſen könnten, daß ſie ſich ſorfältig auf die Verbeſſerung dieſer Kunſt befleißiget hätten. Hingegen vereinigten ſich viele Urſachen, um dieſe Kunſt in Griechenland blühend zu machen; die Freyheit, die Mutter aller Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders aber der Beredſamkeit; die Menge der unabhängigen Staaten in Griechenland, woher beſtändige Steitigkeiten, Friedensſchlüſſe und Bündniſſe entſtehen mußten, wodurch die Gabe der Sprache in beſtändiger Uebung war; die Handlung, die man zeitig zu treiben anfieng, und welche die Erkenntniß, die Abſichten, und das Gewerbe der Menſchen erweitert; die große Rathsver-

ſammlung, welche Amphictyon ſtiftete, worinn das Intereſſe der verſchiedenen Staaten unterſuchet, und alle Streitigkeiten entſchieden wurden. Und es iſt offenbar, daß die Kunſt zu reden da ſehr verbeßert werden müſſe, wo die gerichtlichen Berathſchlagungen mit Ausſchlieſſung der Gewalt, verſtattet werden. Wir haben keine Geſchichte von dem Urſprunge und dem ſtufenweiſen Wachsthume dieſer Kunſt in Griechenland. Aber dies wiſſen wir, daß ſie zur Zeit des Homers ſchon ſehr hoch geſtiegen war, weil dieſer drey vorzügliche Gattungen derſelben, an dreyen von ſeinen Helden geſchildert hat; die kurze, deutliche und ungeſchmückte Beredſamkeit an dem Menelaus; die weitläuftige, einſchmeichelnde und rührende am Neſtor; die ſtarke, lebhafte, und heftige am Ulyſſes. Wir finden auch viele Stellen in ſeinen Gedichten, worinn er der Kunſt zu reden, mit den größten Lobſprüchen, und der Achtung erwehnt, die man ſchon in dieſen frühen Zeiten für diejenigen bezeigte, welche ſie vorzüglich beſaßen. Und da man glauben muß, daß Homer die Sitten derjenigen Zeiten, worinn er ſchrieb, ſorgfältig geſchildert hat, ſo kann man hieraus ſchlieſſen, daß die Beredſamkeit zu der Zeit des Trojaniſchen Krieges bekannt und geſchätzt wurde. Damit ſtimmt auch die Nachricht überein, die uns Pauſanias giebt, daß unter der Regierung des Theſeus, und folglich in den letzten Zeiten vor dem trojaniſchen Kriege, die erſte Schule der Redekunſt in Griechenland eröffnet worden. Aber unter allen griechiſchen Staaten, brachte doch Athen dieſe Kunſt zu ihrer höchſten Vollkommenheit; und dazu trug beſonders das Genie des Volks, ihre Regierungsform und die Beſchaffenheit ihrer Geſetze ſehr viel bey. Erſtlich war das Genie des Volks dieſer Verbeßerung günſtig. Die Athenienſer waren tapfer, Liebhaber der Freyheit, der Handlung

ergeben,

ergeben, von lebhaftem Verſtande, eitel, ausnehmend neugierig, unbeſtändig, und für alles, was neu war, eingenommen; Eigenſchaften, wodurch ſie bewogen wurden, diejenigen zu bewundern und aufzumuntern, welche fähig waren mit Ueberzeugung, Anmuth und Kunſt zu reden. Ihre Regierungsform führte zu eben dem Endzwecke. Alle Angelegenheiten, welche den Staat angiengen, wurden in der Rathsverſammlung der fünfhundert Männer vorgetragen; wurden ſie da genehmiget, ſo trug man ſie der Verſammlung der Fünftauſend vor. Und bey ganz außerordentlichen Vorfällen, hatte jeder Bürger ein Recht ſeine Stimme zu geben. Waren nicht dieſe verſchiedene Scenen der Berathſchlagung, da der Hörſaal bey einer jeden immer größer ward, gleichſam ſo viele Schulen, worinn ein athenienſiſcher Rathsherr die Anfangsgründe der Beredſamkeit erlernen und zu ihrer Vollkommenheit gelangen konnte. Eben ſo trug die ganze Einrichtung ihrer Geſetze ſehr viel bey, um dieſen Endzweck zu erreichen. Dahin gehörte das Grundgeſetz, nach welchem ein jeder, der ein obrigkeitliches Amts verwaltet oder einen öffentlichen Auftrag ausgerichtet hatte, dem Volke von ſeiner Aufführung Rechenſchaft geben mußte. So war auch dasjenige Geſetz beſchaffen, nach welchem der Kläger mit dem öffentlichen Verkaufe ſeiner Güter, und mit der Verbannung beſtraft wurde, wenn der Beklagte durch mehr als zwey Drittheile der Stimmen loßgeſprochen worden. Ferner durfte niemand in der öffentlichen Verſammlung reden, wenn er noch nicht ein gewiſſes Alter erreicht, oder ſich eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht hatte. Ein jeder, der ein neues Geſetz in Vorſchlag brachte, konnte zur öffentlichen Verantwortung gezogen werden, wenn daſſelbe verworfen, oder vor falſch und ſchädlich gehalten wurde; und man beſtrafte

ihn

ihn ernſtlich, wenn er da verurtheilt worden. Man kann auch dasjenige Geſetz des Areopagus als eine Beförderung der wahren Beredſamkeit anſehen, nach welchem derjenige Sachwalter nachdrücklich beſtraft wurde, welcher in ſeiner Schutzrede verſucht hatte, die Leidenſchaften der Richter zu bewegen. Denn obgleich die Beredſamkeit vorzüglich darinn beſteht, daß man zu rühren ſucht, ſo iſt doch der Mißbrauch derſelben, wenn man die eigentliche Streitſache verläßt, und nur die Leidenſchaften zu erwecken ſucht, eine von den vornehmſten Urſachen des Verfalls der Beredſamkeit. Und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß meiſtentheils von dieſem weiſen Geſetze, jene genaue, richtige, philoſophiſche Methode herrühre, die den athenienſiſchen Rednern eigen war. Aus allen dieſen Urſachen geſchah es, daß die Beredſamkeit der vornehmſte, und faſt der einzige Weg zu ſeyn ſchien, wodurch man ſich den Zugang zu den Ehrenſtellen im Staate eröffnete. Man ſah dieſes noch deutlicher ſeit den Zeiten des Pericles, welcher die Athenienſer, ungeachtet ihrer Liebe für die Freyheit, viele Jahre hindurch, faſt mit einer unumſchränkten Gewalt beherrſchte. Er hatte ſich zu dieſer Hoheit durch viele große Eigenſchaften empor geſchwungen, und darinn erhalten, vornehmlich aber durch ſeine ausnehmende Beredſamkeit, worinn er nach dem einſtimmigen Zeugniſſe der Geſchichtſchreiber, alle die, welche vor ihm gelebt hatten, weit übertraf. Er wird in ſeinen Reden mit einem Donner verglichen; woraus wir ſchlieſſen können, daß ſeine Beredſamkeit heftig und eindringend geweſen. Um dieſe Zeit, war Griechenland mit einer Menge von Rednern erfüllt, die ohne Vorbereitung zu reden fähig waren, und Sophiſten genannt wurden, welche die Kunſt ausübten, alle Gerichtshändel zu vertheidigen, und von allen vorgelegten Materien ſogleich zu reden. Durch

dieſe

dieſe außerordentliche Gabe machten ſie ſich ſehr berühmt; und aus den Fragmenten, die uns von ihnen übrig geblieben ſind, ſiehet man wohl, daß ſie bey aller Nachläßigkeit und eiteln Einbildung dennoch eine große Geſchicklichkeit beſaßen, und nicht wenig beygetragen haben, die griechiſche Sprache feiner und vollkommner zu machen. Socrates, der große Lehrer des menſchlichen Verſtandes, ward auch der Lehrer der Beredſamkeit, indem er die falſchen Zierrathen dieſer Sophiſten lächerlich machte, und ihre unrichtigen Schlüſſe widerlegte. Und Plato, ſein Schüler, brachte ſowohl durch ſein Beyſpiel, als durch ſeine Vorſchriften die Redekunſt faſt zu ihrer Vollkommenheit. Um eben dieſe Zeit, nahm auch die Geſchichte, die man bisher nur in einem geringen Gewande erblickt hatte, alle die Reizungen an, die ihr die Beredſamkeit geben könnte; rein, leicht, fließend war ſie im Herodotus; im Thucydides, ausgearbeitet, gründlich, erhaben. Dieſer letztere hat, außer der außerordentlichen Lebhaftigkeit in ſeinen Erzählungen, viele vortrefliche Reden darinn eingerückt, welche mit der größten Kürze und Stärke geſchrieben ſind, und ſein Werk beſonders für diejenigen nützlich machen, welche einmal öffentlich reden wollen. Für dieſe iſt er, wiewohl mit einiger Einſchränkung, ein vortrefliches Muſter. Seine Art ſich auszudrücken, iſt ausnehmend kurz und gedrungen, mehr für das Cabinet, als für einen weiten Hörſaal. Er iſt ſo reich an Gedanken, als ſparſam im Ausdrucke; er hat faſt eben ſo viel Sätze als Worte, wodurch er damals ſchwer, und nunmehr dunkel geworden. Ich darf bey dieſer Gelegenheit den Iſocrates nicht vergeſſen, der zwar nicht eine der oberſten Stellen unter den Rednern behauptete, aber doch ein glückliches Werkzeug zu der Verbeſſerung der Kunſt ward. Er beſaß von Natur ein leichtes, fruchtbares, obgleich

gleich nicht erhabenes Genie, eine ſanfte Gemüthsart und feine Sitten. Der neue Pfad, den er eröfnete, war nach ſeiner Gemüthsart eingerichtet, eben und beblümt. Er machte zuerſt die Schreibart vollkommen; er lehrte, wie die Perioden einen harmoniſchen Ausgang haben ſollten, und weil die Proſa bisher in einer rauhen Freyheit ausgeſchweiſt hatte, ſo ſchränkte er ſie zuerſt in gewiſſe Füße und wohlklingende Abmeſſungen ein. Da er überdieß ein ſehr hohes Alter erreichte, und ſehr lange das Haupt einer berühmten und blühenden Schule war, ſo erfüllte er Griechenland mit ſeinen Schülern, welche überall ſeine feine und zierliche Methode bekannt machten. Endlich erhob Demoſthenes die Beredſamkeit auf den Gipfel der Vollkommenheit. Er hatte ſich nach dieſen Muſtern, beſonders nach dem Plato, den er in ſeiner Jugend gehört, und nach dem Thucydides gebildet, deſſen Geſchichte er achtmal abgeſchrieben haben ſoll, um ſie deſto tiefer in das Gedächtniß einzuprägen. Er vereinigte das Erhabene und die Majeſtät des Weltweiſen mit dem gründlichen Verſtande und der Kürze des Geſchichtſchreibers; mit beyden verband er noch das Feuer und die Heftigkeit des Pericles, und ward dadurch geſchickt, ſowohl zu unterrichten, als zu rühren und zu überzeugen. Gehet nur ſeine Reden aufmerkſam durch, ihr findet nichts überflüßiges, nichts müßiges, keine ſchimmernden zugeſpitzten Gedanken, keine gezwungenen Wendungen, kein falſches Erhabene, kein ſtudirtes Pathetiſche; ſondern alles ſcheint kunſtloß, leicht und einfältig. Aber unter dieſer ſcheinbaren Einfalt liegt der Nachdruck, die Heftigkeit, das Erhabene, eine unwiderſtehliche Leidenſchaft verborgen. Wenn er die Ausgaben zu einem nothwendigen Kriege berechnet, oder überleget; ſo iſt kein Mathematiker ſo genau, ſo regelmäßig als er. Erzählt er eine Begebenheit; ſo iſt ſein Ausdruck rein,

deutlich und faßlich. Muß er das Beyſpiel ihrer Vorfahren anführen, und ihrer Aufführung empfehlen; welche Pracht, welche Hoheit, welcher Glanz! Die Verſe des Homers fließen nicht mit ſo viel Reichthum und Wohlklang. Will er die ausgearteten Sitten der gegenwärtigen Bürger in Athen beſtrafen? welche Hitze! welche Kühnheit! mit Zügen der Zärtlichkeit und Bekümmerniß vermiſcht!

„Betrachtet dann, ihr Athenienſer, euern Zuſtand. „Wie weit iſt nicht dieſer Mann in ſeiner unerſättlichen Begierde nach Eroberungen gegangen, da er euch nicht einmal die freye Wahl läßt, ob ihr in Ruhe bleiben oder die „Waffen ergreifen wollt. Er drohet vielmehr; er redet „mit Vermeſſenheit; er will noch nicht mit denjenigen „Städten zufrieden ſeyn, die er ſich unterwürfig gemacht „hat; ſondern er ſtrebt unaufhörlich darnach, ſie zu vermehren; und indem ihr hier ſorgloß und ruhig ſitzet, iſt „er ſchon geſchäftig euch von allen Seiten her einzuſchließen. „Wann werdet ihr doch einmal, ihr Athenienſer, wenn „werdet ihr dasjenige thun, was ihr ſollt? Wenn ſchon unſer Schickſal einigermaßen entſchieden iſt? Oder wenn die „Nothwendigkeit uns auffodert? Was müſſen wir denn „von unſern bisherigen Handlungen vor ein Urtheil fällen? „Denn für edle Gemüther, iſt, glaube ich, dieß die äußerſte „Nothwendigkeit, wenn ſie ſich über ihr Betragen ſchämen „müſſen. Oder wollt ihr denn, ich bitte euch, noch immer „fortfahren in den öffentlichen Verſammlungen umher zu gehen, einander zu fragen: was vor Neuigkeiten hört man? „Welche Neuigkeit kann wichtiger ſeyn, als daß ein Mann „aus Macedonien die Athenienſer überwältiget, und „Griechenland nach ſeinem Gefallen beherrſchet? Iſt „Philippus todt? Er iſt zwar nicht todt, aber doch krank.

„O! was kann euch dieß angehen, welches von beyden ge„wiß iſt; denn ihr werdet bald euch einen andern Philip„pus erwecken. S. die erſte Philipp. Rede im 4. §.

Nach dem Tode des Demoſthenes, verlohr ſich die Beredſamkeit bald; wenigſtens verſchwand ſie ganz aus Griechenland. Nach einer Reihe von vielen Jahren ſehen wir ſie in Rom wieder aufleben, welches erſt Griechenland durch die Waffen bezwungen, und nun auch den Ruhm der Künſte ihm mit Gewalt entreißen wollte. Aber hier fand ſie nur einen kurzen, aber doch glücklichen und nicht weniger glänzenden Auffenthalt. Denn nach wenigen ſchwachen Bemühungen nahm ſie wieder ab, und verſank mit dem Reiche ſelbſt in die allgemeine Ueberſchwemmung der Barbaren, gleich dem Rheinſtrome, der lange ein breiter Fluß iſt, aber endlich in ſeinem Laufe ſich in verſchiedene Canäle theilet, und zuletzt immer kleiner wird, bis er in weite Sandbänke eindringt, wo er verſchlungen wird und verſchwindet.

Von dem Verfalle der Beredſamkeit in Griechenland (denn in dieſer Materie kommen wir immer wieder zu demſelben zurück) können wir zwo Urſachen angeben. Die eine iſt der Verluſt der Freyheit; denn die Griechen waren erſt unter die Herrſchaft der Macedonier, und hernach der Römer gekommen. Seit dieſer Zeit hatte ſich die Liebe für ihr Vaterland in eine Privatpartheylichkeit verwandelt; ihre Beredſamkeit verlohr ſich in ſclaviſche Lobreden, und niedrige Schmeicheleyen, ihre Gelehrſamkeit wurde eine eitle, wortreiche, zänkiſche Philoſophie. Die andere Urſache war, die Menge der fremden Einwohner und Sitten, welche nach den Eroberungen des Alexanders im Orient, ſich zu ihnen eindrangen, ihre Sitten verderbten, ſie mit Ueppigkeit und Weich-

Weichlichkeit anſteckten, und die aſiatiſche Art zu reden, und zu ſchreiben, unter ihnen einführten, die man allzeit der Attiſchen entgegengeſetzt hat, und welche hochtrabend, ſchwülſtig, und weitſchweifig geweſen, da hingegen die andere rein, zierlich und nachdrücklich war.

Es wird hier nützlich ſeyn, wenn wir bemerken, wie ſehr dieſer Verfall der Beredſamkeit ſowohl in Athen als in Rom, in gleichem Grade zugenommen habe. Nach dem Tode des Demoſthenes und Phocion bemerkte man dieſe Ausartung ſehr bald in den Schriften des Demetrius Phalereus, eines Mannes von großem Anſehen und vorzüglichen Tugenden; aber der nach der Geſchichte, zuerſt die Beredſamkeit ihres einfältigen männlichen Schmucks beraubt, und ſie nach einer weiblichen muntern Art gekleidet haben ſoll. Er ſuchte zuerſt die Zierrathen, zugeſpitzte Wendungen, ſchimmernde Ausdrücke, gezwungene Gegenſätze, nebſt allen den kleinen Feinheiten und Reitzen, welche eine Sinnſchrift zieren, aber der Wahrheit und dem geſunden Verſtande nicht anſtehen. Timäus Siculus führte eine neue noch gezwungnere Schreibart, und den beblümten Stil ein. Endlich ſehen wir gleichſam den letzten Schimmer der Beredſamkeit, um die Zeit des Kaiſer Julians, in den Schriften des Libanius und der andern Sophiſten, welches hochtrabende, langweilige Declamationen ſind. So endigte ſich die Beredſamkeit in ihrem hohen Alter als in einer zweyten Kindheit, eben ſo, wie ſie ſich anfieng, mit einer blumenreichen, poetiſchen Schreibart. Wie ähnlich war ihre ſtufenweiſe Abnahme in Rom? Ihr ſehet ihre erſte Verderbniß anfangs nur von fern bey dem Vellejus Paterculus; noch genauer aber an dem Seneca, deſſen Schriften mit den vorhererwähnten kleinen Schönheiten, mit

ausgeſuchten Gegenſätzen und ſchimmernden Gedanken überhäuft ſind. Eben dieſe Art zu ſchreiben behielt auch Lucius Florus; und durch den jüngern Plinius wurde ſie zu der höchſten Vollkommenheit gebracht. Selbſt Tacitus konnte bey ſeinem erhabenen Genie und tiefſinnigen Verſtande, doch dieſem allgemeinen Fehler nicht entgehen. Vermuthlich wollte er ſeine trockne Materie, bey welcher er ſeine Gedanken entdeckte, angenehmer machen, und aus Beſorgniß, daß ſie misfallen würde, vermiſchte er dieſe Materie, die nur kurze Zeit gefallen konnte, mit einem fremden poetiſchen Ausdrucke. Auſonius und die andern neuern Lobredner, verlohren ſich in eine noch tiefere Ausartung, in froſtige, weitſchweifende Declamationen; bis endlich nach dieſem langen, dunklen Abend, die Nacht der Barbarey, die Gothen und Vandalen ſich überall ausbreiteten, und jeden Funken von Gelehrſamkeit und Beredſamkeit auslöſchten.

Wenn wir das Verdienſt der beyden Nationen, der Griechen und der Römer, nach den vornehmſten Rednern unter ihnen beurtheilen; ſo können wir zwar nicht leugnen, daß die Römer die außerordentlichſten Eigenſchaften beſeſſen haben. Wo finden wir wohl ſo eine fruchtbare Einbildungskraft? So feine und ſo richtige Gedanken? So viel Reichthum im Ausdrucke, und doch ſo viel Natürliches; In ſeinen Lobreden, ſo viel Pracht, bey der correcteſten Schreibart; ſo viel Zierlichkeit ohne Zwang; ſo viel Reichthum, ohne Ueberfluß; ſo viel Geſchicklichkeit das Wohlwollen und die Aufmerkſamkeit ſeiner Zuhörer zu gewinnen; eine ſolche Kunſt, die Leidenſchaften zu bewegen, beſonders die ſanften Leidenſchaften, als das Mitleiden, die Bekümmerniß, worinn kein andrer ihm gleich kömmt? Allein auf der andern Seite muß man geſtehen, daß zwar der atheniens-

ſche Redner, an einigen von dieſen Schönheiten ganz arm, wenigſtens an den meiſten weit unter jenen zu ſetzen iſt; aber daß dieſe Mängel, wenn es noch wirklich einige ſind, durch eine große Anzahl von Vergnügen überflüßig erſetzt werden; durch die Stärke, Genauigkeit, Heftigkeit und einen hinreiſſenden Eindruck, der faſt unbegreiflich iſt. Welche Deutlichkeit, welche Kürze, welche Schlüſſe, welcher Nachdruck, welche Größe, welches Feuer, welcher göttliche Enthuſiaſmus! Der eine gewinnt unſre Aufmerkſamkeit; der andre gebietet ihr. Der eine wendet ſich auf alle Seiten mit der größten Kunſt, bis er uns auf ſeine Seite gebracht hat; der andere nöthiget uns zu der ſeinigen. Dieſer iſt ein ſanfter, gefälliger Fluß, welcher unvermerkt ſein Ufer untergräbt, und ſich einen Durchgang verſchaffet, nachdem es der Boden verſtattet; der andre iſt ein gewaltſamer Strom, welcher alles vor ihm niederreißt, ſich in einem ununterbrochenen Lauf ergießet, und ſich ſelbſt einen Weg durchbricht. Der eine unterhält, ſchmeichelt, überredet; der andre überzeugt, erſchreckt, entzückt. Wenn ihr den Tullius leſet, ſo bewundert ihr den Redner; ihr ſeyd immer im Begriff auszurufen: Wie künſtlich, wie fein, wie rührend iſt der Gedanke! Welcher vollkommne Redner! Leſet den Demoſthenes; ſogleich verliert ihr den Redner aus dem Geſichte; ihr ſeyd gleich von der Materie eingenommen; jeden Augenblick ſeyd ihr bereit auszurufen: „Kommt, laßt uns die Waffen ergreifen! Laßt uns wider den Philippus ausziehen, wider den Tyrannen, dieſen Treuloſen, der ſich unſers Vaterlandes bemächtiget hat.„ Ihr fühlt ſelber das Feuer des Redners; ihr ſeyd Athenienſer; ein jeder von euch iſt ein Demoſthenes. Laßt uns alſo dieſe beyden großen Muſter der Beredſamkeit fleißig betrachten und um Rath fragen, da ſie beyde, obgleich mit Unterſchiede, vortreflich ſind; dieſen

ſen aber beſonders, den Stolz von Athen, den Tullius ſelbſt ſich zum Muſter vorſtellte, bey welchem, wenn noch etwas fehlt, daſſelbe nicht dem Künſtler, ſondern der Kunſt zu fehlen ſcheinet. Laßt uns ihn leſen, laßt uns ihn ins Gedächtniß faſſen, laßt uns, wenn wir können, ihn nachahmen; und wir können verſichert ſeyn, daß wir dann anfangen werden einen richtigen Geſchmack an der Beredſamkeit zu finden, wenn uns ſeine Schriften zu gefallen anfangen.

Dritte Vorleſung.

Auszug aus des Ariſtoteles Rhetorik. Von des Cicero Abhandlung: der Redner. Vergleichung dieſer Werke.

Ariſtoteles iſt der einzige unter den Griechen, von welchem wir eine allgemeine Abhandlung über dieſe Kunſt vollſtändig beſitzen. Sein Werk iſt die Frucht einer langen Unterſuchung und fleißigen Beobachtung; und da er bey allen Materien, bis auf ihre Urſachen zurück gehet, und von da herabkömmt, um ihre verſchiedenen beſondern Wirkungen zu entwickeln, ſo fordert er eine ununterbrochene Aufmerkſamkeit von dem Leſer. Daher ſcheint er bey dem erſten Anblick, ein ernſthaftes, abſchreckendes Anſehen zu haben; und er zeigt uns da nur Arbeit, wo wir uns Ergötzungen verſprochen hatten. Aber laßt euch dadurch nicht abſchrecken; ihr könnt verſichert ſeyn, daß eure Bemühung bey dem Schluſſe vollkommen belohnt werden wird, wenn ihr nur die Sorgfalt darauf wenden wollt, die es verdient. Der Entwurf des Verfaſſers iſt überhaupt dieſer. Nachdem er die Redekunſt ſo erklärt hat, daß er ſie eine Kunſt nennt, bey allen Materien zu finden, wodurch man

am leichteſten den Zuhörer überreden kann; ſo zeigt er ihre Verwandſchaft mit der Vernunftlehre; da ſie gleich dieſer in dem Weſen des Menſchen gegründet iſt, und ſich durch ähnliche Mittel, nämlich durch die Beweiſe, den Unterricht oder die Ueberzeugung zum Endzwecke vorſetzet. Daraus ſucht er weiter die Nutzbarkeit dieſer Kunſt herzuleiten; beſonders in Abſicht auf den großen Haufen unter den Menſchen, welche eine ſtrenge logikaliſche Schlußrede nicht begreifen können, oder nicht anhören werden. Er betrachtet darauf die verſchiedene Arten derſelben, die Berathſchlagende, die Gerichtliche und die Erweiſende. Der Endzweck der berathſchlagenden Rede iſt, das, was nützlich iſt, oder was es nicht iſt, zu zeigen; den Werth zweyer Güter zu vergleichen, oder dasjenige, welches anſtändig iſt, gegen ein anders abzuwägen, welches nur nützlich iſt. Die Abſicht der gerichtlichen Rede iſt, das Eigenthum oder das Anſehen zu vertheidigen, wenn es angegriffen wird, oder es anzugreifen, wenn es andre vertheidigen. Die erweisliche Rede hat zu ihrem Endzweck, entweder das Lob der Tugend, oder den Tadel des Laſters. Bey jeder Gattung aber zeigt er weitläuftig, was vor eine Wiſſenſchaft der Redner vorher erlangt haben müſſe, wenn er in derſelben mit Anſtand reden will; und er entdeckt kürzlich die Quellen, woraus er die Beweisgründe zu jeder ſchöpfen kann. Bis hierher hat er von der Redekunſt, nur in ſo fern ſie eine Kunſt des Verſtandes iſt, gehandelt. Aber weil die Leidenſchaften der Menſchen ſich nothwendig bey allen wichtigen Angelegenheiten mit einmiſchen, und deswegen der Redner, welcher bewegen will, auch dieſe überwinden muß; ſo handelt er in ſeinem zweyten Buche von ihnen, und zeugt deutlich: welche Menſchen zu gewiſſen Leidenſchaften geneigt ſind; aus welchen Quellen ſie entſpringen; und gegen welche Gattung

von Menſchen ſie ſich anwenden laſſen. Hierzu ſetzt er noch eine Beſchreibung von dem Unterſchiede in den Sitten der Menſchen, der aus ihrem verſchiedenen Alter, Stande oder Glücksumſtänden entſtehet. Dieſer Theil ſeines Werks enthält dasjenige, was der Beredſamkeit insgemein die meiſte Bewunderung und den glücklichſten Erfolg verſchaffet, und er iſt die Frucht der gründlichſten Gedanken und der reifſten Ueberlegung. Man hat ihn auch deswegen allezeit vor ein Meiſterſtück angeſehen, und unzähliche Schriftſteller haben denſelben nachgeahmt, niemals aber erreicht. In ſeinem letzten Buche, handelt er von dem Ausdrucke, oder der Schreibart. Die Tugenden derſelben ſetzet er in die Reinigkeit, Deutlichkeit, in den eigenthümlichen Ausdruck, und in die Zierlichkeit. In dieſem letztern Hauptſtücke betrachtet er die Figuren und die Compoſition, oder die Anordnung der Worte; und er beſchließt das ganze Werk mit einer kurzen Betrachtung über die verſchiedenen Theile, welche eine vollkommne Rede ausmachen, nämlich über den Eingang, die Erzählung, den Beweiß und den Schluß; zugleich zeigt er die Abſicht und den eigentlichen Gebrauch eines jeden Theils. Wenn ihr dieſes Werk mit Nutzen leſen, und euch einen rechten Begriff davon machen wollt, ſo müßt ihr auf folgende Anmerkungen Achtung geben. Erſtlich, war die Verfaſſung in Athen, und die Gemüthsart der Einwohner ſo beſchaffen, daß die Beredſamkeit eine ausnehmende Gewalt erhielt, und für diejenigen höchſt nützlich, ja beynahe unentbehrlich ward, die ſich einen Weg zu den Würden des Staats eröffnen wollten. Durch die Beredſamkeit, wurden neue Geſetze empfohlen; Magiſtratsperſonen erwählt oder abgeſetzet; Friedens- und Kriegsbündniſſe geſchloſſen. Selbſt die Kriegsheere mußte man durch Andenken zur Tapferkeit ermuntern; und

die

die Kunſt zu reden ward für einen Feldherrn faſt eben ſo nothwendig, als die Wiſſenſchaft des Krieges. Wegen dieſer Vortheile, die man durch die Beredſamkeit erlangte, mußte man nothwendig ausnehmend nach ihr ſtreben, und ſie ſtudiren; und daher geſchah es, was beynahe allezeit geſchieht, wenn der Strom einer Gewohnheit ſich auf eine gewiſſe Seite zukehret, daß viele ſich zeigten, welche Anſpruch auf dieſe Kunſt machten; welche es unternahmen, ſo wenig ſie auch dazu geſchickt waren, andere darinn zu unterrichten; und ganz Griechenland ward, wie uns die Scribenten dieſer Zeit melden, mit unzähligen ſchlechten oder gewöhnlichen Schriften über dieſe Materie, überhäuft. Daher mußten diejenigen, welche öffentlich reden wollten, den Pfad des ungekünſtelten Verſtandes, als den betretenen Weg, verlaſſen, und durch etwas ungewöhnliches zu überraſchen und zu vergnügen ſuchen. Und obgleich zu der Zeit, da unſer Verfaſſer ſchrieb, die Beredſamkeit in dem Demoſthenes den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, ſo hatte ſich doch ein falſcher Geſchmack ſehr weit ausgebreitet, und die Gemüther wurden von der Liebe zur Einfalt und Wahrheit zurückgehalten. Ueberhaupt herrſchten beſonders zween Irrthümer. Der eine war eine ängſtliche Sorgfalt für den Ausdruck, für die Reitzungen und den Wohlklang der Schreibart, welche man weit höher als die Stärke der Beweiſe, und der Energie im Ausdrucke ſchätzte. Dieſer Mißbrauch war aus der großen Bewunderung entſtanden, die ſeit vielen Jahren, und beſonders damals Iſocrates auf ſich zog, welcher eine unverſtändige Nachahmung ſeiner Beredſamkeit veranlaßt hatte. Vielleicht hatte er ſelbſt, da er über die Verſchönerung des Stils, über die Abwägung der Worte, und über die Entdeckung der Regeln des Wohlklangs alt geworden war, dieſe Sorgfalt übertrieben; da

er, wie man aus ſeinen noch übrig gebliebenen Schriften ſiehet, in ſeinem Ausdruck zwar rein und zierlich, aber doch matt und gezwungen iſt. Dieß war auch, wie wir nicht ohne Grund glauben dürfen, das Urtheil, welches Ariſtoteles von ihm fällte; und dieſer ſchrieb ſeine Anweiſung zur Redekunſt in keiner andern Abſicht, als um ſich dieſem berühmten Lehrer zu widerſetzen. Denn er pflegte zu ſagen: Wenn Iſocrates die Redekunſt lehret, ſo iſt es für mich eine Schande zu ſchweigen. Deswegen gehet auch ſeine erſte und vornehmſte Sorge dahin, daß er einen feſten Grund zur Beredſamkeit leget, und die Aufmerkſamkeit auf die Sachen, nicht auf die Worte richtet. Nachdem er einmal dieſen Hauptpunct feſtgeſetzet hat, ſo giebt er in Anſehung der Sprache einen ſolchen Unterricht, wie er mit der Natur und Vernunft übereinkommen muß. Ein zweyter und eben ſo allgemeiner Irrthum war die Gewohnheit gewiſſer Redner, die ſich faſt gänzlich an die Leidenſchaften ihrer Richter wendeten; und hierinn, ſagt unſer Verfaſſer, werden ſie durch den allgemeinen Beyfall dererjenigen, die von der Redekunſt geſchrieben haben, unterſtützt, weil ſie dieſe ihre ganze Kunſt darinn beſtehen laſſen, daß man die Gemüther ſeiner Zuhörer auf ſeine Seite zu ziehen ſuche; und auf dieſen Endzweck richten ſie alle ihre Grundſätze; eine Anweiſung die ganz der menſchlichen Vernunft, ja ſelbſt den Geſetzen wohlgeordneter Geſellſchaften zuwider iſt, welche bey wichtigen Unterſuchungen, alle Bemühungen, die Leidenſchaften zu erregen, verbieten. Zum Beweiſe, wie ſehr man dieſe bewegliche Art zu reden gemißbraucht habe, darf man nur den Schluß der Rede des Aeſchines wider den Cteſiphon betrachten, da Aeſchines unter den Rednern den nächſten Platz nach dem Demoſthenes zu behaupten, und mit ihm noch um den Vorzug zu ſtreiten ſchien. „Und nun, ſagt er,

er, o Erde, und Sonne und Tugend und Weisheit und Kunſt, durch die wir alles vortrefliche vom verwerflichen unterſcheiden, ich habe geſagt, ich habe der Republick beygeſtanden. Iſt meine Anklage gerecht und der Republik anſtändig geweſen, ſo habe ich ſo geredet, wie ich es wünſchte; iſt ſie unvollkommen, ſo wie ich konnte. Sprecht nunmehr nach dem, was geſagt und eingeräumt worden iſt, euer Urtheil, wie es für den Staat am nützlichſten und rühmlichſten seyn wird.„ Dieſe Stelle verwirft ſein großer Gegner * mit Recht, als eine leere, ſchwülſtige Declamation, die ſich mehr in das Trauerſpiel als in eine ernſthafte Rechtsſache ſchickt, wo der Character von zween angeſehenen Männern nach einer genauen Anzeige ihrer Handlungen und nach einer unpartheyiſchen Vernunft beurtheilet werden ſollte.

Unter den Römern, ſchrieb Tullius verſchiedene Werke von der Beredſamkeit, von welchen ein großer Theil verloren gegangen, und die berühmteſte Abhandlung, die noch übrig geblieben, in drey Büchern über den Redner, geſchrieben iſt. Er hat dieſem Werke eine ganz andre Geſtalt als Ariſtoteles dem ſeinigen gegeben, und er hat die Methode des Geſprächs gewählet, um den Plato nachzuahmen. Dieſe Einrichtung hat den Vortheil, daß ſie das Werk angenehmer macht. Der Ruf der eingeführten Perſonen, die überall in großem Anſehen ſtehen; die Beſchreibung ihrer verſchiedenen Character und Sitten; die Kunſt, wie dieſe gegen einander abſtechen, die in dem, was jeder ſagt, ſorgfältig beobachtet iſt; die Verſchiedenheit der Meinungen, und der freundſchaftliche Streit, den ſie auf eine feine Art über dieſe Materie führen, verſchaffen dem Gemüthe eine Art

* Demoſthenes in der Rede für die Krone.

von dramatiſcher Ergötzung, und dadurch vermeidet er die Trockenheit, womit faſt allzeit eine lange Reihe von Grundſätzen begleitet iſt. Aber er hat hingegen auch dieſe Unbequemlichkeit, daß er bisweilen die Reden ſo ſehr verlängert, daß ſie einigermaßen weitſchweiffig werden. Die Vorreden, die Charactere der Perſonen, ihre gegenſeitigen Lobſprüche, und die Unterbrechungen der Beweiſe, welche nothwendig ſind, um die Lebhaftigkeit des Geſprächs zu unterhalten, ſtöhren den Leſer an vielen Orten und unterbrechen die Hauptabſicht. Hierzu kann man das Genie des Tullius ſelbſt rechnen, welches nicht ſo ſtrenge und ſcharfſinnig war, als beym Ariſtoteles. Daher kommen die vielen Ausſchweifungen; die Lobrede auf die Beredſamkeit; ob ein Redner mit dem ganzen Umkreiſe der Wiſſenſchaften bekannt ſeyn müſſe; ob es nothwendig ſey, daß er in den bürgerlichen Geſetzen einige Einſicht beſitze; ob die Weltweisheit oder die Beredſamkeit den Vorzug verdiene: dieß alles ſind Epiſoden, die vielmehr eine Beziehung auf die Materie haben, als daß ſie eigentliche Theile derſelben ausmachen ſollten. Sie nehmen einen großen Theil des erſten Buchs ein, welches außer ihnen noch einige Anmerkungen über die drey Gattungen der Beredſamkeit, deren wir oben erwehnten, über die Theile einer Rede, nebſt einigen Vorſchriften zur Ausſprache enthält, und mit einer Anzeige derjenigen Wiſſenſchaften ſich endiget, deren Kenntniß zu einer gründlichen Beredſamkeit am meiſten beytragen kann. Bis hieher iſt Craſſus der vornehmſte Redner. Auf ihn folget Antonius im zweyten Buche, und handelt weitläuftig von den verſchiedenen Gattungen der Materien; von den Theilen einer Rede, ihrem Endzwecke und ihrem Nutzen. Darauf geht er zu der Betrachtung der Leidenſchaften fort, und folgt hier dem Ariſtoteles in allem mit wenig Veränderungen.

gen. Hierauf breitet er ſich noch weiter über eine Materie aus, welche die Griechen faſt gar nicht berührt haben, und läßt den Cäſar über die Gabe, witzig zu ſcherzen und feine Spöttereyen zu ſagen, reden; eine Kunſt, die oft bey öffentlichen Schutzreden den größten Nutzen, aber die auch in der rechten Anwendung die größten Schwierigkeiten hat. Er ſchließt mit einigen Anmerkuugen über das Gedächtniß. In dem dritten Buche fängt Craſſus das Geſpräch wieder an, und handelt von dem Ausdrucke oder der Schreibart. Die ganze Kunſt derſelben, ſetzt er in zwey Dingen; in dem Schmuck, wodurch die Rede Majeſtät und Hoheit erhält; und in der Kunſt ſo zu reden, wie es ſich zu der Materie ſchicket. Denn er unterſcheidet zwo Arten des Schmucks. Die Eine ſoll ſich über die ganze Rede erſtrecken, und derſelben Anmuth und Würde ertheilen, die Aufmerkſamkeit reitzen und die Bewunderung der Zuhörer erwecken. Die andere beſteht in dem rechten Gebrauche der Figuren, welche in gewiſſen Stellen angebracht werden müſſen. Um das Ganze zu unterſtützen und vollkommen zu machen, empfiehlt er eine große Sorgfalt bey der Compoſition; und in dieſem Abſchnitte betrachtet er mit der größten Genauigkeit, die Anordnung der Worte, die Wendung der Perioden, die Harmonie der Schlußfälle. Er beſchließt ſein Werk mit einigen Regeln zu einer richtigen, lebhaſten und reitzenden Bewegung, eine höchſtwichtige Bemühung.

In jedem von dieſen Werken, ſehen wir den Character des Schriftſtellers deutlich ausgedruckt. Das Griechiſche entdeckt einen Verfaſſer, der ſich der Betrachtung gewidmet, der ernſthafte Studien und ſtrenge Gedancken liebt, ein feines, ſcharfſinniges und gründliches Genie. Das Lateiniſche Werk verräth einen Scribenten, der lange in hohen

Aemtern

Aemtern geſtanden, und durch den Umgang und das Geſpräch der Großen immer feiner geworden, ein reiches, angenehmes und zärtliches Genie. Der eine iſt ſtark, ernſthaft und genau; der andere beredt, leicht und fruchtbar. Jener wendet ſich allein an die Vernunft, dieſer ruft die Einbildungskraft zu Hülfe. Man kann das Buch des Ariſtoteles mit einem weitläuftigen Magazine vergleichen, welches mit allen Materialien und Werkzeugen, die einem Redner nützlich ſeyn können, und die alle in der genaueſten Ordnung geſtellt ſind, verſehen iſt; aber ſelbſt ihr Ueberfluß verurſacht eine ſcheinbare Unordnung; und bey dieſen verſchwendeten Schätzen, wo kein Platz unbeſetzt geblieben, ſcheinen die wichtigſten Dinge ſo nachläßig zuſammen gehäuft, als wenn ſie gemein und gleichgültig wären. Das Werk des Cicero iſt ein viel kleinerer Vorrath, und der meiſt aus jenem geſammlet worden, aber er hat alles ſo fein und ſo glänzend zu machen gewußt, und es mit ſo viel Kunſt geordnet, daß es ſich in dem vortheilhafteſten Lichte zeiget; und ſelbſt Kleinigkeiten ſind bey ihm Dinge von Werthe. Der eine behauptet den Vorzug in der Stärke, der andere in der Schönheit.

Ariſtoteles verweilt ſich nie bey einem Gedanken; er hat kurze, bisweilen dem Anſcheine nach unvollkommne, aber kühne und meiſterliche Züge. Cicero bringt jeden Gedanken zu der höchſten Vollkommenheit, und man ſiehet ſein ganzes Werk durch die Arbeit der ſorgfältigſten und ausserleſenſten Kunſt vollendet. So wie Cicero, wenn er von der Weltweisheit ſchreibet, und die trockene Materie zu beleben und zu verſchönern weiß, den Redner entdeckt, ſo entdeckt Ariſtoteles, wenn er von der Redekunſt handelt, den Weltweiſen, indem er bey allem auf die erſten Urſachen zurückgehet, und alles, ſo ſehr er kann, unter beſtimmte

Grundſätze zu bringen ſucht. Dieſer unterhält die Aufmerkſamkeit, indem er eure Neugierde befriediget; ihr ſeyd immer vergnügt, weil ihr immer lernet. Cicero hat wenig Neues, aber er verſchönert das Alte ſo ſehr, daß er ihm die Reitzungen einer neuen Geſtalt giebt. Wenn ihr den erſten leſet, ſo gleichet ihr einem Reiſenden, der ſich in einem fremden Lande befindet, und immer vergnügt wird, weil jeder Schritt ihm neue Ausſichten eröffnet. Der andre führt euch zwar in eine ſchon bekannte Gegend, die aber ſowohl durch die Natur als Kunſt ſo verſchönert iſt, daß man ſie immer von neuen, ohne Ueberdruß, ſehen kann; ihr ſehet zwar das gewöhnliche, aber in einem ſolchen Lichte, daß es allzeit gefällt. Man muß geſtehen, der Römer hat dieſen Vortheil; er ſchreibt von der Redekunſt, da er ſelbſt ein vortreflicher Redner iſt; er giebt daher in ſeiner Abhandlung die Beyſpiele zu ſeinen Vorſchriften; er iſt zugleich der Lehrer und das Muſter. Hingegen übertrift ihn ohne Zweifel der Athenienſer in der Stärke der Beurtheilung, in der männlichen Kürze, in der Gründlichkeit der Gedanken, in nützlichen Betrachtungen und in einem weitausgebreiteten Genie. Wenn ihr gar nicht fähig ſeyd, in der Beredſamkeit einige Geſchicklichkeit zu erlangen, ſo werdet ihr aus dem Werke des Cicero wenig Nutzen ſchöpfen. Hingegen kann man in Abſicht auf den Ariſtoteles behaupten, daß jeder aufmerkſame Leſer aus dem großen Reichthum an geſunden Verſtande, und der weitläuftigen Kenntniß der menſchlichen Natur, und aus den ſonderbaren Anmerkungen, vielen Vortheil erhalten wird, welche das eigenthümliche Verdienſt dieſes ſcharfſinnigen, wichtigen und genauen Werks ausmachen.

Vierte Vorleſung.

Von der Nachahmung.

Einer der größten Vortheile, den wir durch eine fleißige und ſorgfältige Unterſuchung der Werke des Alterthums erhalten, iſt dieſer, daß wir dadurch bewogen werden ſie nachzuahmen, und ſtufenweiſe gleichſam in eben ſolche Genies verwandelt werden mögen. Die Beweiſe, wodurch wir die Nutzbarkeit der Nachahmung darthun können, entſpringen aus zwo Quellen; aus der Erfahrung und der Vernunft. Gehet in die vorigen Zeiten zurück. Welche Gewohnheit haben die Menſchen beobachtet? Wie haben diejenigen, welche in einer Wiſſenſchaft oder Kunſt vorzüglich geſchickt geweſen, verfahren? Haben ſie mit ihrem eigenen Vorrathe allein angefangen; oder haben ſie von dem Reichthume der andern etwas entlehnet? Die Sache iſt leicht zu entſcheiden. Es iſt eine Wahrheit, die man nicht in Zweifel ziehen kann, daß die erhabenſten Männer in allen Arten der Litteratur, ihre erſte Anlage den Entdeckungen der andern zu verdanken haben; ja daß ſie meiſtentheils aus den Beyſpielen, ihre Kunſt in der Ausführung dieſer Anlage erlangt haben. Was den Homer betriſt, ſo iſt es nicht nur wegen der Vollkommenheit ſeiner Schriften, ſondern auch aus den zerſtreuten und dunkeln Nachrichten der vorhergehenden Zeiten, wahrſcheinlich, daß er gewiſſe Muſter gehabt habe, denen er gefolgt iſt, und die er übertroffen hat. Vor dieſe können wir mit Recht den Orpheus, Linus, Amphion und Muſäus halten, welche ihre Namen, ungeachtet der Dunkelheit der Fabel doch bekannt gemacht haben, und wegen ihrer Geſchicklichkeit in der Dichtkunſt und Muſik berühmt geweſen zu ſeyn ſcheinen. Indeß müſſen wir doch dem Homer den Ruhm eines Original-Genies einräumen, und die

große Menge von Scribenten, die nachher geblühet haben, ſind ihm ſehr viel ſchuldig. Außer den Dichtern ſind ſeine Werke ein ſehr nützlicher Schatz für die Redner geweſen, welche hier einen unerſchöpflichen Vorrath an edeln und erhabenen Bildern gefunden haben. Keiner aber hat ihn mehr zu nützen gewußt, als Demoſthenes, welcher ſich gleich anfangs befleißigte, dieſem Dichter und dem Thucydides ähnlich zu werden, welcher die Deutlichkeit, den Reichthum und das Erhabene des einen, mit dem Nachdrucke, der Stärke und der Kürze des andern zu verbinden wußte; und welcher dadurch erhaben ohne Schwulſt, und gedrungen ohne Trockenheit ward. Es wird unnöthig seyn zu erweiſen, daß die Schriftſteller in dem Zeitalter des Auguſtus, ſich nach den Muſtern der Alten gebildet haben, und es für einen hinlänglichen Ruhm hielten, die koſtbaren Schätze von Griechenland in ihr Vaterland heimzubringen. Und auch unter den Neuern ſind faſt alle große Schriftſteller einigermaßen Nachahmer geweſen. Aber auch die Vernunft beſtätiget den Nutzen der Nachahmung. Laßt uns ſie befragen. Sie gebietet uns zuerſt die menſchliche Natur kennen zu lernen. Iſt wohl ein Menſch fähig, durch die Kraft ſeines eignen Genies, eine Kunſt aus ihren rohen Anfangsgründen zur Vollkommenheit zu bringen? Nein; es muß das Werk vieler Hände seyn, wovon eine die andre nachahmt und übertrift, ja meiſtens das Werk von ganzen Geſchlechtern, welche nach einander arbeiten. Die Geſchichte des berühmten Mahlers Raphael zeigt uns ein deutliches Beyſpiel einer nützlichen Nachahmung. Seine erſte Manier ward wie ſeines Lehrmeiſters, Pietro Perugnio ſeine, trocken und kalt. Sobald er einige Gemählde vom Leonard Vinci ſah, änderte er dieſe Manier, und gab ſeinen Figuren neues Leben und mehr Reitz. Aber nachdem

er

er ſich in Rom niedergelaſſen hatte, und unaufhörlich die reitzenden Denkmäler des Alterthums, die Bildſäulen, Münzen und Gipsarbeiten ſtudirte, beſonders aber wie die Geſchichte erzählet, den Griffel des Michel Angelo ſeines Nebenbuhlers in geheim betrachtete, ſo öffnete er ſich einen neuen Weg, und erhob ſich zu der lebhaften, edlen und erhabenen Manier, durch die ſich ſeine letztern Arbeiten ſo rühmlich unterſcheiden. Hieraus ſieht man deutlich, daß die Nachahmung einigermaßen nothwendig, wenigſtens daß ſie ſehr nützlich iſt. Es iſt wahr, ſie kann uns auch eben ſo ſchädlich ſeyn; aber wir dürfen ſie deswegen nicht verwerfen, ſondern nur gehörig brauchen. Dazu werden die folgenden Regeln dienen können.

Zuerſt wählt euch das beſte Muſter zur Nachahmung. Dieſe Vorſchrift wird ſehr oft vernachläßigt. Man ſieht täglich Leute, welche lieber die Manier des Ovids und Seneca, als des Virgils und Tullius nachahmen wollen; und der große Corneille zeigt deutlich in ſeinen Werken, daß er die Pharſalia der Aeneis vorgezogen. Deswegen muß man eine gute Beurtheilungskraft zu erlangen ſuchen. Das Genie, die Grundanlage zu allem, iſt zwar das Geſchenk der Natur; aber wo daſſelbe nur einen Strahl zeigt, da wird Aufmerkſamkeit und Fleiß daſſelbe noch ſtärker und glänzender machen.

Hiernächſt, wenn ihr das, was ſchön iſt, gefunden habt, ſo ſtrebt darnach, oder ſchreibt gar nicht. Wählt euch eure Muſter wie eure Geſellſchafter, die beſten; die Bekanntſchaft wird ſie euch angenehm machen. Aus der gehörigen Einſchränkung dieſer Vorſchrift entſteht eine neue. Unter dieſen guten Muſtern werden einige mehr für eure Natur ſich ſchicken als andre. Sondert dieſes aus. Die Menſchen

ſchen ſind durch ihre Fähigkeiten und Gaben weit von einander unterſchieden; aber derjenige wird am glücklichſten und am geſchwindeſten weiter kommen, welcher dem Triebe und der Anleitung der Natur folgt.

Eine dritte Vorſicht iſt dieſe: Hütet euch, auch ſolche Muſter allzugenau nachzuahmen; oder wie der Dichter ſagt:

Ne deſilias imitator in Arctum. Hor.

Wenn ihr dieß thut, ſo erſtickt ihr euer Genie; ihr feſſelt es ſo ſehr, daß ihr eure Talente nicht brauchen könnt; und man kann auch die beſten Copien dadurch von dem Originale unterſcheiden; an einem ſteiffen Weſen; der Pinſel iſt nicht frey. Ueberdieß verliert eine Nachahmung, wenn ſie auch in andern Ausſichten dem Originale gleich kömmt, dennoch gegen daſſelbe gehalten, immer ſehr viel von ihrem Werthe. Ihr müßt deswegen ſo nachahmen, daß ihr ihm gleich, nicht daß ihr eben das ſeyd. Ihr könnt nirgends beßer lernen, wie ihr euch hierbey verhalten müßt, als wenn ihr bemerket, wie die Römiſchen Dichter und Redner die Griechen nachahmten. Sie zeichnen nicht ſclaviſch ab; ſie vermiſchen alles, was ſie von andern entlehnen, mit ihren eignen Gedanken ſo glücklich, daß ſie dem Ganzen eine neue Wendung geben, oder es auf eine neue Art brauchen, und dadurch zu ihrem Eigenthume machen.

Oft iſt der Grund einerley, nur die Figuren ſind verſchieden oder ſo verſchieden geſtellet, daß das Ganze neu zu ſeyn ſcheint. Sie folgen zwar ſehr oft den andern, aber oft verlaſſen ſie auch ihren Pfad, und ſchlagen unbetretene und eben ſo angenehme Wege ein. Sie ſtehen meiſtentheils mit ihren Anführern in einer Linie, und aus Nachahmern werden ſie ihre Nebenbuhler. Der Römer zeigt ſich in ſei-

ner Lobrede auf den Cäſar, und ſeinen Landsmann, oder in der Epiſode von der Dido, mit ſo vielem Vortheil, als in andern Stellen ihrer Werke, und doch hatten ſie in keiner von dieſen Stellen ihre Führer, die ihnen einen Weg zeigten. Nur der kann ein vortreflicher Nachahmer ſeyn, der ein gutes Original werden wird.

Dieß führt uns zu der vierten Regel: Seyd ſehr vorſichtig, wie ihr euch auf die Nachahmung eines Schriftſtellers einſchränken ſollt. In dieſem Stücke könnt ihr ſchwerlich eine allzugenaue Aehnlichkeit vermeiden. Als die Wiſſenſchaften in Europa wieder empor kamen, ſo war dieß ein allgemeiner Irrthum, daß alle angeſehene Schriftſteller dem Cicero nachzuahmen ſuchten. Erasmus ſpottete über dieſe abergläubiſche und übertriebene Liebe für den Cicero, mit vieler Laune und großem Verſtande, in einem Geſpräche: der Ciceronianer. Aber es iſt ſchwer die Mittelſtraße zu behalten. Er verfiel in die andere Ausſchweifung; und ward wegen einer fehlerhaften Nachläßigkeit in der Sprache getadelt.

Ihr müßt euch deswegen nicht ſo ſehr einſchränken. Da es viele gute Schriftſteller giebet, ſo nehmet von allem das beſte, in ſo fern es eure natürlichen Gaben verſtatten. Wenn ihr ſie mit Kunſt vermiſcht und in einander verwebt, ſo bringt ihr etwas hervor, das neu und euch eigen iſt; ſo wie bey der Einäſcherung einer reichen Griechiſchen Stadt, die Vermiſchung von den verſchiedenen Metallen die geſchmolzen und zuſammen gefloſſen waren, die Gelegenheit zu einem neuen und ſehr beliebten Metalle gab, welches von dem Orte ſeines Urſprungs, Corinthiſches Erz genennt wurde.

Dann mögen Leute, voll gelehrter Mißgunſt, ſich bearbeiten, eure verſchiedenen Originale aufzuſuchen, wie ſie beym Virgil und Horaz gethan haben; niemand wird ſie anhören. Eine ſolche Nachahmung bleibt immer Original. Gleich dem Lichte der Sonne, iſt ſie einförmig und ſchön. Der Naturforſcher mag mit ſeinem Prisma kommen, und es in verſchieden-gefärbten Stralen trennen und auflöſen; es bleibt immer für jedes Auge ein einfacher, gleicher, unvermiſchter Glanz.

Es iſt wahr, ihr werdet niemals das Verdienſt eines von euern Muſtern erreichen; aber ihr erlangt ein neues Verdienſt, ihr werdet ſelbſt ein Original. So ſagen die Kunſtrichter in der Malerey, daß Hannibal Caraccio ſich bemühet habe, das Verdienſt beyder Schulen, der Römiſchen und Venetianiſchen in ſich zu vereinigen, die Grazie und Genauigkeit des Raphael mit der Colorite des Titian zu verbinden; und dadurch ward er ſelbſt ein nachahmungswürdiges Original, ob er wohl keinem von beyden gleich war.

Die fünfte Vorſchrift iſt dieſe: Gebt auf die beſondern Umſtände der Zeit, des Orts, der Gelegenheit Achtung. Das verſchiedene Genie der Länder, und noch mehr die Veränderungen, welche in der Religion, in den Sitten und Gewohnheit ſich zugetragen, machen es für die, welche ſchreiben, oder öffentlich reden, nothwendig, von den ältern Muſtern in vielen Dingen abzugehen. Wer empfindet nicht einen kleinen Unwillen, wenn er ſieht, daß der Cardinal Bembus in ſeiner berühmten Geſchichte von Venedig, an ſtatt die Vorſehung Gottes zu nennen, den Ausdruck der heydniſchen Schriftſteller: die unſterblichen Götter, gebrauchet? Eben ſo hat Sannazar in einem Gedichte auf die

Geburt unſers Heilandes die heydniſchen Gottheiten als handelnde Perſonen eingeführt; eine Unbedachtſamkeit, die er auch durch ſeine zierlichſten Verſe nicht entſchuldigen kann. Und Michel Angelo hat auf eben dieſe Art gefehlet, da er den Charon mit ſeinem Kahne in dem Gemählde der Auferſtehung vorgeſtellt hat.

Wenn wir alſo die Alten nachahmen, ſo laßt uns dasjenige annehmen, was in der Beredſamkeit allgemein iſt; und die beſondern Stellen nach unſern Gelegenheiten und Umſtänden einrichten. Derjenige iſt kein Demoſthenes, welcher auch eine der glänzendſten Stellen in ſeinen Reden mit der größten Genauigkeit nachahmen kann; ſondern derjenige iſt es, welcher ſo redet oder ſchreibet, wie Demoſthenes bey ähnlichen Umſtänden gethan hätte. Ein Chriſt, welcher einen Satz aus der Religion oder Sittenlehre erklären will, muß ſich ganz anders ausdrücken, als der heydniſche Redner. Nichts kann wichtiger ſeyn, als die Vorſicht. Die reinſte Schreibart, die feinſte Einbildungskraft, die beſte claſſiche Nachahmung, hat wenig oder faſt gar keinen Werth, wenn man ſie nicht ſo anzuwenden weiß, wie es die Gelegenheit erfordert. Dieſe Sorgfalt iſt gleich der Beſcheidenheit im Umgange, ohne welche die glänzendſten Gaben unnütze oder auch ſchädlich werden.

Endlich iſt auch die verſtändigſte Nachahmung nicht allein hinlänglich. Ein bloßer Nachahmer iſt nur ein geringer Character. Zur Zeit der Königin Anna war ein Schauſpieler Eſtcourt, der die Geſchicklichkeit beſaß, den beſten Schauſpieler in der Stimme ſo genau nachzuahmen, daß kein Zuhörer einigen Unterſchied bemerkte, und doch war Eſtcourt an ſich nur ein mittelmäßiger Schauſpieler.

Die Nachahmung iſt in der That nothwendig und hinreichend, ſo lange ihr ein Schüler ſeyd, um euch zu unterrichten, und zu der rechten Methode zu führen. Wollt ihr vor euch ſelbſt fortgehen, ſo müßt ihr überdies einen eigenthümlichen Vorrath haben. Gewiß die Vollkommenheit der Nachahmung beſtehet nicht darinn, daß man den Entwurf und die Worte der Alten entlehnet, ſo ſehr dies auch erlaubt und allzeit angenehm iſt, wenn es behutſam geſchieht; ſondern wenn man ihre Geſtalt und Manier erlangt, wenn man ſo richtig, ſo lebhaft, ſo erhaben denkt wie ſie. Wählt die Materialien, ſo ſehr ihr könnt, aus euerm eigenen Vorrathe; aber bemühet euch, ihre Geſchicklichkeit zu erlangen, dieſelben zuſammen zu ſetzen und zu vollenden; damit euer Werk in der Uebereinſtimmung, Gründlichkeit und Schönheit, ihren Meiſterſtücken ähnlich werden möge. Wer das Ganze entlehnt, der ahmt nicht nach, ſondern ſchreibt aus. Derjenige aber, welcher an ſeinem eignen Vorrathe reich, denſelben dadurch vergrößert, indem er von den Alten mit Beſcheidenheit entlehnet, ihren Geiſt und ihre Geſchicklichkeit in ſeine Schriften hineinbringt, und daraus ein regelmäßiges, einförmiges Werk ſchaffet, nur der iſt ein wahrer Nachahmer, und kann auf den Ruhm eines Originals Anſpruch machen.

Fünfte Vorleſung.

Ueber die Beredſamkeit, in ſo fern ſie die Vernunft angehet.

Einige weiſe und ſcharfſinnige Männer, unter denen wir auch einen Locke finden, ſind der Meinung geweſen, daß man die Erlernung der Beredſamkeit nicht ſo ſehr empfehlen ſolle, weil ſie eine Kunſt wäre, auf eine angenehme

Art zu hintergehen. Bey dieſem Tadel, haben ſie offenbar den Mißbrauch der Kunſt, mit der Kunſt ſelbſt verwechſelt. Dieſe verſchaft uns nur die Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit. Haben auch einige, die in ihrer Schule erzogen worden, dieſelben zum Dienſte der Falſchheit gebrauchet, ſo trift ſie dieſer Vorwurf, nicht aber die Beredſamkeit. Die Beredſamkeit, ſagt Baco, iſt der Würde nach, geringer als die Weisheit, aber nach dem allgemeinen Nutzen, größer als ſie. Deswegen wollen wir ſie hier in ihrem urſprünglichen Zuſtande, als die Dienerin der Wahrheit betrachten.

Der erſte große Endzweck, den ſich jeder Redner vorſetzen ſollte, und dem alle übrige nachſtehen müſſen, iſt die **Ueberzeugung.** Deswegen muß jeder, der in der Beredſamkeit vollkommen werden will, dies ſeine erſte Sorge ſeyn laſſen, daß er ſeine Vernunft verbeſſere, daß er den Scharfſinn erlange, die Beweiſe zu entdecken, und die Geſchicklichkeit, ſie auf die vortheilhafteſte Art zu ordnen. In Abſicht auf dieſen Scharfſinn, bemerkt Baco, daß die Redekunſt noch mangelhaft ſey; daß ein Theil derſelben, faſt gänzlich fehle, nämlich: die Topik. Darunter verſteht er eine Anzahl von Anmerkungen über allgemeine Materien, die in eine bequeme Ordnung gebracht wären; die immer dem Redner zur Seite ſeyn möchten, ſo oft er zu ihnen ſeine Zuflucht nehmen, und aus ihnen, wie aus einer allgemeinen Vorrathskammer, zu allen Gelegenheiten Materialien entlehnen könnte. Die Alten bemerkten die Brauchbarkeit einer ſolchen Sammlung wohl, und viele unter ihnen haben ſich ſehr bemüht, dieſen Theil der Redekunſt zu ergänzen, obgleich wenig hiervon uns noch übriggeblieben iſt. Wir finden noch viele Vorſchriften zu dieſem Endzwe-

ke in den Werken des Cicero und Quintilians; und man weiß, daß Demoſthenes ſich Formulare, beſonders zu dem Eingange, auf alle Gelegenheiten entworfen habe. Die Neuern hingegen haben dieſe ganze Materie nicht nur vernachläßiget, ſondern verachtet. Ihre Gründe ſcheinen nicht wichtig zu ſeyn, und der üble Erfolg einer ſolchen Verachtung zeigt ſich bey gewiſſen unſtudirten Reden; denn da ſieht man oft, wie der Redner wegen einer Materie in Verlegenheit iſt, wie er darauf zielet, wie er nur immer um dieſelbe herum führet; wenn er auf etwas gefallen iſt, wie er es bis zu einer ekelhaften Weitſchweifigkeit verfolgt, wie es ihm da wieder aufs neue fehlet, und wie er das Leere in ſeinen Beweiſen mit langweiligen Ausfüllungen, und unzeitigen Ausſchweifungen zu ergänzen ſucht. Dieſen Uebelſtand kann man, wie es ſcheint, dadurch vermeiden, wenn man die klugen und fleißigen Redner unter den Alten in dieſem Stücke nachahmt, weil dieſelben allezeit dieſe Materialien (locos communes) bey der Hand hatten, die gleichſam immer überfließende Quellen waren, woraus ſie die Ströme der Beredſamkeit leicht und glücklich ableiteten.

Da die Ueberzeugung der vornehmſte Endzweck der Beredſamkeit iſt, ſo folgt, daß der Redner die Wiſſenſchaft, wodurch die Vernunft geſtärket und geordnet wird, oder die Logik ſorgfältig ſtudiren müſſe. Ariſtoteles lehrt uns, daß der Redner ſich beſonders des Enthymems und des Beyſpiels zu den Beweiſen bedienen müſſe, da der Logiker nur die Syllogiſmem und Inductionen vornehmlich gebrauchet. Dieſe ermüden die Aufmerkſamkeit des Zuhörers, jene reitzen ſie durch ihre Deutlichkeit und durch die Anmuth der Neuheit; ſie beweiſen und unterhalten zugleich. Indeß hält doch auch eine lange Reihe von Enthymemen, die

Aufmerkſamkeit im allzulangen Zwange, und die Exempel ſind eigentlich vielmehr Erläuterungen als Beweiſe, die, wenn ſie zu häufig vorkommen, die Schlußrede ſchwächen. Aus dieſer Betrachtung können wir folgende Regeln abziehen. Die Beyſpiele müſſen allzeit angemeſſen ſeyn. Die Kürze iſt ihre Schönheit. Sie müſſen ſo viel als möglich nicht zu ſehr gebraucht ſeyn; ſie müſſen aber doch von Perſonen oder Sachen hergenommen werden. Ferner muß eure Rede, ob ſie gleich ſchlußförmig durchdacht iſt, doch an den gehörigen Stellen, die Schranken des Enthymens verlaſſen, damit das Gemüth wieder einen Ruhepunct finden könne. Ein ſehr reißender Strom, wenn ſeine Ausſicht gefallen ſoll, muß gewiſſe weite Räume haben, worinn er ſich mit ſanfterer Bewegung ergieße, damit das Auge einen Ort finde, wo es angenehm ruhen möge. Wie die Vernunftlehre alſo zu der Erfindung der Beweiſe und zu ihrer Anordnung höchſt nützlich iſt, ſo ſehr wird auch die Meßkunſt dem Redner zu dieſer Arbeit behülflich ſeyn. Ihr gewöhnlicher Fortgang von den allgemeinſten Begriffen, zu den unbekanntern, ihre Zuſammenſetzung der Wahrheiten, ihre Strenge, alles was nicht zum Endzwecke gehört, zu entfernen, dieß wird dem Redner zum Unterricht und zur Hülfe dienen, mit Ordnung und Preciſion zu reden. Man wird zwar Redner finden, welche die Meßkunſt nicht verſtehen; aber man wird zugleich bey ihnen wahrnehmen, daß ſie das von der Natur erhalten haben, was hier, als die Wirkung der Kunſt, angeprieſen wird. Ueberhaupt, glaube ich, kann man dieß hier als eine allgemeine Vorſchrift annehmen, daß, wenn man die Anlage zu einer Rede macht, und die Materialien ausſucht, man zuerſt alles nach einer geometriſchen Methode anordnen müſſe; dadurch wird man den eigentlichen Werth, die Stärke und den Zuſammen-

hang eines jeden Beweiſes einſehen. Nachher muß man, wo es nöthig zu ſeyn ſcheint, die Aufmerkſamkeit der Zuhörer zu gewinnen ſuchen, und einige Zierrathen hinzu thun. Ihr müßt deswegen eine Materie in euerm Gemüthe lange überlegen, ſie von allen Seiten unterſuchen, ſie in ihrem ganzen Lichte betrachten. Ihr werdet dadurch fähig werden mit Genauigkeit, ohne ekelhafte Wiederholungen, mit Kürze und Gründlichkeit von einer Materie zu handeln, jedem Theile der Rede ſein gehöriges Maaß zu geben, nicht bey Kleinigkeiten eure Worte verſchwenden, und nicht erſt beym Schluſſe die vornehmſte Abhandlung flüchtig berühren, oder euch dann mit dem Mangel der Zeit entſchuldigen, gleich denen Menſchen, welche viele Jahre an Thorheiten verſchwendet haben, und ſich wegen ihres Mangels an Tugenden, mit der Kürze des Lebens entſchuldigen. Durch eine reifliche Ueberlegung einer Materie, werdet ihr überdieß vermögend ſeyn, die gehörige Methode zu finden, welche zu eurer Abſicht insbeſondere ſich ſchicket. Denn, obgleich bey mathematiſchen Schlüſſen alle Methoden unter die ſynthetiſche und analytiſche gebracht werden können; ſo laſſen ſie ſich doch bey der gewöhnlichen Topik der Beredſamkeit, bey Materien aus der Sittenlehre oder rechtlichen Materien, bey würklichen Begebenheiten und im gemeinen Leben nicht ſo genau einſchränken. Denn hier entſteht oft der offenbare Erweiß nur aus einer Verbindung wahrſcheinlicher Gründe; und daher gehört viele Geſchicklichkeit dazu, die Umſtände ſo zu ſammeln und zu ordnen, daß einer den andern immer mehr unterſtütze, und daß ſie in der Verbindung ein feſtes Ganze ausmachen mögen. Man ſieht leicht ein, daß dieſe Methode faſt bis ins Unendliche verändert werden könne, beſonders wenn man hinzuſetzt, daß Zeit, Gelegenheit, und die Gemüthsart der Zuhörer auch in Betrachtung gezogen

werden müſſen, um die Wahl gehörig zu beſtimmen. Hier iſt ein merkwürdiges Beyſpiel.

Cteſiphon hatte ein Decret in Vorſchlag gebracht, daß Demoſthenes mit einer güldenen Krone beehret werden möchte, und daß der Herold auf dem Schauplatze bekannt machen ſolle, daß ihm dieſe Ehre wegen ſeiner Rechtſchaffenheit und Liebe für ſein Vaterland erwieſen würde. Aeſchines klagt den Cteſiphon an, daß er durch dieſes Decret die Geſetze auf dreyerley Art übertreten habe: erſtlich, weil er denjenigen krönen wollte, der ein obrigkeitliches Amt verwaltet, und doch, wie es das Geſetz ausdrücklich verlange, dem Volke noch keine Rechenſchaft von ſeiner Verwaltung abgelegt habe; zweytens, weil er ihn auf dem Schauplatze, vor den Griechen krönen wollte, da doch dieſe Feyerlichkeit nur in der Verſammlung der Bürger gehalten werden dürfte; und endlich, weil er in ſeinem Decret, den Demoſthenes fälſchlich als einen guten und eifrigen Bürger von Athen vorgeſtellt, da er doch nach ſeiner Meinung ein böſer Mann und ein Verräther ſeines Vaterlandes ſey.

Es würde dem Demoſthenes, welcher als Sachwalter des Cteſiphons erſchien, leicht geweſen ſeyn in eben der Ordnung auf dieſe Puncte zu antworten. Aber ſehet, wie künſtlich er ſie verändert. Er fängt zuerſt an, den übeln Eindruck, den ſein Gegner in den Gemüthern ſeiner Richter erweckt haben mochte, hinweg zu ſchaffen. Er erzählt die ganze Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Handlungen, er beweiſt ſeine Unſchuld, und zeigt ausführlich, was für Dienſte er ſeinem Vaterlande als Redner, Richter und Geſandter erwieſen habe. Hierauf ſetzt er die beyden Puncte, die ſein obrigkeitliches Amt, und den öffentlichen Ort, wo ihm die Krone ertheilt werden ſollte, betreffen, in die Mitte der Rede zu-

ſammen, wo ſie am wenigſten bemerkt wurden; weil dieſe nicht ſo gar erheblich waren, und weil er darinn ſich am ſchwächſten fand, da die Worte des Geſetzes ihm vielmehr zuwider geweſen zu ſeyn ſcheinen. Er kehrt dann zu ſeinem Character und zu ſeinen Handlungen zurück, und läßt dieſe mit dem Bilde von der Aufführung ſeines Anklägers abſtechen, deſſen Verrätherereyen und Laſter er mit ſo einem Strome von heftiger Beredſamkeit beſchreibet, daß ſie nothwendig ſeine Richter hinreißen mußte; und in der That verſchafte ſie ihm auch einen glorreichen Sieg.

Außer dieſer reifen Ueberlegung der Materie, muß der Redner auch die Meinungen andrer Menſchen befragen, und ſeinem Nachdenken durch die Bücher zu Hülfe kommen, die ihm die nöthigen Materialien und die beſten Beyſpiele verſchaffen können. Eine einzige ſchöne Stelle kann oft ſeinem Gemüthe einen neuen Pfad zeigen, und viele ſchlummernde Ideen darinn erwecken. Bey Werken der Einbildungskraft muß man in der Erfindung neu und Original ſeyn; bey ernſthaften Ausarbeitungen, iſt die Grundanlage faſt immer einerley; weil die Vernunft meiſt nur einen Weg dem Scribenten zeigt; alſo muß die Art der Ausführung da nur den Unterſchied ausmachen.

Was die Anordnung der Beweiſe betrift, ſo hat Quinctilian * dieß als eine ſehr ſubtile Frage aufgeworfen, und auf verſchiedne Art beantwortet: Wie ſoll ein Redner ſeine Beweiſe ſtellen, damit ſie die beſte Wirkung thun mögen? Soll er die ſtärkſten zuerſt hinſetzen, und ſo bis zu den ſchwächern fortgehen? Aber insgemein, macht dasjenige bey uns den meiſten Eindruck, was wir zuletzt hören. Folglich werden die ſtärkern Beweiſe bey uns ihre Kraft verlieren. Oder ſoll der Redner auf die entgegengeſetzte Art

* Im 12. H. des V. B.

Art verfahren? Aber wird da nicht vielleicht der Zuhörer gleich anfangs mit widrigen Vorurtheilen erfüllt werden? Oder ſoll er endlich ſeine Beweiſe nach der Schlachtordnung des Neſtors in der Iliade anordnen; die ſchwächſten Gründe in die Mitten ſtellen, wie dieſer Feldherr die ſchwächſten Truppen? Dieſe Ordnung ſcheint ſehr weiſe zu ſeyn, wenn die Umſtände ſie erlauben, und wenn man ſo viele Beweiſe hat, daß man wählen kann. Aber um dieſer Ordnung willen ſoll man nie die Beweiſe ohne Noth häufen. Es iſt alſo gewiß, daß alle dieſe Methoden ihre Schwierigkeiten haben; und daß jede bey gewiſſen Gelegenheiten die nützlichſte ſeyn kann. Indeß ſind doch folgende Regeln allgemein. Brauchet niemals falſche oder nichtige Beweiſe. Leget auf keinen Beweiß einen größern Nachdruck, als er eigentlich annehmen kann. Habt ihr Beweiſe genung, um einen vernünftigen Mann zu überzeugen, ſo häufet dieſelben nicht ohne Nothwendigkeit. Vermeidet, ſo ſehr ihr könnt, die ſpitzfündigen Beweiſe; wenige können ſie verſtehen; allen ſind ſie verdächtig. Macht allezeit, wenigſtens mit einem gültigen Beweiſe, den Anfang; und endigt wieder mit einem wichtigen, oder ſo einem, der Eindruck machen kann. Bisweilen kann man auch rathen, nach einigen ſchwachen Beweiſen, den vorhergehenden ſtärkern beym Schluſſe zu wiederholen; und ſich dabey ein wenig zu verweilen. Nur muß man ſich hüten, daß man ihn nicht immer auf einerley Seite betrachte. Ferner muß man auch die Gattung der Beweiſe unterſuchen. Man kann oft angeſehene Beyſpiele dazu brauchen, welche bey Reden an das Volk, allezeit großen Eindruck machen. Aber dieſe Beyſpiele müſſen von wirklich großen Männern hergenommen ſeyn; ſie müſſen ſparſam gebraucht werden. Die Beweiſe, die aus der Erfahrung andrer, oder aus der Geſchichte entlehnt werden,

dienen ſehr zur Ueberredung, weil ſie den Zuhörer angenehm unterhalten. Der Zuhörer empfindet da eben ſo viel Vergnügen, als derjenige, welcher lange in einem engen, und dunkeln Wege gereiſt iſt, und auf einmal eine breite Oeffnung findet, die dem Auge weite Ausſichten, viel Licht und neue Bilder verſchaft, ohne von dem Wege abzuleiten. Oft entſtehen aus der Erzählung, die Beweiſe; oft ſind ſie in ihr eingeflochten. Deswegen muß der Redner auch die ſeltne Gabe beſitzen, gut zu erzählen. Die Erzählung muß deutlich, lebhaft und kurz ſeyn; deutlich, um zu unterrichten; lebhaft, um zu rühren; kurz, um behalten zu werden. Die Deutlichkeit erlangt man durch eine reine Schreibart und genaue Methode. Die Lebhaftigkeit entſpringt aus der Einbildungskraft; und die Kürze aus einer verſtändigen Wahl der Umſtände, und aus dem gedrungenen Ausdrucke. Ueberhaupt kann man dieß unter dem Namen der Einfalt begreifen, welches die Vollkommenheit der Erzählung iſt, und in wahren, natürlichen Gedanken beſteht, die ohne Zwang und Ueberfluß ausgedrückt, und ohne Sprünge oder gezwungene Uebergänge verknüpfet werden. Man irrt ſich, wenn man glaubt, der Redner müſſe mit mehrerem Feuer, mit gröſſerer Pracht und mit erhabenern Figuren erzählen als der Geſchichtſchreiber. Da beyde einerley Endzweck bey ihrer Erzählung haben, nämlich eine deutliche Vorſtellung von einer Begebenheit zu machen; ſo iſt kein vernünftiger Grund zu dieſem Unterſchiede vorhanden. Leſet überdieß nur die Erzählung von der Peſt in Athen beym Thucydides, von der Zerſtöhrung von Alba und der Reiſe des Hannibals über die Alpen beym Livius; von dem Aufruhr der römiſchen Soldaten am Rheine und in Ungarn beym Tacitus; vergleichet dieſelben mit der Erzählung des Demoſthenes in der Rede für die Krone, die ſich

anfängt:

anfängt: Es war Abend; oder mit der Erzählung des Tullius von dem Tode des Clodius; ihr werdet bald einräumen, daß die Geſchichtſchreiber an Feuer, Eindruck, an Stärke und Kühnheit des Ausdrucks dem Redner nicht nachgeben. Beſonders muß man dieſen Irrthum verbeſſern, damit man nicht aus einem falſchen Begriffe von der Redekunſt, ſich in das Schwülſtige und in blumenreichen Bombaß, bey der Erzählung verliehre. Die Erzählung des Geſchichtſchreibers iſt ununterbrochen. Der Redner darf ſie nicht allzuweit ausdähnen; er muß ſie durch Betrachtungen und Beweiſe auf eine angenehme Art unterbrechen. Der Geſchichtſchreiber erzählt nur die großen und rührenden Umſtände, der Redner läßt ſich mit Anſtand in die Erzählung der geringſten Kleinigkeiten ein. Der Geſchichtſchreiber giebt eine aufrichtige, allgemeine, unpartheyiſche Nachricht. Der Redner ſucht nur einen gewiſſen Punct, und verweilt ſich beſonders bey auserleſenen Umſtänden, die zu ſeinem Zwecke dienen.

Außer den ausdrücklichen Beweiſen, iſt es auch oft nothwendig einen Gegner zu widerlegen, oder Einwürfe zu beantworten. Bey der Widerlegung ſind die vornehmſten Regeln dieſe: handelt aufrichtig. Führt ſeine Worte redlich an; beantwortet diejenigen Einwürfe, welche die meiſte Stärke haben, und wählt nicht nur die ſchwächſten. Gebt ſeinen Worten ihren natürlichen und angenommenen Verſtand. Ergreift nicht begierig die Gelegenheit aus einem unüberlegten Ausdrucke einen Vortheil zu ziehen. Macht ihm keine Vorwürfe aus gewiſſen Folgen, die ihr aus ſeinen Sätzen künſtlich ziehet, ob er ſie gleich ableugnete. Vermeidet endlich ſorgfältig alle Bitterkeit. Bey den Einwürfen beantwortet ihr entweder diejenigen, die man euch gemacht hat; oder ihr begegnet denen, welche man euch vermuthlich machen könnte. Bey den erſtern, habt ihr ein großes Feld

vor euch. Solche Antworten, wenn ſie deutlich und hinlänglich ſind, hört man allezeit mit Aufmerkſamkeit und Vergnügen. Man bewundert die glückliche Fähigkeit des Redners; man ſieht gern die Wahrheit hervorgezogen; man findet natürlicher Weiſe ein Vergnügen an Vergleichungen und Wettſtreiten. Wenn ihr den vermutheten Einwürfen begegnen wollt, ſo müßt ihr ſehr behutſam handeln. Ihr dürft nicht durch allzuviele Einwürfe des Zuhörers Aufmerkſamkeit zerſtreuen; ihr müßt nicht ſo gemeine Einwürfe, die man verlachen wird, oder ſo ſpitzfündige anführen, an die man vielleicht nie gedacht hätte; ihr müßt endlich diejenigen ganz vermeiden, die ihr nicht vollkommen beantworten könnt. Sie müſſen vielmehr bekannt ſeyn, oder aus der Materie natürlicher Weiſe entſtehen; ihre Widerlegung muß den Zuhörern nützlich und angenehm ſeyn; eure Abhandlung muß ſo deutlich und kurz werden, als es die Natur der Dinge verſtattet. Aber hütet euch, daß ihr dabey nicht in Spitzfündigkeiten und übertriebene Genauigkeit verfallet. Die Diſtinctionen können zur Widerlegung der Sophismen nöthig ſeyn; aber ſie können auch, wenn man ſie übertreibt, das Gedächtniß beſchweren und mißfallen. Ordnet eure Beweiſe nach euern Materien. Sucht nicht mühſam, das zu erweiſen, was offenbar iſt; und kleidet nicht die Wahrheiten des geſunden Verſtandes, in das Gewand des Syſtems ein. Endlich kann man die Abhandlung der Beweiſe auf zweyerley Art beſchließen, entweder man wiederholet die verſchiedenen Beweiſe; die Kunſt iſt, nur diejenigen zu berühren, wobey man ſich leicht die übrigen wieder ins Gedächtniß bringen kann. Oder man wendet ſich von dem Verſtande an das Herz, und ſucht die Leidenſchaften auf die Seite der Wahrheit zu bringen; und davon handelt die

Sechſte

Sechſte Vorleſung.

Ueber die Leidenſchaften.

Bey einem jeden Vorfalle handelt die ganze Seele; ſie urtheilt, ſie bildet ſich etwas ein, ſie erinnert ſich der Dinge; und alle Arten von Begriffen, von der einfachſten Empfindung an, bis zu der abgezogenſten Ueberlegung, die wir meiſtens durch Namen verſchiedener Fähigkeiten unterſcheiden, ſind nur Handlungen der einzigen Fähigkeit des Verſtandes, oder eigentlicher zu reden, der Seele, welche dieſe Fähigkeit ausübt; und ſie werden nur mit Hülfe der Gegenſtände, oder ihrer Umſtände, unterſchieden. Das Gewiſſen iſt der Verſtand, der die mit den ſinnlichen Geſetzen verglichene Handlungen beurtheilet. Der Geſchmack beurtheilt gewiſſe Werke, nach denjenigen Geſetzen, die von einer natürlichen und durch Wiſſenſchaft und Fleiß verbeſſerten Unterſcheidungskraft ihnen vorgeſchrieben worden, und ſo in allen übrigen Fällen. Außer dieſer Fähigkeit zu begreifen und zu urtheilen, die dem Gemüthe beſtändig eigen iſt, hat daſſelbe auch ein unzertrennliches Verlangen nach Glückſeligkeit. Was nur zu derſelben etwas beyzutragen ſcheint, dieß gefällt ihm, dieß wünſcht es zu beſitzen, alles, was ihm dieſelbe ſtöhren könnte, haßt es, und ſucht es zu vermeiden. So verſchieden nun dieſes Gut oder dieſes Uebel iſt, eben ſo mannigfaltig iſt dieſes Verlangen oder dieſer Widerwille. Iſt das Gut abweſend oder wahrſcheinlich, ſo fühlen wir in uns Hofnung; und hingegen Furcht, wenn es das Uebel iſt. Iſt das Gut gegenwärtig, fühlen wir Freude, oder Traurigkeit, wenn es das Uebel iſt. Ein verlohrnes Gut erweckt Sorge, Gram; ein erlangtes Freude. Wird es von andern zugleich mit uns geſucht, ſo reizt es die

Nacheiferung; erlangt es der andere, ſo erweckt es oft Neid, und iſt es ein Unwürdiger, Unwillen. Haben wir ein Uebel ausgeſtanden, ſo fühlen wir Groll, welcher in der Folge Rache wird. Iſt Ruhm das Gut, das wir heftig verlangen, ſo wird die Leidenſchaft Eitelkeit genennt; iſt ſie mit einer Verachtung der andern vermiſcht, Stolz; ſinds Reichthümer, Geiz; ſinds Ehrenbezeugungen, Ehrgeiz. Uebel, welche andern begegnen, erwecken Mitleiden. Eigentlich kann man alſo alle Leidenſchaften unter die beyden vornehmſten Gemüthsbewegungen: das Verlangen und den Widerwillen oder Liebe und Haß bringen; und wenn man ſorgfältig ſich ſelbſt beobachtet, ſo ſiehet man, daß die Leidenſchaften, auch nicht, wie einige Weltweiſen glauben, von dem Willen unterſchieden ſind, ſondern daß bey jeder Leidenſchaft der Wille nur mit größerer Heſtigkeit handelt. Aber ſind dieſe Leidenſchaften in der Gewalt der Seele? Einigermaßen ſind ſie es. Nach dem erſten Eindrucke können einige, nachdem ihr Temperament es zuläßt, oder ihre Vernunft es befördert, mehr oder weniger dieſelbe unterdrücken. So wie wir aber in Anſehung des Guten oder Böſen, das uns betrift, denken, eben ſo urtheilen wir von den Wirkungen deſſelben in Abſicht auf andre Menſchen. Es rührt uns einigermaßen eben ſo ſtark, weil unſer Gemüth in dem Augenblicke, da wir es zuerſt erblicken, die Anwendung auf ſich ſelbſt macht, und es darnach beurtheilet. Mit der Wirkung der Leidenſchaften hat die Natur eben ſo viel Vergnügen als bey dem Körper mit der Ausübung ſeiner Kräfte verbunden. Indeß darf man dieß doch nicht von Leidenſchaften verſtehen, die an ſich mißfällig ſind. Eine gewiſſe Erwartung des Gemüths, mit etwas Furcht vermiſcht, iſt dem Gemüth angenehm; vermehrt ſich dieſe Furcht ſehr, ſo wird ſie eine entgegengeſetzte Wirkung haben. Da-

her kann man die Frage beantworten, warum Gegenſtände in der Vorſtellung gefallen, die doch in der Natur widerwärtig ſind. Die Ausübung der Leidenſchaften verſchaft uns Vergnügen; aber wenn ſie aus dem erlittenen oder uns angedrohten Elende entſtehen, ſo wird das Mißvergnügen die herrſchende Empfindung, und wir bemerken daſſelbe nur allein. Wenn hingegen dieß Elend, dieſe Beſorgniß für uns ſelbſt entfernt wird, ſo wird die Leidenſchaft angenehm. Ueberdieß gefällt auch das Bild von einer heftigen Widerwärtigkeit, weil es uns in den lebhafteſten Farben, unſre eigne Glückſeligkeit vorſtellt, daß wir von einer ſolchen Widerwärtigkeit befreyt ſind. Die Macht auf uns zu wirken, indem unſre Leidenſchaften bewegt werden, macht die ganze Schönheit der nachahmenden Künſte aus; und ſie iſt in der Beredſamkeit ſtärker, als in allen andern. Denn die Poeſie oder Mahlerey ſtellen nur diejenigen im Unglücke vor, welche entweder nie wirklich gelebt, oder lange zu leben aufgehört haben. Durch dieſen Gedanken wird die Leidenſchaft allezeit geſchwächt; und auch der künſtlichſte Betrug der Vorſtellung kann ihn nicht ganz unterdrücken. Aber da es der Endzweck der Beredſamkeit iſt, die Menſchen zu überreden, ſie durch die Vorſtellung wirklicher Vortheile oder Uebel, die ſie ſelbſt angehen, abzuſchrecken oder zu ermuntern, ſo iſt ſie ganz frey vom Betrug: folglich müſſen die Leidenſchaften, die ſie erregt, und die auf die Wahrheit gegründet ſind, viel heftiger ſeyn. Aber ſie verurſachet nicht ein ſo heftiges Mißvergnügen; weil ihre Abſicht allezeit dahin gehet, das Uebel zu verbeſſern, oder ihm zuvorzukommen; ſie vermiſcht es daher allezeit mit Hofnung und mäßiget den Eindruck. Hierzu kömmt noch, daß in den andern Künſten die Leidenſchaften einigermaßen geſchwächt werden, wenn wir uns von den rührenden Stellen einnehmen laſſen;

denn wir wiſſen da wohl, daß wir der Unvollkommenheit unſrer Natur nachgeben; aber bey der Beredſamkeit, iſt dieſe Verringerung nicht. Die Leidenſchaften werden hier nach unſrer nützlichen Gemüthsverfaſſung bewegt, ſie entſtehen aus der Wirklichkeit und ſind die Diener der Gerechtigkeit; das Vergnügen iſt unvermiſcht; die Leidenſchaften werden in Bewegung geſetzt, und zu einem anſtändigen Endzwecke.

Die Beredſamkeit muß die Leidenſchaften und nicht den Verſtand allein rühren, weil die meiſten Zuhörer dieſen zu der Erkenntniß der Wahrheit nicht gebrauchen können, und durch jene ſich nur gewinnen laſſen. Aber wie müſſen dieſe Leidenſchaften bewegt werden? Der große Lehrer der Beredſamkeit antwortet: macht euch vollkommen mit dem Weſen der Leidenſchaften bekannt. Aber da muß man ſich auch mit dem Theile ſeiner Anweiſung, wo er davon handelt, fleißig bekannt machen. Hierzu müſſen unſre eignen Beobachtungen kommen. Werfet einen Blick in euch ſelbſt. Wodurch ward bey euch Liebe, oder Haß, Unwillen oder Mitleiden erwecket? Vergleichet damit die Wirkungen, die ihr bey andern entſtehen ſehet. Daraus werdet ihr allmählich die wahren Quellen aller Leidenſchaften entdecken, und nach der Verſchiedenheit der Gemüthsarten und Umſtände die gehörigen Einſchränkungen machen; und ſo werdet ihr auf dem rechten Wege zu dem menſchlichen Herzen gelangen. Die zweyte Vorſchrift, die wir geben, iſt ſo wichtig, daß man, ohne ſie zu beobachten, in dieſem Stücke, gar keinen Verſuch wagen kann. Der Dichter drückt ſie ſo aus:

Verlängſt du, daß ich weinen ſoll;
So klage du zuerſt.

Plutarch erzählt eine Begebenheit des Demoſthenes, die hierher gehört. Ein Bürger von Athen kam zu dieſem Redner und bat ihn, ſich ſeiner wider denjenigen anzunehmen, welcher ihm mit der äußerſten Grauſamkeit begegnet hätte. Weil derſelbe ſeine Beſchwerde mit einer ganz kalten und gleichgültigen Mine und Sprache vorbrachte; ſo antwortete ihm Demoſthenes, daß die Sache ſich nicht ſo, wie er ſie vorſtellte, verhalten könnte. Ihr habt gewiß keine harte Begegnung erlitten? Was? antwortete jener, und erhob ſeine Stimme mit der größten Heſtigkeit. Er hätte mir nicht übel begegnet? Er hätte mich nicht beleidiget? — Ja nun, ſagte Demoſthenes, fange ich an, es zu glauben, — das iſt die Geberde, das iſt die Sprache eines beleidigten Mannes. Ich ſehe es ein, daß ihr Recht habt, und ich will eure Sache führen.„ Dieſer Grundſatz beweißt eine oft wiederholte Regel: Ein Redner muß vor einen rechtſchaffnen Mann gehalten werden. Ihr könnt unmöglich von demjenigen, was er ſagt, ſehr gerührt werden, wenn ihr ihn nicht als einen rechtſchafnen Mann anſehet, welcher im Ernſte redet, und dasjenige ſelbſt glaubt, was er ſich bemüht, euch als glaubwürdig vorzuſtellen. Bey welchen Gelegenheiten kann nun ein Redner dieſen Theil ſeiner Kunſt, die Erweckung der Leidenſchaften, am glücklichſten brauchen? Wenn er über eine wichtige Materie vor einem oder wenigen auserleſenen Richtern reden ſoll, die eine bekannte Geſchicklichkeit und Redlichkeit beſitzen, ſo muß er in dem Gebrauche des Pathetiſchen ſehr ſparſam ſeyn, damit er nicht das Vorurtheil erwecke, als wenn er hintergehen wollte. Aber dieſer Fehler iſt ganz unverzeihlich, wenn er eine höchſt gerechte Sache zu vertheidigen hat. Er gleicht dann dem Mahler, der ein ſchönes Geſicht mahlet, und die wirkliche Schönheit durch kunſtreiche Zierrathen vernichtet. In ſolchen

chen Umſtänden, iſt eine natürliche, deutliche und wohlgeordnete Vorſtellung der Sache, die einzige, richtige und überredende Beredſamkeit. Hingegen bey ſolchen Reden, die bey einer großen Verſammlung gehalten werden, iſt die Erweckung der Leidenſchaften, nicht nur erlaubt, ſondern nothwendig. Ihr müßt ſie dadurch aufmerkſam und fähig machen, das, was ſie gehört haben, im Gedächtniß zu behalten. Je mehr eine Verſammlung aus Leuten von feinem, verbeſſerten Verſtande beſteht, deſto weniger iſt die Erweckung der Leidenſchaften nothwendig. Aus dieſem Unterſchiede erklären die Kunſtrichter meiſtentheils, warum Demoſthenes und Cicero einander nicht vollkommen ähnlich ſind. Die Athenienſer, die von Natur die ſcharfſinnigſten unter den Griechen geweſen, waren durch eine lange und ſorgfältige Bearbeitung der Künſte überhaupt aufmerkſam, neugierig und einſehend geworden. Die Römer hingegen waren, ſeit dem Urſprunge ihres Staats, in immerwährenden Kriegen; ſie hatten ſich ſehr ſpät auf die Künſte befleißiget, und beſaßen folglich einen nicht ſo ſcharfen und entſcheidenden Verſtand. Ihr Redner mußte daher die Leidenſchaften mehr zu rühren ſuchen. Der Griechiſche beſaß in der That dieſe Kunſt auch; er verbarg ſie nur mehr. Dieſe rührende Art der Beredſamkeit ſcheint dann beſonders erforderlich zu ſeyn, wenn der Redner die Abſicht hat, die Sache der Religion und Tugend zu vertheidigen, oder zu empfehlen. Der Unterricht iſt zwar die vornehmſte Abſicht; und dazu iſt die Erweckung der Leidenſchaften ganz unnütze. Aber dieſer Theil iſt insgemein nicht ſchwer. Die Menſchen empfinden bald was recht iſt. Die größte Mühe koſtet es, ſie zu bewegen, daß ſie darnach ſtreben. Hier iſt es, wo der Redner die ganze Macht der Beredſamkeit anwenden muß; er muß in die verborgenſten Tiefen des menſchlichen Herzens eindringen; er muß gleich

jenem heiligen Redner ſo bewegen, daß der Landpfleger, in ſeinem ganzen Pomp und bey der Macht ſeiner obrigkeitlichen Würde, bey aller ſeiner Verſtockung und ſeiner langen Gewohnheit zu ſündigen, daß der zittert. Denn weil insgemein die Leidenſchaften der Tugend zuwider ſind, ſo muß er ein Gegengewicht wider ſie finden, in den Leidenſchaften. Daraus ſiehet man die Nothwendigkeit ein, die Leidenſchaften zu erwacken. Ueberhaupt iſt es ein Irrthum, wenn man die Leidenſchaften ganz von der Vernunft trennet, oder dieſe ſo betrachtet, als wenn ſie ihnen entgegen ſtünden. Insgemein aber iſt ſo eine genaue Verbindung zwiſchen ihnen, daß ihr keinen ſtarken Eindruck auf dieſe machen könnt, ohne jene zu rühren. Ein Beyſpiel mag dieſes erläutern. Demoſthenes unternimmt es, die Athenienſer aufzumuntern; daß ſie dem Philippus entgegen gehen ſollen, da er ſich zum Kriege wider ſie rüſtet. Geſetzt, der Redner habe bey dieſer Gelegenheit ſeine Gedanken auf die leichteſte, ungezwungenſte Weiſe vorgetragen, würde nicht die bloße Erzählung der vorigen Thaten des Philippus, ſeines Betrugs, ſeiner Verſtellung, ſeiner Beſtechung bey ihren Bundesgenoſſen, bey ihren eigenen Magiſtratsperſonen und Rednern, und noch mehr die Vorſtellung ſeiner vielen ſchwarzen Abſichten und Verſchwörungen, um ſie ihres Anſehens, ihrer Länder, ihrer Freyheiten, zu berauben, einen heftigen Unwillen in ihrer Seele erwecken? Konnte er wohl die verſchiedenen Gründe, die ihm die Gelegenheit an die Hand gab, ihnen nur verſtändlich machen, ohne dieſe Wirkung hervorzubringen. Wollt ihr hingegen ein Beyſpiel ſehen, wo man allein die Leidenſchaften erregen wollte, und doch eben dadurch zugleich überzeuget, ſo leſet eben dieſes Redners Declamation wider den Aeſchines.

Zu den Vorſchriften, wie man bey der Erregung der Leidenſchaften behutſam ſeyn müſſe, gehört folgendes. Erſtlich, überleget ſorgfältig, ob die Materie, wovon ihr reden ſollt, die Erweckung der Leidenſchaften vertragen werde, oder nicht. Bey Dingen von geringer Wichtigkeit, oder bey Materien, wo man gründliche Beweiſe erwartet, würden Ausrufungen und eine heftige Stimme lächerlich ſeyn. Fragt euch alſo ſelbſt, ſo oft ihr anfangt: Wenn ein anderer über dieſe Materie reden ſollte, wie würde ich wohl wünſchen, daß er ſie abhandeln möchte? Würde ich verlangen, daß er mich unterrichten oder rühren, überzeugen oder vergnügen ſollte? Und nach dieſem Ausſpruche handelt dann.

Zweytens: Die vornehmſte Aufmerkſamkeit muß man ſtets der Vernunft widmen. Um zu überreden, müßt ihr überzeugen. Dadurch wird eure Rede Stärke und Feſtigkeit erhalten; und die Vernunft iſt die herrſchende Kraft in unſrer Natur. Daraus folgt ferner: Wendet euch ſo kurz, als es möglich iſt, an die Leidenſchaften, theils um mehr Zeit und Sorgfalt dem überzeugenden Theile zu widmen; theils weil dergleichen rührende Anreden ſehr leicht ermüden. Die Stellen, die uns in den beſten Scribenten am meiſten rühren, ſind nicht lang und mühſam, ſondern kurze, ſchnelle Züge. Erinnert euch an dieſen einzigen im Virgil, da Eurydice, noch einmal nach ihrem Orpheus zurück ſieht, und ſagt:

Invalidasque tibi tendens, *heu non tua!* palmas.

Das Mitleiden iſt eine Leidenſchaft, die man am ſchwerſten lange erhalten kann. Daher gefallen diejenigen Trauerſpiele, die beſonders das Schrecken erregen, mehr als die, welche nur das Mitleiden zu rühren ſuchen. Die fünfte Anmerkung iſt dieſe: wenn ihr die Leidenſchaften bewegen wollt, ſo

verbergt dieſe Abſicht, ſo ſehr ihr könnt. Nur aus den Wirkungen muß man ſie entdecken. Zu dieſem Endzwecke empfielt Longin den Gebrauch des Erhabenen. Nichts muß man aber hier ſorgfältiger vermeiden, als eine gewiſſe Zierlichkeit, künſtlich gewendete Perioden, und ſchimmernde Gedanken. Heftige Leidenſchaften drücken ſich auf eine unſtudirte und ungekünſtelte Weiſe aus. Die Gedanken müſſen natürlich aus den Leidenſchaften entſpringen, und die Worte müſſen leicht und einfältig ſeyn.

Endlich muß man auch vor einer ganz ungerührten Verſammlung, nicht lange in einem rührenden Tone bleiben. Aber dieſe Vorſchrift iſt bey einer vorbereiteten, ſtudirten Rede ſehr ſchwer zu beobachten. Deswegen wollte Swift, daß man ſich in derſelben gar nicht bemühen ſollte, die Leidenſchaften zu erwecken. Indeß kann man doch dieſe Vorſorge, auch bey einer vorher überdachten Rede nicht ganz unterlaſſen. Die beſte Anweiſung in dieſem Stücke, ſcheint dieſe zu ſeyn: Redet von keiner Materie, als die euern Beyfall erhält. Studirt ſie völlig. Empfindet ſelbſt die Leidenſchaft, die ihr erwecken wollt; und ſchreibt oder redet niemals, wenn ihr ſie nicht empfindet.

Siebente Vorleſung.

Von dem Ausdrucke der Schreibart.

Das ſicherſte Mittel, das Schöne oder die Fehler hierinn zu entdecken, iſt dieß, wenn man allezeit auf den Endzweck aufmerkſam iſt. Da aber der vornehmſte Endzweck der Sprache, in der Mittheilung unſrer Gedanken zu der Ueberzeugung oder Bewegung der andern beſtehet, ſo iſt offenbar, ihre vornehmſte Eigenſchaft, die Deutlich-

keit

keit, deswegen muß man ſich derjenigen Worte bedienen, die der allgemeine Gebrauch bekannt und gewöhnlich gemacht hat. Deswegen muß auch unſre Sprache rein ſeyn; ſie wird ſonſt dunkel oder unangenehm. So weit als es das Genie der Sprache zulaßt, muß man die Worte in ihrer natürlichen Ordnung ſtellen. Man muß beſonders die zweydeutigen Ausdrücke, den Fehler der Neuern, vermeiden. Alle veraltete Wörter; alle neue Redensarten, die der Eigenſinn unaufhörlich erfindet; alle niedrige Ausdrücke; alberne weithergeholte, und gezwungene Redensarten müſſen wir vermeiden. In unſerm Jahrhunderte ſind die Regeln nöthiger als jemals. Man kann die Sprache der alten Redner mit einem Fluſſe vergleichen, der bisweilen in einer graden Linie fließt, dann ſich wieder krümmt, hier ſchnell, dort langſam geht, nachdem die Gegend iſt; aber allzeit hell, majeſtätiſch, und voll bis an die grünen Ufer. Hingegen die Redekunſt gewiſſer Neueren iſt ein Strom der über Steine hinſtürzt, unter Felſen ſich bricht, in Waſſerfällen herabfällt, hier und da ganz angenehm iſt, aber immer raſſelt, ſeicht und durch ſeine eigne Bewegung trübe wird. Aber ein Redner muß nicht allein ſich verſtändlich machen, er muß auch gefallen und rühren. Zu der Deutlichkeit muß er noch den Schmuck hinzuthun. Ariſtoteles hat die Anmerkung gemacht, daß die älteſte Gattung der Schreibart die Poeſie geweſen ſey. Deswegen behielten die erſten proſaiſchen Redner in Griechenland, zu der Zeit des Perſiſchen Cyrus, den poetiſchen Ausdruck bey, da ſie ſahen, wie ſehr die Dichtkunſt geliebt wurde, ob ſie gleich das Versmaas verließen. Dieſe Methode dauerte lange, und Gorgias, der Zeitverwandte des Socrates, bediente ſich noch derſelben. Einige Fragmente der Sophiſten beweiſen eben dieß. Aber die tragiſchen Dichter ſelbſt erniedrig-

ten ein wenig den majeſtätiſchen Ausdruck der Muſe, und erfanden die Jambiſche Versart, die ſich mehr der Proſe nähert, um ihre Rede natürlicher zu machen. Indeß dauerte doch dieſer Fehler unter den Schriftſtellern noch lange.

Einige übertrieben aus einer reichen Einbildungskraft ihre Ausdrücke. Man ſehe nur im Longin die Beyſpiele nach. Andre brachten die Zierrathen der Poeſie mit in die Proſe. Die Schriftſteller zu den Zeiten des Verfalls des Römiſchen Reichs, und auch viele unter den Neuern beweiſen dieß. Es iſt auch wirklich viel leichter, hier und da Blumen über eine Rede zu ſtreuen, als ihr durchaus ihr gehöriges Feuer und ihre Stärke zu geben. Aber warum ſollte nicht in der Beredſamkeit eben das gefallen, was in der Dichtkunſt gefällt? weil beyder Endzweck verſchieden iſt. Die Poeſie will vornehmlich gefallen; die Berdſamkeit hingegen unterrichten. Zu den Vorſchriften von der Deutlichkeit gehört noch dieſe, daß man ſie nicht zu ſehr ſuche; man geräth ſonſt in den Fehler der Weitſchweiffigkeit, den ſelbſt Locke nicht behutſam genung vermieden hat. Dadurch wird die Rede matt und langweilig; ihr opfert alle Schönheiten der Schreibart auf, und beleidigt den Verſtand euers Zuhörers.

Aber ein Redner wird, wie ich geſagt habe, außer der Deutlichkeit und Reinigkeit der Sprache, noch den redneriſchen Schmuck zu erlangen ſuchen, worinn, wo nicht der Nutzen, wenigſtens der vornehmſte Glanz der Beredſamkeit beſtehet. Dadurch erhält die Rede ihre Pracht und Anmuth und Schönheit; dadurch gewinnt ſie die Aufmerkſamkeit, feſſelt die Herzen und erzwingt den Beyfall einer Verſammlung; dadurch unterſcheidet ſich der Redner von dem Weltweiſen und von dem Manne in Geſchäften; dadurch erhebt ſich ſeine Sprache über die Einfalt der gemeinen

Proſe, mäßigt das Ernſthafte ſeiner Beweiſe, erhöhet die Schärfe ſeines Witzes, und belebt die ſchnellen Ausbrüche ſeiner Einbildungskraft. Dieß iſts was eigentlich die Rhetorik zu einer Kunſt erhebt. Alle andere Theile derſelben können bloß durch ein glückliches Naturel erlangt werden; aber ohne Unterweiſung, ohne vielen Fleiß und Erfahrung kann man nie den redneriſchen Schmuck in einer gewiſſen Vollkommenheit erlangen. Alle wahren Zierrathen aber entſpringen aus zweyerley Quellen, aus der Compoſition und aus den Figuren. Viele ſind der Meinung, daß man auf die Zierrathen hauptſächlich, wo nicht ganz allein, aufmerkſam ſeyn müſſe. Alles was ganz ungeſchmückt iſt, ſcheint ihnen abgeſchmackt zu ſeyn. Nur der redneriſche Schmuck ſcheint ihnen, Leben und Schönheit der Rede zu geben. Aber dieſe kennen diejenige ſchöne Einfalt, diejenige Leichtigkeit nicht, wo der Ausdruck nur das Werkzeug iſt, unſre Gedanken mitzutheilen, ohne ſich ſelbſt zu zeigen, gleich einem hellen, durchſichtigen Strome, deſſen Gewäſſer das Auge unbemerkt durchſchauet, und die Kieſel im Grunde entdecket. Und oft iſt dieß auch die beſte Art zu reden, weil ſie ſich zu der Gelegenheit oder dem Character des Redners am meiſten ſchicket. So iſt bey wichtigen Erzählungen; bey dringenden Vorfällen, und ſo oft der Redner ein angeſehener Mann iſt, eine deutliche, kurze Schreibart die vorzüglichſte. So erzählt Terenz ein Leichenbegängniß: Effertur, imus. So drückt Virgil die Eilfertigkeit aus: Ferte citi flammas, date tela, ſcandite muros. Dieß iſt die Beredſamkeit, die Tacitus an einem Römiſchen Kaiſer lobt: Profluens, et qualis decebat Principem, Oratio. Dieſe Gattung der Einfalt zeigt ſowohl die Mine der Wahrheit, als der Größe. Wir halten denjenigen für aufrichtig, der ſo wenig Sorgfalt und Fleiß entdecket; und wir hegen eine

groſse Meinung von demjenigen, der uns ſo ſehr gefällt, ohne daß er zu gefallen ſucht. Dieſe Schreibart iſt die Schönheit im leichten Anzuge; ſie ſchimmert weniger, aber rührt mehr. Ueberdieß ſcheint es auch für einen groſsen Character unanſtändig, ſich um einige Worte ſo ängſtlich zu bemühen.

Eine der vornehmſten Kräfte der Seele, welche nothwendig einen groſsen Einfluß in die Redekunſt haben muß, iſt eine reiche und lebhafte Einbildungskraft, die dem Zuhörer eine Menge neuer und ſchöner Bilder zeigt, und ſie ihm tief ins Gemüth einpräget. Aber es muß unſre Sorge ſeyn, dieſe Einbildungskraft mit Verſtande zu brauchen; wir müſſen ſie nämlich niemals in dem leichtern Theil der Rede herrſchen laſſen; ſie muß nur die ernſthaftern aufklären. Die Einbildungskraft aber iſt mehr den Leidenſchaften als der Vernunft entgegen. Bey dem ſtrengſten Beweiſe können einige Züge derſelben ſtatt finden; aber bey den rührenden Stellen läßt ſie ſich wenig gebrauchen. So oft ihr heftig rühren wollt, ſo hütet euch, gewiſſe lebhafte Züge der Einbildungskraft mit einzumiſchen; ſeyd einfältig, ungezwungen, natürlich. Alle heftige Leidenſchaften ſind ernſthaft: ſie beſchäftigen die ganze Seele. Scharfſinn und feine Wendungen ſtören ſie gänzlich. Und da auch in der Ordnung der Natur die Leidenſchaft vor der Einbildunsgkraft hergehet, ſo müßt ihr auch jener den erſten Platz einräumen. Derjenige Redner iſt gröſser, welcher bewegt, als welcher vergnügt.

Aber auch den Sinnen muß ein Redner durch eine wohlklingende und dem Ohr angenehme Schreibart zu gefallen ſuchen. Und Ariſtoteles, ſo ſehr er für eine tiefſinnige Wiſſenſchaft, und gründliche Beurtheilungskraft eingenommen iſt, bemüht ſich doch ſehr genau die Vorſchriften

ten zu geben, wie man die Worte nach dem Maaße der Sylben in gewiſſe Füße ordnen, einem Perioden einen wohlklingenden Ausgang geben, und jedes Glied deſſelben nach der gehörigen Zeit und Abmeſſung ſetzen müſſe.

Der Redner, der in der Wiſſenſchaft des redneriſchen Schmuks vollkommen iſt, betrachtet die Materie, von der er handeln will, vorher ſorgfältig; er überlegt, ob dieſelbe nur erkläret, oder auch erwieſen werden müſſe, oder ob beydes unnöthig ſey, und nur die Leidenſchaften der Zuhörer dadurch gerührt werden mögen. Um hierüber richtig zu urtheilen, ſetzt er ſich ſelbſt an die Stelle ſeiner Zuhörer; wenn jemand, ſagt er, über dieſe Materie vor mir reden ſollte, was würde ich von ihm erwarten? Erklärungen, Beweiſe, Affect, Einbildungskraft? Und hiernach handelt er nunmehr. Iſt ſeine Materie von vermiſchter Gattung, ſo wägt er jeden Theil insbeſondere ab. Hier erklärt er, dort erweiſt er, endlich rührt er; an einem andern Orte mildert er die Strenge der Vernunft und den Tumult der Leidenſchaften durch die muntern Farben der Einbildungskaft. Seine Schreibart iſt allzeit rein, deutlich und wohlklingend; vorzüglich aber iſt ſie der Gelegenheit angemeſſen. Sie ſcheint aus ſeiner Materie zu entſpringen; und die Worte bieten ſich ohne ängſtliche Sorge willig an, um ſeine Gedanken einzukleiden, ſobald ſie in ſeiner Seele entſtehen. Er iſt leicht und beſcheiden in ſeinem Eingange; deutlich und genau in ſeiner Entwickelung; wichtig und dringend in ſeinen Beweiſen; rührend, erhitzend und eindringend bey der Anwendung. In ſeiner Abhandlung iſt er gedrungen, zuſammenhängend, voll Hoheit und Nachdruck; wenn er erklärt, iſt er deutlich und umſtändlich; wenn er beſchreibt, genau und doch kurz; in ſeinen Leidenſchaften lebhaft, hinreißend und feurig. Er vereiniget das Feuer eines Dichters mit

der

der Einfalt eines Weltweiſen, und der ernſten Majeſtät eines Geſchichtſchreibers; er iſt ſparſam in ſeinen Ausſchweifungen, leicht in ſeinen Uebergängen, genau in den Vergleichungen, gründlich in ſeinen Betrachtungen. Nie beſitzt er mehr Kunſt, als wenn er die Kunſt verbirgt. Er ſcheint da am meiſten natürlich, wo er am erfindſamſten iſt; da am leichteſten, wo er am meiſten gearbeitet hat; er iſt correct und doch lebhaft; vergnügend und doch gründlich; er ſcheint ungezwungen und beobachtet doch ſtets die ſtrengſte Methode; er ſcheint nie auszuſchweifen, als um mit größern Nutzen wieder zurückzukehren; er ſucht nur deswegen zu gefallen, damit er überreden möge. Immer befriedigt er er eure Neugierde mit neuen Schönheiten, und unterhält ſie doch ſtets durch Ausſichten in die folgenden; immer belohnt er eure Aufmerkſamkeit und erregt ſie zugleich. Bey jedem Schritte zeigt er euch, als wenn er ein Gebürge hinan ſtiege, eine neue Ausſicht und einen Schimmer von noch mehrern, die ſich hinter ihr öffnen. So werdet ihr ſtets befriediget, und ſtets unbefriediget; von einer Erwartung zur andern geleitet, und in der Ungewisheit erhalten, bis ihr den Gipfel, wo alles ſich ſchließet und vereiniget, erreichet; von da überſehet ihr den Entwurf ausgeführt, ein richtiges, wohl zuſammengehangenes Ganze; und das Gemüth beruhiget ſich nun völlig.

Es giebt verſchiedene Arten, einerley Gedanken auszudrücken, weil man durch verſchiedene Worte einerley Begriffe beybringen, und die Worte in eine unterſchiedene Ordnung ſetzen kann. Aber eigentlich giebt es darunter nur eine einzige vollkommene Art, wodurch man den Gedanken mit aller möglichen Richtigkeit ausdrückt. Dieſen Ausdruck zu finden, iſt ein Werk der Kunſt; und ein Theil der Beredſamkeit wird daher den Regeln, nach denen man die Worte,

in Abſicht auf die Bedeutung und den Schall, gehörig ordnen ſoll, oder die Compoſition, gewidmet. In Anſehung der Bedeutung müſſen die Worte ſo geſetzt werden, daß man ihren Verſtand vollkommen und deutlich einſehen könne. Was die Ordnung der Worte in Beziehung auf den Schall betrift, ſo müßt ihr zuerſt diejenigen Worte wählen, die euern Gedanken am bequemſten ausdrücken können; dieſe Worte müßt ihr in ſo eine Ordnung ſetzen daß ſie niemals das Ohr beleidigen, ſondern überhaupt vergnügen. In Materien, die bloß den Unterricht betreffen, iſt es genug, wenn ſie nicht beleidigen. Wie ſehr die Griechen ſich auf dieſe Kunſt befleißigt haben, zeigt Dionyß von Halicarnaß in der ſchönen Schrift von der Anordnung der Worte. Und wir dürfen nur die Griechiſchen Werke auch in dieſer Abſicht ſtudiren; wir werden gewiß ihre Muſter um deſto glücklicher nachahmen können, weil ihre Sprache nicht wenig Aehnlichkeit mit der unſrigen hat. Aber dieß wird immer eine vergebene Unternehmung bleiben, wenn man das Maas unſrer Proſe, nach dem Rythmus der Alten einzurichten ſucht, weil in den Verſen allein die Füße deutlich beſtimmt ſind, aber hier nur das Ohr ſie beurtheilen kann. Man kann eine ganz andere Sorgfalt auf die Anordnung der Worte wenden. Wir haben ſchon geſagt, daß ſie ſo geſtellt werden müſſen, damit der Verſtand deutlich werde. Alle Verſetzungen, ſie mögen nun wegen der Emphaſis oder der Harmonie gewagt werden, ſind verwerflich, wenn ſie der Deutlichkeit hauptſächlich ſchaden. Ferner muß dieſe Ordnung niemals das Ohr durch einen übelklingenden Schall beleidigen, z. B. durch keinen Zuſammenſtoß langer und offener Selbſtlauter, den Malherbe ſo ſorgfältig vermeiden konnte. Sie können zwar, wie Cicero ſagt, bisweilen einen gewiſſen weichen Ton hervorbringen,

und eine angenehme Nachläßigkeit des Scribenten verrathen; aber dennoch dürfen ſie nicht zu oft, zu ſehr auf einander, beſonders nicht bey angenehmen Materien, welche eine Anmuth des Stils erfordern, vorkommen. Hingegen kann man dieſes Anſtoßen bey ſolchen Gelegenheiten bequem anbringen, die einen langſamen, rauhen und ſchwerfälligen Stil erfordern.

Zweyte Vorſchrift: Hütet euch, die einſylbigen Wörter allzu häufig zu gebrauchen. Sie machen die Sprache rauh, ſchwerfällig und verwickelt. Ferner, richtet eure Aufmerkſamkeit auf die Länge der Perioden. Das Uebermaaß derſelben verurſacht einige Dunkelheit; ſie beſchweret zu ſehr das Gedächtniß; und auch für das Ohr iſt ſie mißfällig. Die Natur hat hier die Gränzen beſtimmt; in beſondern Fällen werden ſie durch das Vermögen des Redners angezeigt. So viel ihr deutlich ausſprechen könnt, ohne zur unrechten Zeit wieder Athem zu ſchöpfen, oder eure letzten Worte voreilig herzuſagen, ſo viel macht einen Perioden aus. Man muß aber nicht, um den Fehler der allzugroßen Länge zu vermeiden, den entgegengeſetzten begehen, und die Perioden ſo ſehr verkürzen, daß man ihren Verſtand zu ſehr unterbricht und theilt. Man wird dadurch dunkel; man überhäuſt das Gedächtniß; man ſtöhrt alle Harmonie. Eine Ausſicht auf die See, die durch keinen feſten Gegenſtand eingeſchränkt iſt, wird zwar bald ermüden; aber es iſt noch unangenehmer, in ſeiner Ausſicht auf allen Seiten aufgehalten zu werden. Die weiteſte Länge eines Perioden beſtimmt Cicero nach dem Maaße von vier Hexametern. Aber ſelten darf man zween oder drey Perioden von dieſer Länge auf einander folgen laſſen; die beſte Methode iſt die, daß man ſie mit kürzern vermiſche.

Da

Da die Perioden aus Gliedern beſtehen, ſo müßt ihr bey einem jeden Gliede eben ſo ſorgfältig ſeyn, als bey dem Ganzen. Wenn der Periode aus vier oder ſechs Gliedern beſteht; und nur ſelten darf er dieſe Anzahl überſteigen; ſo müſſen dieſelben ein richtiges Verhältniß gegen einander haben; ſie mögen nun beynahe gleich groß, oder welches noch beßer iſt, ungleich ſeyn, ſo daß ſie im Fortgange immer zunehmen, und mit dem längſten Gliede ſich ſchließen mögen; dann dadurch wird das Ohr gefüllet, und durch den vollſtändigen Schall befriediget. Hat der Periode nur zwey Glieder, ſo muß dieſe letztere Vorſchrift auch beobachtet werden. Nur muß man nicht allzuviele Perioden von der Länge nach einander ſetzen; wenigſtens müſſen die Glieder verſchieden ſeyn. Hiernächſt muß man bey der Verbindung der Perioden darauf Achtung geben, daß die Verbindungen ſanft und kurz ſeyn mögen, ſowohl zur der Deutlichkeit des Verſtandes als zur Annehmlichkeit der Schreibart. Hütet euch, daß ihr nicht ſchwächere Ausdrücke auf die ſtärkern folgen laßt. Sie müſſen vielmehr immer in der Stärke zunehmen, und mit dem nachdrücklichſten ſchließen. Seyd ſparſam in dem Gebrauche der Beywörter, und gleich bedeutenden Ausdrücke. Beſonders ſeyd auf die Harmonie des Ausgangs aufmerkſam. Sie wird insgemein durch ein langes Wort, oder das ſich mit langen Sylben endiget, erreicht. Dieſe Regeln muß man aber nur ſo lange beobachten, als es der Verſtand erlaubt. Ueberdies giebt es noch folgende kleinere Vorſchriften zu der Anordnung der Worte. Setzet nicht zu viele Worte, die einerley Schall haben, zu einander. Laßt nicht die Glieder mit einerley Schalle ſich endigen. Vermeidet das häufige Geziſche des vielfachen Falls der Nennwörter, oder den einförmigen Ausgang der Zeitwörter. Vermeidet diejenigen Fälle der

Zeitwörter, da durch die Eliſion, rauhe Mitlauter zuſammenſtoßen, als erwiſcht, u. d. g. Fanget nie einen Satz mit rauhen Tönen an; denn man bemerkt allzeit die erſten Worte. Vermeidet das Maas der Verſe, und eine Einförmigkeit im Ausgange. Endlich muß der Schall mit dem Verſtande übereinſtimmen. Jede Leidenſchaft hat ihre eigne Sprache. Der Gram drückt ſich in gebrochenen, unzuſammenhängenden Accenten aus. Der Zorn bricht ſtürmiſch in einem Strom von Worten aus; iſt ſchnell, lebhaft, hinreiſſend, überflieſſend. Die Freude erklärt ſich in leichten, flieſſenden Tönen, voll Heiterkeit und Feuer. Man beleidigt alſo die Natur und die Vernunft, wenn man die eine Leidenſchaft in der Sprache der andern reden läßt. Auch bey Beſchreibungen und Anſpielungen muß der Redner ſeine Schreibart nach ſeiner Materie einrichten. In einer Rede, welche Bilder des Schreckens vorſtellen ſoll, muß man ganz andre Töne hören, als bey der, welche angenehme Jdeen erwecken ſoll. Aber dieſe Vorſchrift, den Schall nach den Worten einzurichten, muß der Redner nur unter gewiſſen Einſchränkungen annehmen. Wenn er unangenehme Gegenſtände, oder wilde Leidenſchaften beſchreibt; ſo muß ſeine Schreibart mit Kunſt rauh werden, doch nicht ſo ſehr, daß das Ohr dadurch beleidiget werde. Hingegen, darf er in andern Fällen ſie auch nicht bis zur Weichlichkeit und weibiſchen Zärtlichkeit mildern. Der Redner muß noch behutſamer als der Dichter in dieſer Art des Schmuks ſeyn, je ernſthafter die Sache der Wahrheit iſt, die er vertheidiget. Beyden iſt der allgemeine Begriff der Schönheit gleich wichtig; aber jener muß beſcheiden und enthaltſam ſeyn; bey jenem gränzen die Schönheiten nahe an den Fehlern; ein Schritt über das Vortrefliche hinaus iſt Mangel, iſt Niedrigkeit. Ein Redner läuft allzeit Ge-

 fahr,

fahr, wenn er ſich bemüht vortreflich zu werden; und jeder, der öffentlich auftreten will, ſollte ſich befragen, ob er damit zufrieden ſeyn wolle, daß er nur deutlich und mit Verſtand rede, daß er nur fehlerfrey, und doch vielleicht nützlich ſey, oder ob er nach der Vollkommenheit ſtreben, und dadurch Gefahr laufen wolle, verächtlich zu werden.

Achte Vorleſung.

Von den Tropen und Figuren.

Es iſt gewiß, daß die Figuren dazu dienen, eine Rede angenehmer zu machen. Nur die Quelle, woher dieſes Vergnügen entſpringt, hat man nicht ſo gewiß entdecken können. Die eine Urſache iſt wohl der Reitz der Neuheit, den die Sprache durch ſie erhält. Man erhält Einſichten, die man wünſcht, durch fremde Ausdrücke; aber man erreicht dadurch ſeine Abſichten glücklich und leicht. Die andre Urſache, wodurch ſich beſonders die Tropen empfehlen, liegt in dem Vergnügen, welches das Gemüth von Natur an der Vergleichung empfindet. Wenn ein Wort, das im urſprünglichen Verſtande, unſerm Gemüthe einen gewiſſen Begriff beybringt, ſo gebraucht wird, daß es zugleich einen andern uns verſchaft, der durch eine natürliche Aehnlichkeit mit dem erſtern verknüpft iſt, doch ſo, daß dieſer letztere beyläufige Begriff nun der Hauptbegriff wird; ſo hat das Gemüth das Vergnügen, auf einmal zwey Bilder zu betrachten, ohne ſie zu verwirren; und überdies wird das vornehmſte Bild durch dieſe Vergleichung noch glänzender und rührender. Darum gefällt der Ausdruck des Virgils: nunc rident agri. Das Vergnügen, welches die nachahmenden Künſte gewähren, hat ſeinen Grund in dieſer zie-

be zur Vergleichung; und weil ſehr oft dieſe Vergleichung von Gegenſtänden, die an ſich ſchön ſind, hergenommen wird; ſo verbreiten dieſe, über die ganze Rede neue Reizungen und neuen Glanz. Die richtigſte Vorſtellung der Natur gefällt am meiſten; und deswegen gefallen die Figuren, weil ſie die Stimme der Natur ſind. Sie werden hauptſächlich dann gebraucht, wenn das Gemüth von einer ſchnellen oder heftigen Leidenſchaft, als der Liebe oder Wuth, eingenommen, erhitzt, hingeriſſen iſt. Die Rede iſt da ſo unordentlich, als die Leidenſchaft. Das Gemüth, das von der Leidenſchaft überwältiget iſt, arbeitet vergebens, alles hervorzubringen; es ſtrenget alle Kräfte an, es ringet umſonſt nach den Worten, die ſeinen Begriffen gemäß ſeyn können, und häufet Bilder auf Bilder. Die Figuren ſind die Sprache dieſer Leidenſchaften. Nun haben wir geſehen, daß der Redner faſt bey allen wichtigen Vorfällen gewiſſe Leidenſchaften in ſeinen Zuhörern erwecken muß; und er kann dies nicht anders thun, als wenn er ſie ſelbſt fühlet, oder zu fühlen ſcheint. Wie kann er aber dies, wenn er nicht diejenige Sprache gebrauchen will, welche die Natur den Leidenſchaften zugeeignet hat. Aber werden nicht die Figuren der Kunſt zu rühren hinderlich ſeyn, weil dieſe nur in einer ungekünſtelten einfältigen Rede ſich zeigt? Um dieſen Einwurf abzulehnen, muß man gewiſſe verblümte Redensarten unterſcheiden. Die eine Art beſteht in Worten, als die Wiederholungen, einförmige Ausgänge und Töne, Gegenſätze, wie auch gewiſſe Gattungen der Metapher, Verſetzung, Wiederholungen, welche dem Ohre gefallen ſollen, und zu gewiſſen Spielwerken verleiten, die der wahren Kunſt zu rühren ganz entgegen ſind. Aber es giebt auch Figuren, welche die Sinnen beſonders rühren, und der Rede Kraft und Leben ertheilen, als die Apoſtro-

phe,

phe, Hyperbel, Proſopopöie; und dieſe dienen ſelbſt der Kunſt zu rühren; ſie ſind die natürliche Sprache der Leidenſchaften.

Von * den Tropen und Figuren ſelbſt wollen wir nur einige Beyſpiele anführen, die jungen Rednern nützlich ſeyn können.

Die Metapher. Flechier ſagt: „Erinnert euch an „den Anfang und an die Folgen des Krieges, der zu erſt „nur ein Funken war, und nun ganz Europa in Flammen „ſetzet. Und an einem andern Orte: Niemals zog ſich auf „ſeiner heitern Stirne eine ſolche Wolke auf, wie ſie der Wi„derwillen oder das Mißtrauen erzeuget.„

Die Wiederholung. In Rom ſelbſt, ſagt ein neuerer Redner, wagt man es, den chriſtlichen Glauben zu gründen; in Rom zur Zeit des Nero! eine Zeit, wo Rom nun nicht mehr jenes alte Rom in den Tagen der Republik kannte, und wo das ſo ſehr ausſchweifende Rom täglich bemüht war, ſich ſelbſt zu übertreffen. Zeit des Nero! Zeit, wo man bey allem, was man ſah, genöthiget wurde, die Augen zu verſchließen; wo man nichts hörte, als was vergeſſen zu werden verdiente; wo man dasjenige, was man nicht dachte, nicht ohne Beſchämung, und was man dachte, nicht ohne Gefahr ſagen konnte. Rom, zur Zeit des Nero! Zeit, den Ergötzungen geheiliget, und da die Ergötzungen Abſcheulichkeiten waren, weil der Geſchmack des Fürſten Abſcheulichkeiten liebte. Zeit des Nero! Zeit, wo die Furcht tugendhaft zu ſcheinen verhinderte, daß man es ward; wo

 die

* Lawſon hat vielleicht aus ganz eigenen Urſachen, keine Beyſpiele von Figuren angeführt. Wir glauben aber die unſrigen zu haben, ſie aus dem Rollin, Batteux, und dem vortreflichen Werke: Principes pour la lecture des Orateurs zu entlehnen. Ueberſ.

die Tugenden der alten Römer zum Verderben führten, ſo wie die Laſter von Rom, das ſeine ganze Größe verlohren hatte, zu allen Ehrenſtellen erheben konnten.

„Allegorie. Cicero ſagt zum Piſo. Nachdem „ich das Steuerruder der Republik mitten unter den unge„ſtümſten Wellen geführt, und dieſelbe ſicher in Hafen ge„bracht habe, hätte ich wohl zaghaft genung ſeyn ſollen, um „das Gewölke, welches dem Ehrgeitz aufzog, oder den ver„gifteten Hauch deines Amtsgenoſſen zu befürchten? ich „habe andere Stürme geſehen; ich habe andere Ungewitter „erwartet; ich habe andere hereinbrechende Donner ausge„halten, ohne zu fliehen; denn ich allein habe mich für das „allgemeine Beſte aufgeopfert.„

Die Anſpielung. Racine beſchließt das Lob Ludewigs des XIV. mit dieſem Zuge. „Endlich ſahe er, wie „er es vermuthet hatte, ſeine Feinde nach vielen Zuſammen„künften, vielen Entwürfen, vielen vergebenen Klagen, zu „der Nothwendigkeit gebracht, eben diejenigen Bedingungen „einzugehen, die er ihnen angeboten hatte, ohne daß ſie et„was davon hinwegnehmen, oder etwas hinzuſetzen, oder „beßer zu ſagen, ohne daß ſie mit allen ihren Bemühun„gen, ſich nur einen einzigen Schritt von dem engen Kreiſe „entfernen konnten, den es ihm gefallen hatte, ihnen vorzu„ſchreiben.„ Die letztern Worte ziehlen auf die Kühnheit des römiſchen Geſandten Popilius, der dem Könige in Syrien Antiochus Friedensbedingungen vorlegte, und da der König bey ſich anſtand, einen Kreiß um ihn zog, und von ihm die Antwort forderte, ehe er aus dieſem Kreiſe träte. Der König gieng die Bedingungen ein.

Die Umſchreibung. Bisweilen brauchte man dieſe Figur zum Schmucke, wie Maſcaron in der Stelle. „Der

„König

„König, um einen unſterblichen Beweiß, von der Hochach-
„tung und Freundſchaft zu geben, deren er dießen großen
„Feldherrn (Turenne) würdigte, gab ſeinen verherrlichten
„Gebeinen unter jenen Herren der Welt einen rühmlichen
„Platz, welche noch in der Pracht ihrer Gräber ein Bild
„von der Pracht ihres Throns erhalten.„ Bisweilen um
gemeine Dinge zu erheben. Fleſchier ſagt: „Schon
„ſchwung er ſich in die Höhe, um ſich in die Gebürge zu
„retten, der Adler, deſſen kühnen Flug anfangs unſre Pro-
„vinzen erſchreckt hatte.„ Das heißt das deutſche Kriegs-
heer. Oft mildert man auch dadurch die harten Sätze.
Cicero muß geſtehen, daß die Knechte des Milo den Clo-
dius umgebracht haben; aber er drückt ſich mit dieſer Be-
hutſamkeit aus: Die Knechte des Milo haben das gethan,
(denn ich will es ſagen, nicht um das Verbrechen abzulehnen,
ſondern wie es ſich wirklich zugetragen hat,) weder auf Be-
fehl ihres Herrn, noch mit ſeinem Vorbewußt, noch in ſei-
ner Gegenwart, was ein jeder bey dieſen Umſtänden von
ſeinen Knechten würde verlangt haben.

Die Steigerung. Hier iſt eine Stelle des Cicero,
wo ſie verdoppelt iſt. „Es iſt ein Verbrechen, einen rö-
„miſchen Bürger in Banden zu legen. Es iſt eine Fre-
„velthat, ihn mit Ruthen ſchlagen zu laſſen. Es iſt faſt
„ein Brudermord, ihn zum Tode zu bringen. Was ſoll
„ich ſagen, wenn man ihn an das Kreutz ſchlägt?

Zu den Figuren, die zu den Beweiſen in einer Rede
am geſchickteſten ſind, gehört 1. die Eintheilung oder Enu-
meration. Der zuerſt angeführte Redner giebt dieſes Bey-
ſpiel: „Die Wahrheit wird von dreyerley Feinden angegrif-
„fen, von Gottesleugnern, von Irrdiſchgeſinnten und von
„Ketzern. Die erſtern bedienen ſich der offenbaren Gewalt,

„um ſie zu ſtürzen; die andern wollten ſie gern abgeſchaft „wiſſen, damit ſie deſto ausſchweifender leben könnten; und „die letztern, da ſie dieſelbe nicht ganz zernichten können, be„mühen ſich doch, ſie nach und nach zu erſchüttern. Die „Wuth belebet die erſtern; die Ueppigkeit treibet die andern „an; der Stolz erhebt die letztern. Dieſe greifen die Ver„nunft an, jene die Tugend, die andern den Glauben; ſo „daß bey ſo heftigen Ungewittern, die Wahrheit Schifbruch „leiden würde, wenn ſie nicht feſt und unerſchüttert, wie „ſie iſt, die Finſterniſſe des Unglaubens durch die Vernunft „zerſtreute; wenn ſie nicht durch die Feſſeln der Tugend, die „Hitze der Frechheit zurückhielte, und wenn ſie nicht durch „das Joch des Glaubens, den Stolz der Ketzerey demü„thigte.

2. Die Verſchweigung. Demoſthenes in der dritten Philippiſchen Rede: „Um meine Meinung zu unterſtützen, „will ich itzt weder von euern einheimiſchen Streitigkeiten, „noch von dem Wachsthume der Macht des Philippus re„den. . . . Ich will nicht ſagen, daß nach ſo vielen Er„oberungen er endlich zur allgemeinen Herrſchaft über Grie„chenland mit größerer Wahrſcheinlichkeit gelangen wird, „als er vormals Urſache hatte zu zweifeln, ob er ſo weit, „als er nun iſt, gelangen würde.

3. Die Verbeſſerung. Nein, ſagt Boſſuet, nach „dieſen Betrachtungen iſt die Geſundheit nur ein Name, das „Leben nur ein Traum, die Ehre nur ein Schein, die Rei„tzungen und Vergnügungen ſind nur gefährliche Beſchäfti„gungen. Alles iſt an uns eitel, außer das aufrichtige Ge„ſtändniß, daß wir vor Gott von unſrer Eitelkeit ablegen. . . „Aber iſts gewiß, was ich ſage? Der Menſch, den Gott „nach ſeinem Bilde geſchaffen, iſt der nur ein Schatten?

„Iſt das, was Jeſus Chriſtus auf Erden zu ſuchen, vom „Himmel herabgekommen, was er, ohne ſich zu erniedri„gen, mit ſeinem ganzen Blute erkaufen zu können glaubte, iſt „das nur Staub? Laßt uns unſern Irrthum erkennen.

4. Die Communication. Cicero in der Rede für den Ligarius, fragt den Cäſar: „Glaubſt du denn, Cä„ſar, das ich wegen der Vertheidigung des Ligarius ſehr in „Verlegenheit ſey? Daß ich nur ſein Unternehmen rechfer„tigen wolle? Alles, was ich geſagt habe, will ich auf das „einz'ge zurückſetzen, daß ich mich an deine Menſchlichkeit, „an deine Langmuth, an dein Mitleiden wende.

5. Die Occupation, oder die Beantwortung der Einwürfe. „Wie? giebt es keine chriſtliche Tapferkeit und „Großmuth? Die Schrift, welche uns befielt, uns zu heili„gen, lehrt ſie uns nicht, daß die Frömmigkeit mit den „Waffen wohl beſtehen könne.... Ich weiß, daß die „Fürſten nicht vergebens das Schwerd tragen, daß die Ge„walt ſich zeigen könne, wenn ſie mit der Billigkeit verei„nigt iſt; daß der Gott der Heerſchaaren über die frucht„bare Gerechtigkeit wachet, welche die Könige ſich ſelbſt „verſchaffen.„ Fleſchier.

Figuren für die Leidenſchaften. 1. Hypotypoſe oder die Abſchilderung. Hier iſt die, welche Fleſchier von den Krankenhäuſern macht, welche die Königin oft beſuchte. „Laßt ſie uns in den Krankenhäuſern ſehen, wo ſie die öf„fentlichen Beweiſe ihrer Barmherzigkeit ablegte: in dieſen „Oertern, wo ſich alle Schwachheiten und alle Zufälle des „menſchlichen Lebens vereinigen; wo das Seufzen und die „Klagen derer, welche leiden, die Seele mit einer beſchwer„lichen Traurigkeit erfüllen; wo der Geruch, der ſich von ſo

„viel ſchmachtenden Körpern ausbreitet, in dem Gemüth
„derer, die ſie bedienen, Widerwillen und Mattigkeit er-
„weckt, wo man wechſelsweiſe den Schmerz und die Armuth
„ihre ſchreckliche Herrſchaft ausüben ſieht; und wo das Bild
„des Elendes und des Todes faſt durch alle Sinnen ein-
„dringt; da war es, wo ſie ſich über alle Beſorgniſſe und
„Zärtlichkeit der Natur erhob, um ihrer Menſchenliebe ſelbſt
„mit Gefahr ihrer Geſundheit ein Genüge zu thun; wo man
„ſie alle Wochen hier dem einen die Thränen abtrocknen,
„dort die Bedürfniſſe des andern befriedigen, dieſen Gene-
„ſungsmittel und Erquickungen, bey ihren Schmerzen, je-
„nen Tröſtungen der Seele und Hülfe für das Gewiſſen
„verſchaffen ſah.

2. Die Apoſtrophe. Boſſuet ſagt: „Ach, wir kön-
„nen uns nicht einen Augenblick bey dem Grabe der Prin-
„zeßin verweilen, ohne daß der Tod uns alsbald unterbre-
„che, und alles mit ſeiner Finſterniß verdunkele. O Tod,
„entferne dich von unſern Gedanken, und laß uns auf einen
„Augenblick die Heftigkeit unſers Schmerzes, durch das
„Andenken unſrer Freude täuſchen.„ Und Fleſchier: Ihr
finſtern Wohnungen, worein die Scham die Armuth verſchlieſ-
ſet, wie oft hat ſie (die Königin) bis zu euch ihre Tröſtun-
gen und ihre Almoſen fließen laſſen; beſorgt für eure Be-
dürfniſſe und euern Kummer; und weit behutſamer ihre
Mildthätigkeit zu verbergen, als ihr waret, euer Elend zu
verhelen.

3. Die bittere Anklage. „Kein Augenblick, ſagt De-
„moſthenes, entgehet dem unermüdeten Philippus. Seine
„Geſchäftigkeit verdoppelt ſich. Er verfolgt mit Heftigkeit
„den Sieg. Ihr verwundert euch, daß dieſer ſich ſeinen
„Bemühungen ergiebt; ich würde mich wundern, wenn er
„ihnen

„ihnen widerſtünde, und wenn er unentſchloſſene, langſame „und nur nach der Erzählung der Schlachten neugierige „Bürger eines Staats bekrönen wollte.

4. Proſopopöie. „Ohne dieſen Frieden würdeſt du, o Flandern, Schauplatz von ſo viel traurigen Auftritten! du würdeſt die Anzahl unſrer Provinzen vergrößert haben, und an ſtatt die unglückliche Quelle unſerer Kriege zu bleiben, würdeſt du itzt die ruhige Frucht unſers Siegs ſeyn.„ Fleſchier.

Figuren zur Zierrath. 1. Antitheſe. Fleſchier braucht ſie in der Rede auf den Turenne. „Er verbirgt ſich, aber „ſein Ruhm entdeckt ihn; er reiſet ohne Gefolge und ohne „Aufzug, aber jeder ſetzt ihn im Geiſte auf einen Sieges„wagen. Man zählt, wenn man ihn ſieht, die Feinde, „die er überwunden, nicht die Bedienten, die ihm folgen. „Er iſt allein; aber man ſtellt ſich ſeine Tugenden und ſei„ne Siege vor, die ihn begleiten. In dieſer anſtändigen „Einfalt herrſcht ich weiß nicht was für ein Adel, und je „weniger er prächtig iſt, deſto verehrungswürdiger „wird er.„

2. Die Vergleichung. Boſſuet, von dem Prinzen von Conde: „Gleich einem Adler, den man immer, er mag „ſich mitten in die Lüfte emporſchwingen, oder auf den Gipfel „eines Berges niederlaſſen, ſeine durchdringenden Blicke nach „allen Seiten werfen, und ſo ſicher auf ſeine Beute fallen „ſieht, daß man ſeinen Klauen ſo wenig als ſeinen Blicken „entgegen gehen kann; eben ſo ſcharf waren die Blicke, ſo „ſchnell und ungeſtüm war der Angriff, ſo ſtark und unver„meidlich war die Hand des Prinzen von Conde.

3. Die Beſchreibung. Boſſuet ſagt in eben der Rede: „Welcher Gegenſtand zeigt ſich meinen Augen? „Dieß ſind nicht nur Menſchen zu bezwingen, dieß ſind „unüberſteigliche Gebürge; dieß ſind Klüfte und Abgründe „an der einen Seite; an der andern iſt ein undurchdringli„cher Wald, deſſen Grund ein Sumpf iſt; hinter ihnen „ſind Flüſſe, erſtaunliche Verſchanzungen; überall ſind „aufgeworfene Bollwerke, und niedergeriſſene Wälder, wel„che zwiſchen entſetzlichen Wegen herüber liegen.

4. Das Gemählde. Maßillon entwirft vom Boſſuet folgendes: „Ein Mann, von einem weitläuftigen und „glücklichen Genie; von einer Rechtſchaffenheit, die allezeit „der Character großer Seelen und der erhabenſten Geiſter „iſt; die Zierde des Biſchoffthums, und auf den die franzö„ſiſche Geiſtlichkeit in allen Jahrhunderten ſtolz ſeyn wird; „ein Biſchoff mitten am Hofe; ein Mann, der alle Gaben „und alle Wiſſenſchaften beſaß; der Lehrer aller Kirchen; „der Kirchenvater des ſiebenzehnten Jahrhunderts, und dem „nur dieß mangelte, daß er nicht in den ältern Zeiten ge„bohren worden, um das Licht der Concilien, die Seele der „verſammleten Väter zu ſeyn, um Regeln gegeben und zu „Nicäa und Epheſus den Vorſitz gehabt zu haben.

Allein es iſt weder die Art noch die Anzahl der Figuren, ſondern der rechte Gebrauch derſelben, welcher ſie empfielt. Man darf nur einigermaßen mit ihnen bekannt ſeyn, ſo wird man leicht unterſcheiden können, wo ein Redner die gewöhnliche Art des Ausdrucks verläßt, und welches ſeine Abſicht iſt; eine Einſicht, die ſehr nützlich iſt, unſern Geſchmack zu bilden und vollkommen zu machen. Hingegen muß man in dem Gebrauche der Figuren ſehr beſcheiden ſeyn. Nichts ermüdet ſo leicht. Der Zuhörer, der etwas gründlich und ungezwungenes verlangt, und alles blumenreich und aufge-

putzt ſiehet, wendet ſich mit Verachtung hinweg. Ueberdieß benimmt auch dieſer übertriebene Gebrauch dem Redner die Glaubwürdigkeit. Die Wahrheit hat nicht die Mine der Kunſt und der Arbeit. Endlich machen auch die häufigen Figuren eine Rede dunkel. Wir ſehen die Gegenſtände nur wie im Spiegel; und wir vermengen das Original mit den angenommenen Geſtalten. Ferner müſſen wir auch meiſt die Figuren vermeiden, die nur in dem Schalle beſtehen, z. B. O fortunatam natam me Conſule Romam. In dem Gebrauche gleichgeltender Wörter müſſen wir wenigſtens ſehr behutſam ſeyn, wenn ſie dazu dienen ſollen, den Gedanken ſtärker auszudrücken. Eben ſo gefährliche Figuren ſind die Hyperbel und die Antitheſe. Die Griechen bedienten ſich der letztern faſt gar nicht. Die Anwendung der Figuren muß ſich allezeit nach der Materie und nach der Gelegenheit richten. In Abhandlungen von Geſetzen oder phyſicaliſchen Dingen würden ſie ſehr unrecht angebracht werden. Ueberhaupt aber wird der, welcher in der Beredſamkeit vollkommen werden will, mit den Schriften der beſten Dichter ſich frühzeitig bekannt machen müſſen, weil er bey dieſen einen Reichthum an Figuren antreffen wird. Er hat auch hier das Muſter der größten Redner vor ſich. Lucian hat ein Geſpräch davon geſchrieben, daß Demoſthenes den Homer nachgeahmt habe. Vom Plato hat Longin eben dieß bewieſen; und Tullius iſt oft poetiſcher in ſeiner Proſe, als in ſeinen Verſen. Aber man muß bey der Erlernung der Redekunſt, die Dichter nur ſo zu nützen wiſſen, wie Demoſthenes und Cicero den Unterricht eines guten Schauſpielers nützten, von dem ſie nicht alle theatraliſche Geberden, ſondern nur ſo viel Kunſt entlehnten, als ſie bey der ihrigen mit Anſtand anwenden konnten. Noch ein Wort von der Schreibart. Dieſe iſt eine

Ver-

Verbindung der Worte in Abſicht auf das Eigenthümliche der Bedeutung, und auf die Anordnung der Töne. Die älteſte Eintheilung derſelben, die Homer veranlaßt, iſt vielleicht die beſte. Sie iſt dreyfach: die gedrungene und kräftige Schreibart; die weitläuftige und angenehme; die heftige und erhabene. Eine jede von dieſen Gattungen kann in einem Werke oft gebraucht werden; eine jede aber kann auch in demſelben die herrſchende ſeyn. Eben dieß gilt auch von den Schriftſtellern ſelbſt. So ſchreibet Thucydides, Tacitus und Monteſquieu in der erſtern Gattung; Plato, Cicero und Tillotſon in der andern; Homer, Demoſthenes und Milton in der dritten. Der Stil iſt in der That ein Werk des Genies; und in ſo weit hängt er von der Natur ab. Daher muß dieß die erſte Bemühung aller Lehrer ſeyn, daß ſie das Genie mit Hülfe des Verſtandes zu bilden ſuchen. Sie müſſen nicht alle Zeit und Mühe mit Erlernung der Worte, oder der Regel von den Perioden, Figuren und vom Wohlklange verſchwenden; ſie müſſen ſich vielmehr bemühen, dem Verſtande deutliche Begriffe von dem, was gut und böſe, was wahr und falſch iſt, beyzubringen. Sie müſſen den Verſtand vollkommen machen, ſo wird der Stil von ſich ſelbſt entſtehen. Ferner; deutliche, ſtarke, erhabene Begriffe zeigen ſich in denen ihnen anſtändigen Worten. Aber dazu muß der Redner eine gute Kenntniß ſeiner Sprache, und eine Geſchicklichkeit erlangt haben, ſich leicht darinn auszudrücken. Er muß überdieß auf die Zeit, auf die Gewohnheit, auf die Art der Ausſprache Achtung haben, nicht veraltete und niedrige Worte, und allezeit den angenommenen Ton der Sprache gebrauchen; und dazu muß er einige Kenntniß der Welt beſitzen.

Neun=

Neunte Vorleſung.

Von der geiſtlichen Beredſamkeit.

Wir wollen nunmehr die Anwendung der bishergegebenen Vorſchriften auf diejenige Gattung der Beredſamkeit machen, welche ſich mit geiſtlichen Materien beſchäftiget; weil der Gebrauch derſelben der allgemeinſte iſt. Wir werden uns nur auf ſolche Anmerkungen einſchränken, die aus ihren Weſen hergenommen ſind; denn die Beyſpiele der alten Beredſamkeit können wir hier eigentlich nicht nützen. Jeder, der die geiſtliche Beredſamkeit erlangen will, muß zuerſt über die Eigenſchaften nachdenken, die einem Geiſtlichen nothwendig ſind. Die erſte iſt die Tugend. Schon die Alten forderten von einem weltlichen Redner, daß er ein rechtſchaffener Mann ſeyn ſollte; und wir fühlen einen gerechten Unwillen, wenn wir einen Mann von böſen Character die heiligen Wahrheiten ausſprechen, oder vielmehr verunheiligen hören. Und wie will derjenige uns zum Beyfall bewegen, der ſelbſt ſeinem Vortrage durch ſeine Handlungen widerſpricht? Außer der ſittlichen Tugend, muß der Prediger mit einer heftigen Liebe für die Religion und Frömmigkeit erfüllt ſeyn; er wird ſonſt nie dieſelbe mit der natürlichen, edlen, einnehmenden Beredſamkeit vortragen, womit derjenige ſpricht, welcher in ſich von ihren Wahrheiten überzeugt iſt. Die zweyte Eigenſchaft iſt die Wiſſenſchaft. Er muß erſt ſich ſelbſt kennen. Er muß wenigſtens in den Schriften des neuen Bundes eine kritiſche Kenntniß beſitzen. Die Schriften der Kirchenväter, beſonders derer, die zunächſt an den Zeiten der Apoſtel lebten, muß er ſtudiren. Ihre Schreibart hat diejenige Einfalt, die unverfälſchte Mine der Wahrheit, die einen Prediger

ger des Evangeliums ſo ſehr zieret. Unter ihren Nachfolgern hat Chryſoſtomus in ſeinem Werke von dem Prieſterlichen Amte einige vortrefliche Anmerkungen über unſre Materie eingeſtreut, und in ſeinen Homilien die vortreflichſten Muſter dazu gegeben. Auguſtin hat in ſeinem Buche von der Stadt Gottes, im vierten Abſchnitte, noch ausführlicher davon gehandelt. Die verſchiedenen Theile der menſchlichen Gelehrſamkeit werden für den Prediger nothwendig nützlich ſeyn; beſonders aber die Schriften der Weltweiſen und Sittenlehrer. Auch die tiefſinnigern Wiſſenſchaften werden ſeinen Verſtand ſchärfen, und ihn zu einer richtigen Lehrart gewöhnen. Die feine Litteratur wird ihm Anmuth geben, und ſeine Schreibart vollkommen machen. Endlich muß er auch Kenntniß der Welt beſitzen. Denn wie kann er ſonſt den Menſchen ihr Herz entdecken? Ueberhaupt kann man als eine Anweiſung zu ſeinen Pflichten, die Abhandlung des Erasmus von der Kunſt zu predigen, ihm empfehlen, die, ſo flüchtig ſie auch geſchrieben iſt, dennoch viele gute Anmerkungen enthält. Aber er muß auch noch die Abſicht ſeines heiligen Amts wohl überlegen, die darinn beſteht, daß er den Menſchen ihre Pflichten zeige, um Frömmigkeit und Tugend bey ihnen zu befördern. Durch dieſen Gedanken wird er ſtets in ſich eine tiefe Empfindung von der hohen Würde des Werks, welches er unternommen hat, erhalten. Er wird dadurch die gewöhnlichen Fehler, denen er ausgeſetzt iſt, vermeiden; die erkünſtelte Bemühung, eine tiefſinnige und ausnehmende Gelehrſamkeit zu zeigen; den Stolz, ſeinen Witz und ſeine Erfindungskraft zu entdecken; den Gebrauch dunkler Spitzfündigkeiten, abſtracter Gelehrſamkeit, und einer prächtigen, ſchimmernden und ſtudirten Art des Ausdrucks. Hat er dieſe Eigenſchaften erlangt, ſo muß ſeine erſte Sorge, bey der Ausarbeitung

einer geiſtlichen Rede, auf die Wahl einer Materie gerichtet ſeyn. Bey denjenigen Lehren der Offenbarung, zu denen die Kirche gewiſſe Tage beſtimmt hat, um das Andenken der großen Begebenheiten zu feyern, davon ſie uns unterrichtet, iſt es die Pflicht des Redners, alle feine und ſpitzfündige Fragen zu vermeiden; ſich aller ſchweren und abſtracten Schlußreden zu enthalten; nicht ſtrenge Anmerkungen und bittre Klagen wider die Ungläubigen in ſeiner Rede zu häufen; vielmehr eine deutliche, ungezwungene Erklärung dieſer Lehre, nach den Worten der Offenbarung, ohne gefährliche Muthmaßungen, oder verwegene Neugierde zu geben; und ſeinen Zuhörern den Nutzen dieſer Lehre in der Erweckung ihrer Frömmigkeit, und in der Verbeſſerung ihres Lebens zu zeigen.

Bey der Widerlegung der Gegner ſeiner Religion, muß er behutſam handeln. Er muß die Lehrſätze derſelben unpartheyiſch vortragen; ſeine Beweiſe einfältig aber ſtark ausdrücken; ſie aus der Schrift, oder aus der geſunden Vernunft entlehnen; nicht die Zuhörer mit hiſtoriſchen Ausführungen und mit der Gelehrſamkeit geſammelter Stellen vieler Scribenten verwirren; er muß überzeugen und nicht erbittern; die häßliche Seite des Irrthums zeigen, ohne den Irrenden verhaßt zu machen; und die Mäßigung eines Chriſten mit der Heftigkeit eines Redners verbinden.

Die Materien aus der Sittenlehre müſſen mit eben ſo viel Sorgfalt abgehandelt werden. Sie ſind unter allen die bekannteſten. Die Menſchen werden leicht ermüdet, ſie zu hören. Der Redner muß ſich alſo um ſo viel mehr bemühen, ſeiner Rede Nachdruck zu geben, und die Weitſchweiffigkeit, Wiederholungen, allgemeine und unbeſtimmte Betrachtungen vermeiden.

Es iſt eine falſche aber gewöhnliche Methode, daß man dieſe Materien, nach der Art abhandelt, womit man Ver-

ſuche ſchreibt; da man allgemeine Anmerkungen, fein ausgedrückt, mit Leichtigkeit und Anmuth zuſammenſetzet, und in welcher Addiſon ſo vortrefliche Muſter geliefert hat. Aber dieſe gehört nicht für die Kanzel. Macht einen Eingang zu eurer Rede mit dergleichen Betrachtungen; aber dieſe müſſen euch bald zu euerer Materie führen, und bey dieſer müßt ihr genau verbleiben; dieſe müßt ihr in ihrem ganzen Umfange betrachten, ſie auf das Leben eurer Zuhörer ſich beziehen laſſen, und ihnen dieſelbe ans Herz legen. Die Prediger haben den Vortheil, daß ihre Materien an Würde, Schönheit und Vortreflichkeit weit erhabener ſind, als die, welche vor Gericht und in den Rathsverſammlungen der Nationen abgehandelt werden. Aber ſie ſind auch weit mehr bearbeitet, und erſchöpft; und man hat richtig angemerkt, daß ein Prediger weit eher Gleichgültigkeit bey ſeinen Zuhörern erwecken könne, als ein Sachwalter, und weit ſchwerer zur Vollkommenheit gelangen werde.

Der geiſtliche Redner muß in ſeiner Abhandlung den Text entwickeln. Der Text muß die Abhandlung zuſammengezogen ſeyn. Dieſe muß der Pflanze gleichen, die eigentlich der Saame iſt, der durch die Nahrung hervorgezogen, und bis zu ſeiner gehörigen Größe organiſirt iſt. Alle euere Anmerkungen müſſen aus dem Texte natürlich fließen; ſie müſſen ſeinen Verſtand erklären und beſtätigen, oder die daher geleiteten Folgen anpreiſen. Sobald euer Zuhörer den Text gehört hat, wird er ſich einen gewiſſen dunkeln Begriff von demjenigen, was ihr ſagen werdet, machen. Werdet ihr ihn auf einen ganz andern Pfad führen, ſo wird er ſich betrogen ſehen, und insgemein mißvergnügt werden. Bey der Wahl euers Textes müßt ihr der Gewohnheit und der Vernunft mehr als dem Eigenſinne folgen, und alle Eitelkeit vermeiden. Wählet unter den Stellen der Schrift,

die ſchicklichſte, die vollſtändigſte und zugleich nicht die läng-ſte, um die Aufmerkſamkeit nicht zu ermüden. Nach der Wahl der Materie iſt nichts ſo nöthig, als die Betrachtung derſelben. Unterſucht ſie genau; überſchauet ſie von allen Seiten, erforſchet ihre Verbindungen, ihre Gegenſätze; fraget auch diejenigen um Rath, die darüber geſchrieben haben. Aber die Ausarbeitung muß ganz euer eigen ſeyn. Schreibt nicht gleich, nachdem ihr die beſten Schriftſteller nachgeleſen habt. Ihr müßt ihre Ordnung einigermaßen vergeſſen, und eure Materialien nach euern eignen Fähigkeiten, in eine neue Form bringen. Sammlet euch dieſelben in Menge ein; und wählet aus dieſem Vorrathe die beſten. Gehet niemals über eure Materie flüchtig hin. Sucht bis in ihren Grund einzudringen; berührt nur das nützliche, aber dieß erſchöpfet ganz, und laßt eure Zuhörer vollkommen befriediget werden. Beſonders ordnet euere Materialien ſorgfältig. Prüfet die Methode, nach welcher ihr die Kette euerer Gedanken geſchloſſen habt, auf dieſe Art; fraget euch, ob ihr dieſen oder jenen Theil hinweggelaſſen; ob ihr einen verſetzen könnt, ohne dem Ganzen zu ſchaden? So lange ihr dieß noch thun könnt, ſo iſt in euerer Anlage ein gewiſſer Fehler. Nachher könnt ihr euch bemühen eure Schrift auszubeſſern und zu verſchönern. Eigentlich ſoll jede Rede eine Hauptmaterie enthalten, zu deren Erklärung und Beweiſe alle übrige Nebenmaterien beſtimmt ſeyn müſſen. In allen Werken der Kunſt iſt die Einheit der Anlage zur Vollkommenheit nothwendig; und wir können auch in der Natur nur auf einen einzigen Gegenſtand unſre ganze Aufmerkſamkeit richten. Diejenigen handeln alſo nicht vorſichtig, welche ſolche Texte wählen, die eine Erzählung vieler Tugenden enthalten; ſie beſchweren das Gedächtniß der Zuhörer und handeln von allen unzulänglich. Ferner, wenn irgend einige Dunkelheit in euerm Texte lieget,

ſo müßt ihr ſie erklären, ſie mag nun den Ausdruck, oder den Zuſammenhang deſſelben mit andern Stellen betreffen. Unterſcheidet die verſchiedenen einzelnen Theile, die er enthält, und die wieder unterſchiedene Abſchnitte ausmachen. Hierauf beweiſet die Wahrheiten, die in jedem liegen. Hernach widerleget, wenn ihr es nöthig findet, die Einwürfe. Endlich, ziehet wichtige und practiſche Folgen daraus. Der Eingang ward bey den Alten, nur bey außerordentlichen Fallen, wie in der erſten Catilinariſchen Rede, ausgelaſſen. Einige Neuere haben es bisweilen verſucht. D. Atterbury fängt ſeine Rede über die Worte: Selig iſt, wer ſich nicht an mir ärgert, alſo an: Aber kann denn irgend ein Menſch ſich an dir ärgern, heiliger Jeſu! der du ſo viel für ihn unternommen, und ausgeführt und gelitten haſt, u. ſ. w. Es iſt aber gefährlich, mit ſo viel Lebhaftigkeit anzufangen, weil man ſich ſchwerlich darinn erhalten kann. Man muß alſo vielmehr einige kurze Sätze vorher ſagen, um die Aufmerkſamkeit des Zuhörers zu gewinnen. Sie müſſen aber nicht weit geſuchet, nicht hochtrabend, nicht ſpitzfündige Gedanken, nicht gezwungen im Ausdrucke ſeyn; ſie müſſen genau mit dem Texte zuſammenhängen; ſie müſſen ſich ſelbſt anzubieten ſcheinen. Ein Kunſtgriff dabey iſt dieſer: Wenn ihr euern ganzen Entwurf gemacht habt, ſo ſucht unter den Folgen, die ihr daraus ziehet, die leichteſte und natürlichſte. Dieſe wird eine gute Einleitung ſeyn.

Ueber den Vortrag der verſchiedenen Theile der Rede, der auf den Eingang folgt, ſind die Meinungen verſchieden. Einige haben behauptet, daß dadurch der Reiz der Neuheit verlohren gehe, und die Neugierde des Zuhörers auf einmal befriediget werde, daß man vielmehr allmahlich die Materie ſich entwickeln laſſen, und ihm das Vergnügen gönnen müſſe, die Methode des Redners am Ende ſelbſt zu entdecken.

Dieſe Meinung iſt zwar in Abſicht auf diejenigen Schriften, die mit Aufmerkſamkeit geleſen werden ſollen, gegründet. Aber bey einer öffentlichen Rede, muß man dem Zuhörer, der nur allzu leicht die Ordnung und den Zuſammenhang des Vortrags vergißt, zu Hülfe kommen. Eben dieſe allgemeine Ausſicht wird die Neugierde erwecken. Aber dieſer Theil eurer Rede erfordert eine genaue Aufmerkſamkeit, und die Kunſtrichter haben unter den Reden des **Tullius**, die einzige für den **Muräna** angezeigt, worinn man eine ganz fehlerfreye Eintheilung findet. Die Abtheilungen eurer Rede müſſen ungezwungen aus dem Texte entſpringen; ſie müſſen nur wenige ſeyn, ſelten mehr als vier oder fünfe. Eine jede muß von der andern überhaupt unterſchieden ſeyn, und jede muß, wenn es möglich iſt, aus der vorhergehenden entſpringen. Hier iſt ein merkwürdiges Beyſpiel. Der Text iſt dieſer: **Juda, verräthſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuſſe?** D. **Young** betrachtet erſt die Handlung; hierauf macht er einige nützliche Anmerkungen darüber. Bey dem erſtern Abſchnitte, ſagt er, dient jedes Wort in dem Texte dazu, die Handlung unter den ſchwärzeſten Farben vorzuſtellen. 1. **Verräthſt du**, zeigt Bosheit an. 2. **Juda**, der vorgeſetzte Name bezeichnet den Verräther, und entdeckt Treuloſigkeit. 3. **Juda, verräthſt du des Menſchen Sohn?** Dieß enthält Undankbarkeit. 4. **Verräthſt du mit einem Kuſſe?** Dieß beſchuldiget ihn der Heucheley. Hierauf gehet er weiter, und beweiſet im andern Theile, daß jede vorſetzliche Handlung der Sünde einigermaßen alle dieſe Eigenſchaften an ſich habe. Die Anwendung betrift alle Menſchen.

Hingegen kann man ſich der oben erwähnten verſteckten Methode, wo nicht beym Ganzen, doch bey den unterſchiede-

nen Theilen der Rede bedienen; denn jeder Theil kann wieder in gewiſſe Abſchnitte eingetheilt werden, die man nach der genaueſten Ordnung abhandeln muß, ob man ſie gleich nicht anzeigt. Nur die Zergliederung entdeckt die kleinern Theile und Nerven des Körpers.

Der folgende Theil euerer Rede, der die Beweiſe oder die Abhandlung enthält, erfordert eure ganze Aufmerkſamkeit. Die Anmerkungen, die wir oben davon machen, laſſen ſich auf die geiſtliche Beredſamkeit leicht anwenden. In dieſem Theile könnt ihr nie deutlich genung ſeyn. Nur hütet euch, nicht weitſchweiffig zu werden. Ihr müßt nie die Beweiſe überhäufen. Der Eifer für die Wahrheit muß euch nicht verleiten, etwas überflüßiges zu ſagen. Ihr werdet überdieß unter den vielen Beweiſen einige ſchwache, zweifelhafte und vielleicht falſche einrücken; und ein ſchwacher Grund, ſagt Baco, ſchwächt alle die guten, die vorher giengen. Ihr müßt wenige, deutliche und richtige Gründe wählen. Ferner müßt ihr nicht aus einer Eitelkeit, immer neue Dinge zu ſagen, die ſeltſamſten und mit Mühe geſuchten Beweiſe wählen. Die ſpitzfündigen Muthmaßungen von dem Weſen der Seele, ihrer Dauer, ihren Handlungen in einem andern Leben, werden die Zuhörer ermüden, ohne ſie zu unterrichten. Eben ſo behutſam müßt ihr von den allerheiligſten Geheimniſſen des Chriſtlichen Glaubens reden; und eine gemeine Verſammlung nicht mit den Entdeckungen aus der Hebräiſchen Critik, oder mit den vergeſſenen Begriffen des tauſendjährigen Reichs unterhalten. Vergeſſet nie den Endzweck der Predigt, die Menſchen weiſe zu machen zur Seeligkeit. Eben ſo wenig müßt ihr von euern Wahrheiten ſo reden, wie gewiſſe Gelehrte, die viel geleſen haben, und bey den vornehmſten Materien aus der Sittenlehre ihre unverſtändlichſten Speculationen eröffnen,

unauf=

unaufhörlich ihre Beweiſe aus dem ewigen Unterſchiede der Dinge, aus der Liebe zur Wahrheit, aus dem allgemeinen Wohlwollen, oder einem gewiſſen moraliſchen Gefühle herleiten. Sie gleichen einem Arzte, der ſeinen Kranken, an ſtatt ihn geſund zu machen, mit gelehrten Abhandlungen aus der Anatomie unterhält. Wenige zweifeln im Ernſte, ob ſie mäßig und gerecht ſeyn ſollen. Aber worinn dieſe Pflichten beſtehen; zu was für Vortheilen ſie führen; wie wir können bewogen werden, ſie auszuüben; was es für Bewegungsgründe giebt, uns darzu zu ermuntern; was für Vorſchriften, denen wir folgen; was für Verſuchungen, die wir vermeiden ſollen: dieß ſind verſtändliche und nützliche Puncte, die nicht in Spitzfündigkeiten verwickelt ſind, und alle Menſchen angehen. Ihr müßt euch hauptſächlich, ſo ſehr ihr könnt, nach den Fähigkeiten eurer Zuhörer richten. Sind ſie Gelehrte, ſo habt ihr mehr Freyheit. Sind ſie untermiſcht, ſo könnt ihr zwar ſtrenge und einigermaßen weitläuftige Schlußreden brauchen; aber ihr müßt euch aller Spitzfündigkeiten enthalten. Sind ſie ungelehrt; ſo müßt ihr euch nur leichter, kurzer Beweiſe bedienen, die von berühmten Beyſpielen, vom geſunden Verſtande und von der Erfahrung hergenommen ſind. Ihr müßt, ſo ſchwer dieß auch iſt, vollkommen deutlich, und doch nicht langweilig; ohne Zierrath, und doch nicht ohne Anmuth; ſtrenge in den Schlußreden, und doch nicht dunkel ſeyn. Auch für die ungelehrte Verſammlung darf keine Abhandlung nachläßig geſchrieben werden. Denn auch die Seele des Ungelehrten beſitzt den Schatz einer natürlichen Vernunft, nach welcher, in ſo weit ſeine Einſicht reichet, er richtig urtheilet. Geſunder Verſtand iſt für alle Claſſen und für alle Köpfe. Faſſet alſo anfangs eure Reden auf ſo eine Art ab, daß ihr ſie mit geringen Veränderungen vor allen Arten von Zuhörern halten könnt.

Um dieß zur Vollkommenheit zu bringen, müßt ihr euch darinn, ſo ſehr ihr könnt, derjenigen liebenswürdigen Einfalt nähern, welche nach dem Geſchmacke aller Gattungen von Zuhörern iſt. Ueberhaupt prediget nie des Vorzugs oder des Ruhms wegen, ſondern um Gottes und der Tugend willen. Dann werdet ihr, wenn euer Genie es verſtattet, gedrungen, nachdrücklich und ungezwungen reden. Durch dieſe Eigenſchaft unterſcheidet ſich Tillotſon vorzüglich. Barrow iſt reicher; Clarke gelehrter; Atterbury zierlicher, Sherlock neuer, kürzer, ſinnreicher. Aber jener ſcheint allein die Sprache der Aufrichtigkeit, und des feinen Verſtandes zu reden; und ſie iſt ſo fließend und leicht, daß man erſt, wenn man ſie unterſucht hat, entdeckt, daß es das Werk eines feinen Genies iſt. Bey den Stellen der heiligen Schrift bemerkt dieſe Vorſchrift, daß ihr nicht eine große Anzahl derſelben zuſammenhäufen, ſondern nur ſolche Stellen wählen müßt, die genau zu euerm Vorhaben gehören. Wählt ſolche, die von den heiligen Schriftſtellern in dem Verſtande aufgeſetzt worden, in welchem ihr ſie anführt. Wählt nicht ſchwere und zweifelhafte Stellen, wo ihr leichtere finden konntet. Wenn ihr überdieß die Ausdrücke der Schrift in eure eigene Sprache miſchet, ſo müßt ihr theils behutſam ſeyn, daß es nicht allzuoft geſchieht, theils, daß ihr nicht den Zuſammenhang der Schriftſtellen ohne Unterſcheid durch eure Gedanken unterbrechet, oder ſie bey geringen Gelegenheiten anwendet. Die heydniſchen Beyſpiele von Tugenden müßt ihr ſehr ſparſam anführen. Bey dem Ende eines jeden Abſchnittes könnt ihr eine kurze Wiederholung des ganzen Beweiſes, wie auch am Ende der Rede, einen Innbegriff aller Beweiſe hinzuſetzen. Doch die beſte Art zu ſchließen iſt die, wenn man mit der Anführung der Folgen, eine Anwendung auf die Zuhörer macht. Zu-

erſt

erſt müßt ihr euch nicht auf ſehr allgemeine Folgen einſchränken. Wahlt nur die vornehmlich, die zu euerm Texte eigenthümlich gehören, und daraus nach dem Geſichtspuncte, worunter ihr ihn betrachtet, entſpringen. Einerley Folgen dürfet ihr nicht an verſchiedenen Orten anführen; oder ſie müſſen in einem neuen Lichte mit Anſtand gezeiget worden. Die Folgen müſſen immer an Stärke zunehmen, und die rührendſten müſſen zuletzt ſtehen. Sie müſſen natürlich auf einander folgen. In ihnen müſſen beſonders die Leidenſchaften herrſchen. Sie müſſen ſich auf die Wahrheit gründen, aber heftig rühren. In Anſehung der Erregung der Leidenſchaften iſt dies die beſte Anweiſung: Ueberleget ſorgfältig, ob ihr ein Genie habt, das zur rührenden Beredſamkeit geneigt iſt. Beſitzt ihr dies nicht, ſo verſucht es auf keine Art; alle eure Bemühungen werden vergebens ſeyn. Betrachtet die Verſuche eurer früheſten Jugend; zu dieſer Zeit zeigt das Genie, von der Kunſt noch unverändert, ſeine angebohrne Neigung. Ferner, wenn ihr eine Materie überdenket, ſo bemerkt, wohin führen euch eure erſten Gedanken? Dieſe ungezwungene Umherſchweifung zeigt die Richtung der Natur. Endlich, welches ſind die Wiſſenſchaften, dazu ihr euch geneigt findet? Dadurch werdet ihr entdecken, ob ihr Genie zu der Erregung der Leidenſchaften habt. Jede Rede beſtehet aus verſchiedenen Gattungen der Sprache. In welcher fangt ihr zu erſt an, und worinn kommt ihr am geſchwindeſten weiter? Iſt euer Genie wirklich zum Pathetiſchen geneigt; ſo werdet ihr zwar die deutlichen und unterrichtenden Theile ſorgfältig ausarbeiten, weil ſie zu eurer Abſicht gehören; aber ihr werdet dies nicht mit ſo viel Leichtigkeit und Vergnügen thun, als bey den andern. In jedem Theile eurer Rede kömmt zwar oft die Gelegenheit zu rühren vor; aber in allen, außer

bey der Anwendung, muß die Erweckung der Leidenſchaften, wie Blitze, ſchnell erſcheinen und verſchwinden. Allein in der Anwendung müßt ihr den ganzen Strom eurer Beredſamkeit hervorbrechen laſſen. Eure Gedanken, eure Sprache, eure Stimme, eure ganze Geſtalt muß belebt ſeyn. Denn durch die vorhergegangene Ueberzeugung iſt das Gemüth zu dem Eindrucke der Leidenſchaften vorbereitet; und dieſer Eindruck, den ihr durch ihre Erwegung bey den Zuhörern macht, iſt der ſtärkſte und dauerhafteſte. Die beſte Vorſchriſt bey dieſer Materie, der ihr beſtändig folgen müßt, iſt dieſe: Erhitzt eure Einbildungskraſt durch ein lebhaftes Bild von allen den Umſtänden, in denen ihr euch befindet, wenn ihr ſchreibt, oder wenn ihr eure Ausarbeitung vortragen ſollt; von der Würde der Materie, von der Vortreflichkeit des Vorhabens, von dem Eifer, der euerm Amte geziemet, von dem Nutzen, den ihr ſchaffen könnt, von dem Orte, der Gelegenheit, den Zuhörern, der Stille, der Aufmerkſamkeit; geſetzt, daß alle itzt gegenwärtig wären. Ein Prediger muß ferner hierbey bemerken, daß die Wirkungen des Pathetiſchen mit den Zuhörern abwechſeln, und darnach muß er ſich richten. Ferner iſt die Furcht die allermächtigſte Leidenſchaft. Dieſes heftige Werkzeug muß er alſo für die Sache der Religion gebrauchen. Er muß die Menſchen nicht nur zur Tugend durch Vorſtellungen ihrer Schönheit zu gewinnen, ſondern auch vom Laſter durch das Gemählde ſeiner Häßlichkeit abzuſchrecken ſuchen, und vor den Augen des Sünders die unausſprechlichen Qualen, mit eben ſo lebhaften Farben, wie die zärtliche Erbarmung des allmächtigen Richters abſchildern.

Aber wenn der Redner ſeinen zuerſt angelegten Plan ausgeführt, wenn er nichts mehr zu ſagen hat, nichts wichtigers

tigers mehr, als das vorgehendende, wenn er ſeinen Beweis unter einen Geſichtspunct gebracht hat, wenn der Eindruck bey den Zuhörern lebhaft und warm iſt; dann erſt kann er ſchließen. Bisweilen kann er auch bey den Beweiſen und der Anwendung die Strenge der Schlüße und die Heftigkeit der Leidenſchaften, durch Züge der Einbildungskraft mildern. Aber ſie müſſen bey ſo ernſthaften Werken ſparſam und mit Behutſamkeit angebracht werden. In einer Rede, wie in einem Drama, muß jede Zeile den Zuhörer näher zum Schluße bringen, und jedes Bild muß ihm mehr Licht verſchaffen, ſonſt iſt beydes überflüßig. In Abſicht auf die Schreibart, muß er die Vorſchriften zu einem guten hiſtoriſchen Stil beobachten. Sie muß nur da zu ſeyn ſcheinen, um die Gedanken mitzutheilen, wie das Cryſtall, das die Dinge dem Auge vorſtellt, ohne daß es dazwiſchen zu ſtehen ſcheinet. Daher muß er den blumenreichen und prächtigen, aber auch den niedrigen Ausdruck vermeiden. Die Figuren muß er mäßig brauchen. Die Hyperbel und Proſopopöie am wenigſten. Die Apoſtrophe unterbricht, wenn ſie ſo oft gebraucht wird, die Aufmerkſamkeit. Alle ſtudirte Harmonie, Sentenzen, die in Gegenſätzen gegen einander abgewogen ſind, künſtliche Perioden, abgemeſſene Cadencen, eine unterbrochene rauhe Kürze, häufige Fragen, harte Uebergänge, veraltete Wortfügungen, fremde Ausdrücke: dies alles ſind Fehler, welche die natürliche Einfalt, die Vollkommenheit ſeiner Schriften ſtöhren. Die Elocution. Weil ſeine Verſammlung groß iſt, ſo muß er zwar die Stimme erheben; er muß mehr Stärke, Heftigkeit, Leidenſchaft, Geſchwindigkeit bey der Abhandlung, mehr Einbiegungen der Stimme und deutlichere Abänderungen als ſonſt, zeugen; aber überhaupt muß er eben ſo nach der Natur, wie in vertrauten Geſprächen, mit eben den

Tönen,

Tönen und dem Nachdrucke reden. Der Prediger muß alſo nicht, wenn er die Kanzel beſteigt, eine ganz andre Perſon annehmen. Die Gewohnheit der Alten, ohne Vorbereitung zu predigen, machte ihre Ausſprache und ihre Geberden viel natürlicher. Man muß ſich alſo bemühen, ſo eine Ausſprache anzunehmen, wie ſie demjenigen Tone am meiſten ähnlich iſt, womit ein weiſer und ernſthafter Mann, der von Natur beredt iſt, über ernſthafte und wichtige Materien reden wird.

Von den Geberden iſt ſchon in der erſten Abtheilung dieſes Werks gehandelt worden. Sucht euch nur das, was ihr ſagen, und die Art, womit ihr es ſagen wollt, vollkommen bekannt zu machen; und dann überlaßt eure Bewegung der Natur. Sie wird eure Worte mit geſchickt übereinſtimmenden Bewegungen begleiten. Aber die vornehmſte Bemühung des geiſtlichen Redners, wodurch er ſich den Mangel vieler ſchönen Eigenſchaften erſetzen kann, muß dahin gerichtet ſeyn, daß er ſich Anſehen verſchaffe. Und wie kann er dies? „Wenn er die Meinung von ſich erweckt, „daß er einen hinlänglichen Grad von Wiſſenſchaft, von „vollkommner Aufrichtigkeit und Fleiß beſitze; wenn er ſeine „Reden mit der gehörigen Sorgfalt ausarbeitet; wenn er „auf die rechte Wahl ſeiner Materien eine genaue Aufmerk„ſamkeit wendet, ſie nach der deutlichſten Methode ordnet, „ſie mit einer ſtrengen Beurtheilung, mit gehörig gemäßig„ter Leidenſchaft und behutſamer Einbildungskraft abhan„delt; wenn er ſeine Gedanken gehörig, deutlich und kurz „ausdrückt, und die ganze Rede mit einer natürlichen, an„ſtändigen Hitze und Abänderung vorträgt, beſonders aber, „wenn er ſeine Sitten mit ſeinen Lehren genau übereinſtim„men läßt; wenn er das iſt, was er anpreiſet.„

Bucking=

Buckinghams Verſuch über die Dichtkunſt.

Unter allen Künſten, worinnen die weiſen unter den Menſchen ſich hervorthun, iſt die Kunſt wohl zu ſchreiben, das Meiſterſtück der Natur; und keine Art von Beſchäftigung erhebt den Menſchen ſo hoch, als die geheiligte und ſeelenrührende Poeſie; keine Werke erfordern ein ſo feines Gefühl, und keine glänzen ſo ſehr, als glückliche Wercke der Dichtkunſt. Es ſey ferne von uns, daß wir dieſen hohen Namen entweihen, und ihm dem Pöbel zugeſtehen ſollten. Die Kraſt zu dichten iſt nicht eine ſchnell entſtandene Flamme der Phantaſie, die zuweilen unſre Seelen blendet, und den niedrigſten Reimen aufhilft. — Hell wie ein lodernde Feuer, aber im Augenblick verloſchen! Der wahre Witz iſt fortdaurend, wie die Sonne, die ſich zwar zuweilen hinter einer Wolke verbirgt, aber alsdenn wieder hervorbricht, und Bewunderung über die Welt verbreitet. Sylbenmaas und Reim, und der harmoniſche Klang, der auch das feinſte Ohr mit keinem Uebellaut verwundet, ſind nothwendig, aber nur gemeine Künſte; vergebens werden alle die äußern Theile zum Bau des Ganzen herbeygeſchaft, wenn das Genie mangelt; denn dieſes iſt die Seele; ein Geiſt, der das ganze Werk belebt, wie der Geiſt der Natur die Welt in Bewegung ſetzt; eine Flamme, die mitten unter der Erzeu-

* Die Veränderung, die ich mit dem vorhergehenden Abſchnitte unternahm, zog auch dieſe nach ſich. Wenn der Verfaſſer dieſer Ueberſetzung, die ich aus der brittiſchen Bibliothek entlehnt habe, mir dieſe Freyheit, wodurch er von ſeinem Ruhme nichts verlieren kann, vergiebt; ſo wird das Publicum mit dieſem Zuſatze zu dem Originale gewiß zufrieden ſeyn. Ueberſ.

Erzeugung der Gedanken glüht; etwas göttliches, und mehr als Witz; etwas, das ſelbſt unſichtbar iſt, und doch alle Dinge zur Schau ſtellt, das alle Menſchen abſchildert, aber von keinem abgeſchildert werden kann. Wo wohnſt du? welche Hölungen des Gehirns können ein Ding faſſen, das einen ſo weiten Umfang hat, und ſo viele Kräfte beſitzt? Wenn ich, in leeren Stunden, umſonſt deine Abweſenheit beklage; o! wo verbirgeſt du dich da? und woher kehrſt du zurück, mich zuweilen, mit mächtigen Reitzungen, dem Vergnügen der Nacht, und den Geſchäften des Tages zu entreiſſen? Selbſt itzt muß ich, zu ſehr entzückt, deinen Lauf zurück halten und mich des nothwendigen Zügels bedienen. Wie alles Dummheit iſt, wenn die Phantaſie unterliegt; ſo iſt die Phantaſie ohne Urtheilskraft, nur Unſinn; und die Urtheilskraft hat einen unbegränzten Einfluß nicht nur auf die Wahl der Worte und der Gedanken, ſondern auch auf die Welt, auf die Sitten und auf die Menſchen. Die Phantaſie iſt das Gefieder des Kiels; die Vernunft iſt der weſentliche nöthige Theil, der den Verſtand beſchäftiget, wenn die andre das Herz gewinnt.

Hier ſollte ich die mannichfaltigen Arten der Gedichte und die gantze Kunſt der Poeſie erzehlen; aber wer darf nach Horazen eine ſolche Arbeit unternehmen? nach Horazen der die vortreflichſten Lehren und Beyſpiele zugleich giebt. Ihn zu wiederholen, iſt das beſte; alles, was wir ſelbſt ſagen können, iſt vergebens; der Vorſatz würde toll und die Mühe fruchtloß ſeyn. Es iſt wahr, die Alten können wir nach Gefallen berauben; aber wer kann ſich in dieſer geringen Beſchäftigung gefallen, wenn er nicht den Stolz eines Schauſpielers hat, deſſen Kunſt wirklich die Geſchicklichkeit eines Schriftſtellers überſteigt, der nur entlehnte Schriften ſchreibt. Doch die neuen Geſetze ſind wegen neuer Fehl-

tritte gemacht worden, und neue Ungereimtheiten helfen uns auf neue Gedanken. Was hat die Satire nöthig vom Raube zu leben, wenn ſich ihr immer ſo viele neue Veranlaſſungen darbieten? Unſer Erdboden iſt fruchtbar und voll von dem üppigſten Unkraut und von häßlichern Mißgeſtalten, als der Nil jemals hevorgebracht hat. Aber die Narren haben keine Urſache ſich zu fürchten; hier ſoll von Witz und Verſtand gehandelt werden. Die Gebrechen der witzigen Köpfe erfordern eine Cur, und diejenige, die es wirklich ſind, werden ſich ihr gerne unterwerfen.

Zu erſt laßt uns von den **Liedern** reden, die itzt in ſo großem Ueberfluße vorhanden ſind, daß nicht ein Thor gefunden wird, der nicht ein Liedchen aufzuweiſen hätte; ein gefährliches Gewehr, das er, den Geſetzen des Apollo zuwider, auf alle, die ihm begegnen, losdrückt! Obgleich nichts ſo leicht zu ſeyn ſcheinet, als ein Lied; ſo erfordert doch keine Art von Gedichten mehr Kunſt. Denn wie in einer ganzen Reihe der reichſten Perlen manche Mängel liegen können, die unſern Augen entwiſchen, und wie der geringſte von dieſen Fehlern, in einem kleinen Ringe völlig ſichtbar wird, und den Werth vermindert; ſo fällt auch in Liedern der Mangel nöthiger Vollkommenheiten ſogleich in die Augen. Aber wo ſieht man itzt eins ohne Fehler? Sie erfordern eine genaue Richtigkeit der Worte und Gedanken, einen leichten Ausdruck, der nicht zu kriechen ſcheint, und eine edle Erfindung, die ſich nicht zu hoch empor ſchwingt. In ihnen müſſen die Wörter, unverſetzt, eine ſolche Ordnung behalten, daß ſie von ungefähr ſo zu ſtehen ſcheinen, ungeachtet der Fleiß dieſe Ordnung hervorgebracht hat. Aus ihnen muß der unzüchtige Scherz, der Afterſohn des Witzes, verbannt ſeyn, ſo wie er nirgends zugelaſſen werden ſollte.

Die

Die ekelhaften Lieder, welche ein neuer Schriftſteller * gemacht hat, ziehen noch ſeinem Schatten abgenöthigte Vorwürfe zu. Feurige Gedanken von entzückender Luſt erregen auch bey den Sittſamſten und Zärtlichſten keinen Ueberdrus. Aber unzüchtige Worte, zu grob, Verlangen zu erregen, gleichen Haufen aufgethürmten Holzes, die das Feuer nur dämpfen. Er verdient wegen andrer Urſachen unſer Lob; aber er unterdrückt die Leidenſchaft, die er zu erregen gedenckt.

Die Elegie, mit ihrer ſanften und feyerlichen Stimme, mit ihrem Inhalt voll Ernſt, ſey nunmehro mein Gegenſtand. Sie enthält das Lob der Schönheit, des Muths und der Weisheit; und oft klagt auch die hoffnungsloſe Liebe in ihr. Vergebens, ach! Denn wo iſt die, welche durch Witz gerühret wird? Dieſer Phönix verdienet geliebet zu werden! Aber lärmender Unſinn und Narren, die Plage der Menſchen, gefallen dieſem ſeltſamen Geſchlechte am meiſten. Dieſes gereicht denjenigen zur Ehre, welche Kennerinnen ſind; die Menge erhöht den Werth der Wenigen. Doch die Schönen haben meine herumſchweifenden Gedanken, von ihrem eigentlichen Gegenſtande zu ſich hingelockt, ein Schickſal, das mein ganzes Geſchlecht zu oft betroffen hat! — Die größern Fehler derjenigen, welche Gedichte von dieſer Art geſchrieben haben, liegen nicht in dem unrichtigen Gebrauche der Worte, noch im Mangel des Witzes. Wäre auch in dem Sylbenmaaße Harmonie, und enthielt auch jedes Paar Verſe einen ſinnreichen Einfall; wenn nicht jeder Gedanke mit dem andern richtig zuſammenhängt, wenn nicht der ganze Plan ſo geſchickt entworfen iſt, daß jede Zeile immer höher ſteigen kann, wie angenehme Berge ſich ſanft

* Der Graf von Rocheſter.

ſanft erheben, bis ſie den Himmel erreichen; ſo können vielleicht ſolche Kleinigkeiten eine kurze Zeit gefallen, aber unſterblich werden ſie nicht ſeyn. Man nenne ſie Epigrammen, Spitzfindigkeiten, oder wie man ſonſt will, nur nicht wohlgeſchriebene Elegien.

Von einem höhern Schwunge und von einer glücklichern Stärcke ſind die Oden. Der Muſen ungezämteſtes Roß, das wild aufſpringet, den Reuter nicht ruhen läßt, ſchäumt und Bewegungen eines Beſeſſenen macht. Hier wird die wahre Begeiſterung des Dichters erfordert, hier muß ihn eine dichteriſche Wuth erhitzen, ſeine ganze Phantaſie muß Feuer ſeyn. Cowley würde den Ruhm haben, in dieſer Art von Gedichten vortreflich zu ſeyn, wenn er mit der Natur die Regeln der Kunſt verknüpft hätte. Aber zuweilen hat er einen edlen Gedanken durch einen niedrigen Ausdruck oder durch einen harten Vers getödtet, oder doch verunſtaltet. Ungeachtet alles in Wuth und Feuer hervorgebracht zu ſeyn ſcheint; ſo muß doch die Sprache ſanft und leicht dahinflieſſen. Dieſe Geſetze haben vielleicht die Mine einer zu großen Strenge; aber hier giebt die Urtheilskraft nach, und die Einbildungskraft herrſcht, welcher die Muſe Ausſchweifungen erlaubt und dadurch die Arbeit leichter macht als ſie zu ſeyn ſcheint.

Unter allen Mitteln, welche die weiſeſten Männer angewendet haben, die herrſchenden Sitten zu beßern, und das menſchliche Geſchlecht zu demüthigen, hat die wohlgeſchriebene Satire die glücklichſten Wirkungen hervorgebracht. Die Geneſung iſt gewiß, wenn man die Arzneymittel gern gebraucht. Es iſt ſchwer, über dieſe Materie etwas zu ſchreiben, ohne ſchon oft geſagte Dinge zu wiederholen; wir wollen nur einige gemeine Irrthümer aus dem Wege räumen, welche eine Schönheit, die wir ſo ſehr lieben, verunſtalten,

ſtalten. Einige bemühen ſich nicht genug um ausgeſuchte Worte, und meinen, ſie müſſen ſo rauh ſeyn, als der Gegenſtand, von dem ſie handeln. Ein Gedicht dieſer Art muß mit Genauigkeit ausgearbeitet, und in ihm müſſen die bitterſten Gedanken durch die ſchmeichelhafteſten Worte ausgedrückt werden. Einige glauben ihren Endzweck gewiß zu erreichen, wenn ſie beißend genug ſind; als ob ihr einziger Beruf wäre, zu ſchelten. Aber die menſchliche Schwachheit unterſcheidet eine Satire von einer Zänkerey. Man muß keine Hitze verrathen, und Vorurtheile ablegen. Das Lächeln einer Satire iſt beißender als ihr Ernſt. Ihr ſcheint einen mitbuhlenden Jüngling zu verachten; die Bosheit ſelbſt kann den Schein der Wahrheit gewinnen. Dryden hat hier auf unſer Lob einen billigen Anſpruch, und ſein Mack-Fleckno * krönt ihn mit unſterblichen Lorbern.

Hier, meine Muſe, ruhe ſorgenlos aus; ein wichtigeres Geſchäft erwartet deinen Fleiß. Wie ein junger Adler, der ſich vornimmt auf ſeinen Schwingen durch die Himmel eine lange ungewohnte Reiſe zu thun, zuvor die ganze Gefahr der Unternehmung erwägt, ſeinen eignen Kräften nicht trauet, und die hohe Straße der Wanderer in der Luft fürchtet; aber doch, durch einen kühnen Entſchluß, und durch Hoffnungen, die ſeine Furcht überwiegen, angetrieben, ſein Gefieder mit Sorgfalt zubereitet, und endlich beherzt die nachgebende Luft durchſchneidet, und ſo ſchnell, ſo hoch, ſo weit hinwegfliegt, daß er uns immer kleiner zu werden ſcheint, und zuletzt gar verſchwindet; alſo wagt die Muſe, ungeachtet ſie ſich zu einem ſo wichtigen Gegenſtande zu ſchwach glaubt, ein ſchärferes Lied zu ſingen. Und warum ſollte die Wahrheit beleidigen, wenn ſie blos zum Unterrichte

* Ein berühmtes ſatiriſches Gedicht des Dryden.

terrichte des Unwiſſenden und zur Warnung des Verwegenen geſagt wird? So unternimm es denn, meine Muſe, Lehren zu geben, die die Schaubühne betreffen.

Die Einheiten der Handlung, der Zeit und des Orts, welche den Schauſpielen ſo viel Zierde mittheilen, ſind, ihrer Vernachläßigung ungeachtet, zu wohl bekannt, als daß ſie hier gelehrt werden müßten, wo wir nur auf die Verbeſſerung geringerer Fehler und ſelten vorkommender Irthümer der engliſchen Schaubühne bedacht ſind.

Monologen müſſen nur ſparſam angebracht werden, außerordentlich kurz und voll Affect ſeyn. Unſre Liebhaber, die zu ſich ſelbſt reden, machen aus Mangel andrer Leute das Parterre zu ihrem Vertrauten. Der Fehler iſt nicht kleiner, wenn ſie ſich ihren Freunden bloß deswegen vertrauen, damit es die Zuſchauer erfahren mögen. Die Gelegenheit muß allemal ſo natürlich ſeyn, als ſie iſt, wenn Bellario * alles bekennet.

Die Figuren der Rede, welche die Dichter für ſo ſchön halten, ſind nichts anders, als Schminke auf einem reizenden Geſichte; die Kunſt iſt ein Firnis, der unnöthig iſt, der Natur einen Glanz zu geben. Sie finden nur in Beſchreibungen ſtatt. Die Declamationen eines Zornigen, die Beredſamkeit eines Traurigen, und der Witz verzweifelnder Liebhaber müſſen nothwendig die gehörige Wirkung thun; denn wer wird ſich enthalten können, mit einem ſterbenden Helden, der auf eine elende Art witzig iſt, Mitleiden zu haben? Aber o! ihr Dialogen! wo Scherz und Spott herrſchen! Wie Glocken tönen ſie unaufhörlich fort, ſeufzen in Gleichniſſen und ſterben in Reimen. Was für Weſen

* Im Philaſter, einem dramatiſchen Stücke von Beaumont und Fletcher.

ſind das, die für Poeten gehalten ſeyn wollen und doch von Natur unbegeiſtert, und in keiner Wiſſenſchaft unterrichtet ſind? Sie haben einigen Witz und verdienten deswegen ein anderes Handwerk zu verſtehen, als ein ſolches, bey dem ſie verhungern; aber Schauſpiele zu ſchreiben, das ſind kühne Anſprüche auf Urtheilskraft, Lebensart, Witz und Beredſamkeit. Ohne dieſen Theil wäre das Ganze vergeblich; und alles würde ein Körper ohne Seele ſeyn. Doch alles dieſes vereinigt, macht nur einen Theil des Dialogen aus, der großen und mächtigen, nunmehro faſt verlohrnen Kunſt, die die alten Griechen kannten, die die Römer in ſchwächern Abbildern nachahmten, und die nachhero kaum von wenigen begriffen worden iſt. Plato und Lucian ſind noch allein von allen Meiſtern in dieſer Kunſt übrig. Doch man muß auch England Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; Shakeſpeare und Fletcher ſind die neuern Meiſter. Leſet ihre Werke, ſeht ſie vorſtellen, und leſet ſie wieder. Denn ob ſie gleich in einigen Stücken große Fehler begehen; ſo haben ſie doch über unſre Leidenſchaften ſo viel Gewalt, daß unſer eigner Schmertz durch den ihrigen geſtillt wird. Dummköpfe werden genöhiget zu empfinden, und Weiſe weinen. Ahmet ihre Schönheiten nach, und vermeidet ihre Fehler. Zuerſt richtet eure Gedancken auf die Verwickelung und führt ſie nach und nach tauſend verſchiedene Wege. Dies hat oft allein gewiſſen Schauſpielen Beyfall verſchaft. Verlaßt den gemeinen Irthum (der ſo ſchön zu ſeyn ſcheinet) vollkommne Charactere zu zeichnen. Es iſt kein ſolches Ding in der Natur, und ihr ſchildert ein fehlerloſes Ungeheuer, das die Welt nie geſehen hat. Es müſſen einige Fehler vorhanden ſeyn, die das Unglück zwar verurſachen, aber doch Mitleiden verdienen. Nicht nur der Hauptplan muß kunſtreich entworfen ſeyn; eine jede rühr-

rende

rende Scene muß eine beſondere Verwickelung ausmachen. Denkt auf jede kleine Wendung, bemerkt jeden Ort, und entwerft, gleich den Mahlern, vorher das ganze künftige Geſichte. Doch ſeyd alsdenn nicht euer eigener Sclave, ſondern ändert das, was ihr ſchlecht findet. Sucht nicht ſowohl ſchimmernde Gedanken anzubringen, als vielmehr nur das zu ſagen, was ein Menſch in einem ſolchen Falle geſagt haben würde. Im Luſtſpiele wird noch mehr erfordert. Der Schauſpieler ſelbſt muß vor euern Augen ſeyn, und ihm müßt ihr eure geheime Meinung offenbaren, ungeachtet es eine beſchwerliche Arbeit iſt, ſich ſo herabzulaſſen. Schildert keinen einfachen Narren, ſondern ſeyd um das Gleichgewicht bemüht, und vertheilt die Thorheit weit umher. Wir ſind zu gewohnt, bloße Thoren nach der Mode zu ſehen; oft wird ein lächerlicher Menſch von einem ausgelacht, der es ſo ſehr iſt, als er. Der Falke fliegt nach einer edlern Beute; in tiefern Gegenden kann jede Nachteule ein Raubvogel ſeyn. Elende Poeten werden einen einzigen armen Narren verſchlingen; aber gleich den Bienen, von jeder Blume, Süßigkeiten zu dem koſtbaren Saft zu ſammeln, der der Welt Vergnügen und Nutzen ſchaft, dieß allein kann Beyfall zuwege bringen. Falſtaff iſt noch immer unnachahmlich. Ein andrer ſehr gewöhnlicher Fehler iſt, wenn der Witz eines großen Poeten zu ſehr überfließt, das iſt, wenn er gar aufhört, Witz zu ſeyn. Selbſt ſeine Narren ſprechen hohe Weisheit, und er läßt keine Perſon anders ſcherzen, als in voller Begeiſterung. Wenn die Richtigkeit eines jeden Theiles einmal verlohren iſt; ſo werden wir wohl lachen, aber auf Unkoſten des Dichters. Fliehet den überladenen Witz, der in unſerm Jahrhunderte ſo ſehr überhand genommen hat. Alles iſt Einfall; und Witz ſoll doch nur angebracht werden, um

den eigentlichen Gedanken eine angenehme Wendung zu geben. Aber weil einige neuere Poeten in keiner Tracht mehr ſchimmern, als in ihrer eignen; ſo laßt uns, um durch Beyſpiele deſto leichter zu überzeugen, einen Blick auf dieſe falſche Seite des Witzes werfen. Man macht zuerſt ruhig ein Selbſtgeſpräch, worinn alle Gründe gegen einander genau erwogen werden. Iſt es einmal fertig; ſo kömmt zu gelegener Zeit ein Held, erſchrocken vom Getöſe der Trommel, um der Schönen willen, die er beym erſten Anblick liebt, und der er ſeine ganze Leidenſchaft in Metaphern beweiſet. Aber ein trauriger, obgleich unbekannter Zufall trennt dieſes Paar, und läßt den Schäfer allein; ſogleich geräth er in Eiferſucht, ob wir gleich nicht wiſſen warum; alsdenn muß er, um ſich ſeinem Nebenbuhler zu verpflichten, den Entſchluß faſſen, zu ſterben. Aber vorher hält er noch eine Rede, worinn er der abweſenden Nymphe ſagt, wie heftig ſeine Liebe ſey; und doch überläßt er ſie nunmehr voll Großmuth dem geliebten Nebenbuhler, den er nicht kennt, und der nunmehro auf einmal erſcheint. Doch wer kann dem Schickſal widerſtehen? ach! er erſcheint zu ſpät, die eilfertige Hand zurück zu halten, die eben itzt den grauſamen Streich vollführt hat! Selbſt ſeinem Nebenbuhler blutet über dieſes Unglück das Herz; er liebt nunmehro ſeinen neuen Freund noch mehr, als ſeine Gebieterin und bricht in die bitterſten Klagen aus, ſich von ihm zurückgelaſſen zu ſehen; er zieht einen ſolchen Tod dem Glücke vor, zu lieben und geliebt zu werden. Was für ſchändliche und ungeheure Sachen ſind dieß nicht; und denn läſtern ſie diejenigen, welchen ſie nicht gefallen! Sie halten uns für partheyiſch gegen die Todten, und ſie verfolgen ſogar das Bruſtbild des alten Ben Johnſon mit ihrem Neide. Der innre Werth der Schaubühne wird nur in den folgenden Zeitaltern beſtimmt. Denn

Tänze

Tänze, Flöten, italiäniſche Geſänge und Reime können den Unſinn eine Zeitlang empor tragen, aber bald wird das, was itzt ſo ſehr die Oberhand hat, hinwegfallen, und die Vernunft wird nicht länger den Thoren unterwürfig ſeyn.

Mit mühſamen Schritten erſteigen wir endlich den Hügel des Parnaſſus, von deſſen hellglänzenden Gipfel die epiſchen Dichter, göttlich geſtaltet, auf die übrigen Poeten mit gerechtem Stolze herabſehen. Heldengedichte ſind billig für die äußerſten Gränzen des menſchlichen Witzes zu halten. Sie ſind Werke von ſo unſchätzbarem Werthe, daß die Welt ihrer nur zween hervorgebracht hat. Homer und Virgil! mit welcher heiligen Ehrfurcht horcht die Welt ſchon auf die bloßen Töne dieſer Namen! So ſehr ſich die übrigen Menſchen von einem Blödſinnigen, der nur ein zweyfüßiges Thier zu ſeyn ſcheint, unterſcheiden; ſo ſehr finden wir voller Erſtaunen, dieſe gigantiſchen Seelen über das ganze übrige Menſchengeſchlecht erhaben! In ihnen iſt die ganze Stärke der Natur vereinigt! Unſterblicher Ruhm und allgemeine Zurufungen begleiten ihre Namen! Leſet den Homer, und ihr werdet nichts nach ihm leſen können; denn alle andre Bücher ſcheinen zu ſchlecht, zu leer zu ſeyn, und mit ihm verglichen, ſind Verſe nur Proſe. Leſet ihn beſtändig fort, und Homer wird euch ſtatt aller Bücher ſeyn, die ihr nöthig habt. Hätte Boſſu niemals geſchrieben, ſo würde die Welt, gleich den Indianern, dieſes unübertreffliche Werk, als etwas göttliches, betrachtet, es bewundert, und nicht Unterricht, ſondern Begeiſterung von ihm erwartet haben. Aber Boſſu ſchloß die Heiligthümer auf, und zeigte, wo die mächtigen Zaubereyen verborgen liegen; er beſchrieb den Saamen und auf was für eine Art er ausgeſtreuet wurde, daß er zu einer ſolchen ungemeinen Größe aufwachſen konnte! — Allein was hilft es dem armen

Sterblichen, dieſes verheiſſene Land zu ſehen und nicht hinein zu kommen. Der Weg iſt bekannt, aber wer iſt geſchickt ihn zu wandeln. Wer kann alle Wiſſenſchaften gründlich verſtehen? Wo iſt der, deſſen Phantaſie ſich über den Geſichtskreis der ſchwachen Vernunft empor ſchwingt, und doch Urtheilskraft genug beſitzt, ihrem Flug zu richten? Wo iſt der, der gleich Virgilen ſich ſo richtig auszudrücken weiß, daß er nie zu viel, und nie zu wenig ſagt? Laßt einen ſolchen Mann ohne Anſtand ein Werk verſuchen; aber er muß mehr thun als ich ſagen kann; entfernt von des Taſſo ſchwindlichten Höhen, muß er auch da mit glücklichern Erfolge arbeiten, wo Spencer und Milton fehlen.

Sechſte Abtheilung.

Von der
Zeichnungskunſt.

Von der Zeichnungskunſt.

Obgleich einige die Kunſt zu zeichnen, als eine Geſchicklichkeit anſehen werden, welche mehr zur Zierrath als zum Nutzen dienen kann; ſo ſollte man doch eine ſo edle und angenehme Beſchäftigung, als die Zeichnungskunſt in den Stunden der Muſe verſchaft, bey der Erziehung der Jugend niemals verabſäumen, beſonders wenn ſich bey dem Schüler einiges Genie oder Neigung zu derſelben entdecket. Ich bin auch gar nicht der Meinung, daß ſie bloß zur Zierrath gehöre. Denn außer dem großen Nutzen, den ſie den Mahlern, Baumeiſtern, Ingenieurs, Bildhauern, und vielen andern, die nach gewiſſen Riſſen arbeiten, verſchaft; wie nützlich und angenehm muß es doch für einen jeden ſeyn, wenn er gleich auf der Stelle, den Entwurf von einem artigen Gebäude oder von einer ſchönen Ausſicht, von irgend einem merkwürdige Werke der Kunſt, oder einer ungewöhnlichen Erſcheinung in der Natur zu machen fähig iſt! Ich werde deswegen einen kleinen Theil meiner Zeit ſehr nützlich angewendet zu haben glauben, wenn ich euch einige kurze Vorſchriften gebe, wie ihr ſo viel Kenntniß von dieſer Kunſt erlangen möget, als ein Mann von Stande, oder der ſich den gewöhnlichen Bedienungen widmet, beſitzen muß. Zugleich will ich euch einige wenige Muſter zu euerm Vergnügen vorlegen, damit ihr in dieſer Kunſt ſo weit kommen möget, als es für denjenigen nothwendig iſt, welcher nicht ſeine vornehmſte Beſchäftigung daraus machen will.

Erſter

Erſter Unterricht.

Von den nöthigen Materialien und deren Gebrauche.

Das erſte, was ihr thun müßt, iſt, daß ihr euch mit den nöthigen Materialien, als mit Bleyſtiften, rothen und weißen Kreiden, Krahenfedern, Cameelharnen Pinſeln, Indianiſcher Tuſche, mit einem Liniale und einem Cirkel verſorget. Gewöhnt euch, den Bleyſtift viel weiter von der Spitze anzufaſſen, als die Feder bey dem Schreiben; ihr werdet ihn dadurch mehr in eurer Gewalt haben, und eure Züge freyer und kühner machen können. Den Bleyſtift gebraucht ihr, um den erſten Entwurf, die äußerſten Linien euers Stücks (Contour) zu zeichnen, weil jede falſche Linie deſſelben leichter als bey andern Materialien ausgerieben werden kann. Wenn ihr euern Entwurf (Skitz) ſo correct, als ihr könnt, mit Bleyſtift gezeichnet habt, ſo könnt ihr dann die richtigſten äußerſten Linien, die ihr gefunden habt, mit der Krahen Feder und Tuſche ausziehen, und hierauf die Linien mit Bleyſtifte mit Semmel behutſam hinwegreiben. Habt ihr dadurch einen deutlichen Contour erlangt; ſo müßt ihr euch nun damit beſchäftigen, wie ihr euerm Stücke den gehörigen Schatten geben möget, wozu ich euch in einem andern Unterrichte noch genauere Anweiſung geben werde. Ihr könnt dieß entweder mit feinen Strichen mit der Feder an denjenigen Orten thun, wo der Schatten erfordert wird, oder mit euerm Pinſel und der Tuſche denſelben anlegen. Das Lineal und den Cirkel werdet ihr ſehr ſelten und nur dann gebrauchen dürfen, wenn ihr die Verhältniſſe eurer Figuren, nachdem ihr ſie gezeichnet, abmeſſen wollt, um zu verſuchen, ob ſie richtig ſind

oder nicht; oder bey Gebäuden, Feſtungsriſſen, und andern Stücken der Baukunſt. S. von den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers, den ſiebenten Unterricht.

Zweyter Unterricht.

Wie man Linien, Vierecke, Cirkel und andre Figuren zeichnen ſoll.

Wenn ihr alle dieſe Werkzeuge in Bereitſchaft habt, ſo muß dieß eure erſte Uebung ſeyn, daß ihr gerade und krumme Linien leicht und annehmlich, aufwärts und herunter zu, nach der rechten und linken Seite, und nach allen andern Richtungen ziehen lernet. Ihr müßt auch aus freyer Hand, Vierecke, Kreiſe, ovale und andre geometriſche Figuren zeichnen lernen; denn die Geometrie iſt eben ſo eine Einleitung zur Zeichnungskunſt, wie es die Kenntniß der Buchſtaben zur Sprachkunſt iſt. Durch dieſe Uebung, einfache Figuren ſo lange zu zeichnen, bis ihr vollkommen Meiſter darinnen ſeyd, werdet ihr die Geſchicklichkeit erlangen, auch viele Dinge in der Natur und Kunſt mit größerer Leichtigkeit und Genauigkeit nachzuahmen. Aber hier müßt ihr eine gewiſſe Vorſchrift nothwendig annehmen; dieß iſt dieſe, daß ihr euch nie übereilet. Wenn man langſam fortgehet, ſo gehet man ſicher. Bemühet euch alſo erſt jede Figur vollkommen meiſterhaft zeichnen zu können, ehe ihr zu einer andern fortgehet; wie vortheilhaft, ja wie nothwendig dieß ſey, werdet ihr in der Folge erkennen. Wenn ihr die Tafel aufſchlagt, welche zu dieſem Unterrichte gehöret; ſo werdet ihr viele Muſter finden, bey denen ich wünſchte, daß ihr ſie alle mit der größten Sorgfalt nachahmen möchtet.

tet. Denn ihr müßt die Kunſt zu zeichnen mehr durch die Uebung als durch die Vorſchriften erlernen. Ueberdieß muß ich auch in Abſicht auf die Zeichnung noch anmerken, daß der Schüler ſich gewöhnen ſoll, alle ſeine Figuren ſehr groß zu zeichnen; denn dieß iſt das einzige Mittel, eine freye, kühne Manier im Zeichnen zu erlangen; und zweytens, daß er ſo lange ſich im Zeichnen übe, bis er eine vorzügliche Stärke in dem Gebrauche des Bleyſtifts erlangt hat, ehe er es unternimmt, eine Figur oder ſonſt einen Gegenſtand zu ſchattiren.

Dritter Unterricht.

Vom Lichte und Schatten.

Sobald ihr einigermaßen in der Zeichnung des Contours zu einer Vollkommenheit gelangt ſeyd, ſo müßt ihr euch bemühen, denſelben gehörig zu ſchattiren. Nur dadurch könnt ihr allen Körpern, die ihr vorſtellen wollt, ſie mögen beſeelt oder unbeſeelt ſeyn, die Mine des Lebens, die Bildung, die Entfernung, und ihren Unterſchied geben. Die beſte Vorſchrift, nach der ihr hier arbeiten könnt, iſt dieſe: ihr müßt Achtung geben, aus welchem Puncte und nach welcher Richtung das Licht auf diejenigen Gegenſtände einfällt, die ihr abzeichnen wollt. Nach dieſer Richtung müßt ihr in euerm ganzen Stücke das Licht und den Schatten überall austheilen. Derjenige Theil eines Gegenſtandes muß das meiſte Licht bekommen, welcher dem Lichte am meiſten gerade entgegen ſtehet. Fällt das Licht ſeitwärts auf euer Gemählde, ſo müßt ihr derjenigen Seite, die demſelben entgegen ſtehet, das meiſte Licht laſſen, und die andre, wel-

che am weiteſten davon entfernt iſt, am dunkelſten mahlen. Wenn ihr die Figur eines Menſchen zeichnet, und das Licht fällt über das Haupt herein, ſo muß der obere Theil des Hauptes am hellſten, die Schultern nach demſelben am lichteſten gelaſſen, und die niedern Theile allmählig dunkler gemacht werden. Derjenige Theil des Gegenſtandes, es ſey nun an nackten Figuren, oder in der Draperie, (die Zeichnung des Gewands) oder bey Gebäuden, welcher am weitſten hervor ſtehet, muß am hellſten gelaſſen werden, weil er ſich am meiſten dem Lichte nähert; und je mehr ein jeder Theil des Körpers ſich einwärts beuget, deſto mehr verliert er von ſeinem Lichte; weil diejenigen Theile, welche hervorragen, die Strahlen des Lichts vor demſelben aufhalten. Titian pflegte zu ſagen, er wüßte keine beſſere Vorſchrift zur Austheilung des Lichts und des Schattens, als die Beobachtung einer Weintraube. Alle ſeidene Zeuge werfen einen gewiſſen überaus blendenden Glanz an denjenigen Orten von ſich, wo das Licht am ſtärkſten einfällt. Eben dieß bemerken wir bey Rüſtungen, ehernen Gefäſſen, und andern ſchimmernden Metallen; man ſiehet da in der Mitten, oder im Mittelpuncte des Lichts, einen blendenden Glanz, der das ſchimmernde Weſen ſolcher Dinge entdeckt. Merkt ferner an, daß ein ſtarkes Licht einen ſtarken Schatten, ein ſchwächeres hingegen ſchwächere Schatten erfordert, und daß in dem ganzen Stücke ein gleiches Ebenmaaß des Lichts und des Schattens beobachtet werden müſſe. Diejenigen Theile, welche rund ausſehen ſollen, erfordern zum Schatten nur einen Strich, der auch bisweilen nur ſehr ſchwach ſeyn muß. Solche Theile, welche tief oder hohl ausſehen ſollen, erfordern zween Striche quer durch einander, oder bisweilen drey Striche, welche zu dem tiefſten Schatten hinreichend ſind.

Nehme

Nehmt euch auch in Acht, daß ihr euern Contour ſchwach und klein an denjenigen Theilen machen möget, welche das Licht bekommen; aber wo der Schatten hinkömmt, da muß euer Contour ſtark und kühn ſeyn. Fangt euern Schatten von oben an, und gehet ſo herunter; vornehmlich aber, wendet alle Sorgfalt an, ſowohl durch die Uebung als durch Beobachtungen zu lernen, wie ihr die Schatten gehörig abändern ſollt; denn hierinn beſteht ein großer Theil der Schönheit und Feinheit einer Zeichnung. Das andre, was ihr noch bemerken müßt, iſt, daß weil das menſchliche Auge in der Entfernung immer ſchwächer ſiehet, ſo müſſen die Gegenſtände nach demjenigen Orte, den ſie in dem Stücke einnehmen, mehr oder weniger dunkel oder hell ausſehen; die, welche ſehr weit abſtehen, ſchwach, matt und undeutlich; diejenigen, die näher und ganz auf dem Vordergrunde ſtehen, deutlich, ſtark und genau ausgemahlet.

Vierter Unterricht.

Von der Zeichnung der Blumen, Früchte, Vögel, Thiere u. d. g.

Ich wünſchte, daß ihr nunmehro weiter gehen, und einige Verſuche machen könntet, Blumen, Früchte, Thiere und dergleichen Gegenſtände zu zeichnen; nicht nur, weil es eine weit angenehmere Beſchäftigung ſeyn wird, ſondern weil ich es vor eine leichtere Arbeit anſehe als die Zeichnung der Hände, Füße und andrer Theile des menſchlichen Körpers, welche nicht nur mehr Sorgfalt, ſondern eine größere Genauigkeit und feinere Beurtheilungskraft erfordern. Bey dieſem Abſchnitte habe ich euch ſehr wenig Vorſchriften und Unterricht zu geben. Die beſte Vorſicht, die ihr brauchen

brauchen könnt, iſt dieſe, daß ihr nur nach den ausgeſuchteſten Muſtern, beſonders aber nach der blühenden Natur, mit der genaueſten Sorgfalt zeichnet. Ich habe euch hier nur wenige Beyſpiele zu einem Verſuche vorgelegt; und ihr werdet wohl thun, wenn ihr einigen Fleiß darauf wendet, ehe ihr weiter gehet. Wenn ihr die Figur eines Thieres zeichnen wollt, ſo fangt bey dem Vordertheile des Kopfes an, und zeichnet die Naſe, die obere und untere Kinnlade, und beſchließt mit dem Halſe. Darauf gehet zu dem obern Theile des Kopfes fort, und ſetzet die Ohren, den Nacken, den Rücken hinzu, und ſo gehet in der Linie weiter, bis ihr den hintern Theilen ihre völlige Bildung gegeben habt. Darauf zeichnet die Bruſt, und leget die Schenkel und Füſſe und alle die kleinern Theile an. Zuletzt vollendet die Zeichnung durch die gehörigen Schatten. Es iſt auch angenehm, wenn ihr als eine Auszierung, eine kleine Landſchaft dazu entwerfet, die aber nach dem Orte und der Gegend des Thieres, welches ihr zeichnet, eingerichtet ſeyn muß. Man muß faſt eben dieß in Abſicht auf die Vögel ſagen.

Fünfter Unterricht.

Von der Zeichnung der menſchlichen Gliedmaßen.

Bey der Zeichnung der Augen, Ohren, Schenkel und Armen, werdet ihr faſt nichts anders zu thun haben, als diejenigen Muſter ſorgfältig nachzuzeichnen, die euch in dieſen Tafeln vorgelegt ſind. Aber die Bewegungen und Stellungen der Hände ſind ſo vielfach und verſchieden, daß man keine gewiſſe und allgemeine Vorſchriften geben kann, um ſie darnach zu zeichnen. Doch da die Hände und Füße

ſchwer zu zeichnen ſind, ſo iſt es ſehr nöthig, und auch der Mühe werth, daß man einige Zeit und Sorgfalt darauf wende, und ihre mannigfaltigen Stellungen und Bewegungen ſo ſorgfältig nachahme, daß man nicht nur alle Unvollkommenheit und Lähmung zu vermeiden, ſondern ihnen auch Leben und Geiſt zu geben wiſſe. Es erfordert große Sorgfalt, Fleiß und Uebung, ehe man dazu gelangt; und ihr werdet aus der Nachzeichnung der beſten Muſter, davon ihr auf der 4. 5. und 6. Tafel Proben findet, den meiſten Nutzen erhalten, weil die mechaniſchen Regeln, dieſelben nach Linien und Abmeſſungen zu zeichnen, nicht nur verworren und ſchwer, ſondern auch der Gewohnheit der beſten Meiſter zuwider ſind. Indeß kann man doch eine allgemeine Vorſchrift geben, die man auch überhaupt bey allen Materien beobachten muß. Sie iſt dieſe: Zeichnet nie einen einzelnen Theil völlig aus, ſondern entwerfet ſchwach und mit flüchtigen Strichen des Bleyſtifts, die Bildung und das Ebenmaaß der ganzen Hand, mit ihrer Bewegung und Wendung; und nachdem ihr ſorgfältig überlegt habt, ob der erſte Entwurf vollkommen iſt, und ihn da geändert habt, wo er es nicht iſt, ſo könnt ihr dann weiter gegen uns die Krümmungen der Gelenke, der Knochen, die Adern und die andern kleinen Theilchen zeichnen, welche, wenn ihr einmal die ganze Geſtalt und Proportion der Hand oder des Fußes erlangt habt, nicht nur viel leichter, ſondern auch viel richtiger gezeichnet werden können.

Sechſter Unterricht.

Von der Zeichnung des Geſichts.

Das Haupt wird insgemein in vier gleiche Theile abgetheilet. 1. Von der Scheitel bis an den Anfang der

Stirne.

Stirne. 2. Von dem Anfange der Stirne bis an die Augenbraunen. 3. Von den Augenbraunen bis an das Ende der Naſe. 4. Von da, bis an das Ende des Kinns. Aber dieſes Verhältniß iſt nicht allgemein; denn bey verſchiedenen Perſonen ſind auch dieſe Lineamente von verſchiedener Länge und Bildung. Indeß treffen ſie doch bey einem wohl proportionirten Geſichte beynahe überein. Wenn ihr alſo nach einer gewiſſen Anleitung ein vollkommnes Geſicht zeichnen wollt, ſo muß dieß eure erſte Arbeit ſeyn, daß ihr ein vollkommnes Oval zeichnet, und durch deſſen Mitte, von oben bis herunter eine ſenkrechte Linie ziehet. Durch den Mittelpunct dieſer Linie ziehet eine Querlinie, die von einer Seite zu der andern, durch euer Oval gerade durchgehet. Nach dieſen beyden Linien könnet ihr alle Lineamente euers Geſichts folgendergeſtalt hinſetzen. Theilet eure ſenkrechte Linie in vier gleiche Theile. Den erſtern müßt ihr zu den Haaren am Haupte beſtimmen; der zweyte gehet von dem Anfange der Stirne bis zu dem Anfange der Naſe zwiſchen den Augenbraunen; der dritte reichet von da, bis an das Ende der Naſe, und der vierte faßt die Lippen und das Kinn in ſich. Eure Querlinie, oder die Breite des Geſichts, ſoll allezeit, wie man annimmt, die Länge von fünf Augen haben. Ihr müßt ſie daher in fünf gleiche Theile abtheilen, und die Augen ſo darauf ſetzen, daß ihr zwiſchen ihnen die Länge von einem Auge genau Platz laſſet. Aber dieß iſt nur von einem völlig geradem Geſichte zu verſtehen; denn wenn ſich daſſelbe nach einer Seite zu wendet, ſo müſſen die Entfernungen auf derjenigen Seite, die ſich von euch wegwendet, mehr oder weniger verkürzet werden, nachdem ſeine Wendung groß iſt. Die Höhe des Ohrs muß mit den Augenbraunen in einer geraden Linie, am Ende der Querlinie, ſich erheben. Und das Ende deſſelben muß mit der Spitze der

Naſe in gleicher Linie ſtehen. Die Naſenlöcher dürfen nicht weiter hervor ſtehen, als bis unter die Winkel der Augen bey einem jeden Geſichte; und die Mitte des Mundes muß allezeit auf der ſenkrechten Linie geſetzt werden. Man hat ein ſinnreiches Mittel, welches euch vielleicht einigermaßen helfen wird, das Geſicht nach ſeinen verſchiedenen Wendungen zu zeichnen, und die Lineamente gehörig darauf zu ſetzen. Verſchaft euch ein Stück von Buxbaum oder von anderm weichen einfärbigten Holze, und laßt es in einer eyförmigen Geſtalt drechſeln, welche beynahe die Geſtalt des menſchlichen Hauptes iſt. Ziehet eine Linie darauf von einem Puncte zum andern in die Länge, wie ihr bey der 1 Fig. auf der 7 Taf. ſehet. Dieſe Linie theilet in zween gleiche Theile, und durch dieſen Punct ziehet eine andere, völlig quer durch jene, nach rechten Winkeln, wie ihr bey der 2 Fig. ſehet. Wenn ihr die Lineamente in dieſe beyden Linien nach den oben gegebenen Regeln gezeichnet habt; ſo werdet ihr ein gerades Geſicht von forn bekommen, wie ihr an der 3 Fig. ſehet. Wendet das Oval ein wenig von der linken Hand nach der rechten; ſo wird die ſenkrechte Linie wie ein Bogen ausſehen, gleich der 4 Fig. auf welcher ihr die einzelnen Lineamente zeichnen ſollt, wie bey der 5 Fig. doch ſo, daß ihr beſtändig anmerket, auf was für Art die Naſe über die Rundung des Ovals hervorragt. Eben dieß werdet ihr bemerken, wenn ihr das Oval von der Rechten zu der Linken, wie bey der 6 Fig. herumdrehet. Wenn ihr das Oval herunterwärts und nach der Rechten zu neiget, ſo werden die kreuzweiſe gezogenen Linien, wie bey der 7 Fig. erſcheinen und die darauf gezeichneten Lineamente, wie in der 8 Fig. Kehret ihr daſſelbe hinaufwärts, nach der Linken zu, ſo werden die Querlinien ſo ausſehen, wie bey der 9 Fig. und das Geſicht, das darauf gezeichnet iſt, wie die

10 Figur. Man kann eine große Mannichfaltigkeit der Geſichter an dieſem Ovale zeigen, nachdem man daſſelbe, vor oder zurückneiget, und es mehr oder weniger wendet. So kann man auch ein Seiten-Geſicht mit Hülfe einer ſenkrechten Linie, wie in der 11 Fig. zeichnen, worauf die Stirne, Naſe, Mund und Kinn, angezeigt werden können, wie ihr an der 12 Fig. ſehet.

Wenn ihr dieſe Regeln vollkommen verſtanden, und durch eine fleißige Uebung in das Gedächtniß gefaßt habt, ſo zweifle ich nicht, daß ihr in kurzer Zeit im Stande ſeyn werdet, nach eurer eignen Einbildungskraft und Erfindung Geſichter zu zeichnen. Ihr werdet dadurch eine weit gründlichere Erkenntniß der Kunſt erlangen, als diejenigen, welche nur nach Kupferſtichen oder Gemählden zeichnen, ohne die Regeln einigermaßen zu verſtehen. Aber nachher wünſchte ich, daß ihr die beſten Zeichnungen und Gemählde, die ihr bekommen könnt, ſorgfältig ſtudiren und nachzeichnen möchtet.

Siebenter Unterricht.

Von der Zeichnung des menſchlichen Körpers.

Wenn ihr eine hinlängliche Geſchicklichkeit in der Zeichnung der Hände, Füße und Geſichter erlangt habt; ſo könnt ihr nun anfangen, die Figur des Menſchen in ihrer ganzen Länge zu zeichnen. Um dieß zu thun, müßt ihr erſt das Oval für das Haupt zeichnen, darauf eine ſenkrechte Linie von dem Ende des Hauptes an, ſechs mal ſo lang, als daſſelbe groß iſt, ziehen; denn das Haupt iſt der ſiebente Theil der Länge einer Figur.

Diejenigen Figuren der Alten, welche das ſchönſte Verhältniß haben, betragen $7\frac{3}{4}$ Hauptlängen in der ganzen

Höhe. Wenn alſo eure Figur aufgerichtet ſtehet, ſo ziehet eine ſenkrechte Linie von dem Obertheile des Kopfes bis zu der Ferſe, und theilet ſie in zween gleiche Theile. Das Ende des Bauchs iſt völlig der Mittelpunct. Den untern Theil könnt ihr wieder in zween gleiche Theile abtheilen, deren Mitte in die Hälfte des Knies eintrift. Nehmet mit dem Cirkel die Geſichtslänge, welche drey Theile von der Länge des Haupts ausmacht; von der Halsgrube an bis an die Magengrube zählet man eine Geſichtslänge; von da bis an den Nabel wieder eine, und von da bis an den Unterleib die dritte, wie ihr an dem Muſter auf der 9ten Tafel ſehet, und dieſe Linie theilet ihr in ſieben gleiche Theile, wie ihr an eben dieſer Figur bemerkt. An das Ende der erſten Abtheilung wird die Bruſt geſetzet; die zweyte reichet bis an den Nabel; die dritte bis an die Schamtheile; die vierte bis in die Mitten des Schenkels; die fünfte bis an den untern Theil des Knies; die ſechſte bis an den untern Theil der Wade, und der ſiebente bis unter die Ferſe, die bey demjenigen Fuße, worauf der Körper ruhet, allezeit gerade unter der Halsgrube ſtehet. Aber weil das Weſen der Zeichnung zuerſt in einem guten Entwurfe beſtehet; ſo müßt ihr in dieſem Stücke ſehr ſorgfältig und genau ſeyn. Zeichnet niemals einen Theil vollkommen aus, bevor ihr ſehet, ob die ganze Zeichnung richtig iſt; und wenn ihr dieſe nach eurem Wunſch geändert habt, dann könnt ihr erſt einen Theil nach dem andern mit allem möglichen Fleiße vollenden.

Einige fangen bey dem Kopfe an, wenn ſie eine Bildſäule abzeichnen, und vollenden denſelben ganz, ehe ſie zu den andern Theilen des Körpers fortgehen, die ſie auf eben dieſe Art, nach einander völlig auszeichnen. Aber insgemein gelingt dieſe Methode ſehr übel; denn wenn ſie den

Kopf

Kopf nur im geringſten zu groß oder zu klein zeichnen; ſo entſtehet daraus ein Unebenmaaß unter allen Theilen um deswillen, weil das Ganze nicht gleich anfangs nach Verhältniſſen entworfen worden. Vergeſſet alſo, bey allem, was ihr zeichnet, niemals alle ſeine Theile zuerſt zu entwerfen, und die Entfernungen und Verhältniſſe zwiſchen jedem Theile mit dem Pinſel abzumeſſen, ohne den Cirkel zu gebrauchen; und dann beurtheilet ſie nach dem Auge, welches allmählig vermögend ſeyn wird, von der Wahrheit und den Verhältniſſen zu urtheilen, und euer beſter und vornehmſter Führer zu ſeyn. Aber hier muß ich dieß als eine allgemeine Vorſchrift anmerken, daß ihr allezeit bey der rechten Seite des Stücks, das ihr abzeichnet, anfangen müßt: denn dadurch werdet ihr immer das vor den Augen haben, was ihr gezeichnet habt, und das übrige wird ſich ungezwungener hinzu ſetzen laſſen; da hingegen, wenn ihr bey der linken Seite anfangt, eure Hand und euer Arm das, was ihr zuerſt zeichnet, bedecken, und euch deſſen Anblicks berauben; wodurch ihr verhindert werdet, mit genugſamer Lichtigkeit, Anmuth und Gewißheit weiter zu gehen.

Was die Ordnung und Manier betrift, nach der ihr den menſchlichen Körper zeichnen müßt; ſo könnt ihr zuerſt das Haupt entwerfen, dann die Schultern, nach ihrer richtigen Breite; hierauf den Rumpf des Körpers zeichnen, von den Armgruben anfangen, die Arme aber bis nachher verlaſſen, und ſo auf beyden Seiten herab, bis an die Hüften zeichnen, aber die richtige Breite des Leibes in der Mitten genau bemerken. Wenn dieß geſchehen iſt, ſo zeichnet denjenigen Fuß, worauf der Körper ruhet, und dann den andern, welcher frey ſtehet; hierauf zeichnet die Arme und ganz zuletzt die Hände.

Ihr müßt auch die Einbiegungen und Krümmungen, die an dem menſchlichen Körper ſind, anzeigen, und denjenigen Theil, welcher dem gebogenen entgegenſtehet, zugleich mit demſelben biegen laſſen und übereinſtimmend machen. So muß, zum Beyſpiele, wenn ſich die eine Seite des Körpers einbieget, die andre nach der gehörigen Uebereinſtimmung hervorſtehen. Wenn das Knie herausgebogen wird, muß die Kniekehle einfallen und ſo bey allen andern Gelenken des Körpers. Endlich bemüht euch, alle Theile eurer Figur nach der Wahrheit und nach richtigen Verhältniſſen zu bilden; keine breite, herkuliſche Schultern, zu einem dünnen Unterleibe; ſondern laſſet eine gewiſſe harmoniſche Uebereinſtimmung unter den Gliedern, und eine ſchöne Symmetrie in der ganzen Figur herrſchen.

Zum Beſchluſſe dieſes Unterrichts, gebe ich euch aus dem Fresnoy *

Die Verhältniſſe des menſchlichen Körpers.

Die Alten haben insgemein acht Köpfe zu der Länge ihrer Figuren angenommen; nur einige unter ihnen zählen ſieben. Wir hingegen theilen die Figuren insgemein in zehn Geſichtslängen ein; wir zählen nämlich von der Scheitel bis zur Fußſohle auf folgende Art.

Von dem Scheitel bis zur Stirne, geht der dritte Theil einer Geſichtslänge.

Das

* Eine weit ſorgfältigere Berechnung, mit den feinſten Anmerkungen aus der Kunſt begleitet, wird der unbefriedigte Schüler in dem neueſten Werke eines mahleriſchen Genies, in dem Coder aller ſchönen Kenntniſſe eines Mahlers, in den Betrachtungen über die Mahlerey von dem DuBos unſrer Nation, auf der 534 u. d. f. S. antreffen. Ueb.

Das Geſicht fängt ſich bey dem Ende der unterſten Haare die auf der Stirne ſind an, und endigt ſich an der Spitze des Kinnes.

Das Geſicht wird in drey gleichförmige Theile eingetheilet, wovon der erſtere die Stirne, der zweyte die Naſe, und der dritte den Mund und das Kinn in ſich faßt.

Von dem Kinne bis zur Halsgrube zwiſchen den Kragenbeinen, iſt zweymal die Länge der Naſe.

Von der Halsgrube zwiſchen den Kragenbeinen bis an das Ende der Bruſt, eine Geſichtslänge.

Von dem Ende der Bruſt bis an den Nabel, eine Geſichtslänge.

Von dem Nabel bis an die Schamtheile, eine Geſichtslänge.

Von den Schamtheilen bis zu dem obern Theile der Knie, zwo Geſichtslängen.

Das Knie begreift eine halbe Geſichtslänge.

Von dem untern Theile des Knies bis an den Knöchel, zwo Geſichtslängen.

Von dem Knöchel bis an die Fußſohle, eine halbe Geſichtslänge.

Wenn ein Menſch ſeine Arme ausſtreckt, ſo iſt von dem längſten Finger ſeiner rechten Hand an, bis zu dem längſten an ſeiner Linken, ſeine Breite eben ſo groß als ſeine Länge.

Von einer Seite der Bruſt zu der andern, zwo Geſichtslängen.

Das Schulterbein hat die Länge von zwo Geſichtern, von der Schulter bis zum Ellebogen.

Vom Ende des Ellebogens bis zum Anfange des kleinen Fingers, enthält das Ellenbogenbein, mit einem Theile der Hand, zwo Geſichtslängen.

Von der Einſetzung des Schulterblatts, bis zur Höle zwiſchen den Kragebeinen, eine Geſichtslänge.

Wenn ihr die Maaße der Breite von dem äußerſten Ende des einen Fingers bis zu dem andern ſo genau finden wollt, daß ſie vollkommen mit der Länge des Körpers übereinſtimmen; ſo müßt ihr bemerken, daß die Einſetzung der Ellebogen mit dem Schulterbeine, und des Schulterbeines mit dem Schulterblatte die Länge einer halben Geſichtslänge beträgt, wenn die Arme ausgeſtreckt ſind.

Die Fußſohle iſt der ſechſte Theil des Körpers.

Die Hand hat die Länge eines Geſichts.

Der Daumen hat die Länge einer Naſe.

Die innere Seite des Armes, von dem Orte, wo der Muſkel verſchwindet, der die Bruſt hält, und der Bruſtmuſkel genannt wird, bis zu der Mitte des Arms, beträgt vier Naſenlängen.

Von der Mitte des Arms bis zum Anfange der Hand, fünf Naſenlängen.

Die längſte Zehe iſt ſo lang als die Naſe.

Die beyden äußerſten Theile der Bruſtwarzen, und die Grube zwiſchen den Kragenbeinen einer Frau, machen einen gleichſeitigen Triangel.

Zu der Breite der Glieder, kann man kein genaues Maas geben, weil das Maas derſelben ſich nach der Beſchaffenheit der Perſonen, und nach der Bewegung der Muſkeln verändert.

Achter Unterricht.

Von der Draperie.

Bey der Kunſt, eure Figuren zu kleiden, oder ihnen die Gewänder gehörig und reizend zu geben, haben wir vielerley zu bemerken. 1. Das Auge muß niemals wegen ſeines Gegenſtandes in Ungewißheit ſeyn, ſondern die Bildung und das Ebenmaas desjenigen Theils oder Gliedes, welches das Gewand bedecken ſoll, muß gezeigt werden; wenigſtens in ſo fern es die Kunſt oder Wahrſcheinlicheit verſtatten kann. Dieſe Vorſicht iſt ſo unentbehrlich, daß viele Künſtler zuerſt die Figur nackt zeichnen, und hernach das Gewand um dieſelbe anlegen. 2. Das Gewand muß nicht allzufeſt an die Theile des Körpers anliegen; ſondern es muß um dieſelben zu flattern, und dieſelbe nur ſo zu umgeben ſcheinen, daß die Figur ungezwungen ſey und eine freye Bewegung habe. 3. Diejenigen Gewänder, welche ſolche Theile bedecken, die dem hereinfallenden Lichte gerade entgegen ſtehen, dürfen nicht ſo tief ſchattirt werden, daß ſie dieſelben zu durchdringen ſcheinen; man darf auch ſolche Glieder nicht durch allzugroße Falten durchkreuzen, damit nicht wegen der großen Dunkelheit ihrer Schatten, dieſe Glieder zerbrochen zu ſeyn ſcheinen. 4. Die großen Falten muß man zuerſt zeichnen, und dann in die kleinern zertheilen. Man muß auch ſehr behutſam ſeyn, daß nicht eine die andre auf eine unſchickliche Art durchkreuze. 5. Ueberhaupt müſſen die Falten weit, und ſo wenige als möglich ſeyn. Indeſſen müſſen ſie doch größer oder kleiner nach Beſchaffenheit und Größe derjenigen Zeuge ſeyn, woraus das Gewand gemacht zu ſeyn ſcheinen ſoll. Bey den Gewändern muß man auch auf den Stand der Perſonen ſehen.

Sind es oberkeitliche Perſonen, ſo muß ihr Gewand groß und weit ſeyn; ſind es Landleute oder Knechte, ſo muß es grob und kurz werden; ſind es Frauen oder Mädchen, ſo wird es leicht und weich ſeyn müſſen. 6. Laßt das Gewand dem Körper angemeſſen ſeyn, und laßt es mit demſelben gebogen werden; nachdem er einwärts oder hervor, gerade oder gebogen ſtehet; oder nachdem er auf dieſe und jene Seite ſich wendet. Je genauer das Kleid dem Körper angemeſſen iſt, deſto enger und kleiner müſſen die Falten ſeyn. 7. Die Falten, wenn ſie gut ausgedacht ſind, geben jeder Handlung ſehr viel Leben, weil ihre Bewegung bey dem thätigen Gliede eine Bewegung verräth, welches ſie mit Gewalt anzuziehen ſcheint, und ſie mehr oder weniger beweget, nachdem die Handlung mehr oder weniger heftig iſt. 8. Eine künſtliche Verwickelung der Falten in verſchiedenen Krümmungen hilft ſehr zu den Verkürzungen. 9. Alle Falten beſtehen nur aus zween Schatten; und dieſe möcht ihr nach Gefallen mit dem Kleide ſich wenden laſſen, indem ihr die innre Seite ſtärker, und die äußere ſchwächer ſchattiret. 10. Bey ſeidenen Zeugen und feiner Leinwand ſind die Schatten ſehr dicht und klein, weil dieſe nur wenig Falten und einen dünnen Schatten erfordern. 11. Bemerket die Bewegung der Luft, damit ihr den leichten Anzug ſo zeichnet, daß er nur nach einer Seite zu flattere; und dasjenige Theil des Kleides, welches am feſteſten an dem Körper anliegt, ehe ihr die leichtern Theile, die davon abfliegen, zeichnet; damit, wenn ihr den ſchlaffen Theil des Kleides zu erſt zeichnet, ihr nicht die Stellung eurer Figur verfehlt, und ſie ſchief ſtellet. 12. Koſtbare Zierrathen, wenn ſie mit Verſtand und ſparſam gebraucht werden, können bisweilen zu der Schönheit der Draperie etwas beytragen. Aber dergleichen Zierrathen ſind weit unter der Würde

der Engel oder himmliſchen Figuren bey denen das Anſehnliche in den Gewändern, mehr in der Kühnheit und im Anſtande der Falten, als in der Güte des Zeugs, oder in dem Schimmer der Zierrathen beſtehen muß. 13. Leichte und fliegende Gewänder ſchicken ſich nur für Figuren, die in heftiger Bewegung, oder im Winde ſind; aber wenn ſie an einem ruhigen Orte, und frey von heftiger Bewegung vorgeſtellt werden, ſo müſſen ihre Gewänder weit ſcheinen, und herabfließſen, damit durch deren Abſtechung und durch die herabſinkenden Falten, ſie mehr Anmuth und Hoheit erlangen mögen. Man ſehe die 18. Taf. Ich komme nun zu einem der ſchwerſten aber auch der angenehmſten Theile dieſer Kenntniß; ich meine die Kunſt, die Leidenſchaften auszudrücken.

Neunter Unterricht.

Ueber die Leidenſchaften.

Die Leidenſchaften, ſagt le Brun, ſind Bewegungen der Seele, ſo oft ſie entweder nach demjenigen ſtrebt, was für ſie vortheilhaft zu ſeyn ſcheint, oder das vermeidet, wovon ſie glaubt, daß es ihr ſchadet; und insgemein verurſacht dasjenige eine Bewegung in dem Körper, was die Gelegenheit zu einer Erregung der Leidenſchaft in der Seele geweſen iſt. Es iſt deswegen für einen Mahler zu wiſſen nöthig, welches die verſchiedenen Handlungen in dem Körper ſind, welche die unterſchiedenen Leidenſchaften der Seele ausdrücken, und wie er ſie abſchildern müſſe. Aber das allerwichtigſte iſt, daß ihr vorher etwas von dem Syſteme der Leidenſchaften wiſſen, und ihren Zuſammenhang und Beziehungen gegen einander kennen möget. Ich will euch deswegen einen kurzen moraliſchen Begriff von ihnen, aus der Schrift des Watts geben.

„Ein

„Ein Gegenſtand, ſagt er, der geſchickt ſeyn ſoll, die „Leidenſchaften zu erregen, muß eine von den drey Eigen„ſchaften haben. Er muß nämlich, 1. ſeltſam und un„gewöhnlich, 2. gut und angenehm, und 3. böſe und un„angenehm ſeyn; oder wir müſſen uns wenigſtens ſolche „Vorſtellungen von ihm machen, bevor er einige Leiden„ſchaft in uns erregen kann.

„Wenn wir nun die vornehmſten Leidenſchaften unſrer „Natur, nach ihren Gegenſtänden unterſcheiden, und uns „auf die gemeinen Worte und Namen, wodurch ſie insge„mein angezeigt werden, einſchränken wollen, ſo können „wir ſie unter drey Claſſen bringen, davon die erſten beyden „urſprüngliche Leidenſchaften ſind, und die letzte nur ab„ſtammende in ſich begreiſt.

„Zu der erſten Claſſe der Leidenſchaften gehören dieſe „drey: Verwunderung, Liebe, Haß. Iſt der Ge„genſtand ſeltſam oder ungewöhnlich, ſo erregt er Verwun„derung. Sehen wir ihn als gut, oder einigermaſſen als „angenehm in Abſicht auf uns an, ſo wird er unſre Liebe „reitzen; iſt er aber böſe oder unangenehm, ſo erweckt er un„ſern Haß.

„Die zweyte Claſſe der vornehmſten Leidenſchaften ſind „die verſchiedenen Arten der Liebe und des Haſſes, welche „auch nach ihren Gegenſtänden unterſchieden werden. „Scheint der Gegenſtand ſchätzbar, ſo erweckt er diejenige „Liebe, die wir Achtung nennen; ſcheint er geringſchätzig, „ſo wird der Haß Verachtung genennt. Scheint der „Gegenſtand werth zu ſeyn, daß wir ihm Gutes thun, ſo „iſt es eine Liebe voll Güte oder Wohlwollen, ſcheint er „hingegen werth zu ſeyn, daß wir ihm ſchaden, ſo wird der „Haß Widerwillen oder Unwillen genennt. Scheint

„der

„der Gegenſtand nicht angenehm, und geſchickt, uns zu nützen, „ſo erweckt er Mißfallen oder Abneigung. Aus Liebe „und Haß in ihren verſchiedenen Arten (doch vornehmlich „aus Wohlgefallen und Mißfallen) entſpringen verſchiedene „andere Hauptleidenſchaften, welche zu der dritten Claſſe „gerechnet werden können, und ſich auch durch ihre Gegen„ſtände von einander nnterſcheiden.

Anm. „Bey dieſen beyden Leidenſchaften, wie bey al„len denen, die zur dritten Claſſe gehören, und vornehmlich „von ihnen hergeleitet werden, kann man mit mehrerer Ge„nauigkeit den angenehmen Gegenſtand das **Gute** und den „unangenehmen das **Böſe** nennen, als bey den vorhererwehnten Leidenſchaften.

„Iſt das Gute abweſend, oder nicht in unſerm Beſitze, „aber doch zu erlangen, ſo erhebt ſich die Leidenſchaft der „Liebe bis zum **Verlangen**; kann das Böſe uns leicht be„treffen, ſo drückt ſich der Haß durch **Verabſcheuung** „aus; ob man gleich bey einem Uebel **Verabſcheuung** ſpü„ren laſſen kann, wider welches man hinlänglich geſichert „iſt. So bald man ſich einige Vorſtellung macht, das ab„weſende Gute zu erlangen, ſo wird die erregte Leidenſchaft „zur **Hoffnung**; aber wenn man befürchten muß, daß das „abweſende Uebel uns treffen könnte, ſo erweckt dies die Lei„denſchaft der **Furcht**. Die **Furcht** entſtehet auch, wenn „man in Gefahr iſt, ein gegenwärtiges oder abweſendes „Gute zu verlieren; und es findet ſich auch die **Hoffnung**, „wenn man für ein abweſendes drohendes Uebel in Sicher„heit iſt, oder von einem gegenwärtigen Uebel befreyt wird. „Wenn das Gute wirklich erlangt, oder das Uebel abge„wendet wird, ſo erweckt dies **Freude** und **Fröhlichkeit**; „wird das Gute aber wirklich verlohren, oder das Uebel trift

„uns,

„uns, ſo verurſacht dieß Sorge und Gram. So oft je„mand uns ein Gut zu erlangen hilft, oder ein Uebel von „uns abwendet, ſo erweckt er in uns Dankbarkeit. Wer „uns hingegen an der Erlangung eines Guts hindert, oder „ein Uebel befördert, erregt unſern Zorn.

„Es giebt wenige, oder faſt gar keine Leidenſchaften, „für die wir Benennungen haben, und die wir insgemein in „dem menſchlichen Herzen benennen, welche ſich nicht unter „eine von dieſen Claſſen bringen ließen.

So weit Watts. Da dieſe Erklärung kurz und deutlich iſt, ſo hoffe ich, daß ſie für denjenigen auch nützlich ſeyn werde, der die geheimen Quellen und Urſachen der Leidenſchaften unterſuchen und verſtehen will, damit er ſie hernach mit mehr Verſtande und Feuer ausdrückt, als der, welcher ſie nur nach dem äußerlichen Anſehen zeichnet.

Le Brun iſt in der Kunſt die Leidenſchaften auszudrücken, ausnehmend glücklich geweſen, und ihr könnt nichts beſſer thun, als die Muſter zu ſtudiren, die er uns hinterlaſſen hat, wovon einige in den angehängten Tafeln ſorgfältig abgezeichnet worden. Ich bin mit dem de Piles der Meinung, daß man ſowohl etwas unmögliches als widerſprechendes verlangt, wenn man ſolche beſondere Abriſſe von den Leidenſchaften fordert, wo ſie durch gewiſſe Striche vollkommen ausgedrückt wären, damit ſich die Maler derſelben beſtändig als unveränderlicher Vorſchriften bedienen könnten. Dadurch, ſagt er, würde man ihnen die Kunſt rauben, in dem Ausdrucke diejenige vortrefliche Mannigfaltigkeit zu beobachten, die nur in der Verſchiedenheit der Einbildungskraft ihren Grund hat, und, wie ſie, unendlich iſt. Man kann einerley Leidenſchaft auf unterſchiedene Art ausdrücken, worunter eine jede mehr oder weniger Vergnügen erweckt, nach-

nachdem der Verſtand des Mahlers oder die Einſicht des Zuſchauers groß iſt.

Obgleich jeder Theil des Geſichts zu dem Ausdrucke der Empfindungen des Herzens etwas beyträgt, ſo iſt doch das Augenbraun nach dem le Brun der eigentliche Sitz des Ausdrucks, und der Ort, wo die Leidenſchaften ſich am meiſten kenntlich machen. Es iſt gewiß, ſagt er, daß der Stern im Auge durch ſein Feuer und ſeine Bewegung, die Bewegung der Seele ſehr deutlich anzeiget, aber er entdeckt doch nicht die Art und Beſchaffenheit einer ſolchen Bewegung; da hingegen die Bewegung der Augenbraunen ſich mit der verſchiedenen Beſchaffenheit der Natur zugleich verändert. Um eine einfache Leidenſchaft auszudrücken iſt die Bewegung einfach; eine vermiſchte Leidenſchaft anzuzeigen, iſt auch die Bewegung vermiſcht. Iſt die Leidenſchaft ſanft, ſo iſt auch die Bewegung ſo beſchaffen; iſt ſie heftig, ſo iſt die Bewegung eben ſo. Ueberdies, ſagt er, müſſen wir noch bemerken, daß es zweyerley Arten der Erhebung in den Augenbraunen giebt. Eine, da das Augenbraun ſich in der Mitten erhebt; dieſe Erhebung zeigt angenehme Empfindungen an, und dabey bemerkt man, daß der Mund ſich bey den Winkeln in die Höhe ziehet. Die andere iſt, da das Augenbraun ſich an den Enden erhebt, und in der Mitten niederläßt; dieſe Bewegung zeigt einen körperlichen Schmerz an, und da ſinkt der Mund in den Winkeln nieder. Bey dem Lachen ſtimmen alle Theile überein; denn die Augenbraunen, welche gegen die Mitte der Stirne ſich zuneigen, verurſachen bey dem Munde, der Naſe und den Augen eben dieſe Bewegung. Bey dem Weinen ſind die Bewegungen vermiſcht und einander entgegen; denn die Augenbraunen ziehen ſich nach der Naſe zu, über die Augen hin, und der Mund ziehet ſich auch dahin in die Höhe. Man muß

auch anmerken, daß der Mund derjenige Theil des Geſichts iſt, welcher vorzüglich die Bewegungen des Herzens ausdrückt. Denn wenn das Herz bekümmert iſt, ſo ſinkt der Mund an beyden Winkeln herab; wenn es ruhig iſt, ſo ziehen ſich die Winkel des Mundes in die Höhe; und wenn es einen Abſcheu empfindet, ſo fährt der Mund vor, und erhebt ſich in der Mitten.

„Das Haupt, ſagt de Piles, trägt zu dem Ausdrucke der Leidenſchaften mehr bey, als alle andre Theile des Körpers zuſammen genommen. Dieſe können einzeln nur wenig Leidenſchaften ausdrücken, aber das Haupt entdeckt ſie alle. Indeß drückt es doch einige genauer, als die andern aus; als die Demuth, indem es herabhängt, die Vermeſſenheit, indem es ſich erhebt, die Sehnſucht, indem es ſich auf eine Seite neigt, und die Hartnäckigkeit, wenn es mit einer ſteifen und trotzenden Mine aufgerichtet, feſt und ſteif zwiſchen beyden Schultern ſtehet. Das Haupt drückt auch am deutlichſten unſer Flehen, unſre Drohungen, Sanftmuth, Stolz, Liebe, Haß, Freude und Gram aus. Das ganze Geſicht, und jeder Geſichtszug trägt etwas dazu bey; beſonders aber die Augen, welche, wie Cicero ſagt, der Schauplatz der Seele ſind. Die Leidenſchaften, die ſie insbeſondere anzeigen, ſind Vergnügen, Traurigkeit, Verachtung, Strenge, Sanftmuth, Verwunderung und Zorn, zu denen man Freude und Betrübniß rechnen könnte, wenn ſie nicht beſonders durch die Augenbraunen und den Mund ausgedrückt würden. Aber wenn dieſe beyde Leidenſchaften auch mit der Sprache übereinſtimmen, ſo wird die Harmonie bewundernswürdig ſeyn. Doch obgleich die Leidenſchaften der Seele in den Lineamenten des Geſichts ſich am deutlichſten zeigen, ſo erfordern ſie doch auch oft die Hülfe der andern Theile des Körpers. Ohne die Hände zum Bey-

ſpiele, ſind alle Bewegungen matt und unvollkommen; ihre Bewegungen, die faſt unendlich ſind, drücken ſich auf unzählbare Arten aus. Sie ſind es, durch die wir verlangen, hoffen, verſprechen, rufen, fortſenden, ſie ſind die Werkzeuge der Drohung, des Gebets, des Schreckens, des Lobes; durch ſie billigen, verwerfen, verweigern, verſtatten, fürchten und fragen wir. Durch ſie drücken wir unſre Freude und Bekümmerniß, unſern Zweifel, Reue, Pein und Verwunderung aus. Mit einem Worte, man kann ſagen, daß, ſo wie ſie die Sprache der Stummen ſind, ſie auch nicht wenig dazu beytragen, eine Sprache auszudrücken, die allen Nationen gemein iſt, die Sprache der Mahlerey. Aber wie dieſe Theile geordnet werden müſſen, um die verſchiedenen Leidenſchaften auszudrücken, dies kann man unmöglich ſagen, man kann auch keine beſtimmte Vorſchriften dazu geben, theils weil dieſe Arbeit ins unendliche gehen würde, theils auch, weil ein jeder ſich hier der Anführung ſeines eigenen Genies und der beſondern Beſtimmung ſeiner eignen Studien überlaſſen muß.„

Die Muſter von dem Ausdrucke der Leidenſchaften, die euch hier zur Nachahmung vorgelegt worden, ſind von den beſten Meiſtern entlehnt, und ſollen gegen einander abſtechen, um ſich wechſelsweiſe zu erheben, und um euch zu der Unterſuchung derſelben auf eine angehme Art zu reitzen.

Zehnter Unterricht.

Wie man Landſchaften, Gebäude u. d. g. zeichnen ſoll.

Unter allen Theilen der Zeichnungskunſt, iſt dies der nützlichſte und nothwendigſte; weil ein jeder vielleicht einmal

Gelegenheit haben kann, denſelben zu ſeinem Vortheile anzuwenden. Es iſt nicht nur ein Vorzug, der unſre Wünſche verdient, ſondern auch eine ſehr angenehme Beſchäftigung, wenn man die Fähigkeit beſitzt, wie ich oben bemerkt habe, auf der Stelle ein ſchönes Gebäude, oder eine angenehme Ausſicht zu entwerfen. Gebürge, Gefilde, Flüſſe, Klippen, Städte, Ruinen, alles, was ſich nur unſern Augen zeigt, können wir dadurch zu uns heimbringen, und zu unſerm künſtigen Nutzen, ſowohl in Geſchäften als im Umgange, anwenden. Daher wünſchte ich, daß ihr auf dieſen Theil etwas mehr als eine gewöhnliche Sorgfalt wenden möchtet; und ich habe es bis zum Ende aufbehalten, damit es euch deſto länger im Gedächtniſſe bleiben möge.

Alle Zeichnung beſteht darinne, daß ihr mit dem Auge die Entfernungen eines jeden Theils eures Stücks abmeſſet. Um dieß zu erleichtern, bildet euch ein, daß dasjenige Stück, welches ihr abzeichnet, in gewiſſe Vierecke eingetheilt ſey. Zum Beyſpiele, bildet euch ein, daß eine ſenkrechte und eine Horizontallinie in dem Mittelpuncte des Gemähldes, welches ihr abzeichnen wollt, einander durchſchneiden. Dann nehmet an, daß ein paar dergleichen Linien auch in eurer Copie ſich durchſchneiden. Gebt Achtung, was für Theile der Zeichnung auf dem Originale durch dieſe Linien gehen, und dieſe müßt ihr an eben den Orten auf die eingebildeten Linien in eurer Copie ſetzen; ich ſage die eingebildeten Linien; weil ich wünſchte, daß ihr hier nicht die Methode der Kupferſtecher und andrer nachahmen möchtet, die mit großer Genauigkeit abzeichnen wollen, und ſowohl die Copie als das Original in viele viereckigte Felder eintheilen. Denn dadurch wird der Schüler ſehr leicht hintergangen, wenn er ſich einbildet zu einer ziemlichen Geſchicklichkeit gelangt zu ſeyn, und wenn er nun die Natur ſelbſt abzeichnen ſoll, wo er

dieſe Hülfsmittel nicht findet, zu ſeinem Schaden, ſeine Unwiſſenheit einſieht und gänzlich in Verlegenheit geräth.

Wenn ihr eine Landſchaft nach der Natur zeichnen wollt, ſo nehmt euern Standort auf einem erhabenen Platze, von da ihr einen weiten Horizont vor euch habt; und merket auf euerm Reißbrete drey Abtheilungen an, von oben herab; und theilet in euern Gedanken, die Landſchaft, die ihr abzeichnen wollt, auch in drey Theile. Darauf wendet euer Geſicht gerade nach der Mitten des Horizonts; bleibet ſo feſte ſtehen, und zeichnet nun was euern Augen gerade entgegen ſtehet, auf die mittelſte Abtheilung eurer Reißtafel. Darauf wendet den Kopf, aber nicht den Körper, nach der linken Hand, und zeichnet, was ihr da ſehet; und hänget es geſchickt mit dem vorigen zuſammen; zuletzt thut eben dieß mit den Dingen, die ihr zu eurer Rechten erblickt, und legt alles ſorgfältig an, ſowohl in Abſicht auf die Entfernung, als auf die Verhältniſſe.

Die beſten Künſtler unter den Neuern, laſſen in ihren Landſchaften immer einen Grund unter dem andern tiefer abſtehen. Die, welche ihre Landſchaften immer höher ſich erheben laſſen, als wenn ſie an dem Fuße eines Berges ſtünden, um ſie in Augenſchein zu nehmen, begehen einen großen Fehler. Die beſte Methode iſt die, wenn man einen erhabenen Platz ſich wählt, die nächſten Gegenſtände in ſeinem Stücke am höchſten vorſtellt, und die, welche weiter entfernt ſind, immer tiefer herab ſinken läßt, bis ſie mit dem Horizonte faſt in gleicher Linie zu ſtehen kommen; wenn man alle Gegenſtände nach ihrer Entfernung verkleinert, und auch darauf ſiehet, daß ſie immer ſchwächer und undeutlicher werden, je weiter ſie von unſerm Auge entfernt ſind. Licht und Schatten muß man beſtändig auf eine Seite einfallen laſſen; und jedes Ding muß ſeine gehörige Bewegung haben.

haben. Die vom Winde erſchütterten Bäume, da die kleinern Zweige ſich mehr biegen müſſen als die größern; das Waſſer, das vom Winde bewegt wird, und an die Schiffe anſpület, oder das von einem jähen Felſen über Steine herabſtürzt, dann wieder in die Luft empor ſpritzt, und um ſich herum ſprudelt, die Wolken, die bald vom Winde zuſammen gejagt, bald mit Ungeſtüm zu Hagel und Regen verdicket werden. Ihr müßt euch da beſtändig erinnern, daß alle Bewegungen, die der Wind verurſachet, nach einer Seite gerichtet werden müſſen.

Wenn ihr zu einer vorzüglichen Geſchicklichkeit in dieſem Theile der Zeichnungskunſt gelangen wollt, ſo müßt ihr nothwendig einige Kenntniß der Perſpective beſitzen. Aber zu dem gemeinen Gebrauche, werden euch ſchon die angehängten Kupfer nützlich ſeyn können; und ihr werdet dadurch bald die Geſchicklichkeit erlangen, natürliche und künſtliche Gegenſtände nachzuzeichnen, welche insgemein den Endzweck erfüllt, den ſich Leute von Stande bey der Erlernung dieſer Kunſt vorſetzen.

Druckfehler.

Seite 228	Zeile 16	ſtatt §. 41 lies §. 42.
247	11	ſtatt §. 62 lies §. 63.
273	3	und Z. 17. ſtatt §. 90 lies §. 92.
417	6	ſtatt in jedem Tage lies in jedem Jahre.

Bericht für den Buchbinder.

Die beyliegenden Kupfer ſind nach folgender Ordnung zu jeder Seite zu binden, und auf ein Blatt anzuſetzen, daß man ſie völlig herausſchlagen kann.

No. 1	Geometrie	Tab. I.
2	=	= II.
3	=	= III.
4	=	= IV.
5	=	= V.
6	=	= VI.

Dieſe kommen nach der Geometrie.

No. 7 Architectur.

Dieſe kömmt nach der Architectur im Buche.

No. 8 Die künſtliche Sphäre.

Dieſe wird in die Erdbeſchreibung S. 420 eingerückt.

No. 9 Der See-Compaß.

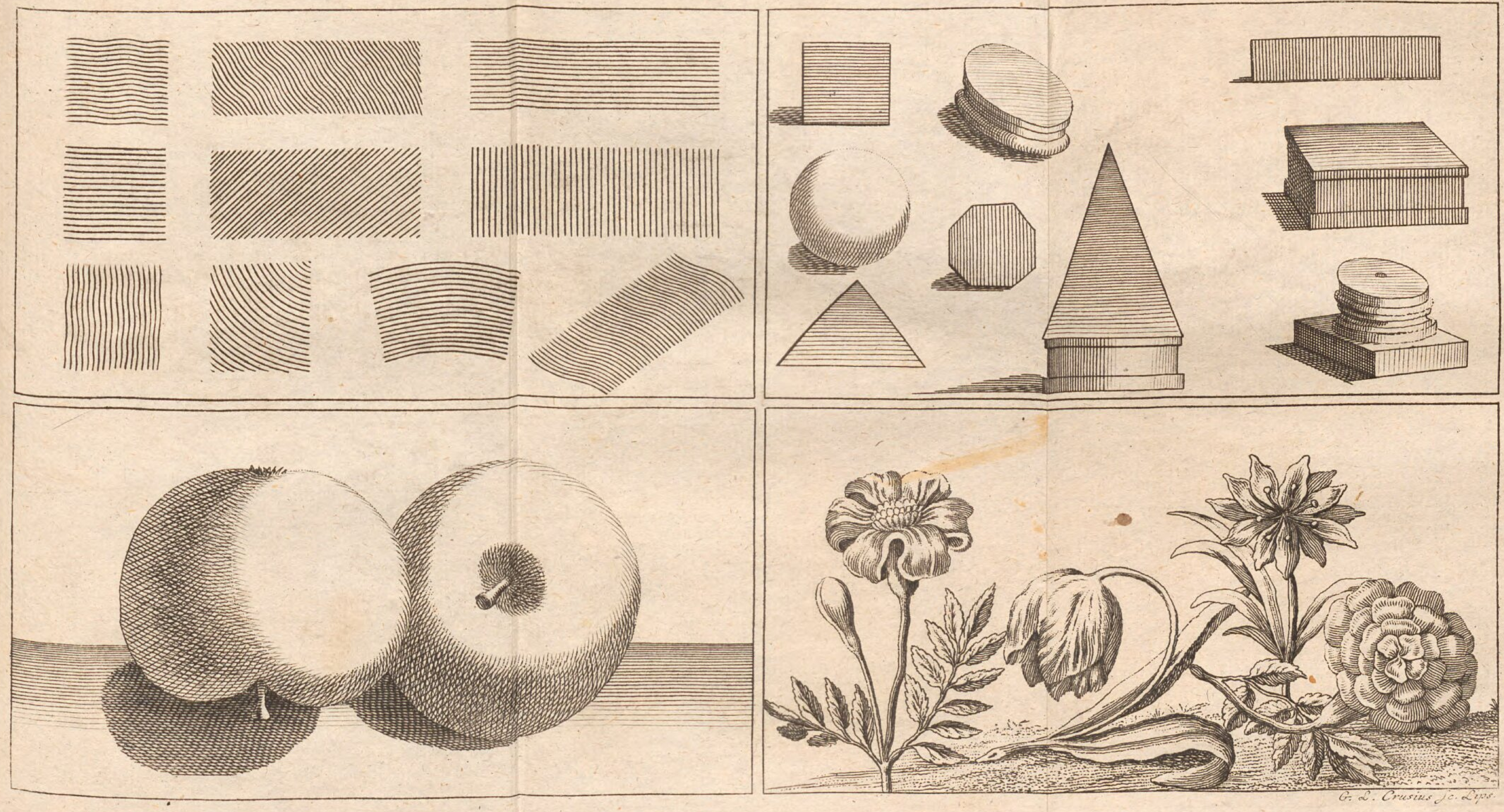
Wird auch in die Erdbeſchreibung S. 432 eingerückt.

No. 10 Das Sonnenſyſtem.

Kömmt in die Abhandlung von der Sternkunſt S. 636

No. 11	Zeichnen	Tab. I.
= 12	=	= II.
= 13	=	= III.
= 14	=	= IV.
= 15	=	= V.
= 16	=	= VI.
= 17	=	= VII.
= 18	=	= VIII.
= 19	=	= IX.
= 20	=	= X.
= 21	=	= XI.
= 22	=	= XII.
= 23	=	= XIII.

Dieſe werden in dieſer Ordnung am Ende des Buchs hinter einander gebunden.



G. L. Cruſius ſc. Lipſ.

G. L. Cruſius ſculp.

G. L. Cruſius ſc.

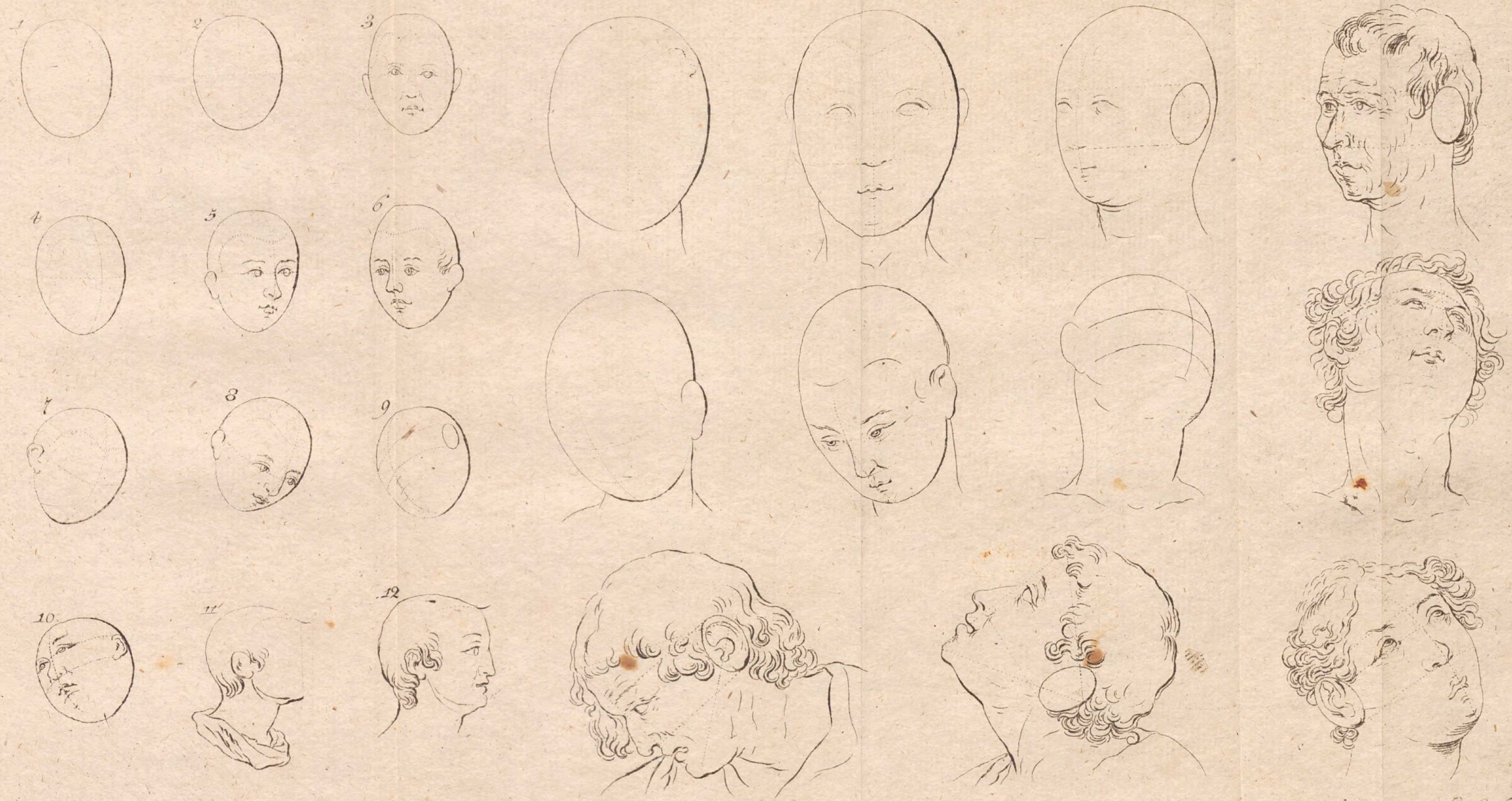
C. le Brun inv.

G. L. Cruſius ſc.

le Brun inv. *G. L. Crusius. sc.*

C. le Brun inv. G. L. Crusius sc.

Zeichnen Tab. 7. No. XVII.



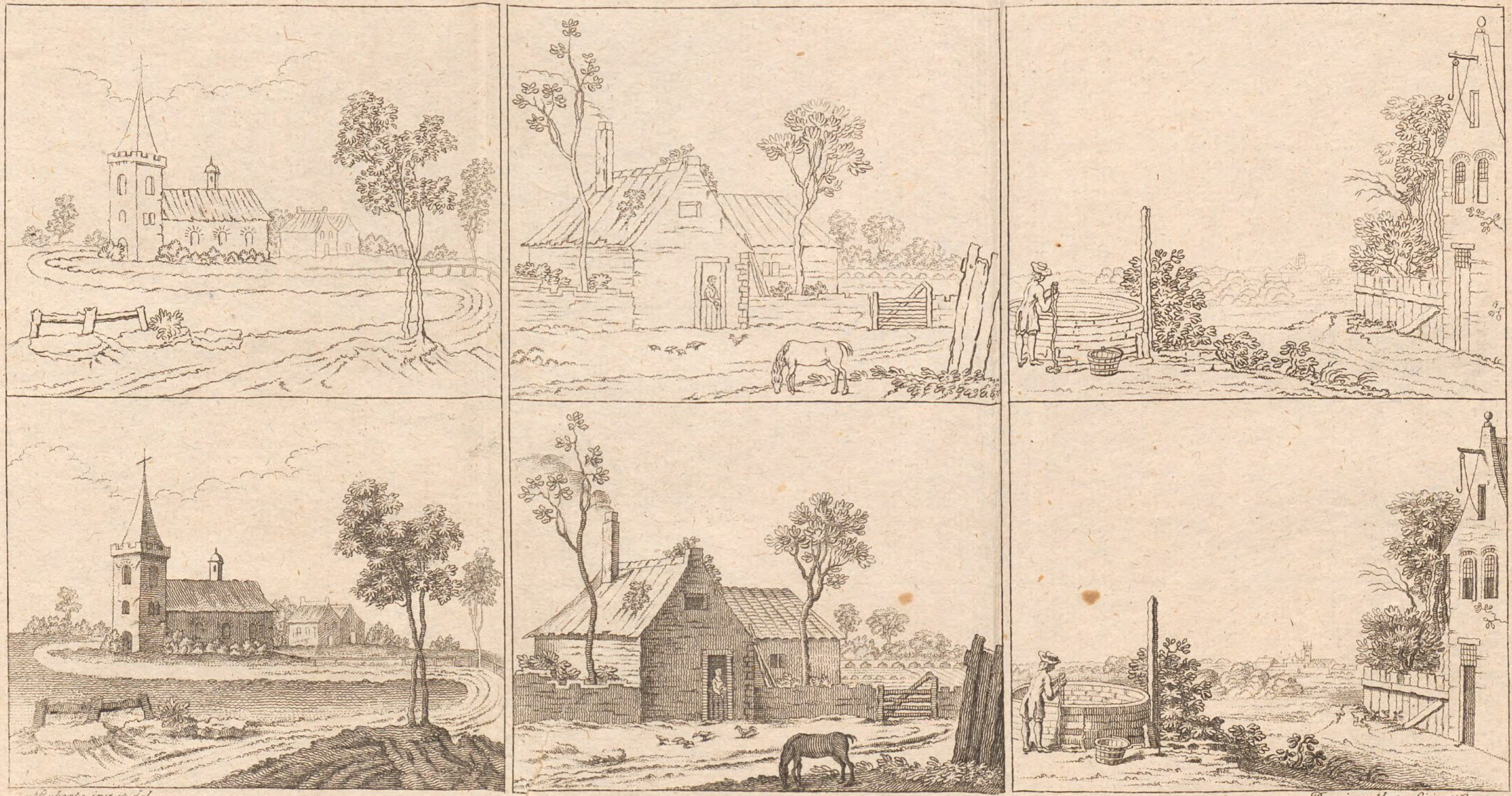
G. L. Cr. ſc.

C. le Brun inv.

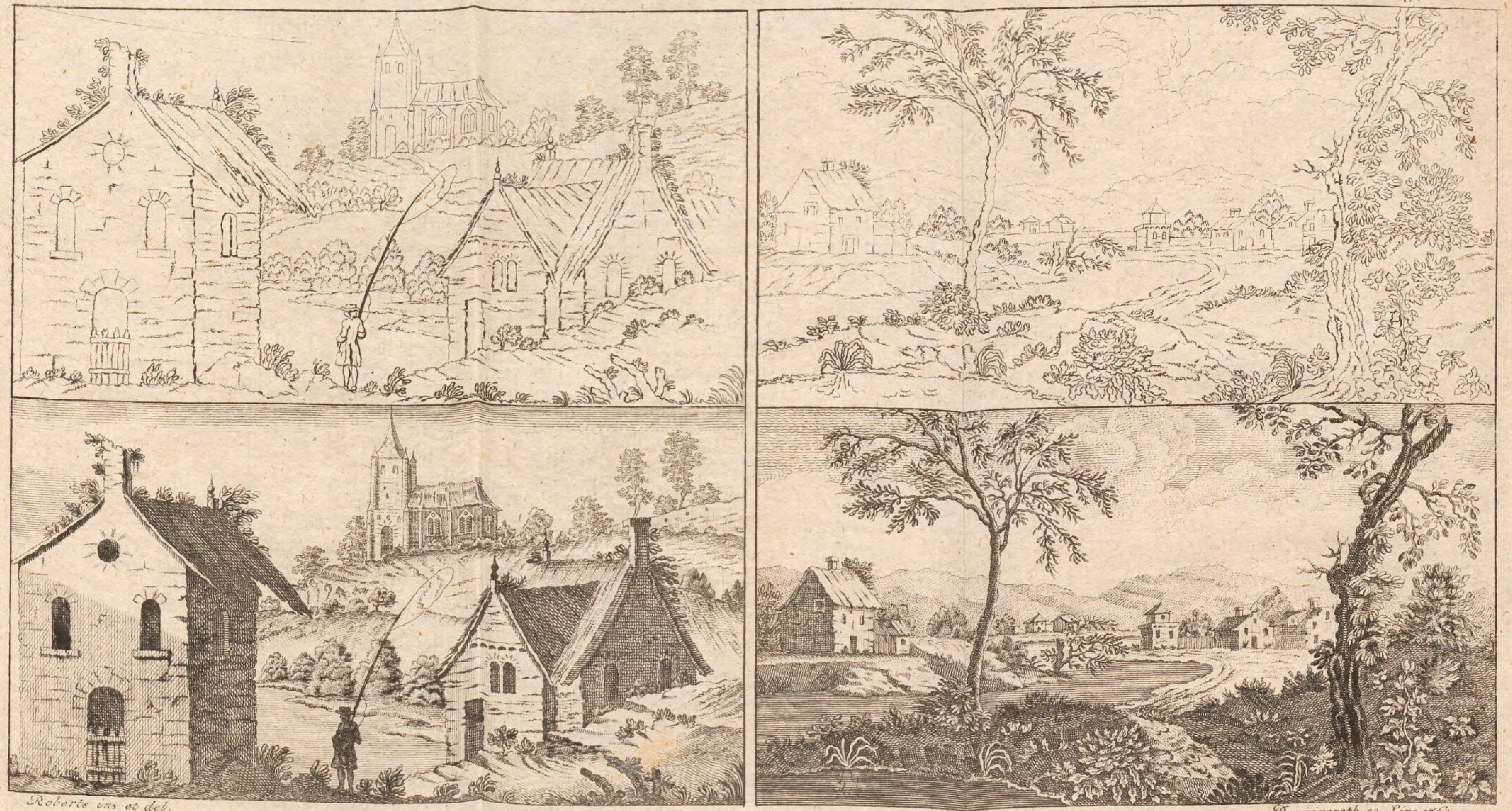
G. L. Cruſius ſc.

G. L. Cr. sc.

Haymann inv et del. Bernigeroth sc. Lips. 1762.

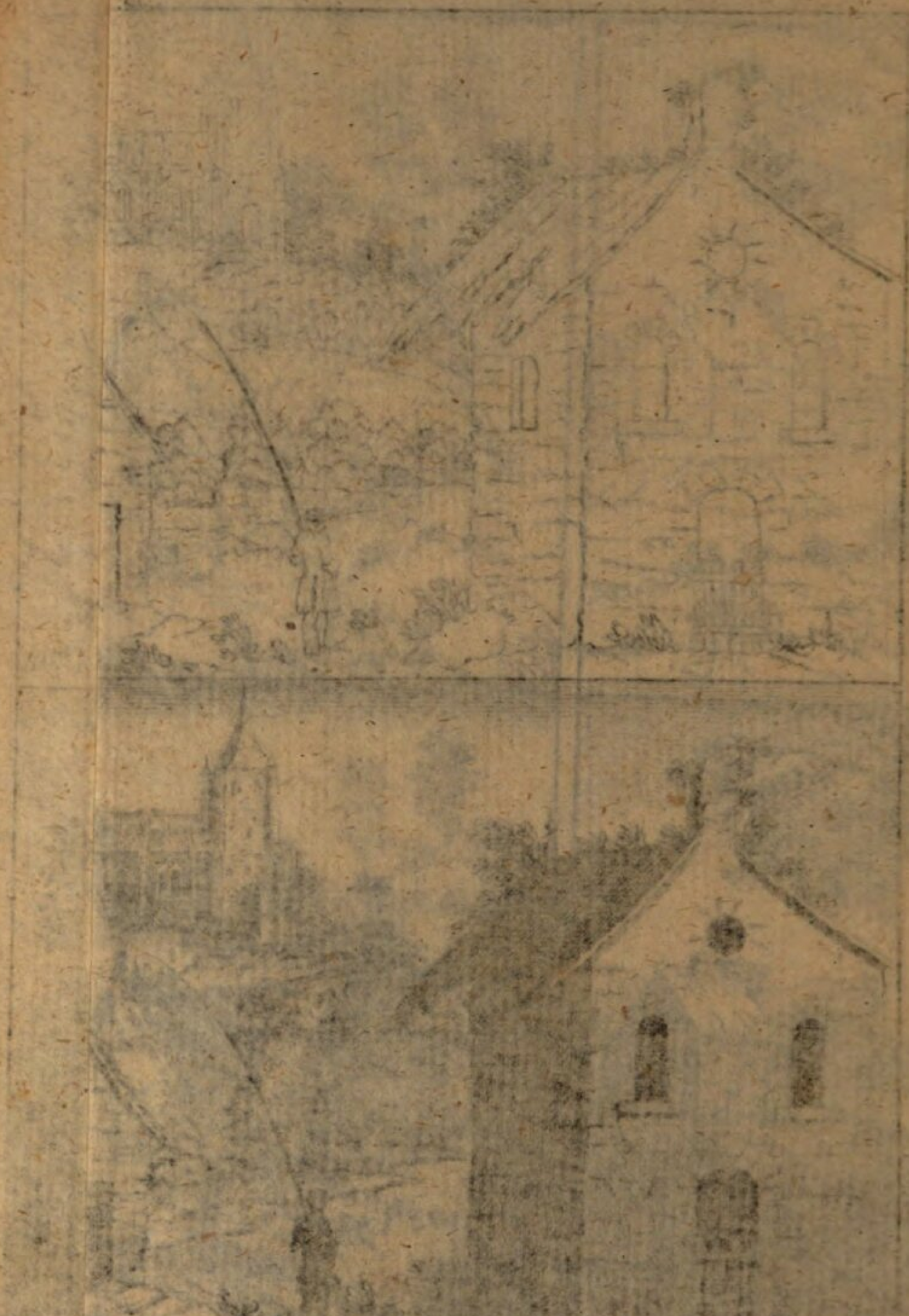


Roberts inv. et del. *Bernigeroth sc. Lips. 1762.*



Roberts inv et del.

Bernigeroth sc. Lips. 1762.



BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dodsley, Robert, 1703-1764 / Teubern, Hanns Ernst von, 1738-1801 / Le Blanc, Guillaume

Der Lehrmeister oder ein allgemeines System der Erziehung worinn die ersten Grundsätze einer feinen Gelehrsamkeit so vorgetragen werden, daß man dadurch das Genie der Jugend am glücklichsten prüfen und ihren Unterricht befördern kann
Bd.: 1

Leipzig 1765

Paed.pr. 786-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759561-3
VD18 80286178-001